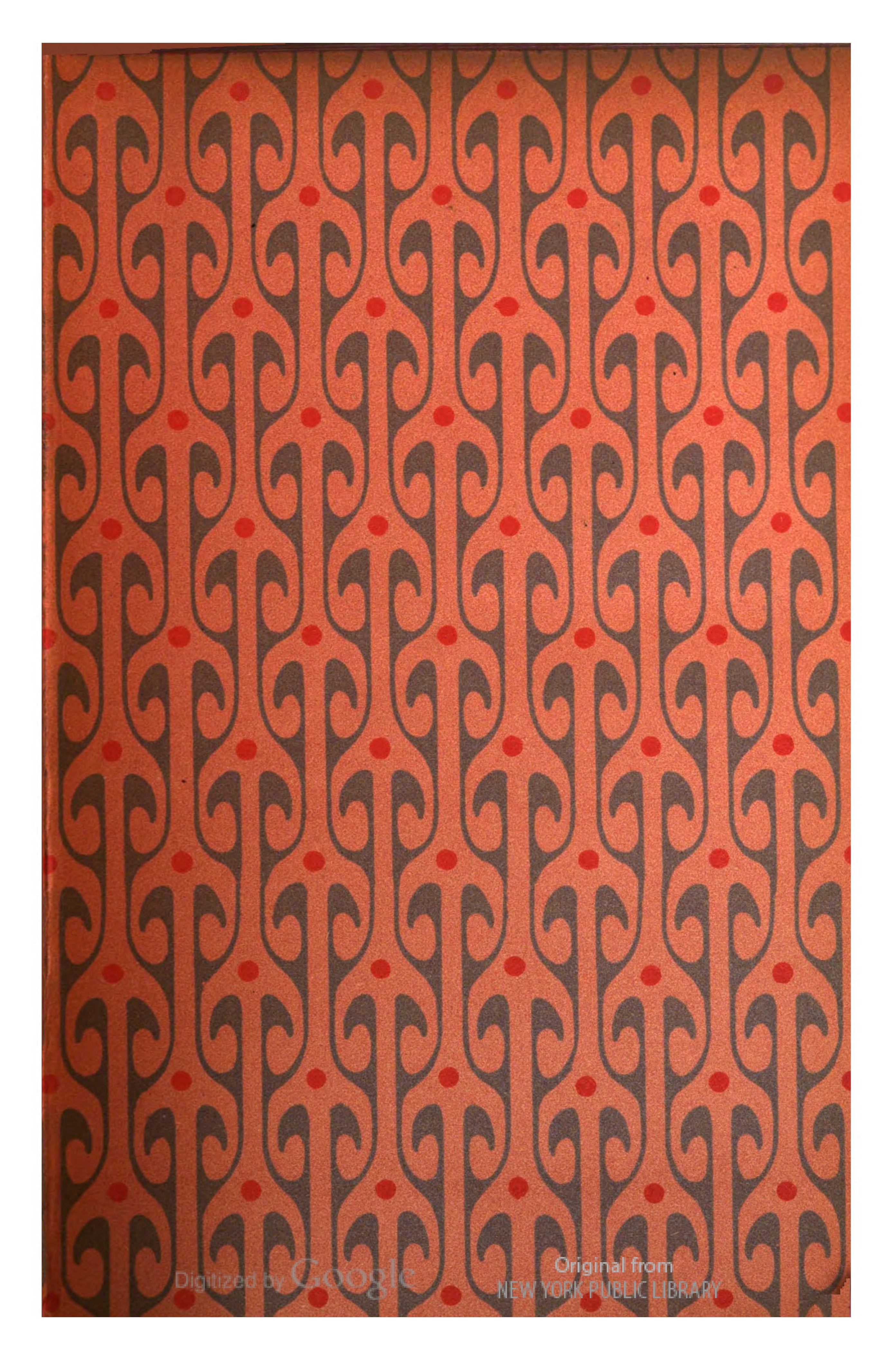

Napoleon I.
Von
August Fournier
III. Band






THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN FOUNDATIONS

Napoleon I.

Eine Biographie

von

August Fournier.

Dritter Band:

Die Erhebung der Nationen und Napoleons Ende.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

WIEN.
F. TEMPSKY.



LEIPZIG.
G. FREYTAG.

1906.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.



Inhalt.

Corrigenda:

Seite 17, Zeile 18 von oben statt „Kolonialwaren und Manufakturen" lies: „Kolonial- und Manufakturwaren";
„ 44, „ 3 von unten statt „intreten" lies: „eintreten";
„ 64, „ 10 „ „ „ „6. August" lies: „16. August";
„ 180, „ 8 „ „ „ „Makranstädt" lies: „Markranstädt";
„ 202, „ 7 von oben statt „an kein Volk gebundene" lies: „an kein Volk innerlich gebundene";
„ 236, „ 16 von unten statt „in diesem Jahre" lies: „in diesen Jahren";
„ 256, „ 15 von unten statt „eine" lies: „seine";
„ 295, „ 6 „ „ „ „Herren" lies: „Herrn";
„ 297, „ 10 „ „ „ „Soor" lies: „Sorr";
„ 353, „ 20 „ „ „ „ihm" lies: „sich".

Erstes Kapitel.

Im Zenith.

Es bildet ein entscheidendes Moment im Herrscherleben Napoleons I., daß ihm in dem Augenblicke, da er die Regierungen Europas niedergeworfen und seinen Plänen unschädlich gemacht zu haben glaubte, in den Regierten ein noch unbezwungener Feind entgegentrat. Diese nachträgliche Opposition der Völker hatte er offenbar nicht vorausgesehen, als er den Staaten den Krieg erklärte, und damit denselben Fehler begangen, dessen sich seine Vorgänger im revolutionären Regiment von Frankreich schuldig machten. Denn so wenig wie diese — Konvent und Direktorium — sich darum gesorgt hatten, ob die Nationen Europas auch wirklich durch sie von ihren Fürsten befreit und unter die Führung der Frankenrepublik versammelt sein wollten, so wenig fragte der Imperator danach, ob sie auch wirklich seiner Oberleitung untergeordnet und mit seinen Gesetzen beschenkt zu sein wünschten. Er meinte für seine ehrsüchtigen Zwecke genug getan zu haben, wenn er die einzelnen Länder in Verfassungen und unter Gouvernements brachte, die ihm taugten, weil sie von ihm abhingen; für nationale Instinkte hatte er nur sehr wenig Verständnis, so wenig, daß er sie auch bei den Franzosen übersah, die er für ewig mit Holländern, Deutschen, Italienern und Spaniern in ein Reich zusammenzukleben hoffte. Natürlich. Was er in seiner Jugend besessen und frühzeitig eingebüßt hatte, war ein bloßes Völkerschaftsbewußtsein gewesen, das Italiener gegen Italiener, Korsen gegen Genuesen, den Dialekt gegen den Dialekt bewaffnete. Den gewaltigen Patriotismus, der um alle Angehörige eines mächtigen Stammes von gleicher Sitte und Sprache sein festes Band schlingt, den kannte er nicht. Dafür war er auch ein zu eifriger Jünger der kosmopolitischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts gewesen, die den Unterschied der Stämme ebensowenig wie den der Stände gelten ließ und in einem freien Weltbürgertum ohne Sonderart



ihr Ideal erblickte. Ihr hatte er gehuldigt bis er nur noch den einen Traum träumte, die nivellierte Menschheit dereinst insgesamt unter sich zu sehen. Darum gab es für ihn auch nur Bevölkerungen, keine Nationen, und jene glaubte er bezwungen zu haben, wenn er ihre Armeen geschlagen und ihre Regierungen gedemütigt hatte. Da geschah es aber, daß, als er sich an ein Volk wagte, bei dem die nationalen Instinkte in hohem Maße entwickelt waren — es war das spanische — dieses Volk, von Zorn entflammt, die seinen Herrschern entfallene Wehr aufgriff und, zum Äußersten entschlossen, den Kampf fortsetzte. Und derselbe volkstümliche Geist des Widerstandes wider den Grenzenlosen regte sich bald überall, und es kennzeichnet die genialsten unter den Gegnern des Franzosenkaisers, daß sie, diese Bewegung würdigend, in der Volksbewaffnung das wirksamste Mittel der Abwehr erkannten. So hatte Pitt in England schon vor Jahren sein Freiwilligenheer auf die Beine gestellt, so Stadion in Österreich auf die Errichtung einer Landwehr gedrungen, so forderte Scharnhorst in Preußen unablässig die allgemeine Wehrpflicht. Es barg einen tiefen Sinn, wenn der österreichische Minister dem russischen Bevollmächtigten vor dem letzten Kriege sagte: „Wir haben uns als Nation konstituiert."*)

Und welche Energie war mit diesem volkstümlichen Element in den Kampf gekommen! In Spanien, das Napoleon mit einem Spaziergang seines Schwagers Murat nach Madrid gewonnen zu haben glaubte, gelangte der entfachte Brand nicht mehr zum Verlöschen, und Österreich, obgleich am Rande des Ruins, wußte 1809 Kräfte in den Streit zu führen, die dem großen General mehr zu schaffen machten als die Kabinettsarmeen des Wiener Hofes je zuvor. Dazu war der Aufstand in Tirol und Norddeutschland in vereinzelten Flammen aufgelodert, und in Rußland hatte eine populäre Strömung das Schwert des Zaren gegen Österreichs Truppen in Ruhe gehalten. Schien es nicht verhängnisvoll für Napoleon, daß just zu derselben Zeit, als in Europa der nationale Haß die Völker bewaffnete, sich auch unter den Franzosen eine patriotische

*) Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, III. 32.

Tendenz gegen den heimatlosen Ehrgeiz ihres Herrschers regte und der nationale Staat wider das internationale Empire in eine heimliche aber zielbewußte Opposition trat? Eben als im Frühling 1808 der spanische Aufstand ausbrach, kam in Paris die Polizei einer republikanischen Verschwörung auf die Spur, die Malet, ein entlassener General, mit Kameraden seiner Gesinnung angezettelt hatte und der auch einige Senatoren — Garat neben anderen — nicht ganz fremd gewesen sein sollen.*)

Diesem volkstümlichen Widerstande der Nationen gegen des Kaisers Politik hatte sich im Jahre 1809 auch der hl. Vater hinzugesellt. Nicht mit den Waffen seines Weltfürstentums trat er in den Kampf ein; die waren ihm von Napoleon zerbrochen worden; sein Land war okkupiert, die Verwaltung fremden Bevollmächtigten übertragen, und nur der formelle Akt fehlte noch, um das Erbe St. Peters als das zu bezeichnen, was es seit dem April 1808 tatsächlich war, eine Provinz des Empire. Nein, mit der Gewalt seiner geistlichen Autorität, die ja ebenfalls auf einer breiten, popularen Grundlage beruhte, rüstete er sich gegen den Imperator. Kaum hatten die Spanier losgeschlagen, so protestierte er, mitten aus den französischen Besatzungstruppen heraus, wider seine Vergewaltigung und verbot den Bischöfen in den dem Kirchenstaat entrissenen Legationen, dem neuen Herrn den Eid zu leisten. Als dann der Kaiser, nach den Siegen in Bayern, aus Wien mit zwei Dekreten vom 17. Mai 1809 antwortete, welche „die Schenkung Karls des Großen zurücknahmen“, den Papst seiner weltlichen Herrschaft — mit der Berufung auf Christi Wort, sein Reich sei nicht von dieser Welt — völlig entkleideten und das Patrimonium des Apostelfürsten als Gebietsteil des französischen Reiches erklärten, da veröffentlichte Pius VII. seinerseits, unter dem Eindrucke des Tages von Aspern, eine seit Monaten vorbereitete Exkommunikationsbulle gegen seinen Bedränger. Damit war die ganze große mehrhundertjährige Frage des Konflikts zwischen Kaisertum

*) Siehe Madelin, Fouché II. 47. 50, wo auch noch ein zweites, von Servan, dem girondistischen Kriegsminister des Jahres 1792, angestiftetes Komplott erwähnt wird.

und Papsttum aufs neue aufgerollt und Napoleon mußte eine Lösung suchen. Er wählte diejenige, die seinem offensiven Wesen und dem universalen Systeme der Revolution, das er vertrat, am meisten entsprach. Kaum hatte er in Schönbrunn vernommen, daß der hl. Vater die Bannbulle an den Kirchentüren von Rom habe anschlagen lassen, so sandte er dem König von Neapel, der in seine Absichten eingeweiht war und das römische Unternehmen unter seine Oberleitung genommen hatte, die heimliche Weisung, man müsse den Papst, wenn er Empörung predige, verhaften; derlei sei nicht unerhört, Philipp der Schöne und Karl V. hätten ähnlich gehandelt (19. Juni). Murat, der bald darauf vom Kaiser ein zweites Billett erhielt, in dem über Pius zu lesen war: „Keine Schonung mehr! Das ist ein wütender Narr, den man einsperren muß,“ Murat nahm den Wink für das, was er war, ein Befehl, und am 6. Juli, just als bei Wagram die Würfel zu Frankreichs Gunsten fielen, ward der Papst im Quirinal festgenommen und aus Rom fortgebracht — zunächst nach Grenoble und von dort, auf eine besondere Ordre des Kaisers, nach Savona an der Riviera, immer im strengsten Gewahrsam.*) Etwas später, noch vor dem Abschluß des Wiener Friedens, befahl Napoleon die Übersiedlung der Kardinäle und Ordensgenerale, der päpstlichen Kanzlei und der Archive nach Paris, wohin er auch den hl. Vater zu berufen gedachte, um ihn, als Werkzeug seines uneingeschränkten Willens, unmittelbar zur Hand zu haben. Nur auf Fouchés Widerraten blieb Pius in Savona, von wo er erst im Juni 1812 nach Fontainebleau überführt werden sollte. Und wenn nun Pius sich der geforderten Dienste weigerte? Auch für diesen Fall suchte man vorzukehren. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug, und nachdem er sein Eheprojekt

*) Siehe die Briefe an Murat in Corresp. XIX. 15.384 und bei Lecestre, I. n. 459. Hinterher hat der Kaiser die Verhaftung, die er doch selbst insgeheim angeordnet, in einem Brief an Fouché, der ihn nicht gerade geheim zu halten brauchte, für Narretei erklärt: den Staatssekretär Pacca nur hätte man festnehmen, den Papst aber ruhig in Rom lassen sollen; nun sei freilich an der Tatsache nichts mehr zu ändern (Corresp. XIX. 15.555). Auf St. Helena hat er dann seine Mitschuld eifrig abgeleugnet.

mit der österreichischen Prinzessin ins Reine gebracht und damit dem Papste den letzten Rückhalt an einer aufrechten katholischen Macht genommen hatte, ließ Napoleon durch ein Senatskonsult vom 17. Februar 1810 offen die Einverleibung des Kirchenstaates in Frankreich, dessen Zerlegung in zwei Departements und die Erhebung Roms zur zweiten Stadt des Kaiserreichs als Staatsgesetz erklären. Dem hl. Vater wurde eine jährliche Rente von zwei Millionen Franken zugesprochen, während seine Nachfolger sich bei ihrer jeweiligen Stuhlbesteigung auf die vier Artikel der gallikanischen Kirche von 1682 verpflichten sollten, in denen die Freiheit der Krone Frankreichs von einer auswärtigen geistlichen Macht, die Fehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen und dessen Abhängigkeit von den Beschlüssen der Konzilien, wie sie das von Konstanz ausgesprochen hatte, festgestellt worden waren. Die Absicht, die der Kaiser hierbei verfolgte, lag auf der Hand: die widerstrebende Kurie durch ein gefügiges Konzil zu meistern und sich untertänig zu machen. Hatte er doch schon im Juli 1807 an Eugen geschrieben, er werde sich nicht scheuen, die Kirchen von Gallien, Deutschland, Italien und Polen in einem Konsistorium zu versammeln und sich ohne Papst zu behelfen.*)

Und der Papst widerstrebte wirklich. Er verweigerte nicht nur seine Bestätigung, als das erzbischöfliche Offizialat in Paris die Ehescheidung Napoleons von Josephinen aussprach, was zur Folge hatte, daß dreizehn italienische Kardinäle — man nannte sie die „schwarzen“ — ihre Teilnahme an der darauffolgenden Vermählungsfeier versagten, er verweigerte auch den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kirchliche Investitur, die ihm das Konkordat vorbehalten hatte. Es half nichts, daß man ihm seine Ratgeber entzog, um den milde angelegten Mann, der in kanonischen Fragen nicht eben die genauesten Kenntnisse besaß, leichter zu gewinnen, nichts, daß sich Österreich um die Beilegung des Streites bemühte, und nichts auch, daß Napoleon gegen Ende des Jahres 1810 strengere Maßregeln gegen seinen Gefangenen vorschrieb, ihn

*) Siehe Band II, S. 238.

seines Sekretärs, seiner Papiere und jeder Möglichkeit eines brieflichen Verkehrs, ja sogar seines Schreibzeuges berauben ließ: Pius blieb fest. Wenn er auch hie und da zu Konzessionen geneigt geschienen hatte, als: Krönung Napoleons zum Kaiser des Abendlandes, spätere Verständigung über die weltliche Herrschaft, Aufnahme fremder Mitglieder in das hl. Kollegium bis zur Hälfte, so hatte doch Napoleons Strenge gegen die schwarzen Kardinäle, die, ihrer Einkünfte beraubt, in den Osten Frankreichs verbannt wurden, gegen diejenigen, die in Rom zurückgeblieben waren, gegen die italienischen Klöster, schließlich gegen ihn selbst, ihn immer wieder davon zurückgebracht. „Der Kaiser ist ein Mann," hatte er zu dem österreichischen Unterhändler, v. Lebzeltern, gesagt, „der nie das will, was er vorgibt zu wollen; seine eigentlichen Absichten verrät er nie. Wo ist die Garantie, daß er nicht alles, was er heute vereinbart hat, morgen wieder umstößt?" Eher wollte Pius das Schisma als die Unterordnung der Statthalterschaft Christi unter einen weltlichen Herrn.*)

Unter solchen Umständen — die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs und Italiens gerieten in Unordnung — mußte Napoleon, wenn er erreichen wollte, was er zu erreichen wünschte, einen entscheidenden Schritt vorwärts tun. Das ursprünglich geplante allgemeine Konzil war ihm von seinem Kirchenrat widerraten worden, der sich eher für ein Nationalkonzil aussprach. Doch schon in diesem Conseil ecclésiastique, der einmal, am 16. März 1811, unter seinem Vorsitz und in Gegenwart Cambacérès' und Talleyrands beriet, bekam er von dem gelehrten Abbé Emery den Einwand zu hören, daß ja doch auch der französische Katechismus den Papst als „das sichtbare Oberhaupt der Kirche" erkläre, „dem alle Christen Gehorsam schuldig seien", daß die Kirche sich dieses Oberhauptes

*) Nach Äußerungen der Pariser Prälaten hätte Pius' erste Weigerung, die von Napoleon ernannten Bischöfe zu bestätigen, ihren Grund darin gehabt, daß der Kaiser sein Versprechen, die „Organischen Artikel" des Jahres 1802, die vielfach über den Inhalt des Konkordats hinausgingen, zu beseitigen, nicht gehalten und, dem sogenannten „italienischen Konkordat" von 1803 entgegen, in Italien Klöster aufgehoben, im Venezianischen Bischöfe ernannt hatte. Welschinger, Le Pape et l'Empereur, p. 215.

nicht entäußern dürfe, ohne sich zu gefährden, und daß auch Bossuet, den Napoleon als Gegner des Ultramontanismus so gern im Munde führte, es ausgesprochen habe, der hl. Vater bedürfe zur Ausübung seiner kirchlichen Funktionen der völligen Unabhängigkeit von irgendwelcher weltlichen Macht — worauf dann der Kaiser allerdings glattweg erwiderte, das möge zu Bossuets Zeiten, im 17. Jahrhundert, zutreffend gewesen sein, als es in Europa eine ganze Anzahl anerkannter weltlicher Herren gab und keiner dem andern die staatliche Superiorität über den Papst gönnte, jetzt aber, wo Europa nur ihn als einzigen Gebieter anerkenne, falle diese Rücksicht weg.*) Nebenher ließ er sich gegen die Nachfolger Petri vernehmen, „die fortwährend die Christenheit für die Interessen des kleinen römischen Staates, nicht größer als ein Herzogtum, in Zwiespalt brachten". Als dann ein neuer Versuch dem Kaiser ergebener Bischöfe in Savona zu keinem bindenden Zugeständnis des Papstes geführt hatte und im Juni 1811 die Prälaten Frankreichs und Italiens in der Notre-Damekirche zum Nationalkonzile sich versammelten, zeigte sich auch hier ein unerwarteter Widerstand. Gleich ihre erste Kundgebung war eine Treuebezeigung gegen Pius VII., dessen Zustimmung sie zuvor einholen wollten, ehe sie die vom Kaiser geforderten Bestimmungen betreffs der Investitur trafen, während Dieser doch, gerade umgekehrt, mit den Beschlüssen der Versammlung auf den Papst einen Druck auszuüben gedachte. Erst nachdem die Beratungen suspendiert, drei widerstrebende Prälaten eingekerkert, andere bedroht

*) Diese von der stolzesten Herrschsucht diktierten Worte blieben von Emery nicht unerwidert. Auch der gegenwärtige Zustand, sagte er, könne einmal ein Ende nehmen und die Voraussetzung Bossuets wieder eintreffen. Die Prälaten, entsetzt über die Kühnheit ihres Genossen, wollten ihn beim Kaiser entschuldigen, doch Dieser antwortete: „Sie irren, meine Herren, ich bin gar nicht aufgebracht gegen ihn. Er hat gesprochen wie Einer, der seine Sache weiß und beherrscht. Und so will ich, daß man mit mir rede." Talleyrand meinte freilich beim Weggehen: „Das ist der einzige Mensch, der es fertig bringt, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen, ohne ihm höchlich zu mißfallen." Ebenda, p. 168 ff. nach Paccas Memoiren und der „Vie de M. Emery" von Gosselin.

worden waren, ward das wiedereröffnete Konzil dahin gebracht, ein von Napoleon diktiertes Dekret zu dem seinigen zu machen: daß, wenn der Papst über sechs Monate mit der Institution eines vom Kaiser ernannten Bischofs säume, dieser vom Metropoliten des betreffenden Sprengels instituiert werden könne (5. August 1811).*) Es wurde schließlich erreicht, daß Pius in Savona hierzu seine Zustimmung gab, aber nur soweit die Bischöfe Frankreichs und des Königreiches Italien in Betracht kamen; die des Kirchenstaates nahm er aus, um nicht indirekt der widerrechtlichen Okkupation desselben zuzustimmen, und forderte seine Räte zurück. Damit war der Streit nicht beendet. Der Papst blieb des Kaisers Gefangener.

Noch war es unbestimmt, ob Pius in diesem Kampfe unterliegen würde. Aber wer die allgemeine Lage überblickte, konnte derartiges wohl vermuten. Die üble Behandlung, die das Oberhaupt des Katholizismus erfuhr, und dessen Appell an die Gläubigen machten auf diese nicht den tiefen, zur Tat aufreizenden Eindruck, wie es etwa in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen wäre. Die Welt war erstaunlich weltlich geworden. Sogar der Wiener Hof hatte sich über die Bannbulle des Papstes hinweggesetzt, als er die Erzherzogin nach Frankreich ziehen ließ. „Nicht eine einzige schützende Stimme erscholl von den katholischen Thronen herab“, schreibt Kardinal Pacca in seinen Memoiren. Und dazu kam, daß ein großer Teil der Gegner des Kaisers: Engländer, Russen, Preußen als Andersgläubige gar nicht in den Bereich der päpstlichen Autorität gehörten, während hinwieder strengkatholische Völker, wie die Polen, gerade in der festesten Verbindung mit Napoleon ihre Rechnung zu finden hofften. Ja, sogar die eigenen Untertanen des hl. Vaters äußerten dem neuen Herrn gegenüber zwar einiges Widerstreben, ließen sich aber schließlich die militärisch-zweckmäßige Administration, die Reform des Justizwesens, die Hebung des Unterrichts, die Regulierung von Flüssen und Straßen, die Trockenlegung der Sümpfe und

*) Die Institution durch die Erzbischöfe war in Frankreich nichts unerhörtes; sie war zur Zeit Heinrichs IV. erfolgt, ehe dieser König seinen Frieden mit der Kirche machte.

andere wertvolle Neuerungen des gottlosen Regimes grollend gefallen.*)

Nur auf eine Nation — wenn man etwa von den Bauern Tirols absieht — übte das Schicksal Pius' VII. eine ihre politische Haltung mitbestimmende Wirkung: das waren die Spanier. Ihre Priester ermüdeten nicht, ihren Mut gegen denjenigen zu stählen, der, wie sie sagten, die Altäre ebenso bedrohe wie die Throne.**) Noch in den letzten Tagen des Jahres 1808 hatte die revolutionäre Zentraljunta, die für den exilierten König Ferdinand die Regierung führte, die Nation zum Guerillakrieg aufgerufen, d. i. zur Bildung von Banden unter Führung eines Mönches oder eines gedienten Offiziers mit der Aufgabe, kleinere französische Detachements zu überfallen, Kuriere abzufangen, Waffen- und Munitionstransporte wegzunehmen u. dgl. Und die Mahnung hatte augenblicks Folge gefunden. Die Guerillas waren überall und nirgends, sie ließen sich zwar vertreiben und verfolgen, aber nicht vernichten, und bildeten eine Kriegsplage ohnegleichen. Bald nach jenem Aufruf verkündete ein Manifest den Völkern Europas, daß es sich in Spanien um die Freiheit aller Nationen handle, und forderte zur Unterstützung auf. Und nicht vergeblich. Die Engländer, die bisher lediglich als Feinde Napoleons auf der Halbinsel erschienen waren, traten jetzt in ein offenes Freundschaftsbündnis mit den spanischen Insurgenten und verpflichteten sich zum äußersten Kraftaufwand. Und wenn sie auch diese Zusage nicht voll einlösten — es standen kaum je mehr als 30.000 Briten an der Seite der Spanier — so war es doch ein genialer Mann, der die englischen Hilfstruppen befehligte: Wellesley, Lord Wellington, wie er seit der Schlacht von Talavera hieß. „Wenn der Krieg auf der spanischen Halbinsel andauert, ist Europa

*) Hierüber jetzt Madelin, La domination française à Rome, 1809—1814 (Revue d. d. mondes, 1905, Bd. 28, S. 646 ff.).

**) In einem der von spanischen Geistlichen zu Kriegszwecken verfaßten Katechismen wird Napoleon neben der menschlichen eine teuflische Natur beigelegt, die Ermordung eines Franzosen als ein verdienstliches Werk, die Unterlassung des Kampfes als todeswürdige Infamie bezeichnet.

gerettet", pflegte er zu sagen, und danach handelte er. Klug berechnend, mehr defensiv als in gewagten Unternehmungen seine schmalen Kräfte riskierend, hielt er den überlegenen Gegner hin und erreichte seinen Zweck: die Wunde am Leibe des Empire blieb offen. Trotz den 200.000 Mann, die ihnen Napoleon zurückgelassen hatte, waren seine Marschälle nicht imstande, das Land zu pazifizieren. Untereinander uneins, des aufreibenden Kampfes, der keinerlei Gewinn versprach, unlustig, und oft unsicher, ob sie den Befehlen aus Paris oder denen aus Madrid zu folgen hätten, brachten sie es nur zu unbedeutenden Erfolgen, und als der Kaiser von Schönbrunn nach Paris zurückkehrte, lauteten die Berichte aus dem Süden nicht allzu günstig.

Nun erwartete Jedermann, Napoleon werde selbst wieder nach Spanien gehen, die ungefügen Generale zur Ordnung bringen und mit der überlegenen Kraft seines Genies den entscheidenden letzten Sieg erzwingen. Er hatte daran gedacht und in Briefen an Clarke und Berthier wiederholt davon gesprochen, aber er ging doch nicht nach Spanien. Von denjenigen, die ihn genauer kannten, sagten die Einen, er habe in dem von Fanatismus durchtobten Lande sein Leben nicht aufs Spiel setzen wollen, die Andern, er sei durch seine Ehescheidung und Wiedervermählung abgehalten worden, was wahrscheinlicher klingt. Nicht unmöglich auch, daß ihn jetzt dasselbe Motiv, das am Anfang des Jahres 1809 seine Rückkehr nach Frankreich beschleunigt hatte, hier zurückhielt: das Mißtrauen gegen Talleyrand und Fouché, die er, während seines Feldzuges in Österreich, in geheimen Beziehungen mit Murat, dann mit dem heimgeschickten Bernadotte bemerkt hatte. Jedenfalls äußerte er sich bald sehr geringschätzig über die spanische Affaire — wohl um sich selbst nicht zu widersprechen, da er doch schon vor Monaten behauptet hatte, sie sei durch ihn endgültig beseitigt worden — und begnügte sich, die Aktionen seiner Generale von Paris aus zu leiten.

Und anfangs schien es auch wirklich, als sollte dies hinreichen. Am 19. November 1809 hatten die Franzosen bei Ocaña über die letzten regulären Truppen Spaniens gesiegt, deren geschlagene Reste nach Cadix geworfen, und damit die

Provinz Andalusien fast gänzlich in König Josephs Hände gebracht. Nun blieben nur die Guerillas und das englische Hilfskorps in Portugal übrig. Die Ersten achtete der Kaiser wenig. Von ihrer grauenvollen Bedeutung hatte er keine Vorstellung und glaubte es wohl auch nicht, wenn er hörte, der Krieg mit ihnen sei noch weit entsetzlicher als seinerzeit der in der Vendée. Besser dachte er von den Engländern. „Nur die Engländer sind das einzige Gefährliche in Spanien", läßt er Ende Januar 1810 und später wiederholt durch Berthier an Joseph schreiben. Aber sollte man der paar tausend Briten nicht Herr werden können auch ohne ihn, namentlich wenn er, wie er nun tat, die Streitkräfte auf der Halbinsel bedeutend erhöhte und Massena, den tüchtigsten seiner Marschälle, mit Schmeicheleien und Versprechungen für das Unternehmen gewann, Portugal Wellington abzujagen? Ney und Junot sollten unter Massena kommandieren, Soult, der an der Spitze der Armee in Andalusien stand, ihm von dort nach Portugal zu Hilfe kommen. So sicher war Napoleon des Erfolges, daß er am 8. Februar 1810 ein Dekret erließ, das die nördlich vom Ebro gelegenen Provinzen Biscaya, Navarra, Arragon und Katalonien der spanischen Staatsverwaltung entzog, sie in vier französische Militärgouvernements verwandelte und vier Generale: Suchet, Dufour (später Reille), Augereau und Thouvenot mit der höchsten bürgerlichen und militärischen Gewalt über dieselben ausstattete. Sie sollten für die ihnen unterstehenden Truppen aus den Einkünften dieser Provinzen sorgen, da die Regierung Josephs nicht imstande sei, die Hilfsquellen des Landes so energisch auszubeuten, daß sie die Armeekosten bestreiten könne; nur von Paris hätten sie fortan Befehle zu empfangen. An die Stelle der spanischen Farben trat in diesen Gebieten die Trikolore. Ein begleitender Brief an Berthier von demselben Tage sprach noch allgemeiner die Absicht des Kaisers aus, die Verwaltung alles von seinen Generalen eroberten spanischen Landes in deren Hände zu legen; auch die Steuererhebung wurde ihnen eingeräumt. Und wenn nun die Eroberung weiter fortschritt? Wenn Suchet von Katalonien immer tiefer nach Süden vordrang, und Massena wirklich Portugal den Engländern abgewann? Dann fiel wohl schließlich

ganz Spanien unter französische Verwaltung. Und war das am Ende nicht besser als Hunderttausende französischer Soldaten und Hunderte von Millionen französischen Geldes bloß für die Selbstherrlichkeit eines ehrgeizigen Bruders zu opfern, der aus eigener Kraft seinen Thron doch nie verteidigen könnte? Man will aus gewissen Anzeichen vermuten, der Kaiser habe damals — im Frühjahre 1810 — vorübergehend wieder daran gedacht, den jungen Bourbon Ferdinand VII., nachdem er ihn mit seiner Nichte, der Tochter Lucians, vermählt und zur Abtretung der annektierten Landesteile genötigt haben würde, nach Spanien zurückzusenden. Aber die Sache ist zu schlecht verbürgt, um sie unbedingt gelten zu lassen.*) Bestimmt wissen wir nur, daß Joseph, den die Abtrennung der vier Provinzen um das bißchen Kredit brachte, das er sich durch seine Mäßigung bei den Liberalen des Landes erworben hatte, seinen Minister Azanza nach Paris sandte, um dort die Zurücknahme des Februar-Ediktes zu erwirken, und Dieser nach langem Warten schließlich die Aufklärung erhielt, der Kaiser habe die Einverleibung ganz Spaniens in Frankreich, „dessen natürliche Fortsetzung es bilde", beschlossen, sein König solle abdanken und damit nur so lange noch warten, bis die Engländer von der Halbinsel vertrieben seien.**)

*) Masson, Napoléon et sa famille, VI. 118 stellt diese Hypothese auf und Sorel, VII. 435 nimmt sie an. So lange sie aber nur auf schlecht überlieferten Angaben in Lucians Memoiren (III. 155) beruht, wird ihr kaum eine ernstere Bedeutung einzuräumen sein. Die Anwesenheit der fünfzehnjährigen Lolotte in Paris, vom Jänner bis in den Juni 1810, könnte auch mit der stets von der „Familie" gewünschten Versöhnung der beiden Brüder allein in Verbindung gestanden haben. Hatte doch seinerzeit Mutter Lätitia zu diesem Zweck sogar die Verheiratung Napoleons mit ihr im Auge gehabt.

**) Der bestürzte Diplomat bekam sogar die betreffenden Dokumente — die Verzichturkunde Josephs und ein Manifest Napoleons an die Spanier — fix und fertig in die Hand gedrückt. In der Kundgebung hieß es: „Mein Bruder hat mir freiwillig die Krone zurückgegeben, die ich ihm abtrat, und mich angefleht, den Untergang seiner Untertanen nicht zuzulassen. Er kennt Eure Angelegenheiten, er rief meinen Schutz an und bestand darauf, daß ich Euch in mein Reich aufnehme." Ein starkes Stück an Verdrehung der Tatsachen! Das Gegenteil war die Wahrheit. Azanza hatte in Paris die Zwiste und Diebereien der französischen

Alles kam nun auf Massena an, und ob sein Zug gelang. Er sollte nicht gelingen. Die Festungen, die den Weg nach Portugal verlegten, kapitulierten erst nach langer und hartnäckiger Gegenwehr, was Wellington eine Frist gab, die er dazu nutzte, bei seinem methodischen Rückzug alle Hilfsquellen zu vernichten und im Norden von Lissabon einen dreifachen Fortsgürtel vom Meere bis zum Tajo zu ziehen. An dieser starken Stellung bei Torres vedras brach sich schließlich, trotz einem wichtigen Erfolge bei Busaco im September 1810, die Kraft des Franzosenheeres, dem die Entbehrungen des Vormarsches sehr hart zugesetzt hatten und das weder aus Frankreich noch von Soult her die nötige Unterstützung erhielt, so daß Massena im Frühling 1811 nach Spanien zurückkehren mußte. Nach einer neuen Schlappe, die er Anfang Mai bei Fuentes de Oñoro erlitt, verlor er das Oberkommando, das der erzürnte Kaiser Marmont übertrug.

So war Portugal nicht erobert, England vom Festlande nicht vertrieben, vielmehr der Brite durch seinen Sieg über den trefflichsten Marschall des Kaiserreichs in seiner Geltung wesentlich erhöht. Dagegen litten die einzelnen französischen Heeresteile und ihre gezwungenen Alliierten unsäglich. Ungezählte Menschenleben verschlangen Krankheit, Hunger und die heimliche Tücke des Gegners. „Dies ist ein grausamer Krieg,“ schreibt ein Offizier der rheinbündischen Truppen über den unaufhörlichen Kampf mit den Guerillas,

---

Generale und die Exzesse der Soldaten als die Hauptursache des allgemeinen Aufruhrs, die Mäßigung Josephs als das einzige Mittel, das Land zu beschwichtigen, bezeichnet und gebeten, den König nur noch ein Jahr lang wirksam zu unterstützen ohne die Integrität Spaniens zu verletzen. Jene Aktenstücke gelangten übrigens nicht nach Madrid. Sie fielen einer Guerilla in die Hände und standen bald darauf in spanischen Insurgentenblättern und im „Courrier de Londres“ abgedruckt (Pertz, Die polit. Bedeutung des Jahres 1810, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1861, S. 196 ff.). Joseph, der stets mit seiner Abdankung gedroht hatte, solange der Kaiser noch an dem Familiensystem festhielt, konnte jetzt, trotz solchen demütigenden Zumutungen, dazu den Entschluß nicht finden. Er blieb, wie er es nannte, „der Türhüter der Spitäler, Zeug- und Invalidenhäuser von Madrid“.

„hier gilt nichts als Sieg oder Tod und am Ende — doch der Tod.“*) Das Regiment der sächsischen Fürstentümer zum Beispiel, das im Frühjahr 1810 2300 Mann stark in Spanien angekommen war, hatte bereits im September 1000 Mann verloren und über 1200 in den Spitälern liegen. Im Oktober waren davon nur noch 27 Mann dienstfähig. Von den Truppenkörpern, die der Kaiser über die Grenze sandte, langte immer nur ein Bruchteil, und kein großer, am Bestimmungsorte an. Die Entmutigung der Krieger wuchs fortwährend, und nur die eine Hoffnung hielt sie bis ins Jahr 1812 aufrecht: der große Schlachtenkaiser werde sicher noch kommen, um die Kampfesnot ruhmreich zu endigen.

Aber er kam auch jetzt nicht, wenn sich gleich die Lage immer schwieriger gestaltete. Und das hatte wieder seinen ganz bestimmten Grund. Er kam nicht, weil er in dem Krieg auf der Halbinsel nur eine nebensächliche Episode der gewaltigen Fehde erblickte, die er an allen Ecken des Kontinents gegen Großbritannien führte, ein sekundäres Moment, das sofort jede Bedeutung verlieren mußte, sobald anderwärts der große Streit siegreich zu Ende geführt war. Und da dieser seine volle Tätigkeit in Anspruch nahm, so durfte er — dies war offenbar sein Erwägen — sich nicht persönlich in die untergeordnete Einzelheit des peninsularen Gefechtes einlassen, das ihn vom Zentrum seiner Politik und deren nächsten Zielen allzuweit entfernte. Kurz gesagt, der Handelskrieg war ihm die Hauptsache, er bildete den wesentlichsten Teil seines Systems. Als er ihn im Jahre 1810, zur Zeit, da er Massena gegen Lissabon aussandte, mit erhöhtem Eifer wieder aufnahm, war es seine Überzeugung, England sei durch die Blockade bereits so sehr finanziell geschwächt, daß nur noch ein paar Jahre Ausdauer hinreichen würden, um seine Macht völlig zu erschöpfen. Und es fehlte in der Tat nicht an Symptomen, welche die Ansicht unterstützten. Der englische Staatsschatz hatte durch die ewigen Subsidien an die Kontinentalmächte und die kostspieligen Expeditionen nach Spanien und Holland stark gelitten; die Noten der englischen Bank hatten bereits

*) Bernays, Die Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen, S. 120.

über zwanzig Prozent an Agio eingebüßt; auf dem Festlande nahm man das Pfund Sterling, das gemeiniglich mit 25 Franken gewechselt worden war, nur noch zu 17 Franken an. Seit dem Jahre 1807 war die Wollindustrie in York und Wiltshire ebenso notleidend geworden wie die Baumwollmanufakturen in Manchester und Glasgow und die Eisenwerke von Sheffield und Birmingham. Die indirekten Abgaben, mit denen der Staat seine Bedürfnisse zu decken suchte, lasteten schwer auf den Fabrikanten und — schwerer noch — auf den Arbeitern.*) Eine Handelskrise war die selbstverständliche Folge, und die Bankbrüche häuften sich. Schon eiferte im Parlament eine respektable Opposition gegen die Fortführung des Krieges. Und die Kontinentalsperre war bisher noch nicht einmal in ihrem vollen Umfange durchgeführt worden. Geschah dies erst, so meinte Napoleon sicher zu sein, daß England sich beugte, um Frieden bat und auf seine Alleinherrschaft zur See verzichtete. Dann war natürlich auch der Kampf in Spanien zu Ende. War es unter solchen Umständen — so mochte er rechnen — nicht widersinnig, selbst über die Pyrenäen zu gehen, anstatt von Paris aus alles zur schärfsten Anwendung des Blockadesystems vorzukehren? Aus Spanien wäre dies, schon des schlechten Verkehrs wegen, unmöglich gewesen. Nein, nein, Wellington war nicht bloß auf der Iberischen Halbinsel zu besiegen. Denn nicht die physische Kraft des einen oder anderen britischen Expeditionskorps war der wesentliche Gegner, sondern die materielle Kraft des britischen Reichtums, der diese Expeditionen ausrüstete, Koalitionen

*) Die Kosten für die Lebenshaltung einer Londoner Familie des Mittelstandes hatte sich von 540 Lst. vor den Franzosenkriegen auf 900 während derselben erhöht, um nach dem Friedensschluß in den zwanziger Jahren auf 750 Lst. zu fallen. Die Ausgaben einer Landarbeiterfamilie waren von 1792 bis 1813 von 27 Lst. auf 48 gestiegen und betrugen 1823 wieder 32 Lst. (Siehe Rose's Auszug aus Lowe, The Present State of England in regard to Agriculture, Trades and Finance", 1823 bei Lumbroso, Napoleone e l'Inghilterra, p. 430.) Natürlich stellten sich die Budgets der von der Konkurrenz der Maschine bedrängten gewerblichen Arbeiter noch sehr viel ungünstiger: die Weberlöhne waren in der Zeit von 1795 bis 1810 von 39 auf 15 Shilling per Stück gefallen. (Nach Gaskell, „Artisans and Machinery", 1836, cit. von Rose, Napoleonic studies, p. 195.)

warb und Aufstände zettelte. Dieser mußte vernichtet werden, und dieser vor jedem andern.

So drängte alles nach der einen Frage hin: ob sich die Kontinentalsperre wirklich in der vollen, dem britischen Nationalvermögen so verderblichen Strenge durchführen ließ, wie Napoleon es für möglich hielt? In ihrer Beantwortung lag die Entscheidung über das Schicksal der Welt.

Es ist in dieser Lebensgeschichte wiederholt angedeutet worden, daß der Gedanke, den seit hundert Jahren währenden Krieg mit England fortzuführen, indem man den britischen Industrieartikeln und Kolonialwaren den kontinentalen Markt entzog, nicht in Napoleons Kopf entsprungen, sondern früheren Datums war. Tatsächlich ist er im Schoße der revolutionären Regierung von Frankreich schon zu einer Zeit entstanden, als der junge General Bonaparte eben erst in Italien seine Lorbeeren zu pflücken begann.*) Die Machthaber der Republik

*) In einem Briefe vom 22. Juli 1796 schrieb Mallet du Pan an Thugut: „Der Haß gegen England hat neue Kraft gewonnen; die Vorbereitungen zu einer Landung daselbst werden fortgesetzt, und es ist ein Plan gefaßt und zum Teile auch schon durchgeführt, England die Häfen des Kontinentes zu verschließen.“ Eine Woche später: „Man wird England, soweit man es vermag, den Markt des Kontinentes versperren, damit seine Einkünfte, seine Fabriken, kurz, seine wichtigsten Hilfsquellen angreifen, hierdurch den Widerspruch der britischen Nation hervorrufen, und auf solche Weise die Regierung zwingen, um Frieden zu bitten.“ (Correspondance inédite, II. 118. 120.) Ein Artikel des offiziellen „Redakteur“ vom 29. Oktober desselben Jahres enthält den Satz: „Unsere Politik muß sich darauf beschränken, den Handel Englands und damit seine Macht zu ruinieren, indem man es vom Kontinent ausschließt.“ Zwei Tage später verbot das Gesetz vom 10. Brumaire V. (31. Oktober 1796) die Einfuhr aller englischen Produkte und Handelswaren und überdies aller Artikel, die vorzugsweise in England erzeugt wurden, wie Baumwollensamte, Musseline, Wirkwaren, Shawls, Kristallwaren, Zuckerraffinade usw. (Aus dem „Recueil des lois concernant les douanes“, Par. 1876 abgedruckt bei Lumbroso, p, 49 ff.) Der Motivenbericht dazu erklärte dies als eines der wirksamsten Mittel, die heimischen Manufakturen wieder emporzubringen, „den Verkauf und den Konsum englischer Waren in der ganzen Ausdehnung der Republik zu verhindern.“ (Siehe Moniteur vom 29. Vendémiaire V). Die Einfuhr englischer Artikel nach Frankreich hatte übrigens auch schon der Konvent — in Dekreten vom 1. März und 9. Oktober 1793 — streng verboten.

waren von der Richtigkeit der Idee durchdrungen, und der Kaiser ist ihr treu geblieben. Unablässig hat er im Verkehr mit den einzelnen Staaten darauf hingearbeitet, bis er, Sieger über Österreich und Preußen, im November 1806 von Berlin aus jenes Blockadedekret erließ, das alle Schiffe, die unmittelbar aus England und dessen Kolonien kamen, von den Küsten des Kontinents fernhielt. Durch die Edikte der Engländer vom 11. und 25. November und die Dekrete Napoleons vom 23. November und 17. Dezember 1807*) war dann auch der Seehandel der Angehörigen neutraler Mächte unendlich schwieriger geworden, so sehr, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika ihren Bürgern geradezu den Verkehr mit Europa untersagte, ihnen ihre Baumwolle, anstatt sie nach Frankreich oder England auszuführen, selbst zu verarbeiten riet, dafür aber auch französischen und britischen Schiffen die Konfiskation in den amerikanischen Häfen androhte. Nur fand sie nicht viel Gehorsam für ihr Verbot. Im Gegenteil. Amerikanische Reeder nahmen englische Kolonialwaren und Manufakturen an Bord und handelten damit unter falschen Angaben über deren Herkunft nach Holland, den Hansestädten, den preußischen und russischen Häfen. Im Mittelmeer deckte die neutrale türkische Flagge auf Schiffen griechischer Kaufleute die britische Fracht, die nach Triest, Venedig, Genua etc. eingeführt wurde. Dieser ausgedehnte Zwischenhandel störte nun freilich den großen Plan Napoleons aufs empfindlichste, und er war darauf bedacht, ihn ebenso lahm zu legen wie den direkten Kommerz mit England. Er erließ im März 1810 ein Edikt, das sich geradezu gegen die Neutralen kehrte, indem es die griechischen Schiffe im Süden genauester Durchforschung nach der Provenienz ihrer Ladung unterwarf, die Amerikaner dagegen — und hier kam ihm jenes Verbot der Regierung von Washington trefflich zu statten — in allen französischen und Frankreichs Waffen erreichbaren, d. i. okkupierten Häfen mit Beschlagnahme bedrohte. Erst als die Vereinigten Staaten das Embargo gegen die franzö-

*) Siehe Band II. S. 167. 235, wo es statt „1806“ natürlich „1807“ und statt „14. Oktober“ für das britische Edikt „11. November“ zu heißen hat.

sischen Kauffahrer aufhoben, erklärte sich Napoleon bereit, amerikanische Schiffe in den französischen Häfen zuzulassen, wenn auch nur solche, die ihre Ladung direkt über den Ozean nach Frankreich brachten. Solche, die vorher englische Häfen berührt hatten, und jene, die in der Ostsee Kommerz trieben, wurden nach wie vor feindlich behandelt.*)

Der Handel der Neutralen war es jedoch nicht allein, der Napoleons Politik wider England beirrte. Ihm zur Seite hatte sich ein immenser Schleichhandel entwickelt, der, trotz allen Dekreten und Verordnungen, den Kontinent fortwährend mit den verfemten englischen Kolonialwaren und Webeartikeln versah; allerdings zu hohen Preisen, während in den Londoner Lagerhäusern die Entwertung der heimischen Produkte immer größere Fortschritte machte. Die Differenz, d. i. die Prämie für den Schmuggel, belief sich 1810 durchschnittlich auf ungefähr fünfzig Prozent. Um nun diesem Pascherwesen ein Ende zu machen und zugleich den durch den spanischen Krieg und die stetig sinkenden Zolleinnahmen verschlechterten Staatsfinanzen aufzuhelfen, erließ der Kaiser am 5. August des genannten Jahres zu Trianon ein Edikt, das von Baumwolle, Zucker und anderen Kolonialwaren — „die ja sämtlich englischen Ursprungs seien“ — einen Einfuhrzoll von fünfzig Prozent des Wertes und darüber forderte und Depots solcher Waren, die, unverzollt, innerhalb vier Meilen jenseits der französischen Grenze lagen, zu konfiszieren befahl. Damit wollte er den Schmugglern gleichsam das Geschäft abjagen und seiner Schatzkasse, der „außerordentlichen Domäne“ („domaine extraordinaire“), die ihm ein Senatskonsult vom 30. Januar 1810, unabhängig vom Haushalt des Staates und

*) Thiers, XII. 32 ff. Corresp. XX. 16.348. XXI. 16.743. 17.206. Auch die Maßregel gegen die Neutralen ist schon vom Direktorium vorgedacht gewesen: Anfang Januar 1798 empfahl es den gesetzgebenden Körperschaften, alle neutralen Schiffe, die englische Ware führten, wer immer die Eigentümer wären, in Beschlag zu nehmen und jedem neutralen Fahrzeug, das in England angelegt habe, die französischen Häfen zu verschließen. (Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, V. 36.) Der Zweck war, wie man angab, die Freiheit der Meere zu schirmen (Mallet du Pan, II. 390).

seiner Kontrolle, eingeräumt hatte und in die, neben den reichen Erträgen der Kriegszüge und den Renten von den fremden Staatsgütern, auch der Zoll floß, einen erheblichen Zuschuß sichern.*) Ein späteres Dekret, vom 18. Oktober aus Fontainebleau datiert, bestimmte, daß englische Manufakturartikel in Frankreich sowohl wie in den verbündeten Ländern, wo immer man ihrer habhaft wurde, dem Feuer überliefert werden sollten. In der Tat sah man während der nächsten Wochen allenthalben französische Soldaten über die Grenze gehen, im Verein mit den Zöllnern Magazine erbrechen, den Fleiß britischer Arbeit zu Haufen tragen und in Asche verwandeln, Zucker und Kaffee aber auf Munitionswagen laden und nach Antwerpen, Mainz, Frankfurt, Mailand führen, wo sie öffentlich versteigert wurden. Dabei waren Prämien auf den Eifer gesetzt, während Pascher und Hehler den drakonischen Strafen eines im November 1810 eigens zu diesem Zweck eingesetzten Gerichtshofes verfielen. Zu solcher Härte hatte sich das Kontinentalsystem ausgebildet. Sie wurde nur in Frankreich dadurch gemildert, daß hier einzelne Reeder für gutes Geld — das gleichfalls in den kaiserlichen Tresor floß — die Erlaubnis erhielten, gewisse Gattungen englischer Produkte, namentlich unentbehrliche Material- und Farbwaren, zu importieren und französische

*) „Geben wir dem Staatsschatz den Gewinn, dessen sich sonst der Schmuggel bemächtigen würde, gewähren wir Erleichterungen für die Einfuhr der Kolonialwaren und erhöhen wir die Abgaben dafür" hatte der Zolldirektor Collin an den Kaiser geschrieben. (Darmstädter, Das Großherzogtum Frankfurt, S. 308, wo auch die Ziffern der Zolleinnahmen Frankreichs: 1807: 60, 1809: 11 Millionen verzeichnet sind.) Das Senatskonsult vom 30. Jänner 1810 schuf nichts neues, sondern regelte nur die Verwaltung des Kriegsschatzes, den Napoleon nach dem Feldzug von 1805 mit einem Teil der österreichischen Kriegsbeute gegründet und seither mit den klingenden Ergebnissen seiner siegreichen Waffengänge reich dotiert hatte. Die „außerordentliche Domäne" sollte, wenigstens teilweise, „die Auslagen für die Armee, für Belohnungen von Militär- und Zivilpersonen, für Errichtung von Monumenten, Herstellung öffentlicher Bauten und Arbeiten, Ermunterung der Künste und Vermehrung des Glanzes des Kaiserreiches bestreiten". Bis Anfang 1810 sollen die Fonds des Domaine extraordinaire zwei Milliarden betragen haben. (Vgl. Rupelle, Les Finances de la Guerre de 1796 à 1815. Annales de l'école polit., 1892, p. 656.)

Weine und Kornfrüchte nach England auszuführen. Und damit die Industrie dabei nicht zu kurz komme, war diese Erlaubnis an die Verpflichtung gebunden, mit den Agrarprodukten zugleich auch Fabrikswaren zu exportieren, was dann zur Erzeugung minderwertiger Massenartikel, namentlich in Seide, führte, an denen nicht allzu viel gelegen war, wenn sie von den Engländern, die nur Naturprodukte aufnahmen, zurückgewiesen und „ad usum delphinorum‘, wie man sagte, ins Meer versenkt wurden. Das Geschäft blieb dennoch ein sehr vorteilhaftes, und mancher Spekulant ließ sich die „Lizenz“ ein gutes Stück Geld kosten.

Es konnte nun freilich nicht geleugnet werden: das System der Lizenzen durchbrach den großen Plan, den der Kaiser mit der Kontinentalsperre verfolgte. Es bewahrte nicht nur die Engländer, die damals, 1810, nach Mißernten von Hunger und Not bedroht waren, vor einem bösen Schicksal, sondern gab auch außerhalb Frankreichs, wo Napoleon unnachsichtig auf der Sperre bestand, Anlaß zu arger Mißstimmung.*) Was Napoleon zu einer solchen, seiner ganzen Politik widersprechenden Haltung bewogen haben mochte, erfährt nur, wer einen Blick auf die wirtschaftliche Lage seines Reiches in jener Zeit wirft.

Das Blockadesystem hatte ohne Zweifel einzelnen Zweigen der französischen Industrie einen mächtigen Anstoß gegeben und die Ausdehnung des Empire durch die siegreichen Feldzüge deren Absatzgebiet vergrößert. Das war namentlich bei der Baumwoll- und Seidenindustrie, in der Woll- und Luxusbranche und bei den Eisengewerken der Fall. Andere — die Leinenmanufaktur z. B. — hatten zwar mit den Kolonien einen wichtigen Markt verloren, dann aber doch in dem vermehrten Export nach den kontinentalen Nachbarländern zureichenden Ersatz gefunden. So war, trotz dem Verfall des Seehandels, im ganzen während der ersten fünf Jahre des Kaiserreiches die Lage der gewerblichen Produktion Frank-

*) Daß auch das Direktorium schon „Lizenzen“ verkaufte, erfährt man aus einem Briefe Mallet du Pans vom 28. Jänner 1798. (Correspondance inédite, II. 398.)

reichs eine durchaus befriedigende.*) Sie schuf dem Landmann kaufkräftige Konsumenten, dem Staate willige Steuerträger, dem Kaiser eine treue und ergebene Anhängerschaft im Volke. Und das war stets Napoleons vornehmster Gesichtspunkt gewesen. Deshalb hatte er das Empire schon 1806 gegen jeden fremden Import der wichtigsten Artikel (Webewaren, Seifen u. s. w.) verschlossen,**) deshalb der Ausfuhr heimischer Industrieerzeugnisse mit den Waffen einen Weg über Frankreichs Grenzen weit hinaus in die seinem politischen Einfluß unterworfenen Länder gebahnt. Denn das darf man nicht meinen, daß er je daran gedacht habe, aus dem gegen Großbritannien abgeschlossenen Kontinent ein einheitliches Wirtschaftsgebiet mit freiem Handelsverkehr zu machen. Nein, er war, wie Konvent und Direktorium vor ihm, Hochschutzzöllner und ein so entschiedener Gegner des Freihandels, daß er z. B. von Léon Says Lehrbuch der politischen Ökonomie, das 1803 erschienen und für die Beseitigung der Zölle eingetreten war, keine neuen Auflagen zuließ. Und dabei sperrte er nicht nur Frankreich gegen jede Einfuhr — selbst die italienische und die deutsche von jenseits des Rheins — ab, sondern hinderte auch den Verkehr der anderen Länder untereinander, wo er konnte. So, wenn er z. B. durch ein Edikt aus dem Oktober 1810 das Königreich Italien nur für die Ein- und Durchfuhr französischer Waren offenhielt, womit den österreichischen Tuchen, den Schweizer Baumwollzeugen und denen vom Rhein ein wertvolles Absatzgebiet verloren ging; so, wenn er durch ein Dekret aus derselben Zeit die italienische Rohseide mittels hoher Ausfuhrzölle der Schweiz und dem

*) Das Erstarken der französischen Industrie zur Zeit Napoleons drückt sich am deutlichsten darin aus, daß der Import an Rohstoffen und Halbfabrikaten in dem Zeitraum zwischen den Jahren vor der Revolution und denen nach dem Kaiserreich um ein Drittel zunahm, während der an Industrieprodukten auf die Hälfte sank. S. Rocke, Die Kontinentalsperre und ihre Einwirkungen auf die französische Industrie, S. 40 nach Moreau de Jonnès, Le commerce au 19. siècle. (Par. 1825.) S. 186.

**) Vor kurzem hat Ch. Schmidt, Le Grand-Duché de Berg (Paris 1905), p. 333 ff. auf die Bedeutung des Tarifs vom 30. April 1806 treffend hingewiesen.

bergischen Lande vorenthielt, damit sie ausschließlich den Lyoner Fabrikanten zugute käme, die dann mit ihrer mächtigen Konkurrenz das lombardische Gewerbe erdrückten.*)

So hat er immer nur der französischen Industrie zu dienen gesucht, deren Interessen ein im Juni 1810 ins Leben gerufener „Fabriks- und Gewerberat" wahrzunehmen hatte, und er hat es getan, um sie seinem Regime gutgesinnt und opferwillig zu erhalten. Er spricht das in einem Briefe vom 23. August 1810 an den Vizekönig Eugen, der gegen jene Verfügung Vorstellungen erhob, deutlich aus: „Ich kann Ihre Bemerkungen nicht billigen. Mein Grundsatz ist: Frankreich vor Allem. Sie dürfen nicht außer acht lassen, daß, wenn der englische Handel das Meer beherrscht, dies deshalb der Fall ist, weil die Engländer zur See am mächtigsten sind; es ist daher nur in der Ordnung, daß der Handel Frankreichs, des mächtigsten Staates zu Lande, ebenso auf dem Kontinent triumphiere, sonst wäre alles verloren. Besser für Italien, es kommt in einem so wichtigen Falle, wie in diesem, Frankreich zu Hilfe, anstatt sich mit Zollämtern zu bedecken. Verlöre ich einmal eine große Schlacht, so würden aus dem alten Frankreich eine, zwei Millionen Menschen unter meine Fahnen eilen und alle Börsen mir offen stehen, Italien dagegen würde sich beiseite drücken."**) Solcher Opfermut, der ihm seine persönliche Machtstellung in Europa sicherstellte, wollte belohnt sein: darum die Schutzzölle für die französische Industrie auf Kosten der Produktion in den anderen Staaten, darum die Begünstigung ihres Exports in die abhängigen Länder, die sich den guten englischen Artikeln verschließen mußten, um minder

*) S. die nächste Note.

**) Corresp. XXI. 16.824. Am 26. August schreibt er an seinen Stiefsohn: „Die italienischen Zollstätten müssen genau auf demselben Fuß, wie die französischen, funktionieren; denn sonst, ich verberge es Ihnen nicht, werde ich Italien mit Frankreich vereinigen. Italien ist z. B. überschwemmt mit Schweizer Waren; alle bedruckten Zeuge und Cotonnaden kommen aus der Schweiz, während Frankreich von solchen Waren strotzt. Meine Absicht ist, daß die bedruckten Zeuge aus Deutschland und der Schweiz in Italien nicht mehr zugelassen werden und nur noch aus Frankreich dahin gelangen." Corresp. XXI. 16.829.

gute und oft auch teurere französische Fabrikate aufzunehmen und obendrein — wie im Großherzogtum Berg — die eigene Produktion durch die fremde lahmgelegt zu sehen. Es war eine ökonomische Tyrannei, die der politischen zur Seite ging und ohne Zweifel zur Erregung der Nationen das Ihrige beigetragen hat.

Aber alle Sorgfalt konnte die französische Industrie nicht davor bewahren, daß auch sie die Nachteile des politischen Systems, das ihr nützen wollte, zu fühlen bekam, und in den Jahren 1810 und 1811 eine Krisis erfuhr, die allen Kredit — und auch den des Kaisers — tief erschüttern sollte. Die Vorteile, welche die Schutzzollkonjunktur bot, hatten immer neue Etablissements ins Leben gerufen, die bald über den inländischen Bedarf weit hinaus produzierten. Damit war die Sorge für den Export wichtigste Regierungspflicht geworden, und Napoleon mochte, wie es ihm mit Deutschland und Italien gelungen war, so auch bei Spanien, als er das Land für sein Haus gewann, die Absicht verfolgt haben, es der französischen Industrie noch zugänglicher und der britischen Konkurrenz noch unzugänglicher zu machen als das bis dahin der Fall gewesen war.*) Da bewirkte aber der durch die Expedition des Jahres 1808 hervorgerufene Aufstand des spanischen Volkes das gerade Gegenteil: die mit nahezu siebzig Millionen bewertete Ausfuhr nach der pyrenäischen Halbinsel sank in dem einen Jahre auf die Hälfte und dann nur noch immer tiefer, da einerseits der andauernde Krieg die Konsumtionsfähigkeit der Bevölkerung verminderte, anderseits die englische Hilfsaktion dem britischen Import den Zugang über Portugal offen hielt. Und dazu kam, daß auch Holland, durch den Verlust seines Handels herabgebracht, weniger aufnahms-

*) „Während Spanien im einzelnen Frankreich und seinen Handel (durch seine Zölle) bekämpfte, standen seine Häfen, und insbesondere die im Biskayischen Golf, dem Handel Englands offen, und die in Spanien, wie in Frankreich, verkündeten Blockadegesetze halfen nur den Schmuggel der Engländer begünstigen, deren Waren sich von Spanien aus über Europa verbreiteten.“ So heißt es in dem von Napoleon selbst verfaßten Bericht seines Ministers des Äußern vom 24. April 1808. Corresp. XVII. 13.776.

fähig geworden war, und ebenso die deutschen Länder, durch die Kriege in Armut geraten, die Hoffnungen der französischen Exporteure nicht mehr erfüllten.

Da stellte sich die Notwendigkeit ein, der französischen Industrie wenigstens daheim zureichenden Absatz zu sichern, d. h. vor allem die landwirtschaftlichen Kreise kaufkräftig zu erhalten. Das sollte geschehen, indem man diesen den englischen Markt zugänglich machte — denn Wein und Korn nahm man dort gerne auf. Daher die Lizenzen. Aber ihre Wirkung war verschwindend gering gegenüber dem Nachteil im großen, der dem gewerblichen Leben Frankreichs schließlich aus seiner auswärtigen Politik erwuchs und den Napoleons Zolledikt von Trianon, da es den Preis der Rohstoffe noch höher hob, nur noch verschärfte. Dieses Edikt hatte überdies auch den Nachteil, daß es den Handel mit Kolonialwaren zur wüsten Spekulation ausarten ließ, was den Geldmarkt aufs ungünstigste beeinflußte. Als nun die Industrie, die ihre zahlreichen, auf die frühere günstige Konjunktur kalkulierten Neugründungen häufig mit erborgten Kapitalien vorgenommen hatte, der verminderten Ausfuhr wegen die Zinsen dafür nicht mehr voll aufbrachte, kam es zum Zusammenbruch großer Bankhäuser, der weite Kreise ins Mitleid zog. Nun wurden den Fabrikanten allenthalben die Kredite gekündigt, was wieder den Sturz vieler Industrieetablissements, in anderen die Einschränkung des Betriebes und die Brotlosigkeit Tausender von Arbeitern zur Folge hatte. Dadurch sah sich dann auch noch die Landwirtschaft in ihren Einkünften geschmälert, und so ward die Krisis schließlich allgemein. Es war ein Zirkel der verhängnisvollsten Art, wenn Napoleon durch die Unsummen, die er dem Auslande für die Erhaltung seiner Armeen und für seinen Kriegsschatz abnahm, den Markt, den er der heimischen Industrie zu erobern gedachte, selbst wieder entwertete. Was wollte es da sagen, wenn er jetzt 18 Millionen zur Unterstützung einzelner Unternehmer hergab, damit sie ihre Werke in Tätigkeit erhalten konnten, neue Nutzbauten aufführen ließ, um die feiernden Arbeitskräfte zu beschäftigen, Erfinder, wie Jacquard, reich belohnte, Millionenpreise für die Entdeckung neuer Verfahren ausschrieb, den Anbau von Baum-

wolle in Südfrankreich und Italien förderte und die Seidenindustrie dadurch heben wollte, daß er seine Paläste mit Möbeln und Tapisserien aus Lyoner Stoffen ausstatten ließ? Das waren sehr schöne Zeugnisse für die Energie seiner Verwaltung, aber doch wieder nur Notbehelfe, die das einmal erschütterte Vertrauen in den Segen seiner ruhmreichen Staatsführung nicht wieder völlig herzustellen vermochten.*)

Das wäre nun doch wohl der Moment gewesen, den definitiven Frieden mit England ernster als bisher ins Auge zu fassen. Aber der Weg dahin war gerade jetzt, als die Krisis in ihrer vollen Schärfe auftrat, ungangbar geworden. Der Kaiser hatte es allerdings zu Beginn des Jahres 1810 versucht, seine letzten kriegerischen Erfolge auch in London zu verwerten. Es war ja möglich, daß man dort, durch das Mißlingen der Expedition nach Antwerpen nachgiebig gemacht, einem Frieden zustimmte, wie er ihn wünschte. Um hierüber Sicherheit zu gewinnen, hatte er Holland vorgeschoben. Dieser Staat war bereits daran, dem Kontinentalsystem zum Opfer zu fallen. Nur durch ihre Schiffahrt, ihre Kolonien, ihren Handel waren die Generalstaaten zu Geltung und Reichtum gelangt, darauf allein waren sie angewiesen, und wenn Napoleons Gesetze, die allen Kommerz zur See unmöglich machten, zu strenger Durchführung kamen, war ihr Verderben unausbleiblich. Das wußte der Kaiser sehr genau. „Holland wird seinem Ruin nicht entgehen können", hatte er schon im März 1808 an seinen Bruder Ludwig geschrieben, als er ihm die spanische Krone antrug, in der Absicht, das Niederland mit Frankreich zu vereinigen.**) Ebenso war ihm bekannt, daß die Holländer die Schiffe der Amerikaner und ihre britische Fracht mit offenen Armen bei sich aufnahmen

*) Über die Intensität der Krisis im Zusammenhange mit der verminderten Aufnahmsfähigkeit des auswärtigen Marktes belehrt u. a. das Sinken des Exportes an Seidenwaren nach Deutschland von 45 Millionen Franken auf 16 in der Zeit von 1810 auf 1811. S. Darmstädters vortreffliche „Studien zur napoleonischen Wirtschaftspolitik" in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, II. 600.

**) Siehe den in Band II. S. 253 zitierten Brief bei Rocquain, Napoléon et le Roi Louis, p. 165 und Corresp. XVI. p. 500.

und die Waren weiter ins Innere des Erdteils verschickten, um so wenigstens einen Bruchteil ihres ehedem so großartigen Speditionshandels zu retten. Damals hatte Ludwig Spanien abgelehnt und auch Napoleon den Annexionsplan fürs erste beiseite gelegt. Nach dem österreichischen Kriege aber war er sofort darauf zurückgekommen. Er nahm jetzt zum Vorwand, daß die Holländer nicht imstande gewesen seien, der englischen Invasion im Jahre 1809 mit genügenden Kräften zu begegnen. Und tatsächlich waren ja die Briten auch mehr durch das Sumpffieber als durch die Truppen des Königs von Antwerpen fort und zur schleunigen Rückkehr nach der Insel Walcheren genötigt worden, wo sich eine Abteilung allerdings noch ein paar Monate lang behauptete. Als dann Ludwig nach Paris eilte, um sich und sein Land gegen den Vorwurf des „Verrates an Frankreich" zu verteidigen, teilte ihm Napoleon offen seine Absicht mit, Holland dem Empire einzuverleiben, ihn selber aber mit einem deutschen Fürstentum auszustatten. Ja, am Tage darauf, 3. Dezember 1809, vernahm es auch der Gesetzgebende Körper aus seinem Munde: „Holland, das zwischen Frankreich und England liegt, ist das Mündungsgebiet der wichtigsten Arterien meines Reiches. Es werden Veränderungen notwendig; die Sicherheit meiner Grenzen und das wohlverstandene Interesse beider Länder verlangen sie gebieterisch." Und zehn Tage später hieß es schon in einem offiziellen Bericht, Holland sei nur „ein Teil von Frankreich". Nur das eine Zugeständnis erhielt der König, daß ein holländischer Vertrauensmann vorerst nach England gehen durfte, um dort insgeheim die Zurücknahme der Dekrete von 1807 zu verlangen und dafür die Räumung Hollands und der Hansestädte durch die Franzosen, im Falle der Ablehnung aber deren Reunion mit Frankreich in Aussicht zu stellen. Diese Mission, bei der es Napoleon offenbar nur darum zu tun war, England durch eine Drohung zur Nachgiebigkeit zu bewegen oder, wenn dies fehlschlug, ihm die Schuld für die Annexion Hollands aufzuladen, scheiterte. Ludwig schickte zwar den Amsterdamer Bankier Labouchère, einen Schwiegersohn Barings in London, zu Wellesley, dem englischen Minister des Äußern, damit er ihm in bewegten

Worten vorstelle, wie es um die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geschehen sei, wenn England jene Edikte nicht zurückziehe, der Bote erhielt aber nur zur Antwort, Holland habe jetzt für England lange nicht mehr die Bedeutung wie zuvor, viel größere habe Spanien, wo ja der Krieg fortdauere, jene Edikte seien nur Verteidigungsmittel gegen Napoleons Blockadedekret, auf die man nicht verzichten könne, solange dieses aufrecht bleibe. Und keinen besseren Bescheid erhielt ein Agent Fouchés, den der immer geschäftige Polizeiminister, um Napoleons Intentionen zu dienen, ohne dessen Vorwissen, aber unter dem Scheine seiner Mitwissenschaft, nach London entsandt hatte: man könne, sagte man ihm, in des Kaisers Maßnahmen — Napoleon hatte am 20. Januar 1810 die militärische Besetzung Hollands zwischen Maas und Schelde angeordnet — kein friedliches Symptom erblicken, sei übrigens bereit offene Vorschläge entgegenzunehmen.

Als dieses Mittel in London seine Wirkung verfehlt hatte, variierte Napoleon sein Thema. Er nahm zwar Holland noch immer nicht ganz für Frankreich in Anspruch, denn für einen solchen Gewaltstreich war der Augenblick, wo alle Welt von seiner Vermählung mit der „Tochter der Cäsaren“ Frieden und Ruhe erhoffte, allzu ungeeignet, aber er nötigte Ludwig einen Vertrag auf, der alles niederländische Gebiet auf dem linken Rheinufer, d. i. Seeland, Brabant und das linkswaalische Geldern an Frankreich überließ, die Bewachung der ganzen holländischen Küste einem französischen Okkupationskorps von 6000 Mann und französischen Zollwächtern anheimgab und überdies den König zur Ausrüstung von fünfzehn großen Kriegsschiffen verpflichtete, wogegen der Kaiser den seit Jahren gehemmten Handel Hollands mit Frankreich freizugeben versprach (16. März 1810).*) Und nun, nachdem die französische Aufsicht jeden Zugang sperrte, sollte der Unterhändler Hollands nochmals in England sein Glück versuchen; vielleicht vermochte die Tat sein Begehren zu unterstützen. Aber auch jetzt mußte Labouchère vernehmen, daß der König und die Mehrheit des Ministeriums gegen die Aufhebung der

*) De Clercq, II. 328.

Edikte seien, die der britischen Industrie manchen Vorteil gebracht hätten, und daß die Unabhängigkeit Hollands allein noch keine Gewähr für den Frieden böte, da das Haupthindernis in Spanien läge. Da gab Napoleon den Gedanken, England durch Holland zum Frieden zu bewegen, auf. Als er durch seinen Bruder von dem heimlichen Treiben Fouchés verständigt worden war, verlor Dieser sein Portefeuille, und der „Moniteur“ mußte jede Nachricht von Verhandlungen mit Großbritannien als „unsinnige Verleumdung“ dementieren, was wieder in London, wo man die Eröffnungen des Polizeiministers als authentisch angesehen hatte, die Stimmung stark verbitterte.*) Von einer Annäherung der beiden Gegner war nun auf lange Zeit nicht mehr die Rede. Napoleon dachte nur noch daran, England durch den Schlag, den Massena in Portugal zu führen hatte, mürbe zu machen, und lehnte selbst eine ihm günstige Auswechslung der Kriegsgefangenen ab, um dem Feinde auf der Halbinsel keinerlei Sukkurs zu gewähren. Gegen Holland aber fiel jetzt jede Rücksicht weg. Die Vertragsbestimmungen blieben unerfüllt, die Zollschranken aufrecht; das französische Okkupationskorps ward auf das Vierfache der festgesetzten Truppenzahl vermehrt und übte im Verein mit den fremden Zöllnern unerträgliche Akte der Willkür; auf Beschwerden tönten aus Paris nur Beleidigungen zurück. Da hielt es Ludwig mit seiner königlichen Ehre nicht mehr vereinbar, die Krone auf dem Haupte zu behalten; er legte sie am 1. Juli 1810 zugunsten seines jüngeren Sohnes — der ältere war im März 1809 Großherzog von Berg geworden — nieder und begab sich heimlich nach Österreich. Napoleon war von diesem eigenmächtigen Schritt seines Bruders immerhin überrascht und sprach in herben Worten über dessen Undank.**) Und im Grunde war es ja auch eine Verlegenheit für ihn, so vor aller Welt im Zwiespalt mit seinen

*) Es war dabei von einer Teilung der amerikanischen Kolonien zwischen Frankreich und England und der Ausstattung Ferdinands VII. mit Mexiko gesprochen worden. S. Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, p. 245 ff.

**) Siehe Band I. S. 35 das Gespräch mit Berthier. Es ist interessant damit ein anderes zu vergleichen, worin der Kaiser kurz

nächsten Anverwandten zu erscheinen. In der Sache freilich ward dadurch nichts geändert. Denn noch ehe die Kunde von Ludwigs Rücktritt in Paris anlangte, lag dort schon ein Dekret fertig, dessen erste Bestimmung lautete: „Holland ist mit dem Reiche vereinigt.“ Nun ward es kundgemacht (9. Juli 1810). Lebrun, der ehemalige Kollege Napoleons im Konsulate, ging als dessen Statthalter in die neue Provinz.

Man beobachte die Methode, die in diesen Usurpationen liegt. In Holland wie in Spanien täuschen die Brüder die Hoffnungen des Kaisers, da weder Joseph noch Ludwig sich den starken nationalen Impulsen wider das Empire entziehen können. Anstatt nun diese Impulse zu würdigen und zu achten, hält Napoleon bloß seine Brüder für zu schwach, zu ehrgeizig, zu eigenwillig, um ihm zu dienen. Sein tiefes Mißtrauen erstreckt sich fortan auch auf sie, und er bricht mit dem Familiensystem, um, sozusagen, Europa in eigene Regie zu nehmen.*) In Holland wie in Spanien geht er in gleicher Weise vor. Dort annektiert er im März 1810 das Land bis zur Waal, hier im Februar das Land bis zum Ebro, und dabei waren, hier wie dort, die Urkunden bereits vorbereitet, welche die gänzliche Einverleibung beider Königreiche in das Kaiserreich auszusprechen hatten. Nur daß in Spanien die nötige Voraussetzung, d. i. die Vertreibung der Engländer, noch fehlte. Aber es sollte bei diesen Annexionen nicht bleiben.

„Die Beschlüsse des britischen Konseils von 1806 und 1807 haben das öffentliche Recht Europas zerrissen. Eine neue Ordnung der Dinge lenkt das Universum.“ Mit diesen Worten empfahl Napoleon dem Senate, die Vereinigung Hollands mit Frankreich zum verfassungsmäßigen Gesetz zu erklären. Aber

---

nachher dem schwedischen Gesandten mitteilte, er habe seinen Bruder, den er liebe und dessen Erziehung sein Werk gewesen sei, vom Throne gejagt (!), weil er machtlos den holländischen Schmuggel geduldet habe. (Lefebvre, V. 73.)

*) Im September 1810 sagte er u. a. zu Metternich: „Da gibt es Verwandte, Vettern, Basen; all das taugt nichts. Ich hätte auch meinen Brüdern die Throne nicht überlassen dürfen. Aber man wird eben nur mit der Zeit klug. Ich hätte bloß Statthalter und Vizekönige ernennen sollen.“ (Metternich, Nachgelassene Papiere, II. 398.)

nicht davon allein war in dem Reskript die Rede, nicht bloß die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheins forderte er als „neue Bürgschaften" gegen England, auch die der Weser und der Elbe verlangte er, und die gehorsamen Senatoren erklärten wirklich in einem Konsult vom 13. Dezember 1810 außer Holland auch noch die gesamte deutsche Nordseeküste, d. h. die Gebiete von Oldenburg, Lauenburg, der drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck, die Fürstentümer Aremberg und Salm, mit Teilen von Hannover, das erst im Januar 1810 an Jérôme gefallen war, von Westfalen und von Berg, das von Paris aus verwaltet wurde, kurz über 600 Geviertmeilen, als Bestandteile des Empire. Es geschah, „um, was ein Hauptzweck seiner Politik sei, den deutschen Geist noch mehr zu entwurzeln", wie Napoleon einmal an Ludwig geschrieben hatte.*) Die neuen Territorien sollten drei Departements mit den Hauptorten Osnabrück, Bremen und Hamburg bilden. Und dafür nicht der geringste Rechtstitel, keinerlei Rechtsgrund, auch nicht einmal zum Schein, sondern bloße Willkür! Und mit derselben Willkür hatte Napoleon im November 1810 die schweizerische Republik Wallis inkorporiert, „da man das Interesse Italiens und Frankreichs nicht dieser armseligen Bevölkerung opfern könne", und den Kanton Tessin mit der unverhohlenen Absicht, ihn dem Italienischen Königreich einzuverleiben, militärisch besetzen lassen. „Die Reunionen sind durch die Umstände geboten", sagte der Minister des Kaisers in seinem Bericht an den Senat. Aber was war dann nicht alles durch die Umstände geboten? Durch die Umstände war die Zahl der Departements des Empire Français bereits auf 130 gestiegen, war Napoleon nicht nur Kaiser dieses Reichs, das sich im Osten bis an die Save erstreckte, sondern auch König von Italien, Mediator der Schweiz, Protektor des Rhein-

*) Am 20. Mai 1810, bei Rocquain, Napoléon et le Roi Louis, p. 273 (Lecestre, II. n. 615): „J'aurais considéré le trône de Hollande comme un piédestal sur lequel j'aurais étendu Hambourg, Osnabruck et une partie du nord de l'Allemagne, puisque ç'eût été un noyau de peuples qui eût dépaysé davantage l'esprit allemand, ce qui est le premier but de ma politique." Es ist derselbe Brief, der mit den grausamen Worten schloß: „Man regiert die Staaten mit Vernunft und Politik, aber nicht mit einer verseuchten Lymphe."

bundes geworden, waren seine Brüder und sein Schwager auf Throne gelangt, die nur so lange aufrechtstanden, als es dem Herrn in Paris beliebte. Durch die Umstände konnte er ebensogut die Vereinigung von ganz Europa unter seinem Zepter rechtfertigen, wenn er die Macht dazu besaß. Und dahin gingen in der Tat seine Gedanken.

Übrigens war auch hierin Napoleon nicht originell, denn mit dem Blockadesystem wider England war auch die Reunion der deutschen Nordseeküste bereits von den Direktoren ins Auge gefaßt worden, und schon vor zwölf Jahren hatte Sieyès diese Gebiete als den „für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs" bezeichnet: besitze man sie, dann könne man die Engländer von Gibraltar bis nach Holstein, ja bis zum Nordkap von allen Festlandshäfen ausschließen. *) Dieses Programm schien sich jetzt erfüllen zu sollen. Denn auch Dänemark, das derzeit sein Staatsgebiet noch über Norwegen ausdehnte, hatte sich der Aufforderung Napoleons, die Waren der neutralen Schiffe zu proskribieren, allsogleich gefügt. Der seit dem Bombardement Kopenhagens im Jahre 1807 ins Maßlose gesteigerte Haß gegen die Engländer ließ Friedrich VI. den empfindlichen Nachteil übersehen, der daraus notwendig für sein Land entstand, und außerdem bewegte den Dänenkönig noch die Hoffnung, mit Hilfe Frankreichs vielleicht dereinst auf den schwedischen Thron zu gelangen, der bald zur Erledigung kommen mußte. Diese Erwartung freilich sollte sich nicht erfüllen. Denn in Schwedens politischer Haltung war gleichfalls eine Wendung eingetreten. Noch während des Krieges gegen die russisch-französische Allianz, der den Russen Finnland, den Franzosen Schwedisch-Pommern mit Stralsund und Rügen in die Hände lieferte, war dort Gustav IV., dessen unkluge Feindseligkeit gegen Napoleon und starres Festhalten an dem unzuverlässigen England den Staat in so üble Lage gebracht hatten, im März 1809 vom Throne entfernt und durch seinen Oheim Karl XIII. ersetzt worden. Dann hatten die Schweden mit Rußland und (im Januar 1810) mit Frankreich einen Frieden geschlossen, der ihnen zwar Pommern

---

*) Siehe Bd. I. S. 231.

wieder zurückgab, sie jedoch zur strengsten Beobachtung der Kontinentalsperre verpflichtete. Ja, sogar zur Kriegserklärung an England ließ sich Karl XIII. im November 1810 herbei, nachdem er kurz zuvor — er war alt und kinderlos — Bernadotte, der sich durch seine Leutseligkeit in Schwedisch-Pommern Sympathien erworben, als Kronprinzen angenommen hatte, freilich kaum ahnend, daß er damit just keinen Freund des Franzosenkaisers an seine Seite berief. Napoleon, dessen Wohlmeinung schwedischerseits eingeholt worden war, hätte allerdings am liebsten Friedrich, den Dänenkönig, auf Schwedens Thron gesehen, da ihm eine starke skandinavische Macht als Gegengewicht gegen Rußlands Ausdehnung wünschenswert erschien, hatte aber, als die Schweden hierfür wenig Neigung zeigten, den Gedanken aufgegeben. Dann war er an seinen Stiefsohn Beauharnais herangetreten, der ablehnte, weil seine Gattin eine Nichte des verbannten Schwedenkönigs und überdies als strenge Katholikin nicht geneigt war, Protestantin zu werden. Und als dann auch noch Berthier sich weigerte, Frankreich für die Krone Schwedens zu verlassen, und eine kleine Partei in diesem Lande sich mit großem Geschick für Bernadotte einsetzte und um des Kaisers Zustimmung zu dessen Kandidatur bat, da sagte Napoleon nicht mehr nein, ließ sich aber von seinem Marschall das Wort geben, daß Schweden an England den Krieg erklären werde, was dann auch wirklich geschah.

Und wie Napoleon den höchsten Norden des Weltteils seinem Hauptfeinde streitig zu machen suchte, so trachtete er auch im äußersten Süden Herr zu werden. Dort saßen die Briten fest auf Sizilien, wo sie die bourbonische Königsfamilie unter dem Druck steter Einmischung und Bevormundung hielten. Von hier aus hatten sie im Jahre 1809 eine Expedition gegen Neapel unternommen, allerdings mit demselben kläglichen Erfolge, wie die gegen Antwerpen im Norden. Darauf hatte dann Napoleon geantwortet, indem er seinen Schwager, den König Joachim von Neapel, ermächtigte, Sizilien den Engländern abzujagen oder doch ihre Truppen dort eingeschlossen zu halten, damit sie nicht Verstärkungen nach Spanien und Portugal senden konnten. Dieser Versuch Murats

gegen Sizilien scheiterte im Jahre 1810. Im folgenden Sommer sollte er, unterstützt von der Touloner Flotte, wiederholt werden. Da jedoch die Schiffe nicht auszulaufen vermochten, wurde das Unternehmen verschoben. Im Grunde bildete es, wie die Eroberung Spaniens und Portugals, gleichfalls nur ein sekundäres Moment, und Messina konnte, wie Lissabon, auf anderen Wegen gewonnen werden.*)

*) Interessant ist, was man damals wissen wollte und worüber der englische Bevollmächtigte, Lord Bentinck, nach Hause berichtete, daß nämlich Königin Karoline, seitdem ihre Enkelin Marie Luise Napoleon geheiratet hatte, eine Verständigung mit den Napoleoniden wider England suchte, dessen Druck sie nur mit dem größten Widerwillen ertrug. Der Plan soll gewesen sein, daß ihre Truppen 1811 die Engländer auf der Insel angriffen, während Murat Messina forcierte. Dann sollte Sizilien gegen eine entsprechende Entschädigung an Diesen oder an Napoleon gegeben werden, der Bourbonenprinz Leopold aber eine Nichte des Korsen zur Frau nehmen. (Browning, Caroline of Neapel in der English hist. review, 1887, p. 492 ff nach Bentincks Depeschen.) Ein vollgültiger Beweis für diese Dinge ist nicht erbracht. Jedenfalls ist Napoleon auf derlei Anmutungen, die Karoline übrigens stets in Abrede gestellt hat, nicht eingegangen. Er soll lediglich der Königin seine Heirat mit Marie Luise angezeigt und dabei — wie man wissen wollte — von außeritalienischen Entschädigungen für Neapel gesprochen haben. (Demelitsch, Metternich, I. 504.) Doch auch das ist schlecht verbürgt. Glaubhafter ist, was man sich in Wien erzählte, Karoline habe, als sie von der Vermählung ihrer Enkelin hörte, ausgerufen: „Das fehlte noch zu all meinem Unglück, daß ich des Teufels Großmutter wurde." (Montet, Souvenirs, p. 111.) 1811 war auch viel von einer Einverleibung Neapels in das Empire und von der Ungnade Murats die Rede. In den Tagebüchern der Königin Katharine von Westfalen liest man darüber. Die Ungnade wäre verdient gewesen, denn Murat, der von der neuen Verwandtschaft Napoleons mit dem sizilischen Hofe Schlimmes für sich befürchtete, war gesonnen, sich möglichst unabhängig zu stellen, und hat vielleicht schon jetzt an eine nationale Herrschaft über ganz Italien gedacht. Im Sommer 1811 erließ er Dekrete, durch die alle Franzosen, die in Neapel dienten, zur Naturalisation verhalten wurden, und schon vorher hatte er, um seine finanziellen Kräfte zu stärken, die Ausfuhr von Baumwollsamen und den Import französischer Tücher mit starken Zöllen belegt. Das mußte dann freilich alles widerrufen werden, wenn er sein Königreich behalten wollte. Und er behielt es. Napoleon hatte zwar Metternich bereits im September 1810 gestanden, daß er es bereue, seinen Schwager auf den Thron Neapels gesetzt zu haben; aber er mochte den offenen Widerstand des furchtlosen Soldaten und damit eine neue Verlegenheit scheuen; auch war Schwester Karoline nicht ohne Einfluß in Paris.

Eins ergibt sich mit Deutlichkeit, wenn man die unendliche Geschäftigkeit Napoleons in dieser Zeit überblickt: daß sich alle diejenigen gar sehr getäuscht sehen mußten, die von seiner Verbindung mit einem alten Herrscherhause seine Versöhnung mit dem System der alten Staaten erhofft hatten. Und ebenso gingen Jene in die Irre, die ein Jahr später in der Geburt seines Sohnes ein Unterpfand des Friedens erblickten. Denn gerade jetzt, im Frühling 1811, nahmen seine Pläne den höchsten Flug: Spanien und Portugal werden früher oder später, sei es durch Eroberung — noch stand Massena vor Lissabon — sei es durch den Gang der größeren Ereignisse, an Frankreich fallen; von der Südspitze des italienischen Festlandes bis dort oben hinauf, wo der Kontinent ins Eismeer taucht, standen bereits die Regierungen, wie es schien willenlos, unter seinem Einfluß, und nur mit dem slawischen Koloß des Ostens mußte die Rechnung erst noch bereinigt werden. Wozu hätte man denn auch den halben Erdteil zur Heeresfolge verpflichtet, wenn nicht, um endlich Herr über den ganzen zu werden?

Und was an neuen Nachrichten aus England kam, war nur angetan, den Kaiser auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Dort gestalteten sich die ökonomischen Verhältnisse infolge der Reunionen der Küstenstaaten mit Frankreich, und bevor sich der Handel neue Wege im Osten bahnen konnte, immer bedenklicher. Zwar hatte Britannien die meisten Kolonien Europas jenseits des Ozeans (darunter die französischen Bourbon, Isle de France und Cayenne) in seine Gewalt bekommen, aber die Hoffnung auf einen gewinnreichen Export von Manufakturartikeln dahin war unerfüllt geblieben, da man Kolonialwaren dafür in Tausch nehmen mußte, denen Napoleon den europäischen Markt immer dichter verschloß. Überdies war es im geeinten Königreich selbst durch die Anwendung von Maschinen zu einer Überproduktion gekommen, die, fast nur noch auf den Schleichhandel angewiesen, nicht rentierte. Das britische Parlament mußte den bedrängten Fabrikanten einen Staatskredit eröffnen. Allerdings hatte auch die französische Industrie die Krise noch keineswegs überwunden, aber da war die Hilfe, wie der Kaiser meinte, nur eine Frage kurzer

Zeit. Als er, wenig Tage nach der Geburt seines Kindes, die Glückwünsche einer Deputation der Handels- und Gewerbekammern entgegennahm, sprach er mit der größten Zuversicht von seinem schließlichen Siege. Den Gedanken an Frieden wies er jetzt offen weit von sich. „Sie sehen“, sagte er, „wie weit herunter England heute ist. Ludwig XIV. und Ludwig XV. waren seinerzeit genötigt, Frieden zu schließen, und auch ich hätte ihn längst suchen müssen, wenn ich, wie jene, das alte Frankreich regierte; aber ich bin nicht der Nachfolger der französischen Könige, sondern derjenige Karls des Großen, und mein Reich ist eine Fortsetzung des Kaiserreichs der Franken. In vier Jahren werd' ich eine Marine haben. Sind meine Geschwader erst drei oder vier Jahre zur See, dann können wir uns mit den Engländern messen. Ich weiß, daß ich drei oder vier Seeschlachten verlieren kann;*) gut, ich werde sie verlieren: aber wir sind mutig, stets gestiefelt und gespornt, und wir werden durchdringen. Ehe zehn Jahre vergehen, werd' ich England unterworfen haben. Kein Staat Europas wird mehr mit ihm verkehren. Meine Zollschranken sind es, die den Engländern das größte Übel zufügen. Hat es doch mit seiner Blockade sich selbst am meisten geschadet, indem es uns lehrte, wie wir seine Produkte, seinen Zucker, seinen Indigo entbehren können. Nur noch einige Jahre und wir werden daran gewöhnt sein. Bald werd' ich Rübenzucker genug haben, um ganz Europa damit zu versorgen. Für Ihre Fabrikate steht Ihnen in Frankreich, Italien, Neapel, Deutschland ein weites Feld offen.“ Dann kam der Kaiser auf den französischen Staatshaushalt zu sprechen und sagte u. a.: „Ich nehme jährlich 900 Millionen lediglich von meinem eigenen Land ein und habe 300 Millionen in den Tuilerien liegen; die Bank von Frankreich ist mit Silber gefüllt, während die englische keinen blanken Sou besitzt. Seit 1806 hab' ich mehr als eine Milliarde an Kontributionen hereingebracht. Ich allein habe Geld. Österreich hat bereits Bankrott gemacht, Rußland wird ihn machen, und England nicht minder.“**)

*) „Drei oder vier Flotten“, nach einer andern Lesart.

**) Die Rede ist hier — als Bruchstück — in ihrer ursprünglichen Fassung mitgeteilt, wie sie aus zwei von einander unabhängigen

Die letzteren, Frankreichs Finanzen betreffenden Bemerkungen des Kaisers bedürfen ein Wort näherer Beleuchtung. Allerdings gewann auch Metternich, als er sich 1810 längere Zeit in Paris aufhielt — die Geschäftskrisis war damals freilich noch nicht in ihrer vollen Stärke aufgetreten — die Ansicht: „Frankreich ist unstreitig der reichste Staat des Kontinents und kann in finanzieller Hinsicht jedem anderen Trotz bieten.“ Aber er setzt doch einschränkend hinzu: „Die Kassen des Staates sind leer, die des Monarchen sind gefüllt.“ Und das kam der Wahrheit nahe, denn den 900 Millionen Einnahmen des Jahres 1810, von denen Napoleon sprach, standen 954 Millionen Ausgaben gegenüber, und wenn man auch annehmen durfte, daß die Annexionen von Rom, Illyrien, Holland, der hanseatischen Departements und der neue Tarif von Trianon zur Erhöhung der Einkünfte beitragen würden, so waren doch daneben die Ziffern des Heeresetats rapid gewachsen. Nach dem Staatsvoranschlage für das nächste Jahr forderte das Kriegsministerium 506 Millionen (1810: 389), das Marineministerium 157 Millionen (1810: 120), bezifferten sich die Einnahmen mit 1056, die Ausgaben mit 1103 Millionen.*) Um dieser Lage gerecht zu werden, hat Napoleon in einem Elaborat vom Dezember 1810 anstatt jedes Anlehens, das er als „unmoralisch, weil künftige Geschlechter belastend“ bezeichnete, nur Erhöhung der indirekten Steuern (droits réunis) in Aussicht gestellt, denen er als neue Auflage das Tabaksmonopol hinzufügte. (Er rechnete für dieses auf ein Erträgnis von 80 Millionen Franken.) Das Präliminare erwies sich als irrig. Die Krisis des Vorjahres hielt an und wurde noch durch eine schlechte Ernte verschärft. 1811 war zwar ein Weinjahr, aber kein günstiges für das Getreide. Die Dürre, welche die Reben zu denkwürdiger Süße ausreifen ließ, verbrannte die

---

Quellen in der Revue critique des Jahres 1880 veröffentlicht wurde. Die Version, die man bei Thiers (XIII. 22—27) findet, repräsentiert offenbar eine nachträglich redigierte Form, in der die Worte des Kaisers den Diplomaten, den deutschen Zeitungen u. dgl. zugingen. In Miots Memoiren (III. 189) erscheint eine dritte Lesart.

*) Ich folge hier den von Mollien, Mémoires III. 110 mitgeteilten Ziffern des Voranschlages.

Ähren; die Mehlpreise stiegen auf nahezu das Doppelte; der Konsum schränkte sich dementsprechend ein, und mit ihm verminderte sich der Steuerertrag. Die Zölle, die am 1. Oktober 1811 140 Millionen hätten ergeben sollen, lieferten nur 56, die indirekten Steuern statt 122 nur 60 Millionen Franken.*) So schloß das Jahr mit einem beträchtlichen Defizit. Freilich war es richtig, wenn Napoleon seinen Schatz mit 300 Millionen bezifferte — Mollien gibt sogar 100 Millionen mehr an — aber davon lagen nicht mehr als etwa die Hälfte bar vor; der Rest bestand in Schuldforderungen an Staaten und Private auf lange Sicht. Man sieht, so glänzend, wie der Kaiser das Bild der Finanzen Frankreichs darstellte, war es nicht, namentlich wenn man die ungeheure Geldlast des spanischen Krieges im Auge behält, die abzuschütteln noch immer nicht gelungen war und die bereits eine tiefe Bresche in die „außerordentliche Domäne" gelegt hatte. Man ermißt daran, wie schwer es ihn traf, daß, wie wir noch hören werden, Rußland sein Gebiet dem französischen Export verschloß, gerade jetzt, wo die Annexion Hollands und Nordwestdeutschlands keineswegs die großen Hoffnungen, die der Schatzminister auf sie gesetzt hatte, rechtfertigten und der Kaiser danach streben mußte, die Einnahmsquellen und damit die Steuerkraft der Franzosen zu vermehren, indem er ihren Produkten auch im Osten neue Märkte eroberte. So hat ihm wohl, wie 1809, auch drei Jahre später mit die Rücksicht auf die Finanzen den Krieg als geboten erscheinen lassen.**)

Wer mit jener Anrede des Kaisers an die Industriellen seine Befehle an den Marineminister aus demselben Monat

*) Darmstädter, a. a. O. S. 583.

**) Vgl. Band II. 285. Es wird bezeugt, daß der Minister Mollien dem Kaiser vom Kriege mit Rußland abriet, weil die Finanzen des Staates der Ruhe bedürfen, worauf er zur Antwort erhielt: „Im Gegenteile, sie geraten in Verwirrung und bedürfen deshalb des Krieges." (Ségur, Histoire et Mémoires, IV. 67.) Ähnlich hatte sich Napoleon schon früher einmal zu Mollien geäußert: „Die Finanzen sind schlecht; die Bank ist in Verlegenheit; hier kann ich diese Dinge nicht in Ordnung bringen." Das war in derselben Nacht gewesen, in der er, 1805, Paris verließ, um in den Krieg gegen Österreich zu ziehen, aus dem er die ersten Fonds für den Kriegsschatz heimbrachte. (Mollien, I. 410.)

März 1811 zusammenhält, der findet da seinen ganzen großen Weltherrschaftsplan in den gewagtesten Entwürfen angedeutet. Nicht mehr das Reich Karls des Großen, nicht den Kontinent von Europa, nein, das ganze Erdenrund fordert er jetzt unter sein eisernes Zepter. Zwei gewaltige Flotten, eine ozeanische und eine für das Mittelmeer bestimmte, will er in den nächsten drei Jahren hergestellt wissen; für die eine faßt er Sizilien und Ägypten, für die andere zunächst Irland ins Auge. Und ließen sich die Dinge in Spanien und Portugal gut an, so sollten noch im Jahre 1812 Expeditionen ans Kap der Guten Hoffnung, nach Surinam, Martinique u. a. entsendet und 60.000 bis 80.000 Mann, „die feindlichen Kreuzer vermeidend", über beide Hemisphären verteilt werden.*) Zur gleichen Zeit ist aber auch schon der letzte entscheidende Festlandskrieg wider Rußland in Vorbereitung, um den Zar, wenn er sich etwa nicht unbedingt in das Föderativsystem unter napoleonischer Hoheit einfügen wollte, zu bezwingen und auf den Weg nach Asien zu verweisen.

Mit einem einzigen gierigen Blick umfaßte der Kaiser der Franzosen die ganze Welt, und so völlig beherrschte ihn der Gedanke seiner künftigen Allherrlichkeit, daß er ihn gar nicht mehr zu verheimlichen suchte. „Man will wissen, wohin wir gehen", sagte er. „Wir werden mit Europa ein Ende machen und uns sodann wie Räuber auf weniger kühne Räuber als wir sind werfen und uns Indiens, zu dessen Herren sie sich gemacht haben, bemächtigen."**) Als der bayrische General Wrede, der sich im Frühsommer 1811 in Paris aufhielt, dort gelegentlich ein Wort zum Frieden sprach, erwiderte ihm der Imperator mit Härte in Ton und Mienen: „Noch drei Jahre und ich bin Herr des Universums." ***)

*) Corresp. XXI. 17.434. 17.435.

**) Gohier, Mémoires II. 108.

***) Heilmann, Wrede S. 187. Dieses Zeitausmaß war jedoch nur ein beiläufiges. Im November 1811 soll er zu De Pradt gesagt haben: „In fünf Jahren bin ich der Herr der Welt. Es gibt nur noch Rußland, und das werde ich zermalmen." (De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le Grandduché de Varsovie en 1812, p. 23.)

Je fester Napoleon auf den schließlichen Erfolg seiner Kontinentalpolitik wider England baute, um so mehr mußte ihm darum zu tun sein, den britischen Waren auch die letzte Zuflucht zu rauben: die russischen Häfen. Er hatte sich also vor allem mit Rußland auseinanderzusetzen, um es für den Anschluß an seine Maßregeln gegen die neutrale Flagge, an seinen Zolltarif zur Abwehr der Kolonialwaren und an sein Vernichtungsdekret wider die Depots englischer Manufakturen zu gewinnen. Das war nun entweder auf gütlichem Wege, wenn der Zar sich fügte, oder mit Gewalt denkbar, wenn er widerstrebte. Wie die Dinge lagen, war das Letztere das wahrscheinliche.

Wir kennen schon die ersten Anfänge einer ernsten Verstimmung unter den beiden Alliierten. Sie datiert vom Kriege des Jahres 1809 her, wo es Rußland an Eifer der Unterstützung gegen Österreich fehlen ließ, worauf dann Napoleon das Herzogtum Warschau durch galizisches Land vergrößerte. Die Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin konnte bereits als ein Schachzug gegen die Macht des Zaren dargestellt und erzählt werden, daß genau an demselben Tage, an dem Napoleon den Fürsten Schwarzenberg in Paris zur Unterzeichnung des Heiratskontraktes auffordern ließ — d. i. am 6. Februar 1810 — dem Gesandten in Petersburg geschrieben wurde, ein von ihm am 4. Januar unterzeichneter Vertrag könne die Ratifikation nicht erhalten. Dieser Vertrag betraf Polen. Alexander I., voll Sorge, das Herzogtum Warschau könnte sich einmal unter dem Protektorate des Franzosenkaisers über das ganze Gebiet des alten Nationalreiches erstrecken, hatte von Frankreich Garantien hierüber gewünscht, und Caulaincourt, dem noch immer seine Instruktion vor Augen lag, Rußland zu beruhigen, war darauf eingegangen und hatte in aller Form versprochen, daß das Königreich Polen niemals wiederhergestellt, ja der Name „Polen" in öffentlichen Dokumenten von Niemandem gebraucht werden solle. Dies unterschreiben hieß für Napoleon eine der wertvollsten Waffen gegen Rußland aus der Hand legen, an der er in den Jahren 1806 und 1809 emsig geschmiedet hatte, und überdies mit seiner Kraft dafür einstehen,



daß der Versuch zu einer Herstellung Polens auch von keiner anderen Seite mit Erfolg gewagt wurde. Und wenn jetzt noch eine Nötigung vorhanden gewesen wäre, dem Zaren dieses Zugeständnis zu machen. Aber eine solche lag, seitdem die österreichische Heirat den Kaiser Franz an Frankreichs Seite gebracht hatte, nicht mehr vor. Kurz, Napoleon ratifizierte nicht, und nur um den Alliierten nicht zu brüskieren, ließ er in Petersburg ein Gegenprojekt in Vorschlag bringen, mit dem er sich lediglich verpflichten wollte, keine Unternehmung, die auf die Restauration des alten Jagellonenreichs abzielte, zu unterstützen und seinerseits die Bezeichnung „Polen" zu vermeiden. Das sollte in einem geheimen Vertrage verbrieft werden. Damit war aber Alexander nicht zufrieden. Er wünschte einen offenkundigen Traktat, der den Franzosenkaiser vor aller Welt verpflichtete, d. h. ihm die Polen entfremdete; er blieb bei seinem ursprünglichen Verlangen und berief sich auf die Zusagen, die er kurz nach Abschluß des Schönbrunner Friedens erhalten hatte.*) „Der Kaiser," sagte er zum französischen Gesandten, „hat mir doch die positivste Sicherheit versprochen und damals auch geben wollen; warum nun nicht mehr?" Die Antwort hätte der Wahrheit gemäß lauten müssen: Weil der Kaiser der Franzosen, der sich jetzt schon für den „einzigen Herrn Europas" hält, den Bruch mit Rußland bereits fest ins Auge gefaßt hat und nur den Vorteil gewinnen will, ihn dann in Szene zu setzen, wann es ihm taugen wird.

In einem Vortrag Champagnys vom 16. März 1810 wird es als unabwendbar angenommen, daß die wirtschaftliche Lage des Zarenreiches dieses, namentlich nach der Vernichtung des holländischen Zwischenhandels, früher oder später Großbritannien zutreiben werde. An einen definitiven ehrenvollen Frieden Frankreichs mit dieser Macht sei nun aber nicht zu denken, da sie die Veränderungen in Spanien, Neapel, Holland und Westfalen (Hannover) nie gutheißen und die Kolonien nicht zurückgeben, alles andere aber nur einen kurzen Waffenstillstand bedeuten und die französischen Ge-

*) Siehe Band II. S. 322, für das Frühere S. 327.

schäftsleute zu falschen Hoffnungen verleiten würde. „Ohne deshalb die Mittel zu verschmähen, mit denen der Zweibund, dessen Grundlage nun zusammenbricht, noch forterhalten werden kann und ohne auch auf jede Aussicht zu verzichten, in einer Unterhandlung mit dem britischen Kabinett einige Sicherheit zu gewinnen, müssen wir doch von vornherein Rußland als den natürlichen Verbündeten Englands betrachten und auf dem Kontinent die möglichen Resultate der Annäherung dieser beiden Mächte bekämpfen, solange dies noch in unserer Macht steht . . . Indem Eure Majestät den Frieden zwischen Rußland einerseits und England und der Türkei anderseits hintanhält, sichert sie sich die Möglichkeit, die spanische Affaire zu beendigen, die Briten aus Portugal zu verjagen und ihre Herrschaft im Westen und im Süden zu befestigen.“ Das wichtigste Mittel, sich für den Systemwechsel Rußlands zu rüsten, sei, sich der Polen völlig zu versichern, entweder indem man Preußen — das überhaupt aufzuteilen wäre — Schlesien abnimmt und so die Verbindung Warschaus mit Sachsen herstellt, oder indem man alle ehedem polnischen Lande vereinigt und Österreich für Galizien durch Schlesien und Glatz entschädigt. „Der Nachteil, der darin läge, Österreichs Macht in Deutschland vermehrt zu haben, würde durch zahllose Vorteile dieses Planes aufgewogen, der unwiderruflich die Geschicke Europas in die Hände Eurer Majestät legte. Es wäre dann tatsächlich das Reich Karls des Großen wiederhergestellt, vermehrt und gestärkt durch die Erfahrungen eines Jahrtausends, denn dann wäre Rußland von dem zivilisierten Europa, England vom Kontinent getrennt.“*) Napoleon war durchdrungen von der Richtigkeit dieser Sätze. Er lehnte denn auch den von Alexander gewünschten offenen Vertrag wegen

*) Das geheime Exposé Champagnys steht bei Schilder, Alexander I., III. 471 ff. Es ist als Interzept aus dem Jahre 1812 bezeichnet. Wahrscheinlich wurde es aber schon 1810 in Paris von Nesselrode erworben. S. dessen Briefe an Speranski in seinen „Lettres et papiers“, III. p. 249 ff. Wir wissen, daß Napoleon an solchen Denkschriften mitunter selbst mitarbeitete. Ob das hier der Fall war, läßt sich nicht feststellen. Der Gedanke an eine Fälschung, wie wir einer solchen in einem späteren Memoire über Preußen begegnen, kann hier nicht Raum gewinnen, da jeder innere Anhaltspunkt dafür fehlt.

Polens endgültig ab, „da er sich nicht verpflichten könne unter Umständen die Waffen gegen ein Volk zu ergreifen, das ihm nur gute Dienste erwiesen habe; er müßte das wie eine Schande für Frankreich empfinden," und als ihm Fürst Kurakin, der Bruder des Gesandten, die etwas verspäteten Glückwünsche des Zaren zu seiner Heirat überbrachte, sprach er bereits von Krieg, den er zwar nicht wolle, den er aber in dem Augenblick erklären würde, wo Rußland sich England näherte.*) Alles, wozu er sich herbeiließ, war, daß er die Polen zur Ruhe mahnte, um des Zaren Verdacht nicht zu wecken.

Der russische Monarch wußte längst, woran er war. Schon im März und April 1810 hatte er in Unterredungen mit Czartoryski den alten Gedanken einer nationalen Einigung Polens unter seinem Zepter zur Sprache gebracht und dem Jugendfreunde versichert, es sei dem Franzosenkaiser viel weniger um die Wohlfahrt Polens als darum zu tun, „sich dieses Landes wie eines Instruments in dem Zeitpunkte zu bedienen, wenn er einmal Rußland den Krieg machen will". Das war zu derselben Zeit, da er in Paris auf die Vertilgung des Namens „Polen" drang. Als Czartoryski, der hiervon unterrichtet war, auf den Widerspruch hinwies, log ihm der Zar vor, nicht er, sondern Champagny hätte die Streichung des Wortes verlangt. Ja, später, als Napoleon schon endgültig abgelehnt hatte, ließ er noch heimlich in Warschau verbreiten, in Paris sei der Vertrag, der die Vernichtung der Nation aussprach, angenommen worden und der Kaiser habe sich damit ihrer Sympathie für allezeit unwürdig gemacht. So gewinnt die ganze von Alexander eingeleitete Verhandlung in der polnischen Frage den Charakter einer großen Intrigue, um den französischen Einfluß in Warschau aus dem Felde zu schlagen. Sie repräsentiert eins der Mittel, mit denen auch der Zar sich auf den bevorstehenden Bruch rüstete. Aber während Napoleon ihm gegenüber noch bei Drohungen blieb, hat er bereits im Januar 1810 sich

---

*) Vandal, II. 420. Im Dezember 1810 sagte Napoleon zu General Foy, er habe 120.000 Mann ausgehoben, denn sobald Rußland sich England nähern würde, müßte er ihm den Krieg erklären. Nach Giraud de l'Ain, Le général Foy, zitiert von Sorel, VII. 521.

militärisch in Stand zu setzen begonnen,*) so daß er zu Anfang des nächsten Jahres Czartoryski gegenüber bereits — allerdings arg übertreibend — auf eine Wehrkraft von über 300.000 Mann, die in den Donaufürstentümern nicht gerechnet, hinweisen und ihm den Gedanken nahe legen kann, die polnische Armee möge sich ihm anschließen, damit er, von Preußen unterstützt, mit 100.000 Mann seiner Truppen sofort bis an die Oder vorrücken könne. **) Und auch in Wien hatte Alexander um Unterstützung geworben, wo es trotz der Heirat noch immer eine starke franzosenfeindliche, dem leitenden Minister abgeneigte Partei gab, deren Einfluß Metternich aber, nachdem er aus Paris zurückgekehrt war, ohne große Mühe zu entkräften vermochte. Damals — im Oktober 1810 — hatte er dem Kaiser Franz I. seine dort gewonnene Überzeugung also vorgetragen: „Im Jahre 1811 wird der materielle Friede auf dem europäischen Kontinent durch eine neue Schilderhebung Frankreichs nicht gestört werden. Im Verlaufe dieses Jahres wird Napoleon mit verstärkten eigenen Streitkräften seine Bundesgenossen zu einem gegen Rußland gerichteten Hauptschlage sammeln. Den Feldzug wird Napoleon im Frühjahr 1812 beginnen.“

Blieb der Franzosenkaiser ununterrichtet von jener Intrigue seines Alliierten und dessen Rüstungen? Das kann man schwer annehmen, und wir wissen auch, daß er von Warschau her über militärische Bewegungen jenseits der russischen Grenze Andeutungen erhielt. Waren sie nur eine Folge seiner Drohungen? oder stand der Krieg doch näher als er sich ihn gedacht? und mußte er mit der Möglichkeit rechnen, daß er ausbrach, noch bevor es ihm gelungen war, „die spanische Affaire zu beendigen“? Darin hätte keine geringe Gefahr gelegen, denn seine besten Truppen standen jenseits der Pyrenäen, und was in deutschen Territorien stationiert war, war verhältnismäßig wenig. Er mußte nun ernstlich an die Vermehrung seiner Streitkräfte denken. Inzwischen mochte die

*) Im Jänner 1810 wird Miloradowitsch zum Oberkommandanten einer neuen Armee von zunächst 45.000 Mann ernannt. (Russ. Generalstabswerk über 1812, I. 23.)

**) Czartoryski, Mémoires, II, 228.271 ff. Vandal, II. 433.

Diplomatie ihre Schuldigkeit tun. Die Differenz in der polnischen Frage bildete übrigens nur ein einziges Glied in einer ganzen Kette von Zwistigkeiten, die sich im Laufe der beiden Jahre 1810 und 1811 zwischen den Alliierten von Tilsit ergaben. Ein nicht minder trennender Umstand lag dort, wo Napoleon Rußland heimlich stets aufs eifrigste bekämpft hatte: in der Türkei. Die Russen waren siegreich über die untere Donau gegangen und hatten so entschiedene Erfolge errungen, daß der Friede mit der Pforte in nahe Aussicht rückte. Napoleon war davon aufs unangenehmste berührt, denn er mußte die fortdauernde Beschäftigung russischer Streitkräfte im Süden wünschen, wenn er einmal im Norden zugriff. Um dies durchzusetzen, suchte er, da er nicht offen gegen den Alliierten auftreten wollte, Österreich vorzuschieben. Er riet Metternich, Serbien zu okkupieren, das Rußland für sich forderte, und versprach, ruhiger Zuschauer zu bleiben, wenn der Wiener Hof dem Zaren die Donaufürstentümer streitig machte. Kaiser Franz ging hierauf ebensowenig ein, als er den lockenden Versprechungen des Zaren nachgab. Jener hatte aber doch erreicht, daß die Türkei, von dem Interesse, das Frankreich und Österreich an ihrem Schicksal nahmen, unterrichtet, in ihrem Widerstande gegen die russischen Forderungen beharrte und der Krieg seinen Fortgang nahm.

Das waren jedoch untergeordnete Dinge im Vergleich mit der Hauptangelegenheit, d. i. der Haltung Rußlands in Sachen der Kontinentalsperre. Sie war es, die der Entfremdung von Anfang an zugrunde lag und auch schließlich den offenen Bruch herbeiführen sollte. Wir sahen, wie richtig man in Paris dieses Moment einschätzte. Kein geeigneteres gab es, um die wahren Absichten der Petersburger Regierung kennen zu lernen. Ging hier der Zar auf die Zumutungen Frankreichs ein, dann stand der Krieg noch nicht in unmittelbarer Nähe und Napoleon konnte hoffen, mit den Spaniern fertig zu werden, ehe er seine ganze Kraft für den unvermeidlichen Kampf um den Kontinent verwendete, weigerte Alexander sich aber, dann konnte der weit ungünstigere Fall intreten, daß er nach zwei Seiten hin kämpfen mußte. Man wollte sehen.

Mitte Oktober 1810 hatte Napoleon den Zar auffordern

lassen, die Schiffe neutraler Flagge, „die ja doch nur englische Waren führen“, an seiner Küste mit Beschlag zu belegen, wie es seit dem Mai in den französischen und den Frankreich zugewandten Häfen der Fall war. „Nimmt sie Rußland in Beschlag,“ heißt es in der betreffenden Depesche an den Gesandten, „so versetzt es England den Gnadenstoß und endet mit einem Male den Krieg.“ Und an Alexander selbst schrieb der Kaiser: „Es hängt nur von Ew. Majestät ab, den Krieg andauern zu lassen oder den allgemeinen Frieden herbeizuführen.“ Zugleich ward der Zar ersucht, auf Schweden einzuwirken, daß es die Massen englischer Handelswaren in seinen Gothenburger Lagerhäusern vernichte. Um Alexander Zutrauen einzuflößen, ging der Franzosenkaiser dem jungen Grafen Tschernischeff, Alexanders vertrautem Adjutanten gegenüber weit aus sich heraus und gab sogar das Geheimnis preis, daß Metternich ihm zur Zurücknahme der Erfurter Zusagen geraten habe. Alles umsonst. Der Zar lehnte ab. Er konnte nicht anders. Seit dem Abbruch der direkten Handelsverbindung mit England im Jahre 1807, als sich der Export russischer Naturalien seines wichtigsten Debits begab, hatten sich die ökonomischen Verhältnisse des Landes in steigendem Maße verschlechtert. Schon drei Jahre später erhob sich das Defizit zur Höhe der Staatseinkünfte, und das Papiergeld sank auf ein Viertel seines Nennwertes. Wahrlich, wenn Napoleon im März 1811 der Pariser Handelskammer mit so großer Zuversicht den Bankrott des nordischen Reiches in Aussicht stellte, so wußte er wohl schon lange vorher, worin die finanzielle Bedrängnis des Alliierten ihren Ursprung hatte. Barg es nicht den Wunsch, sie noch zu vermehren und die Katastrophe zu beschleunigen, wenn er in Petersburg auch noch auf eine Abweisung der Neutralen drang? Nein, der Zar durfte hierauf nicht eingehen. Wo sollte er denn, einem künftigen Angriff Napoleons gegenüber, noch wirksame Unterstützung in der Welt finden, wenn er selbst jetzt England ruinieren half? Er erwiderte das Ansinnen Frankreichs mit der Erklärung: er wolle gerne nach wie vor an dem antibritischen System des Tilsiter Vertrages festhalten und jedes Schiff, das nicht den untrüglichen Beweis seiner Herkunft liefern könne, wegnehmen,



dürfe sich aber nicht entschließen, darüber hinauszugehen, da Rußland die Kolonialprodukte nicht entbehren könne und auf die Zufuhr der Neutralen angewiesen sei. Daß die Letzteren lediglich britische Waren führten, stehe nicht außer Zweifel. Dagegen erkläre er sich bereit, auf Schweden den von Napoleon gewünschten Druck auszuüben, und lasse zu diesem Zweck Tschernischeff seinen Rückweg nach Paris über Stockholm nehmen. Der Franzosenkaiser erfuhr es ja nicht, daß hier der Sendling des Zaren einen ganz anderen Auftrag auszurichten hatte. Er hatte Bernadotte zu versichern, daß sich Rußland niemals zu einer Zwangsmaßregel gegen Schweden bestimmen lassen werde, worauf der „Kronprinz" von Beteuerungen seiner Ergebenheit für den Zar und seiner Abneigung gegen Napoleon überfloß.*) Mit der Weigerung des Zaren war die Politik Napoleons an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Denn sobald Rußland die neutrale Flagge in seinen Häfen duldete, blieb der Kontinent dem britischen Export offen, und England konnte daraus neue Hoffnung und Kraft zum Widerstande schöpfen. Wenn noch irgend etwas zur Überzeugung des Imperators fehlte, daß er Rußland vorerst bekämpfen müsse, um England zu Grunde zu richten und der Welt Herr zu werden, so fand er es in einer Maßregel Alexanders, die einen geradezu feindseligen Charakter gegen Frankreich trug, obgleich auch sie durch das wirtschaftliche Interesse des russischen Staates entschuldigt werden konnte. Ende Dezember 1810 erschien ein Ukas, der einerseits neutralen Schiffen den Zugang zu den russischen Häfen erleichterte, so daß fortan Kolonial- und Industriewaren unter jedem Vorwand ausgeladen und südwärts über Brody und auf anderen Wegen nach den Binnenländern verhandelt werden konnten, anderseits aber die Einfuhr von gewissen Luxusartikeln, von Seidenwaren und Weinen, teils verbot, teils durch hohe Zölle bis zur Unmöglichkeit erschwerte.**) Nun gehörten Seidenwaren, Weine und Luxus-

*) Unter anderem versicherte er, er sei von Napoleon, aus Eifersucht, im Felde stets so postiert worden, daß er leicht hätte fallen können. (Revue hist. XXXVII. 74; Sbornik, XXI. 24) Man vergesse nicht, Bernadotte war ein Gaskogner.

**) Der Ukas steht in französischer Übertragung im „Moniteur" vom 31. Jänner 1811.

artikel unter die Haupterzeugnisse Frankreichs und bildeten die wesentlichsten Gegenstände seines Exports. Da mußte denn gerade jetzt, wo die französische Industrie unter einer Krisis litt und die Ausfuhr nach Rußland dringender als je benötigt hätte, das Edikt Alexanders doppelt schwer empfunden werden. Dazu kamen neue Nachrichten von russischen Rüstungen, von Festungsbauten am Dnjepr und an der Dwina, und aus Spanien noch immer keine Siegesbotschaft, sondern das Verlangen Massenas nach Verstärkungen, da er sich sonst der britischen Verteidigungswerke vor Lissabon nicht bemächtigen könne: es waren keine erfreulichen Aussichten, unter denen das Jahr 1811 begann.

Aber war nicht Napoleon selbst mit einem Willkürakt vorangegangen, der Rußland empfindlich treffen mußte? Unter den norddeutschen Strandländern, deren Einverleibung in Frankreich im Dezember, kurz nach dem Eintreffen der russischen Absage, Gesetz wurde, befand sich, wie erwähnt, auch Oldenburg, dessen Fürst mit dem russischen Herrscherhause nahe verwandt war.*) Napoleon hatte anfänglich dem Herzog die Wahl gelassen, ob er sein Land für eine Entschädigung durch Erfurt dahingeben oder französische Truppen und Zollwächter darin aufnehmen wolle. Aber als der bedrängte Regent erst nach einigem Säumen auf die letztere Zumutung einging, ward ihm — das alte Spiel — bedeutet, es sei nun zu spät und sein Land bereits einverleibt. Am 22. Januar — die Nachricht vom Ukas des Sylvestertages war eben in Paris eingelangt — unterzeichnete Napoleon das Dekret, das die Besitzergreifung Oldenburgs anordnete und die herzogliche Familie mit ihren Rechten an Erfurt wies, das, ehevor kurmainzisch, dann preußisch, seit 1806 zur Disposition der französischen Verwaltung stand. Es war nicht unrichtig, wenn der Zar dem französischen Botschafter erklärte, die Tat sei ein Faustschlag, ihm vor ganz Europa ins Gesicht versetzt, und zugleich eine flagrante Verletzung des Tilsiter Friedensvertrages, mit dem Napoleon die Integrität Olden-

*) Herzog Peter, der für seinen geisteskranken Vetter Wilhelm die Regierung führte, gehörte, wie der Zar, dem Hause Holstein-Gottorp an; sein jüngerer Sohn Georg war dessen Schwager.

burgs feierlich garantiert hatte. Er wandte sich in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte, worin er Verwahrung einlegte gegen die Kränkung der Rechte des Hauses Holstein-Gottorp auf das Herzogtum. „Welchen Wert“ — hieß es darin — „können die Allianzen haben, wenn die Verträge, auf denen sie beruhen, den ihrigen nicht behalten?“ Also war dies der Bruch? Noch nicht. Der Schluß des Protestes lautete einlenkend und die Fortdauer der Allianz trotz alledem betonend. Aber das waren Worte. Die Handlungen der russischen Politik ließen eine Verständigung nur schwer zu. Der Zar wies nicht nur das Ansinnen Napoleons, den Ukas vom 31. Dezember zu widerrufen, zurück, indem er erklärte, das sei eine durch die üble Finanzlage des Landes diktierte, rein interne Angelegenheit, sondern schob auch zu gleicher Zeit seine Truppen an die Grenze vor, um, wie er es schon Czartoryski mitgeteilt hatte und nun auch dem preußischen Gesandten erklärte, in das Herzogtum Warschau einzurücken, die Polen an sich zu ziehen, an die Oder vorzudringen und so den Krieg zu einer Zeit zu beginnen, wo Napoleon in Spanien vollauf beschäftigt, in Deutschland noch nicht hinreichend widerstandsfähig war. Der Kalkül war nicht ganz richtig, denn einmal war es durchaus nicht sicher, ob die Polen sich nicht ernstlich widersetzten, und zweitens konnten auch die deutschen Mittelmächte, zum mindesten Österreich, den starken Machtzuwachs Rußlands nicht gleichgültig mitansehen, geschweige denn unterstützen. Und da die Rüstungen des Zaren nicht völlig verborgen blieben, so brachten sie — wenn es nicht zur Offensive kam — nur den Nachteil, Napoleon zu um so größeren Anstrengungen bewogen zu haben, der jetzt mit allen Mitteln danach trachten mußte, einem Zusammenstoß in Deutschland gewachsen zu sein. Er hatte freilich schon im Oktober 1810 für diesen Zweck Anordnungen getroffen — die Streitkräfte sollten dort auf 180.000 Mann und 400 Geschütze gebracht, in Polen neue Befestigungen angelegt werden*); mit Eifer zu rüsten hatte er aber doch erst

*) Corresp. XXI. 17.000: An den Kriegsminister Clarke vom 6. Oktober 1810, mit der Bemerkung: „Nehmen Sie in Betracht, daß die Truppen in Spanien noch lange dort zu bleiben haben.“

nach dem Eintreffen der Nachricht von Alexanders Dezember-Ukas begonnen. Da erhielt Massena den Bescheid, er müsse sich ohne Nachschübe behelfen, und Davout, der mit einer Armee an der Elbe stand, die Nachricht, seine Streitkräfte würden auf 80.000 Mann gebracht werden, mit denen er — so hieß es in einem späteren Befehl aus dem März 1811 — „wenn es sich darum handeln sollte, gegen Rußland zu operieren“, im Fluge nach Danzig zu eilen und die 90.000 Mann, über die er dann dort verfügen würde, durch 50.000 Polen und Sachsen zu verstärken hätte.*) Es war eine wertvolle Unterstützung für Napoleon, daß die Polen sich, wie Czartoryski seinem kaiserlichen Freunde nicht verschwieg, den Lockungen Alexanders versagten und damit dem russischen Offensivplan seine wesentlichste Voraussetzung raubten. Der Zar kam auch davon zurück und wollte nun nur noch einen Verteidigungskrieg innerhalb der Grenzen seines Reiches führen.**) Napoleon aber behielt Zeit und Gelegenheit genug, sich militärisch in Stand zu setzen. Beide Kaiserreiche sind fortan zum Kampf entschlossen, aber beide sorgsam auch darauf bedacht, es weder sich gegenseitig noch die Welt merken zu lassen. Eines Jeden Bemühung ging dahin, sich Bundesgenossen und Hilfskräfte zu schaffen und nebenher bis zum letzten Augenblick seine Friedensliebe und Bundestreue zu

*) Corresp. XXI. 17.514. In einem zweiten Briefe von demselben Tage (24. März 1811) erklärte der Kaiser, daß er, woferne ihn die Russen nicht angreifen sollten, was er, solange sie mit den Türken handgemein sind, wohl annehme, seinerseits keine Angriffsbewegung während des Jahres 1811 machen, sondern nur rüsten wolle, bis er durch Unterhandlungen Zeit gewonnen haben werde, eine offensive Position zu erlangen. (Corresp. XXI. 17.516.) Im Dezember 1811 gab er dem preußischen Gesandten Krusemarck zu, daß er seit dem Erscheinen des russischen Ukas sich im Stillen für den Krieg bereitet habe.

**) Alexander erklärte dies später, indem er darauf hinwies, wie während der früheren Kriege in der Ferne der Adel stets unmutig darüber geklagt habe, daß man ihm für entlegene Zwecke seine Bauern rekrutiere, und die Regierung beschuldigte, den Streit leichtfertig hervorgerufen zu haben. Darum sollte es jetzt ein Verteidigungskrieg im eigenen Lande, ein nationaler Krieg sein. (C. Schilder, Alexander I. III. 501.)

beteuern. Dabei war kein kleiner Aufwand an Künsten und Finessen der Politik nötig, für die Napoleon in Champagny nicht mehr den richtigen Mann sah; er enthob ihn im April 1811 seines Amtes als Minister des Äußern und vertraute das Portefeuille Maret an, der sich weit rascher und geschmeidiger seinen Winken zu fügen verstand. Auch Caulaincourt, der den schönen Worten, mit denen Alexander seine Absichten verbarg, zu viel Glauben geschenkt hatte, ward aus Petersburg abberufen und durch Lauriston, einen Mann ohne eigenes Urteil, ersetzt. Wir kennen heute den Inhalt des sieben Stunden währenden Gesprächs, das Napoleon mit dem heimkehrenden Botschafter führte, der dabei mit großer Offenheit erklärte, man müsse Rußlands ökonomische Lage in Rechnung ziehen und ihm deshalb den Handel mit den Neutralen gewähren, habe doch der Kaiser selbst die Blockadegesetze mit seinen Lizenzen durchbrochen; worauf Napoleon nicht viel anderes zu erwidern wußte als er wolle keinen Frieden, der, wie jener von Amiens, seinen Handel ruiniere — was nicht richtig war — er wolle eine Allianz, die ihm nütze; diese sei dazu nicht mehr imstande, seitdem man die Neutralen zulasse, sie sei ihm überhaupt nie förderlich gewesen. Da ging dann Caulaincourt so weit, ihm es auf den Kopf zuzusagen, man wisse in Europa nur zu gut, daß er die Länder mehr für sich als für deren eigenes Interesse in Anspruch nehme.*)

Das war am 5. Juni 1811 gewesen. Am 16. — einen Tag vor Eröffnung des Nationalkonzils — hielt der Kaiser vor dem Gesetzgebenden Körper eine Thronrede, die sein System allseitiger Ausdehnung auf seiner vollen Höhe zeigen sollte. Er habe den Kirchenstaat mit dem Kaiserreich vereinigt und den Päpsten in Paris und Rom Paläste angewiesen. „Sie werden, wenn ihnen sonst die Interessen der Religion am Herzen liegen, oft ihren Aufenthalt im Mittelpunkt der Christenheit (d. i. in Paris) nehmen, so wie einst der hl. Petrus Rom dem Aufenthalt im heiligen Lande vorgezogen hat.“ Er habe Holland dem Reiche einverleibt, das ohne dieses Gebiet nicht vollständig

*) Vandal III. 175 ff. nach unedierten Dokumenten.

wäre, habe die deutschen Küsten annektiert, um eine innere Verbindung mit der Ostsee zu gewinnen und seine maritimen Hilfskräfte zu vermehren; die Erwerbung von Wallis sei seit der Mediation vorgesehen gewesen und entspreche den Interessen der Schweiz und denen Frankreichs und Italiens; mit den deutschen Rheinbundfürsten sei er zufrieden. In Spanien habe England selbst sich als Kämpfer eingestellt. „Hat es dort erst seine Kräfte erschöpft, hat es erst all die Übel an sich selbst erfahren, die es seit zwanzig Jahren über den Kontinent ausgießt, ist erst die Hälfte seiner Familien in Trauer gehüllt, dann wird ein Donnerschlag den Krieg auf der Halbinsel beenden, Britanniens Armeen vollends vernichten und Europa und Asien mit diesem Abschluß des zweiten punischen Krieges rächen.“ *)

„Und Asien!“ Man sieht, sein Blick wich nicht von Indien, diesem stolzen Ziele seines Ehrgeizes. Es zu erreichen, führte ein Weg über Ägypten, und wir wissen, wie er gerade jetzt wieder eine Expedition dahin in seine Entwürfe aufnahm, sich allerdings nicht verbergend, daß dazu eine Seemacht nötig sei, über die er noch lange nicht verfügte. Es gab aber noch einen andern Weg dahin, der über Rußland führte und durch Landsiege zu erkämpfen war: Wollte man solche Siege, dann bedurfte es, sie vorzubereiten, nur noch tüchtiger Rüstungen während einiger Monate. Diese Zeit zu gewinnen, war fortan Napoleons wesentlichstes Bestreben, um so mehr, als gerade jetzt der Rückzug seines besten Marschalls aus Portugal die Hoffnung auf das Freiwerden der auf der Halbinsel engagierten Armeen stark herabgestimmt hatte. Er spann deshalb die Oldenburger Angelegenheit in Verhandlungen mit Alexander weiter, indem er den Zar, nachdem Erfurt abgelehnt worden war, aufforderte, ein anderes Entschädigungsobjekt zu nennen. Als da aber, kaum angedeutet, der Wunsch nach einem Stück des Warschauer Gebietes zum Vorschein kam, erklärte Napoleon dem Botschafter Kurakin in offener Audienz am 15. August 1811: man möge sich nicht einbilden, daß er dem Herzog von Oldenburg jemals, und selbst wenn die russische

*) Corresp. XXII. 17.813.

Armee auf dem Montmartre lagern sollte, auch nur einen Zoll breit warschauischen Landes abtreten würde, dessen Integrität er garantiert habe. Es sei zwar nicht gerade sein Geschmack, im Norden Krieg zu führen, er werde ihm aber, wenn man ihn dazu zwinge, nicht ausweichen und Rußland, das keinen Alliierten finden werde, seine polnischen Provinzen abnehmen.*) Das war dieselbe Sprache, der wir bereits 1803 vor dem Kriege gegen England begegnet sind; hier ist sie dazu bestimmt, die Polen für sich zu beeinflussen. Alexander leugnete natürlich jede Absicht auf polnisches Land ab, machte aber auch keinen anderen Ersatzanspruch geltend, sondern benutzte vielmehr das ihm mit Oldenburg angetane Unrecht als Handhabe für um so größere Nachgiebigkeit gegen den neutralen Handel. Und damit verschärfte sich der Gegensatz noch mehr; denn hier lag ja die Entscheidung. „Ich sage es Ihnen noch einmal," schrieb Maret im November 1811 an Lauriston, „und Ihnen allein: die Affaire Oldenburg bedeutet für Rußland und für uns sehr wenig, das Kontinentalsystem ist alles. Nur dürfen Sie diese Frage nicht berühren und aus der Linie nicht heraustreten, die Ihnen vorgezeichnet ist." Das heißt, der Gesandte darf mit keinem Worte über den eigentlichsten Gegenstand der Entfremdung sprechen, um nicht am Ende den Bruch vor der Zeit herbeizuführen, die der Kaiser für den Beginn der Feindseligkeiten bereits bei sich festgesetzt hatte. Es war der Juni 1812.**) Bis zu diesem Termin, den er gewählt, weil er dann erst mit seinen Vorbereitungen zu Rande zu sein und in Rußland gewisse für die Ernährung und Beförderung seiner Armeen notwendige Bedingungen anzutreffen hoffte, bis dahin wird er immer aufs Neue in den Zar dringen, sich über ein Verständigungsmittel zu äußern, und wenn Alexander darauf nicht einging, dessen Schweigen der Welt gegenüber als feindselige Streitlust denun-

*) Vandal III. 212 ff. hat die Unterredung, die fast nur in einem Monolog Napoleons bestand, nach Berichten des Gesandten und anderer Zeugen rekonstruiert.

**) Siehe das gemeinsam mit Maret am 16. August 1811 — am Tage nach der Ansprache an Kurakin — ausgearbeitete Memoire bei Vandal, III. 224.

zieren, ihn als den eigentlichen Urheber des Krieges hinstellen. Und so ist es auch tatsächlich in weiteren Kreisen Überzeugung geworden. *)

Noch vor Ende 1811 sagte Napoleon zu dem Gesandten Preußens, man meine in Rußland, er sei in Spanien zu sehr beschäftigt, um nach anderer Seite hin eine furchtbare Macht aufzustellen. Das sei ein Irrtum. Er könne ganz gut die Engländer auf der Halbinsel dulden, sie würden seine Armeen doch nicht vertreiben. Zunächst müsse er freilich nun den Krieg im Norden zu Ende führen, dann erst könne er sich wieder nach Süden wenden.**) Und das stimmte zu den Tatsachen. Denn als das Jahr, unter steten Beteuerungen seiner Friedensliebe, zu Ende gegangen war, hatte er nicht nur Davouts Armee bis auf 100.000 Mann gebracht, aus Danzig und Magdeburg mit je

---

*) Die Urheberschaft des Krieges von 1812 ist vielfach, namentlich durch Vandal, Rußland zuerkannt worden. Und das ist insoferne richtig, als der Zar schon 1810 militärisch und diplomatisch gerüstet und im Jahre darauf eine Zeitlang sogar Lust zur Offensive gezeigt hat. Er würde aber nach dem Refus der Polen, und wenn man ihn wirtschaftlich nicht bedrängt hätte, den Krieg sicher gerne vermieden haben. Anders stand die Sache bei Napoleon. Auch er war schon früh im Jahre 1810 (siehe oben das Märzmemoire) von der Notwendigkeit des Bruches überzeugt, da er als sicher annahm, daß Rußland sich nicht freiwillig dem Kontinentalsystem einfügen werde nur daß er damals den Krieg noch nicht in solcher Nähe sah, in der ihm dann ihn die russischen Rüstungen zeigten. Sie haben auch die seinigen beschleunigt und die längst gefaßte Absicht, Alexander unter Umständen mit Gewalt in seinen wirtschaftlichen Heerbann gegen England zu zwingen, früher zur Tat werden lassen als er ursprünglich geplant hatte. Auch er hätte am Ende auf den Waffengang in den nordischen Einöden nicht eben ungerne verzichtet, aber doch nur um den Preis völliger Unterwerfung des Zaren unter seinen Willen, die er für ausgeschlossen halten mußte. So war auch dieser Krieg nur die Folge seiner herrischen Diktate, gegen die sich jetzt die letzte aufrechte Macht des Kontinents empörte, wie früher andere sich empört hatten, und insoferne wird man in ihm, und in ihm allein, den Urheber auch der russischen Fehde erkennen müssen. Damit stimmt, was Metternich schon im Oktober 1810 an Nachrichten aus Paris mitbrachte (siehe oben S. 43) und was er später, im Mai 1813, an Bubna schrieb: „Wir haben das Unmögliche getan, um zu beweisen, daß Rußland den Frieden störte.“ (Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II. 378.)

**) Ranke, Hardenberg, III. 217.



25.000 Mann Waffenplätze ersten Ranges gemacht, den deutschen Rheinbund zur Aufstellung von 120.000 Streitern vermocht, sondern auch zwei neue französische Armeekorps, 90.000 Mann, unter Oudinot und Ney am Nieder- und Mittelrhein errichtet, und durch Eugen eine italienische Armee von 80.000 Mann sammeln lassen, abgesehen von der Garde und den Reserven und ganz unabhängig von den in Spanien fechtenden Streitkräften. Und alles das war fast unmerklich disponiert worden, so daß Rußland kaum eine genügende Vorstellung davon erhalten hätte, wenn es nicht Tschernischeff, der in Paris geblieben war, gelungen wäre, sich durch Bestechung die wichtigsten Standesziffern zu verschaffen. Sie raubten dem Zaren vollends alle Lust, hinter dem Niemen hervorzutreten, aber sie nahmen ihm doch nicht, wie Napoleon gemeint haben mochte, den Mut, den unvermeidlichen Kampf zu bestehen. Wenn auch manche Stimme in seiner Umgebung — die seiner Mutter, seines Bruders Konstantin, seines Kanzlers Rumjantzow — für den Frieden sprach, so gab es doch auch andere, die zur Ausdauer rieten, namentlich die der französischen und preußischen Emigranten. Der Sieg über die Türken an der Donau und die Aussicht, seine dort stationierte Armee bald an sich ziehen zu können, festigte die Zuversicht des Zaren. Darum, und wohl auch, weil er seine Streitkräfte weit überschätzen mochte, denn sie standen großenteils nur auf dem Papier, schwieg er fortan auf Napoleons weitere Eröffnungen und Wünsche, sich über ein Verständigungsmittel zu äußern, die er richtig als dilatorische Behelfe erkannte, und ließ es ohne Gegenzug geschehen, daß der Franzosenkaiser immer neue Kriegerscharen auf die Beine brachte und nach Deutschland vorschob.

Es war ein riesiges Heer, das der Imperator ins Feld zu stellen dachte. Viermalhunderttausend Mann versicherte er dem preußischen, eine halbe Million dem österreichischen Gesandten, und selbst diese Ziffer sollte schließlich noch hinter der Wahrheit zurückbleiben. Solche Massen hatte seinerzeit auch die Republik gegen ihre Feinde aufgeboten, doch mit dem Unterschiede, daß damals der Enthusiasmus der jungen Freiheit

und die Not des Vaterlandes die Volkskraft Frankreichs bewehrten, während jetzt nur der eiserne Wille des Herrschers die Widerstrebenden unter die Waffen rief. Immer schwerer lastete seit seinem letzten Kriegszuge sein Regiment auf den Franzosen. In den Städten wurde das geringste Zeichen der Unzufriedenheit, das sich hervorwagte, der Anlaß zu Mißtrauen, Verfolgung und Strafen, und seit 1811 stieg die Zahl der eingezogenen Staatsverbrecher auf dritthalbtausend. Sie sind auf den bloßen Befehl des Kaisers oder seines neuen Polizeiministers Savary hin arretiert worden und werden — eine Neuauflage der alten „Lettres de cachet" — ohne Prozeß gefangen gehalten, hier Einer, „weil er Napoleon haßt", dort Einer, „weil er seit 1811 in Briefen an seinen Bruder regierungsfeindliche Ansichten äußert", ein Dritter wegen „religiöser Anschauungen" etc. Geschworene, die nicht im Sinne der Regierung votiert haben, gelangen selbst vor die Gerichte. Seit dem Februar 1810 gibt es eine besondere Zensurbehörde in Paris mit einem Generaldirektor, mehreren Auditoren und an fünfzehn bis zwanzig Zensoren, damit die Zensur, wie der Kaiser will, nicht der Polizei überantwortet bleibe. Buchdrucker und Buchhändler werden in Eid und Pflicht genommen. Mit der größten Dienstwilligkeit wird nun verboten oder verändert, was nur den Schein der Unzufriedenheit des Gewaltigen erwecken konnte. Da muß z. B. aus einem Buch eine anerkennende Stelle über die englische Verfassung entfernt werden, ein anderes muß seinen Titel „Geschichte Bonapartes", weil dies zu wenig submiß klingt, in „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Feldzüge Napoleons des Großen" umwandeln. Und bis an die fernen Grenzen des Empire reicht die emsige Fürsorge der Zensur. Seitdem die Hansestädte französisch sind, dürfen Schillers „Räuber", „Maria Stuart", „Wilhelm Tell", Goethes „Faust" dort nicht mehr aufgeführt werden. Und vollends die Zeitungen! Von den ehedem unabhängigen Pariser Blättern sind zwei, der „Publiciste" und der „Mercure de France" ganz unterdrückt, die anderen verlieren ihre Fonds und werden völlig von der Regierung abhängig. Ende 1811 gibt es nur noch vier Zeitungen: den „Moniteur", das „Journal de l'Empire", die „Gazette de

France“ und das „Journal de Paris“. Ein eigenes Amt (Bureau de l'Esprit public) versorgt sie mit Siegesberichten aus Spanien oder mit Artikeln über italienische und französische Musik, um — während Hunderttausende zum blutigen Kampfe sich rüsten — die Aufmerksamkeit der gelangweilten Hauptstadt von der Politik abzulenken. Freilich sucht Napoleon diese Härte gegen die Presse auf der anderen Seite durch Auszeichnungen für Gelehrte und Künstler wettzumachen. Er schmückt sie mit dem Kreuze der Ehrenlegion, stattet sie mit Pensionen aus, macht die Gros, Gérard, Guérin zu Baronen, die Lagrange, Monge, Laplace zu Grafen und beklagt es, daß Corneille nicht mehr lebe, den er zum Fürsten hätte erheben wollen. Er kommt sogar, auf das Fürwort der Frau von Rémusat, seinem Gegner Chateaubriand zu Hilfe und äußert gelegentlich sein Befremden, daß dessen „Genius des Christentums“ vom Institut noch nicht mit einem der „Zehnjahrespreise“ (Prix décennaux) bedacht wurde, die er 1804 zu dem Zweck gegründet hatte, um Frankreich seinen Vorrang in der litterarischen Welt behaupten zu helfen. Savary bemühte sich sogar darum, daß der gefeierte Dichter nach Chéniers Tod 1811 in die „Akademie“, oder wie sie damals hieß, die zweite Klasse des Instituts, gewählt werde. Nur daß Napoleon vorher dessen Antrittsrede durchlas und wegstrich, was ihm nicht gefiel, worauf sie ganz unterblieb.*) Im übrigen trug er Sorge, daß die Universitätsschulen, namentlich die Lyceen, nicht durch die sehr stark gewordene Konkurrenz der geistlichen Schulen zurückgedrängt würden. Er erließ zu diesem Zweck im Jahre 1811 ein Dekret, das die letzteren auf eine in jedem Departement einschränkte, die nur in einer Stadt errichtet werden durfte, in der es bereits ein Staatslyceum gab, worüber die Präfekten zu wachen hatten.**)

Und wie in den Städten, so mußte bald auch auf dem flachen Lande die Regierung ihre Autorität mit harten Maßregeln stützen. Der französische Bauer hatte sich bisher als

*) S. Barante, Souvenirs I. 341 ff.

**) Siehe die unterrichtende Studie Charles Schmidts: „La réforme de l'Université impériale en 1811 (Paris, 1905), p. 33 ff.

der zuverlässigste Anhänger des Kaisers erwiesen. Wohl zum Teil deshalb, weil er, schwerer beweglich als der Bürger, bei einer ergriffenen Partei länger beharrte und der Ordnung schaffende General nun einmal sein Mann gewesen war; dann aber wohl auch, weil im französischen Landvolk eine gewisse Neigung für den Militärdienst vorherrschte, der immerhin eine Anzahl Männer ernährte und — wenn der Tapfere nur notdürftig sich zu bilden verstand — in ansehnliche Stellungen brachte. Napoleon konnte dreist sagen, wie er es tat: „Was kümmert mich die Ansicht der Salons und der Schwätzer! Ich höre nicht darauf. Ich kenne nur eine Meinung: die der Bauern. Das Übrige hat keine Bedeutung.“ Aber auch diese Zuneigung der Landleute fand ihre Grenzen, als man auf den Dörfern immer häufiger von den zahllosen Opfern hörte, die der fürchterliche Krieg jenseits der Pyrenäen verschlang, und daß nun ein zweiter beginnen sollte, in fernen Landen, von deren Schrecknissen die Braven von 1807 genug zu erzählen gewußt hatten. Kein Wunder, daß der Konskription der Altersklasse von 1811, die dem Kaiser 120.000 Mann zuführen sollte, keinerlei Begeisterung entgegenkam. Bis an 8000 Franken zahlten die Bemittelten für einen Stellvertreter, und von den Armen entflohen viele Tausende. Für die Ausreißer — es waren teils solche, die sich der Stellung entzogen hatten, teils solche, die nachher desertiert waren — wurden dann die Familien, die Gemeinden, ja der ganze Kanton haftbar gemacht und dieses neue „Geiselgesetz“ mit größter Strenge durch fliegende Kolonnen (Colonnes mobiles) durchgeführt. Sie brachten von den 60.000 Flüchtlingen nur 30.000 ein; der Rest versteckte sich in Wäldern und unzugänglichen Gebirgsgegenden. Dieser Erfahrung entsprechend ward die Aushebung von 120.000 Mann der Altersklasse von 1812 zu Beginn dieses Jahres mit der größten Strenge bewerkstelligt. All diese Rekruten wurden nach Deutschland dirigiert, während im Reich über 100.000 Mann Nationalgarden aus den Jahrgängen von 1809 bis 1812 bis Lübeck hin die Garnisonen bezogen. Die weite Entfernung von den Heimatsorten empfanden sie schwer, und nur die Not der letzten Mißernte machte vielen das Soldatenlos erträglicher.



Und nicht minder hart, ja noch viel härter als auf Frankreich, drückte die Faust des „Protektors“ auf die Lande des deutschen Rheinbundes, dessen Fürsten im April 1811 Ordre erhalten hatten, ihre Kontingente bereitzustellen. Westfalen, durch die Verschwendungssucht seines Königs Jérôme finanziell aufs Äußerste herabgekommen, so daß Steuererhöhungen und Zwangsanleihen den Bankrott nicht mehr aufhielten, mußte gleichwohl seine Armee auf 30.000 Mann erhöhen und überdies 20.000 Franzosen mit ihren Pferden ernähren, wodurch die Vorteile der einheitlichen und zielsicheren Administration, die vorbildlich für manchen anderen Rheinbundstaat geworden war und ihre guten Früchte getragen hatte, fast gänzlich aufgewogen wurden. Als Jérôme Vorstellungen machte, hieß es zurück, es stände ganz in seinem Belieben, von seinem Throne herunterzusteigen. Ähnlich war es in Bayern, das zwar nach dem Kriege von 1809 mit dem Gebiete des Dalbergischen Bistums Regensburg belohnt worden war, dafür aber Südtirol an Italien und Illyrien, Ulm und andere kleinere Territorien an Württemberg abtreten, hohe Schuldsummen für den Schatz des Kaisers auf sich nehmen und an 30.000 Mann für den Krieg stellen mußte. Das besser angeschriebene Württemberg tauschte 40.000 Seelen, die es an Baden abtrat, gegen 140.000, die es von Bayern erhielt. Baden mußte für seinen Zuschuß Hessen-Darmstadt vergrößern. Wie Spreu schüttelte der Korse die deutschen Regierungen und Untertanen durcheinander! Der Staat des Fürstprimas ward für den Entgang von Regensburg durch Fulda und Hanau vergrößert und zum „Großherzogtum Frankfurt“ erhoben, freilich mit dem willkürlichen Vorbehalt, daß nach Dalbergs Tode der Vizekönig Eugen, der durch die Neuvermählung des Kaisers seine Aussichten auf den italienischen Thron einbüßte, diese Souveränität antreten solle, „da die weltliche Herrschaft von Priestern seinen Grundsätzen entgegen sei“, wie Napoleon sagte. Dalberg mochte fürchten, der ungeduldige Machthaber jenseits des Rheins könnte diesen Grundsätzen am Ende noch vor dem festgesetzten Termin Rechnung tragen, und empfahl sich durch die servilste Gefügigkeit, indes sein Volk unter den drückendsten Auflagen seufzte und seine Truppen für den spanischen Krieg in weit

größerem Maße herangezogen wurden als der Bundesvertrag heischte. Er arbeitete im Jahre 1811 einen wohl für Napoleon berechneten „Überblick über den Rheinbund und seine Organisation“ aus, mit dem er dessen Erweiterung zu einem die ganze Nation umfassenden Deutschen Bunde unter Napoleon als Erbmonarchen befürwortete.*) „Der Wille des Kaisers“, sagte sein Staatssekretär Eberstein, „ist bei uns oberstes Gesetz.“ Allen voran aber rüstete Sachsen wie im Fieber, namentlich im Herzogtum Warschau, wo Napoleon ungeheure Vorräte an Kriegsmaterial aufhäufte. Alle Streitpflichtigen wurden einberufen, eine Nationalgarde ward errichtet. So standen die Regierungen des Rheinbundes mit ihren Truppen dem Kaiser unbedingt zur Verfügung. Weh' ihnen, wenn sie sich lässig erwiesen. „Wenn die Bundesfürsten“, schrieb Napoleon im April 1811 an Friedrich von Württemberg, „über ihre Neigung zur gemeinsamen Abwehr auch nur den leisesten Zweifel in mir entstehen lassen, sind sie, ich gestehe es frei, verloren. Denn ich ziehe Feinde unsicheren Freunden vor.“**)

Da waren denn nur noch die deutschen Mittelmächte, Preußen und Österreich, die Besiegten von Jena und Wagram, in Pflicht zu nehmen. Was Preußen betraf, so hatte es Napoleon nicht vergessen, daß er das Land schon einmal erobert und nur aus Rücksicht für dasselbe Rußland aus den Händen gelassen hatte, gegen das er sich jetzt zum Streit erhob, und auch nicht vergessen, daß er schon einmal als Sieger am Niemen kampiert hatte. Diese Position wieder und damit die Möglichkeit für eine wirksame Offensive zu gewinnen, ehe es zum offenen Bruche kam, war jetzt sein ganzes Streben. Konnte das nicht etwa gelingen, indem er Preußen, wie Holland zuvor, unmittelbar in seine Gewalt brachte? Derlei

*) Siehe die Mitteilung v. Heyls im Augustheft 1903 der Zeitschrift „Vom Rhein.“

**) Corresp. XXI. 17.553. Daß dies keine leere Drohung war, geht aus einer Tagebuchnotiz der Königin von Westfalen hervor, die am 11. Jänner 1811 in ihr Journal schreibt: „Der Kaiser ist mit dem Großherzog von Baden sehr unzufrieden, er scheint unter den Fürsten zu sein, die verschwinden werden.“ (Revue historique, XXXVIII. 95.)

scheint ihm wirklich einen Augenblick lang im Sinne gelegen zu haben. Jenes offizielle Memorandum aus dem April 1810 hatte bereits die Selbständigkeit dieses Staates in Frage gestellt. Ein von Esménard*) gefälschter Rapport Champagnys vom November desselben Jahres, worin der Minister dem Kaiser die Aufteilung Preußens zugunsten von Sachsen und Westfalen anrät, soll auf guten Informationen des Fälschers beruhen. Anfang 1811 verzeichnet Königin Katharina von Westfalen gleichfalls die Notiz von der bevorstehenden Zerstückelung des Hohenzollernstaates in ihrem Tagebuch. Und um dieselbe Zeit geht ein Gerücht durch die spanischen Blätter, der Rest von Preußen solle an Berthier gegeben werden.**) Der Gedanke ward aber bald wieder aufgegeben. Es war doch vielleicht möglich, daß die Vernichtung Preußens ebensowenig ohne Widerstand der Bevölkerung ablief, wie die Spaniens, so groß auch der Unterschied zwischen den heißblütigen Südländern und den „vernünftigen, kalten, toleranten und jedem Exzeß abholden" Norddeutschen — so charakterisierte sie Napoleon — sein mochte. Gerade das Beispiel der Spanier konnte verführerisch auf alle unzufriedenen Elemente in der „schlechten Nation, die er gar nicht liebte und in deren Geistern eine starke Widerstandskraft lebte", wirken. Und über das geheime Treiben des „Tugendbundes", wie man die Gesamtheit der deutschen Franzosenfeinde nun einmal zu bezeichnen pflegte, trafen die übertriebensten Berichte in Paris ein. Nein, kein Gewaltstreich! Mußte denn nicht auch Preußen nach dem Siege über Rußland dem Beherrscher Europas als reife Frucht in den Schoß fallen? Viel klüger, die noch immer nicht ganz unansehnlichen Hilfskräfte Friedrich Wilhelms III. auf friedlichem Wege sich dienstbar zu machen und sich so die Stellung am Niemen zu sichern. Dies war schließlich der Plan Napoleons. Und er gelang. Gelang, einmal der unseligen Lage wegen, in der sich Preußen befand, dessen einzelne Landesteile einerseits von Davout,

*) Siehe Band II. S. 126.

**) Siehe meinen Aufsatz über „Stein und Gruner in Österreich" in der „Deutschen Rundschau", Jahrg. 1888, S. 137.

anderseits von Warschau her und endlich durch die rasch vermehrten französischen Besatzungen in Stettin, Küstrin, Glogau und Danzig fortwährend bedroht waren, und zweitens, weil auch jetzt wieder, wie 1805 und 1809, den Absichten des Eroberers in Friedrich Wilhelm mit seinem Mißtrauen gegen sein Volk und seiner felsenfesten Überzeugung von des Korsen Unüberwindlichkeit ein Helfer wider Willen zur Seite stand.

Um dem Staate die bedrohte Existenz zu retten, hatte Hardenberg, der im Vorjahre als Staatskanzler ans Ruder getreten war, im Mai 1811 Bündnisanträge in Paris gestellt. Darauf war die Antwort ausgeblieben. Napoleon, der den Krieg mit Rußland damals noch nicht wünschte, wollte sein äußerlich friedliches Verhältnis zu dieser Macht nicht durch einen Schritt seiner Diplomatie vorschnell kompromittieren; auch wollte er vorerst in Deutschland hinreichend gerüstet sein, ehe er Preußens Vorschläge erwiderte. Sein Schweigen vermehrte aber in Berlin die Sorge derart, daß sich Hardenberg der von Scharnhorst geführten Patriotenpartei näherte und auch den König zu Rüstungen bestimmte, die im Sommer, so verdeckt wie möglich, zu einer Verstärkung der Machtmittel auf nahezu das Doppelte der mit Napoleon vereinbarten 42.000 Mann führten. Der König wandte sich nun, obgleich der Zar auf frühere Briefe nicht befriedigend geantwortet hatte, nochmals an Alexander und sandte Scharnhorst im tiefsten Geheimnis nach Petersburg, damit er dort eine Militärkonvention verabrede. Nach England wurde ein Begehren um Subsidien adressiert. Beides war nicht ganz ohne Erfolg. Der Zar hatte zwar seinen Offensivplan aufgegeben und sich mit dem Gedanken einer hinhaltenden Verteidigung im eigenen Reiche vertraut gemacht; nun aber erklärte er sich doch — wenn auch nur „im allgemeinen“ — bereit, seine Armee im Kriegsfall „so schnell als möglich“ in Marsch zu setzen und, „wenn es sein kann“, bis an die Weichsel, ja, nach besonders günstigen Zufällen, „auf die man jedoch nicht rechnen dürfe“, noch darüber hinaus vorzuschieben, während Preußen inzwischen das Vordringen des Feindes gegen diesen Fluß auf jede Art zu hindern hätte. So stand es in der Konvention, die Scharnhorst am 17. Oktober

an der Newa abschloß.*) Und auch England gestand die gewünschten Subsidien zu und sandte Kriegsmaterial nach Kolberg. Aber ehe noch diese Ergebnisse in Berlin bekannt wurden, war Friedrich Wilhelm III., der nicht viel Hoffnung auf Rußland setzte, schon wieder anderen Sinnes geworden. Noch im August hatte er, durch Napoleons Rüstungen mit neuer Angst erfüllt, doch wieder in Paris anklopfen lassen. Sollte man denn, so mochte er fragen, die Existenz des Staates einem unsicheren Wagnis anvertrauen, ohne sich wenigstens die Möglichkeit eines rettenden Vergleichs offen zu halten? Hardenberg widersprach nicht. Und nun blieb auch Napoleon nicht mehr stumm. Natürlich. Denn jetzt waren seine Verstärkungen in den Oderfestungen, in Westfalen und Polen soweit gediehen, daß er mit Preußen wieder in dem Tone reden konnte, den er dem Berliner Hofe gegenüber anzuschlagen gewohnt war. Er forderte vor jeder weiteren Unterhandlung die Unterbrechung der preußischen Rüstungen. Das ward zugestanden; die Rüstungen wurden eingestellt; ja, Blücher, der beim Franzosenkaiser tief in Mißgunst stand, verlor sein Kommando. Und nun begehrte Napoleon weiter kategorisch: entweder Eintritt Preußens in den Rheinbund, oder Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich unter Beistellung von 20.000 Mann und drei Kriegsfahrzeugen für den Fall des Konflikts mit Rußland und von Kaperschiffen wider England mit der Verpflichtung, die Küstensperre aufs strengste durchzuführen. Das waren harte Bedingungen, und es entstand die Frage: mußte man sie ohne jeden Widerstand hinnehmen? Man hatte ja jetzt, Ende Oktober, die Konvention mit Rußland und konnte auf englisches Geld rechnen. Noch einmal bäumte sich Hardenberg auf und riet dem König, Berlin zu verlassen und mit dem Zaren und England gemeinsame Sache zu machen. Aber Friedrich Wilhelm, von den Gegnern der „Patrioten", den Ancillon, Albrecht, Grawert u. A. beraten, widerstand. Er hatte 1809 die Erfahrung gemacht, daß diejenigen Unrecht behalten hatten, die damals den Zusammenbruch des Staates weissagten, wenn man sich nicht Napoleon

*) Martens, VII. 32 (§ 14).

entgegenstelle. War es jetzt anders? Er sah mit seinem nüchternen Blick die Scharnhorstsche Konvention mißtrauisch an und gewahrte in den verschiedenen Klauseln, die sie enthielt, nur das Eine, „daß ein hoher Grad von Tätigkeit seitens der russischen Armeen kaum zu erwarten stehe, die sich offenbar bald dabei begnügen würden, auf ihren ersten Kriegsplan zurückzukommen, den man nur mit Widerstreben und nur darum verlassen habe, um sich unser zu versichern".*) So nachteilig auch ihm die französischen Bedingungen erschienen, sie ließen doch den Staat am Leben, während gegen Frankreich zu fechten, so lange das Genie seines Kaisers überwiegende Kräfte in den Kampf führte, den „unabweislichen oder doch gewiß höchst wahrscheinlichen Untergang" bedeutete. Ein Verlassen Berlins würde, meinte er, „weit mehr Verderben als Nutzen bringen, und zwar in jeder Hinsicht". Nur eins gab er Hardenberg zu, bevor er die Petersburger Konvention verwarf: daß man Österreich sondiere. Denn nur wenn auch dieses sich mit Rußland und Preußen kräftig verbände, wäre Aussicht auf einigen Erfolg vorhanden, den er freilich vor Allem in der Erhaltung des Friedens sehen wollte. Im übrigen aber sollten die Verhandlungen mit Frankreich nicht unterbrochen werden.

Nun ging Scharnhorst heimlich nach Wien. Aber was er dort erfuhr, war nicht danach angetan, das Abkommen mit dem Gewaltigen aufzuhalten, und so kam es, von Napoleon selbst bis zu dem Augenblick verzögert, wo er Preußen endlich ganz umzingelt hatte, am 24. Februar 1812 als Offensiv- und Defensivallianz zustande. Darin waren die Bedingungen Napoleons keineswegs ermäßigt, eher noch verschärft. Vor Jahresfrist, als Hardenberg dem Kaiser ein Bündnis und preußische Hilfe anbot, war es unter Vorbehalten geschehen, die nicht nur die Integrität des Landes verbürgen, sondern auch die Erhöhung der preußischen Kriegsmacht bewirken, die Festung Glogau zurückbringen und bestimmte Terrainerwerbungen sicherstellen sollten. Jetzt war von alledem nicht mehr die Rede, und der Februarvertrag wurde für Preußen eine

*) Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III., S. 415.

Demütigung ohnegleichen. Nur in Spanien, Italien und der Türkei — hieß es darin — hat Preußen Frankreich keine Heeresfolge zu leisten, sonst überall in Europa. Gegen Rußland stellt es 20.000 Mann und 60 Geschütze unter den Befehl Napoleons, etwa die Hälfte der ihm überhaupt zugestandenen Armee; die andere Hälfte hat in den schlesischen Festungen, in Potsdam, vorzüglich aber in Kolberg und Graudenz zu garnisonieren, wo die Kommandanten ihre Befehle vom französischen Generalstab erhalten. Die Franzosen marschieren ungehindert durch den ganzen preußischen Staat, einen Teil Schlesiens ausgenommen; ihre Generale requirieren, beschaffen die Lieferungen für die Armee und sorgen für Ordnung und Sicherheit in deren Interesse. Diese Armeelieferungen, die Preußen im größten Maßstabe zu leisten hat, werden von der alten Kriegsschuld in Abrechnung gebracht. Wider England verspricht Friedrich Wilhelm die schärfsten Absperrungsmaßregeln und die geforderten drei Kriegsschiffe.*) So hatte der patriotische Aufschwung des Jahres 1811, der vielleicht im Frühling, da Rußland den Angriffskrieg plante und Napoleon noch unzulänglich gerüstet war, zu Erfolgen hätte führen können, mit Untertänigkeit geendet, für die der König nichts gewann als vage Versprechungen von Entschädigung durch Gebietszuwachs im Falle des Sieges — Versprechungen von Napoleon, der seit 1807 immer bedauernd wiederholte: „Wie konnte ich diesem Manne nur so viel Land übriglassen!“ **)

Zu dem Entschluß des Preußenkönigs, sich in dem bevorstehenden Kriege Frankreich anzuschließen, mag das ihrige

*) Vergl. den aus vier Instrumenten bestehenden Vertrag bei De Clercq, II. 354 ff. Es ist von hohem Interesse zu sehen, wie sicher Napoleon schon in jenem mit Maret gemeinsam ausgearbeiteten Memoire vom 6. August 1811 (siehe oben) den Termin für den Abschluß der Allianzen mit Preußen und Österreich — „nach sechs Monaten“ — festsetzte.

**) Damit soll die Haltung Friedrich Wilhelm III. keineswegs abfällig beurteilt werden. Auch die Erhebung zu jener Zeit wäre ein unsicheres Wagnis gewesen, wenn man erwägt, welche Massen von Streitkräften Napoleon, unbeschadet der Kriegsaktion in Spanien, gegen Rußland ins Feld führte, wie rasch er später, nach deren Untergang, ein neues Heer auf die Beine stellte und wie er selbst dann noch über die verbündeten Preußen und Russen zu siegen wußte.

immerhin auch die Haltung Österreichs beigetragen haben. Scharnhorst hatte im Dezember 1811 in Wien nur erfahren, daß Kaiser Franz augenblicks nicht imstande sei, irgend Hilfe zu gewähren. Die Wahrheit war: Österreich stand auf französischer Seite. Aus den Schriftstücken, mit denen jenerzeit Metternich seinen Herrn beriet, geht hervor, daß die Wiener Politik entschieden wider den Zar Stellung nahm. Schon die Aktion Rußlands gegen die Türkei in den Donaufürstentümern trennte die beiden Mächte. Dann hatte Alexanders Plan, Polen wiederherzustellen und es als einiges Reich unter russischer Hoheit konstitutionell zu regieren, in Wien gleichfalls arg verstimmt, denn er beanspruchte von Österreich die Aufgebung Galiziens, wofür Rußland zwar Serbien und einen Teil der Donaufürstentümer bot, die man aber doch erst wieder hätte erobern müssen, woran in einem Kriege gegen Napoleon nicht zu denken war.*) Gewiß, auch wenn man sich an den Franzosenkaiser anschloß, konnte Galizien für den Donaustaat verloren gehen, da der Imperator, wie man annahm, sofort das einige Polen gegen Rußland ausspielte, und es war auch schon im Sommer 1810 in Paris zwischen Napoleon und Metternich davon die Rede gewesen; aber einmal bot Jener dem seit dem letzten Kriege gänzlich verarmten Donaustaate das wichtige Illyrien mit der Seeküste als Äquivalent für das polnische Land und überdies noch, als Preis für Österreichs Mitwirkung am Kriege, weiteren Gewinn, den der Wiener Hof mit der Inngrenze gegen Bayern und dem preußischen Schlesien — „eine uns nicht nur bequem gelegene, sondern im Falle der Wiederherstellung des Königreiches Polen fast unumgänglich nötige Provinz“ — in Vorschlag brachte. Denn daß Preußens Auflösung — es mochte Partei nehmen, welche es wollte — unfehlbar erfolgen müsse, war für Metternich eine ebenso ausgemachte Sache wie der Sieg der französi-

*) In einem Vortrag vom 28. November 1811 — kurz bevor Scharnhorst eintraf — zählte Metternich alle Sünden Rußlands auf, „welches bereits zweimal seine Alliierten ihrem eigenen traurigen Schicksal überließ“, und das „unter der schwachen Regierung Alexanders I. wahrscheinlich wieder in die Steppen Asiens zurückgedrängt werden wird.“ (Nachgelassene Papiere, II. 429.)

schen Waffen im Kriege mit Rußland.*) Dann war allerdings die völlige Abhängigkeit auch der Wiener Politik von der napoleonischen unvermeidlich. Aber selbst in dieser abhängigen Stellung wollte Metternich die Konjunkturen nutzen und wenigstens das untertänige Österreich stärken, wenn schon ein freies nicht mehr möglich war. Und Napoleon setzte sich den Wünschen seines Schwiegervaters nicht entgegen. „Die schlesische Frage ist beim kleinsten Fehler, den sich Preußen zuschulden kommen läßt, entschieden“, erklärte er dem österreichischen Botschafter im Dezember 1811; ja selbst, wenn sich Preußen nicht von der vorgeschriebenen Linie entferne, könne er in einem glücklichen Kriege über Schlesien zu Österreichs Gunsten verfügen, da es dann an Kompensationsobjekten nicht fehlen werde und dem König Friedrich Wilhelm jede andere Provinz passen müsse, während Schlesien die einzige sei, die Österreich abzurunden vermöchte.**)

So war man in Wien dazu gekommen, sich in eine enge tätige Allianz mit Frankreich zu begeben, die bestimmte Vorteile in Aussicht stellte. Dieser Entschluß war bereits gefaßt und auch schon Schwarzenberg, der von Paris aus warm dafür eingetreten war, angekündigt, als Scharnhorst nach Wien kam. Man begreift nun leicht, daß seine Mission scheitern mußte, ja, man begreift sogar — wenn man es auch gewiß nicht entschuldigen wird — daß Metternich dem Sendboten des in seinen Augen verlorenen Staates zum Anschluß an Rußland riet, d. h. zu eben jenem „Fehler“, der die schlesische Frage sofort zu-

*) „Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen“, versicherte er dem Kaiser Franz Anfang 1811, und in einem Vortrage vom 28. November desselben Jahres: „Preußen befindet sich in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen.“ In demselben Schriftstücke heißt es aber auch: „Nach vorhinein zu berechnenden, auf frühere Erfahrungen, besonders auf jene der letzten Zeit, gestützte Probabilitäten, spricht aller Anschein unleugbar für französische Siege.“ (Nachgelassene Papiere, II. 427. 435. 437.) Damals schätzte Metternich die französische Armee auf 200 bis 230.000 Mann. Wie mußte es ihn in seiner Politik bestärken, als er später von der doppelten Anzahl hörte!

**) Metternichs Nachgelassene Papiere, II. 442. Maret brachte in Vorschlag, Preußen für Schlesien mit den baltischen Provinzen Rußlands zu entschädigen.

gunsten Österreichs lösen mußte.*) Und als ob der bloße Name Schlesiens die Zeit der großen Kaiserin wieder in Erinnerung gebracht hätte, die um die entrissene Provinz drei Kriege gewagt hatte, so suchte man jetzt den französisch-österreichischen Allianzvertrag vom Jahre 1756 hervor, um das neue Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich nach seinen Bestimmungen, ja teilweise nach seinem Wortlaut, abzufassen.**) Am 14. März 1812 unterzeichnete Schwarzenberg in Paris die Vertragsurkunde. Österreich, das sich aufs neue zur Kontinentalsperre verpflichtet, stellt für den Krieg gegen Rußland 30.000 Mann zu Frankreichs Unterstützung, die jedoch — ungleich den preußischen Hilfstruppen — ungeteilt unter öster-

*) Am 17. Dezember hatte Schwarzenberg in Paris die entscheidende Audienz. Den Bericht darüber wird Metternich nicht vor dem 25. erhalten haben. Bis dahin blieb Scharnhorst ohne definitiven Bescheid. Am 26. empfing er ihn mit der Erklärung, Österreich sei außer Stande zu helfen, und mit dem Winke, Preußen werde in jeder anderen Partei als der russischen noch unglücklicher sein. (Siehe Metternich, Nachgelassene Papiere, II. 442 und Lehmann, Scharnhorst II. 434.) Wenn bei Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. S. 422, Metternich dem Abgesandten gegenüber auch noch die Äußerung in den Mund gelegt wird, Österreich werde Frankreichs Partei nicht nehmen sondern neutral bleiben, so ist davon, wie ich Professor Lehmanns freundlicher Mitteilung verdanke, in Scharnhorsts Berichten nichts enthalten.

**) „Die Grundsätze — schreibt Metternich am 8. Juni 1812 an den Gouverneur von Galizien, Grafen Goëß — nach welchen der Kaiser allein in ein näheres Verhältnis mit Frankreich zu treten sich je bereit finden lassen würde, fanden sich in dem Allianztraktat mit Frankreich vom Jahre 1756. Auf dieselbe Basis, und insofern selbe noch auf die allgemeinen Verhältnisse Europas anwendbar waren, wurde der neue Traktat gegründet. Der Vergleich des einen Vertrages mit dem anderen beweist diese Wahrheit unleugbar, die Worte sogar sind fast dieselben, und dieser Umstand ist nicht einer der minder wesentlich herauszuhebenden". (W. St. A.) Gewiß, die Worte waren fast dieselben, und der Art. 3 von 1812 ist mit den Artikeln V und VI von 1756 ganz gleichlautend. Aber die Machtverhältnisse waren himmelweit verschieden, so daß, was dazumal als freie politische Entschließung einer Großmacht galt, jetzt nur noch notgedrungene Fügsamkeit eines bankrotten Staates war, dessen Minister die letzte Weisheit in der Allianz mit einem Souverän erblickte, von dem er selbst zugeben mußte, daß „sein monströser Zweck die Alleinherrschaft war und ‚ist".

reichischer Führung stehen, von keinem französischen General Befehle annehmen und nur den Weisungen Napoleons gehorchen sollten. Bei der Wiederherstellung Polens wird Österreich Galizien behalten, und nur wenn es freiwillig einen Teil davon dazu hergeben wollte, dafür durch Illyrien entschädigt werden. Die Integrität der Türkei bleibt garantiert, d. h. Rußland wird nichts davon für sich gewinnen, die Erfurter Zusage ist zurückgenommen. Und zum Schluß heißt es: „Im Fall eines glücklichen Ausgangs des Krieges verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen, dem Kaiser von Österreich Kriegsentschädigungen und Gebietsvergrößerungen zuzuwenden, welche nicht allein die dargebrachten Kriegsopfer aufwiegen, sondern auch ein Denkmal bilden sollen der engen und dauerhaften Verbindung, die zwischen beiden Souveränen besteht.“ Da von Illyrien bereits die Rede war, bleibt hier nur noch an Schlesien zu denken übrig, denn es war ja „die einzige Provinz, die Österreich abrunden konnte“.*)

So hatte sich Napoleon auch der deutschen Mittelmächte versichert, und von der Südspitze Kalabriens bis zur Memel, vom Kap Finisterre bis in die Bukowina gehorchte der Kontinent seinem Winke. Freilich hätte er gerne auch Schweden und die Türkei, die alten Feinde Rußlands, in sein System aufgenommen — oder vielmehr: darin festgehalten — damit sie von Norden und Süden her den Gegner angriffen, wenn er ihm im Zentrum den entscheidenden Stoß versetzte. Doch hier zog er den Kürzeren. Als sich in Stockholm die Abgesandten Frankreichs und Rußlands den Rang abzulaufen suchten, hielt Bernadotte den Augenblick für günstig, sich dem Lande seines künftigen Regiments durch eine große Erwerbung zu empfehlen. Er bot seine Allianz demjenigen an, der ihm zur Gewinnung Norwegens verhelfen würde. Aller Beteuerun-

*) Der Vertrag steht bei De Clercq, II. 369 ff. Es ist anzunehmen, daß Napoleon Österreich Schlesien viel lieber zugewendet, als auf Illyrien verzichtet hätte. Einem Manne, der ihm dazu riet, dieses sofort gegen Galizien zu vertauschen, antwortete er: „Ich sehe, daß Sie von der Wichtigkeit dieser Provinzen keine Idee haben. Sie sehen nicht, daß ich, sobald ich sie zum Stützpunkt wähle, einen Fuß in Rom, den andern in Konstantinopel habe.“ Pasquier, Mémoires, II. 76.

gen, mit denen er im Dezember 1810 Tschernischeff überhäuft hatte, vergessend, klopfte er zunächst bei Napoleon an, weil in Schweden die öffentliche Meinung noch immer an ihm hing; die Kronprinzessin, die Désirée Napoleons vom Jahre 1795, war in Paris für ein Bündnis tätig. Aber der Franzosenkaiser wollte von einer Annexion Norwegens nichts wissen, da Dänemark treu zu ihm hielt und ein Truppenkorps zur Deckung der Nord- und Ostseeküste zu stellen bereit war. Er seinerseits brachte die Wiedergewinnung Finnlands nach dem Sieg über Rußland in Vorschlag, wenn Schweden mit 40.000 Mann gegen Alexander marschieren und zugleich den Krieg wider England energisch betreiben wollte. Aber gerade dieses doppelte Engagement gegen Rußland und das britische Reich erschien der schwedischen Regierung nach den früher gemachten Erfahrungen unmöglich. „Man verbarg sich nicht," — heißt es in einem nachträglichen Berichte des schwedischen Ministeriums an Karl XIII. vom 7. Jänner 1813 — „daß ein Krieg mit Rußland, der notwendig auch Feindseligkeiten mit England herbeiführen mußte, die Kräfte Schwedens überstieg, daß eine englische Flotte im Baltischen Meere während des Sommers alle Unternehmungen von seiten Schwedens gegen Rußland hindern konnte, daß die Küsten Schwedens inzwischen der Rache Englands preisgegeben waren, daß der Handel ebenso wie die Küstenfahrt einstweilen ganz aufhören und daraus eine allgemeine Not entstehen mußte, daß vielmehr Schwedens großer Bedarf an Getreide eben mit diesen beiden Mächten, England und Rußland, ein fortgesetztes friedliches Verhältnis heischte u. s. w." Da traf es sich, daß die in diesem Zeitpunkte höchst unkluge Besetzung Pommerns durch die Franzosen, angeblich um den Schleichhandel zu stören, Napoleon die Sympathien der Schweden raubte, und nun konnte Bernadotte es wagen, gegen den Franzosenkaiser so vorzugehen, wie es der langjährigen persönlichen Spannung zwischen den beiden Männern entsprach. Schweden erklärte sich zunächst neutral, wodurch es aus dem Kriegszustand wider England heraustrat, dann lehnte es den französischen Antrag ab und näherte sich Rußland, dem es seine Mitwirkung für den Fall zusagte, daß Alexander der Eroberung Norwegens nicht nur

zustimme, sondern auch durch ein Hilfskorps dazu mitwirke, man wolle dann gemeinsam im Norden Deutschlands landen und Napoleons linke Flanke bedrohen. Dänemark würde man durch deutsches Gebiet entschädigen. Der Zar ging darauf ein, und am 5. April 1812 kam ein Abkommen zwischen Schweden und Rußland zustande, das später, bei einer Zusammenkunft Bernadottes mit Alexander im August zu Åbo, eine neue Bekräftigung erfahren sollte.

In der Türkei, wo Sultan Mahmud gerne die ihm allerdings erst in den ersten Monaten des Jahres 1812 dargebotene Hand Napoleons angenommen hätte, lagen die Verhältnisse doch so, daß selbst der Großherr seiner Absicht nicht folgen konnte. Noch im letzten Herbst hatten ja die Russen Erfolge errungen und darauf den Frieden unter relativ günstigen Bedingungen angeboten, nur um den Krieg an der Donau zu enden, bevor das große Streiten gegen die Franzosen begann; sie forderten nicht mehr beide Fürstentümer für sich, sondern waren bereit, sie bis auf Bessarabien und die Serethgrenze zurückzugeben. Das geschah in einem Augenblicke, wo die türkische Staatskasse leer, der Zustand der Armee ein kläglicher, der Wunsch der Bevölkerung nach Frieden und Erholung ein allgemeiner geworden war. Nur die zügellosen Janitscharen riefen noch nach Krieg. Was halfen da die Versprechungen Napoleons: die Krim, die Tatarei, alles Land, das die Pforte in den letzten vierzig Jahren verloren hatte, wenn man die 100.000 Mann nicht aufbrachte, die er als Hilfsheer forderte? Auch dürfte der Kaiser der Franzosen aus seinen alten Absichten auf Morea und Kandia doch etwas zu wenig Hehl gemacht haben.*) Und dazu drohte England, es werde, wenn

*) In dem Vortrag Champagnys vom März 1810 (siehe oben S. 41) lautet eine bemerkenswerte Stelle: „Der zweite Gegenstand — der erste war, für die Fortdauer des Krieges zwischen Türken und Russen zu sorgen — wäre, die Pforte unauffällig dahin zu bringen, daß sie Ew. Majestät Morea und Kandia abträte für die Unterstützung, die sie erhalten würde, um sich der kleinen Tatarei und der Krim zu bemächtigen, Länder, die ihr für die Versorgung Konstantinopels viel wichtiger sein müssen. Es ist hier nicht der Ort, sich über dieses alte Projekt auszulassen, das aber, im Falle eines Bruches mit dem russischen Hof, besonders diskutiert zu werden verdient.“ (Schilder, Alexander I. III. 475.)

der Sultan das französische System annehme, die Dardanellen forcieren und Stambul verbrennen. Der Divan, den Mahmud befragte, erklärte sich für den Frieden mit dem Zaren, der dann auch Ende Mai 1812 unter der Bedingung, daß fortan der Pruth die Grenze bilde, zustandekam.

Das waren nun freilich sehr empfindliche diplomatische Niederlagen, die Napoleon in Stockholm und am Bosporus erlitt. Insbesondere, daß er sein Prestige in Konstantinopel eingebüßt hatte, war ihm peinlich, wo gerade die Türkei einen der wichtigsten Faktoren in seinen Zukunftsplänen darstellte. Aber der Sieg über Rußland schien ihm auch ohne die Diversion der Türken möglich, und dieser Sieg im Norden mußte ohne Zweifel auch den Süden der Macht desjenigen erschließen, der Süd und Nord, wie Ost und West, seinem Willen zu beugen wünschte.*) Es war die Zeit, im März 1812, wo er seinem Generaladjutanten Narbonne gegenüber die Idee aussprach, über das niedergeworfene Zarenreich hinweg nach Indien zu ziehen und dort die Herrschaft der Briten zu zerstören.**) Jedenfalls gebot er über eine

*) Eine Hofdame der Zarin, Gräfin Edling, will es später auf dem Wiener Kongreß, von Eugen Beauharnais, erfahren haben, daß es Napoleons Absicht gewesen sei, nach der Bezwingung Rußlands sich gegen Konstantinopel zu wenden. (Mémoires p. 196.) Das stimmt durchaus damit überein, daß er vor dem Feldzug auch mit den aufständischen Serben anknüpfte, um dort den russischen Einfluß aus dem Felde zu schlagen und sich zugleich einen Sukkurs gegen die Pforte, zu erwerben. „Nach Eurem Untergange", sagte der Großvezier zu dem russischen Unterhändler, „würden wir an die Reihe kommen". (Boppe, La France et les Principautés danubiennes, Annales de l'Ecole politique, 1896. p. 346). Vgl. auch Bernadottes Äußerung zu dem russischen Gesandten Suchtelen: „Man (Désirée?) meldet mir, Napoleon wolle in zwei Monaten mit Rußland fertig sein, um dann nach Konstantinopel zu gehen" (Sbornik, XXI, 445). Die Meinung war auch in der Armee verbreitet. Ein Offizier schreibt, nachdem Moskau erobert war, er hätte Petersburg vorgezogen, man dürfe sich aber nicht so weit von den türkischen Provinzen entfernen, „denn nach einer guten Allianz mit Alexander, der, er wolle oder nicht, wie die Anderen in unserem Gefolge marschieren wird, müssen wir im nächsten Jahre nach Konstantinopel und von da nach Indien gehen." (Zitiert von Sorel, VII, 588.)

**) Villemain, Souvenirs, p. 176. Siehe unten.



überwältigende Macht, als er den letzten Schritt zur Beherrschung des Kontinents hin tat. So fest entschlossen er hierzu war, so entschieden verharrte auf der anderen Seite Kaiser Alexander I. bei seinem Widerstande gegen die napoleonische Diktatur, die gar so dreist in die materiellen Interessen Rußlands eingriff. Der Bruch war unvermeidlich. Alles Zögern beruhte nur noch auf militärischen Rücksichten. Am 30. April 1812 übergab endlich der russische Botschafter in Paris das vom 8. datierte Ultimatum des Zaren: er wolle nur dann über einen Vergleich mit Frankreich unterhandeln — wobei er allerdings auf den Verkehr mit den Neutralen nicht verzichten könnte — wenn die Franzosen vorher Preußen und Schwedisch-Pommern geräumt haben würden. Um noch etwas Zeit zu gewinnen, antwortete Napoleon nicht sogleich hierauf, sondern sandte vielmehr Narbonne zu Alexander mit einem Brief und einer Note, die man — obzwar am 3. Mai abgesendet — auf den 25. April zurückdatierte, als hätte man das russische Ultimatum noch nicht gekannt.*) Darin hieß es, der Kaiser habe noch einen letzten Versuch gemacht, um England zum Frieden zu bewegen und damit allen Zwist aus der Welt zu schaffen. Und daran war so viel richtig, daß in der Tat Maret am 17. April an den britischen Minister des Äußeren, Lord Castlereagh, geschrieben hatte, man sei bereit, Portugal dem Hause Braganza zurückzugeben, wenn England Murat und Joseph anerkennen und die Pyrenäische Halbinsel sowie Sizilien räumen wollte. Dann wollte man auch die eigenen Truppen aus Spanien herausziehen.**) Es war das alte Spiel, das Talleyrand schon vor zwölf Jahren so treffend gekennzeichnet hatte. Denn daß England Joseph nicht anerkennen würde, lag auf der Hand und wurde auch alsbald in London erklärt. Geschah aber doch das Unwahrscheinliche, dann standen Napoleon für den Kontinentalkrieg noch weitere 200.000 Mann erfahrener Truppen zur Verfügung, die in Spanien frei wurden und für den Kampf der Waffen wie für allfällige Unterhandlungen schwer ins Gewicht fielen. Die

*) Ernouf, Maret, Duc de Bassano, S. 354.
**) Corresp. XXIII. 18.652. Coquelle, p. 287.

Sendung Narbonnes hatte tatsächlich nur, wie es in dessen Instruktionen hieß, den einen Zweck, sich unter guten Vorwänden möglichst viel Kenntnisse über die militärischen Dispositionen des Gegners zu verschaffen.

Während dieser Bote nach Wilna eilte und Maret den Fürsten Kurakin in Paris mit Redensarten hinhielt, verließ Napoleon am 9. Mai mit einem großen Teil seines Hofstaates die Stadt. Er fuhr nach Dresden, um dort gleichsam seine Macht drohend auszulegen, und wir glauben es, daß er sich davon nochmals eine einschüchternde Wirkung auf den Zar versprach.

In Dresden versammelten sich huldigend die Fürsten des Rheinbundes, über die der Korse unbedingter gebot als seit langer Zeit ein römischer Kaiser deutscher Nation. Auch der letzte von diesen, Franz von Österreich, fand sich ein. Hatte Napoleon die Zusammenkunft mit seinem Schwiegervater gewünscht, um seine Verwandtschaft mit der ältesten Dynastie der Welt als Relief für seine unerhörte Geltung zu benützen? Er hat damals Franz I. aufgefordert, ihn auf seinem Kriegszuge zu begleiten.*) Dazu ist es allerdings nicht gekommen. Im übrigen aber trat der Kaiser von Österreich, trotz allem vertraulichen Verkehr mit dem Eidam, ebenso gehorsam wie der König von Preußen und die kleineren „Souveräne“ in den Schatten des gewaltigen Parvenüs, der die Grenzen zwischen den romanischen und germanischen Elementen Europas verwischt und deren Kräfte zum Entscheidungskampf über das Schicksal des Weltteils vereinigt hatte. Gewiß, es war die Triebfeder persönlichsten Ehrgeizes und unendlicher Herrschsucht, die diese Massen in Bewegung setzte, ein schier unerträglicher Zwang, der sie kittete, aber wen der Genius auf Höhen geführt, wo ihm über dem weiten Horizont des Ganzen das Einzelne sich entrückte, der konnte hier einen Bund europäischer Kulturpotenzen zu erblicken meinen, gerüstet, um unter der Führung des größten Feldherrn die Zivilisation des Westens erobernd nach Osten zu verbreiten und den

*) So schrieb M. Ludovica an ihre Mutter. S. Guglia, Die Kaiserin Maria Ludovica, S. 141.

Völkerhader zur Einheit auszugleichen, der konnte versucht sein, mit Goethe von Napoleon zu sagen:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersiehts in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist Alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte.“

Oder waren diese an Marie Luise gerichteten Worte nur huldigende Konvenienz, mit denen jetzt, wo der Kaiser die höchste Stufe seiner Macht erklommen hat, der große Humanist des Jahrhunderts ihm Beifall spendet? Nein, für Goethe stand Napoleons Größe außer Zweifel. Er hat genau herausempfunden, was dessen historische Bedeutung ausmacht: sein gleichsam instinktives Handeln im Dienste des Idealen. „Napoleon,“ sagte er, „der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet.“ Den Aufwand des Imperators an niedriger Hantierung und Gemeinheit eigennützigen Strebens übersah der Dichter souverän. Mochten Andere von den Greueln des Krieges und dem drückenden Zwange der Übermacht reden, er behielt nur das letzte Ziel im Auge: die Vereinigung der Völker in höherer Gesittung. Und von diesem Standpunkt aus hatte Goethe recht, Napoleon den führenden Männern der Geschichte beizuzählen. Denn sie Alle waren es nur, weil sie im Banne großer Ideen gehandelt hatten, gleichviel welches ihre eigensten Zwecke gewesen. Wohl drängte der mazedonische Alexander aus der Enge seines kleinen Staates hinaus nach der Beherrschung der Welt und grub seinen Namen durch Taten ohnegleichen in das Gedächtnis der Jahrtausende ein, aber was ihn auf den Weg dahin gebracht hatte, war doch nur die gewaltige Expansivkraft der hellenischen Kultur gewesen, in deren Dienst er den Zug nach Osten unternahm. Wohl begründete Karolus Magnus mit den Waffen ein Weltreich, aber doch nur als ergebenes Werkzeug der Moralideen

des Christentums, das sich die jungen Völker des Nordens eroberte. Und wenn wir jetzt Napoleon auf der gleichen Bahn finden, wenn wir auch ihn begierig sehen, seine Person zu höchst zu stellen und alle Welt unter seinem Willen zu versammeln, so ist dieser Wille doch zum guten Teile sein eigener nicht, sondern das Organ jener Zivilisation der Humanität, an der die Geisteskräfte von Jahrhunderten sich gemüht, ehe sie Gemeingut des Erdkreises werden sollte. Unter Strömen von Blut, allerdings. Aber die Gesetzbücher der Menschheit sind nun einmal mit Blut geschrieben, ob es der Einzelne am Kreuze vergieße oder Millionen sterbend dafür zeugen. Überall, wo der Franzosenkaiser gesiegt hatte, erblicken wir den Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung: am Manzanares wie am Tiber, am Rhein und an der Elbe, in Neapel und in Polen, in Preußen und in Österreich, hier unmittelbar unter dem Druck der Eroberung, dort mittelbar, weil ein Widerstand gegen den Mächtigen forthin nur möglich schien, wenn man sich mit seinen eigenen Waffen bewehrte. Hat doch, um nur an Eines zu erinnern, der verlorene Schlachttag von Jena allein das ganze innere Wesen des preußischen Staates verändert.*) So war es ein Kulturprozeß von größter Bedeutung, der im Jahre 1812 die letzten Grenzen europäischer Gesittung aufsuchte. Daß der Anwalt, der ihn mit seinem Degen führte, für sich als Entgelt die Herrschaft der Welt begehrte, erscheint geringfügig daneben.

Aber die Völker Europas standen nicht auf dieser Höhe

*) Vgl. E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg, S. 133, und den Brief Gneisenaus vom Jahre 1807 mit der Stelle: „Wollten die übrigen Staaten das Gleichgewicht wieder herstellen, dann müßten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen“ bei Pertz, Gneisenau, I. S. 302, zitiert von Koser, Die preußische Reformgesetzgebung in ihrem Verhältnis zur französischen Revolution (Hist. Zeitschr. 73. 199). Koser liefert übrigens den Nachweis, daß die Neugestaltung des preußischen Staates zwar auf den Anstoß der Kriegsereignisse hin, aber nicht gerade nach französischen Mustern erfolgte. Über preußische Reformbestrebungen, die vor 1806 nicht zur Tat werden konnten, hat Hintze in der „Histor. Zeitschrift,“ 76. Bd. gehandelt und Thimme in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“, 18. Bd., Friedrich Wilhelms persönlichen Anteil daran festzustellen gesucht.



der Anschauung. Sie forschten in Napoleon nicht nach der idealen Mission, die er unbewußt vollführte, und konnten sich demnach auch nicht mit ihr darüber trösten, daß er im offenkundigen Drange seiner persönlichen Absichten ihre Unabhängigkeit bedrohte, ihre Söhne auf die Schlachtfelder zwang, ihnen Handel und Erwerb beschränkte und die Autoritäten ihres Glaubens befehdete. Sie haßten ihn bitter. Am stärksten trat diese feindselige Gesinnung bei jenen beiden Völkern hervor, die der Kultur des revolutionären Humanismus am fernsten standen und in denen sich die ursprünglichen Instinkte des Nationalgefühls und der Religiosität am reinsten erhalten hatten: bei den Spaniern und den Russen. Die Ersten waren noch nicht bezwungen. Ob es wohl mit den Zweiten gelang?

Zweites Kapitel.

Moskau.

Während Napoleon in Dresden den Staat seiner Herrlichkeit zur Schau stellte, marschierten seine Kolonnen an die Weichsel. Es war ein Heer wie es bis dahin die Welt nicht gesehen hatte. Nahe an fünfthalbhunderttausend Streiter waren auf dem Wege nach Rußland, und was an Reserven nachträglich nach Osten gezogen wurde, brachte die Armee des nordischen Feldzugs auf über 600.000 Mann. Lange und eifrig, den Gegner bis zum letzten Augenblick mit Unterhandlungen hinhaltend, hatte sich der Kaiser gewappnet und unerhörte Anstrengungen den Völkern zugemutet, bis er endlich hoffte, mit sicherer Überlegenheit des Feindes Herr zu werden. Allerdings nicht ohne eigene Zweifel. Ségur erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß er in Paris zur Zeit dieser gewaltigen Rüstungen zuweilen in größter Aufregung aus seinen Gedanken auffahrend ausgerufen habe, er sei für einen so entfernten Krieg noch nicht genug vorbereitet und bedürfe weiterer drei Jahre. Barante berichtet nach dem Zeugnis Mouniers, des neuen Kabinettsekretärs, er habe sogar körperlich unter seinen Skrupeln gelitten. „Er brachte einen großen Teil der Nächte

schlaflos zu, konnte stundenlang auf einem Kanapee liegend, seinen Betrachtungen nachhängen, bis er in einen unruhigen Schlummer verfiel. Ohne gerade krank zu sein, war er doch nicht gesund. Geschäfte, die nicht nach Wunsch gingen, erregten ihn jetzt nicht mehr wie ehedem, sondern langweilten ihn eher und schienen ihn sogar zu entmutigen." *) So las er die ewig trostlosen Berichte aus Spanien gar nicht mehr selbst, sondern ließ sich vom Chef seines Militärkabinetts, Oberst d'Albe, über sie referieren. Dennoch aber war er Warnungen und Einwendungen, die Einzelne aus seiner Umgebung wagten, unzugänglich geblieben und hatte sie mit allem Eifer zu widerlegen gesucht. Unter den Mahnern hatte Caulaincourt obenan gestanden. Der kannte Rußland und kannte den Nationalstolz des russischen Volkes; dieses würde, meinte er, nicht an Frieden denken, solange noch ein Feind auf vaterländischem Boden stünde; er wies auf die Unsicherheit der gezwungenen Alliierten hin, auf den Haß der deutschen Völkerschaften, der unter dem Beutesystem der Franzosen emporgewachsen war, auf das unwirtliche Kriegstheater, dessen Schrecken aus dem Feldzuge von 1807 bekannt genug wären, und zitierte Alexanders eigene Worte, er wolle sich eher nach Kamtschatka zurückziehen, bevor er Provinzen abträte oder in seiner vom Feinde eroberten Hauptstadt einen Frieden unterzeichnete, der doch nur ein Waffenstillstand wäre. „Wir werden unsere Kräfte nicht aufs Spiel setzen," hätte der Zar gesagt, „wir haben Raum genug hinter uns, halten unsere Armee wohlorganisiert beisammen und lassen unser Klima und unsern Winter für uns Krieg führen. Die Franzosen sind tapfer, aber nicht so ausdauernd wie die Unsrigen, sie werden leichter mutlos. Wunder wirken sie nur, wo ihr Kaiser dabei ist; der kann aber nicht überall sein. Es ist wahrscheinlich, daß er uns schlagen wird, wenn wir die Schlacht annehmen. Doch das wird ihm noch immer nicht den Frieden verschaffen. Die Spanier sind oft geschlagen worden, aber darum noch lange nicht besiegt oder unterworfen."**) Dann kam Poniatowski aus

*) Barante, Souvenirs, I. 331 f.

**) Vandal, III. 183 (nach einem ungedruckten Bericht).

Warschau nach Paris und schilderte das wüste, unwegsame Litthauen, schilderte dessen Adel, der bereits halb russisch geworden sei, das Volk kühl und wenig empfänglich, und versicherte, man dürfe sich von dessen Befreiung keine allzu großen Erfolge versprechen. Darauf lenkte der ältere Ségur die Blicke des Kaisers auf Frankreich zurück, das nach dem Feldzug aufhören müßte Frankreich zu sein, sobald es zu Europa erweitert würde; das Endé wäre dann, daß an die Stelle der Monarchen des Weltteils die Generale des Empire als Statthalter träten, die, ehrgeiziger als die Offiziere Alexanders des Großen, vielleicht nicht erst den Tod ihres Herrn abwarten würden, um selbst zu herrschen. Und ähnlich sprach Duroc. Aber Alle hatten vergeblich geredet. Von seinen Alliierten, erwiderte Napoleon, besorge er nichts: Preußen sei an jeder Bewegung gehindert, mit den süddeutschen Höfen und mit Österreich verknüpfe ihn das Band der Verwandtschaft. Übrigens seien die Deutschen von langsamer methodischer Art, und er würde immer noch Zeit für sie gewinnen. Die Ehrsucht seiner Generale sei ihm bekannt; sie werde aber eben durch den Krieg abgewendet. Habe dieser seine Gefahren, so der Friede nicht minder. Denn zöge er seine Armeen ins Innere des Landes, so würden hier in Muße und Ruhe viel zu viel ehrgeizige Interessen und waghalsige Leidenschaften keimen, als daß er ihrer Herr zu werden vermöchte. Meint man da nicht die Wortführer des Konvents und die Radikalen des Direktoriums zu hören? Und ist es nicht der alte Träumer von ehemals, der jetzt wieder das Schicksal als letztes Argument ausspielt? „Ich fühle mich", sagte er, „nach einem Ziele hingetrieben, das ich nicht kenne. Wenn ich es erreicht haben werde, wird ein Atom genügen, mich niederzuwerfen. Bis dahin vermögen alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen mich." *)

Hatte er so die Vorstellungen seiner Umgebung zum Schweigen gebracht, so wandte er sich mit neuer Energie der tausendfältigen Sorge für das riesige Heer zu, dem es an nichts gebrechen sollte. Und fürwahr, bis ins kleinste Detail war die Ausrüstung vorgesehen. Außer den Munitionsparks der ein-

*) Ségur, Histoire et Mémoires, IV. 87 ff.

zelnen Korps waren in Modlin, in Thorn und Pillau, in Danzig und Magdeburg Reservelager mit vielen Millionen von Patronen angelegt. Um ungefähr 1300 Geschütze nach Rußland zu schaffen, waren 18.000 Pferde bereitgestellt worden, und überdies wurden aus Danzig und Magdeburg Belagerungsparks gegen Dünaburg und Riga dirigiert. Für die wasserreiche Gegend führte man zwei Brückentrains mit; außerdem hatte jedes Armeekorps seine Pontons und Werkzeuge. Für Pferdedepots an der Weichsel und Oder hatte Preußen zu sorgen. Die wichtigste Aufgabe lag in der Verpflegung solcher Massen. Sie erforderte die größte Aufmerksamkeit, da, wie Napoleon nicht müde wurde, seinen Unterfeldherren zu versichern, eine so große Menschenmenge, enge beisammen, nicht vom Lande werde leben können. So wurden denn auf Tausenden von Wagen den französischen Truppen Mehl und Reis nachgeführt, zum Teil von Ochsen befördert, die man dann zu schlachten gedachte. Mitte Januar traf der Kaiser Anordnungen zur Aufhäufung von Lebensmitteln für 400.000 Mann auf 50 Tage in Danzig und in den Oder- und Weichselstädten. Außerdem hatte Preußen mit Lieferungen für 20 Tage aufzukommen. Zwei große Transporte sollten Mehl und Zwieback von Elbing zu Wasser nach Wilna bringen. Danzig, Elbing, Warschau, Thorn, Marienburg, Bromberg, Modlin enthielten riesige Vorräte davon, Danzig allein 300.000 Zentner Mehl und zwei Millionen Zwiebackportionen. Wollte man nicht auch noch die Nahrung für anderthalb Hunderttausend Pferde der Armee mitführen, so mußte man für den Feldzug eine Jahreszeit abwarten, die auf Wiesen und Feldern grünes Futter bot. So spielte die Armeeadministration in die Politik hinüber; sie hat, wie wir wissen, die Eröffnung des Krieges bis zum Sommer verzögert.*) Und auch das war nun erreicht, ohne daß die Russen — wie Napoleon gefürchtet haben mochte — inzwischen

*) Ségur (IV. 94) erzählt, Napoleon sei durch eine Lebensmittelkrisis, veranlaßt durch den Mißwachs im Vorjahre, zwei Monate länger in Frankreich zurückgehalten worden. Das ist insofern nicht ganz richtig, als jenes mit Maret verfaßte, die ganze Politik gegen Rußland zusammenfassende Memoire vom 16. August 1811 bereits vom Juni des nächsten Jahres als Termin für den Beginn des Krieges sprach. (Siehe oben S. 52).

die Offensive ergriffen und über die Grenze drangen. Der „letzte Akt“, wie er beschwichtigend sein russisches Unternehmen nannte, konnte beginnen.

Am frühen Morgen des 29. Mai verließ der Kaiser Dresden und fuhr zunächst nach Posen, wo er am 31. eintraf, um von hier über Thorn und Danzig nach Königsberg weiterzureisen. Er hatte auch für seinen Aufenthalt im Felde schon im Januar eingehende Anordnungen getroffen. Zur Fahrt nach dem Kriegsschauplatze diente ihm ein bequemer Reisewagen, in dem er arbeitete und nächtigte und dem seine reiche Suite teils zu Pferde teils ebenfalls zu Wagen folgte. Kam der Zug in einen Ort, wo das Hauptquartier aufgeschlagen wurde, dann waren im Nu in dem ansehnlichsten Hause ein paar Zimmer für ihn eingerichtet, deren bestes als Arbeitskabinett zu dienen hatte, mit kleinen Tischen in den Ecken für die Sekretäre und einem größeren in der Mitte, wo Oberst d'Albe sofort die gewünschte Karte ausbreitete, die des Abends zehn Wachslichter beleuchteten. Denn auch ein ganzes transportables Kabinettsarchiv und eine sorgfältig ausgewählte Landkartensammlung begleiteten den Kaiser. Sie waren auf der Fahrt ebenso gut von einem Piquet Gardekavallerie bewacht wie der Wagen, in dem er saß. Im Biwak wurde ein Rechteck von hundert zu zweihundert Klaftern abgesteckt und mit Schildwachen umgeben, das neben dem Zelte des Kaisers noch sieben andere enthielt: eins für die Großoffiziere (Duroc, Caulaincourt), eins für die Adjutanten, eins für die Ordonanzoffiziere, eins für die Sekretäre usw. Das Napoleons war in zwei Salons, ein Arbeitskabinett und ein Schlafzimmer abgeteilt; einer der zwei Generaladjutanten vom Dienst schlief des Nachts im zweiten, die Hälfte der Ordonnanzoffiziere im ersten Salon. Der Adjutant hatte ein großes Portefeuille mit den eben benötigten Karten, einen Kompaß, färbige Stecknadeln und Schreibrequisiten stets zur Verfügung des Kaisers zu halten. Die Mappe war auf dem Marsche einem der beiden Chasseurs de portefeuille anvertraut, die in der Suite mitritten. War der Kaiser zu Pferde, so hielt auch schon ein Page das Fernrohr bereit und Schreibzeug, wenn es benötigt wurde, und Caulaincourt, der wieder seinen Dienst als Oberststallmeister

versah, die eben in Gebrauch stehende Karte, so gefaltet, daß der Blick Napoleons sogleich auf die entscheidende Stelle fallen konnte. Drei Maîtres d'hôtel und ein Piqueur zu Pferde hatten Menagekörbe vor sich auf dem Sattel, zwei berittene Kammerdiener trugen Medikamente und chirurgische Instrumente. Stieg der Kaiser vom Pferde, so saßen auch sofort vier Chasseurs der Eskorte ab und umgaben ihn in entsprechender Entfernung. Sie blieben um ihn, während er die Gegend rekognoszierte. So war das Einzelnste vorgesehen, und niemand vom „militärischen Hause" Napoleons würde sich auch nur die kleinste Unregelmäßigkeit gestattet haben. Überall herrschte präzise Ordnung, alles war auf den Wink des Kriegsherrn eingerichtet.*)

Narbonne hatte aus Wilna als Antwort zurückgebracht, was bereits vor Jahresfrist von Caulaincourt gemeldet worden war: den Entschluß des Zaren, sich, wenn es sein müsse, bis in die entlegenen Tiefen seines weiten Reichs zurückzuziehen und nicht eher an Frieden zu denken, als bis die Franzosen es wieder verlassen haben würden.**) Zugleich blieb Alexander bei seiner Forderung, Preußen zu räumen, und jetzt nahm Napoleon den Handschuh ohne weiteres auf.

---

*) Siehe das Reglement bei Margueron, III. 536 ff. und vgl. Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen, S. 95 ff.

**) „Alexander verkündete, daß er, wenn selbst der Kaiser nach Petersburg oder Moskau gehen würde, sich verteidigen, oder vielmehr seinen Feind erschöpfen wolle, indem er ihn vorrücken und sich mit Märschen zugrunde richten lasse, da Napoleon die Okkupation des Landes soweit weg von allen seinen Hilfskräften nicht lange auszuhalten vermöge." Castellane, Journal, 26. Mai 1812, I. 96. Vgl. Vandal, III. 430 nach unedierten Berichten: „Der Zar zeigte auf der Karte auf einen Punkt im östlichen Asien und sagte: „Ist Napoleon zum Krieg entschlossen und begünstigt das Glück die gerechte Sache nicht, dann wird er bis hierher gehen müssen um den Frieden zu finden." Dazu stimmt auch ein Brief Alexanders an Richelieu, den Gouverneur Südrußlands, vom 9. April 1812, worin Dieser den Auftrag erhält, „wenn, was Gott verhüten möge, irgendeine Katastrophe uns zwingen sollte, soweit zurückzugehen, daß Ihre Provinzen in Gefahr gerieten", die ihm anvertraute Gräfin Narischkin ins Innere zu begleiten. Der Brief bezeichnet als Zufluchtsorte Pensa, südöstlich von Moskau, oder Saratow an der Wolga. (Rochechouart, Mémoires, p. 167.)

Er hatte seine „Große Armee“ in drei Gruppen zerlegt, von denen die eine unter seinen Oberbefehl, eine zweite unter Eugen, eine dritte unter Jérôme gestellt war. Die Hauptarmee umfaßte die Elite des Heeres: die Garde, ein starkes Korps unter Davout, ein zweites unter Oudinot, ein drittes unter Ney, dem zwei württembergische Divisionen unterstanden, ein viertes (das X.) unter Macdonald, dem die Preußen unter Grawert zugeteilt waren, endlich die Kavalleriereserve (zwei Korps) unter Murat, zusammen 250.000 Mann.*) Zur zweiten Heeresgruppe unter dem Vizekönig von Italien gehörten das italienische und das bayrische Armeekorps und überdies ein französisches Reiterkorps, im ganzen 80.000 Mann. Die dritte Armee unter Jérôme faßte die Polen unter Poniatowski, die Sachsen unter Reynier, die Westfalen unter Vandamme, der den König beraten sollte, und ein aus Polen, Sachsen und Westfalen gemischtes Kavalleriekorps in sich, gleichfalls an 80.000 Streiter. Das Heer war nur zur kleineren Hälfte französisch, die größere stellten die abhängigen Völkerschaften. Im ganzen genommen war es — wenigstens was die Franzosen betraf — voll guten Geistes, stolz auf seinen Führer, der Kriegstaten so freigebig zu belohnen wußte und an dessen Genie man unbedingter glaubte als je. Wenn auch einzelne Generale auf die allzu junge Mannschaft hinwiesen, die den Beschwerden nicht gewachsen sein werde, wenn sie auch, wie Rapp, offen eingestanden, daß sie lieber in Paris geblieben wären: es gab andere genug, die noch keine Lehen empfangen hatten und keinen Herzogstitel besaßen, und wer weiß, ob so bald wieder

*) Die Angaben über die Stärke der einzelnen Armeekorps sind nicht ganz übereinstimmend. Die Tabelle in Fézensacs Souvenirs beziffert z. B. die Garde mit 35.800 Mann, während sie nach authentischen Quellen 47.000 zählte. Sie zerfiel in die Division der alten Garde (unter Lefebvre), zwei Divisionen der jungen Garde (unter Mortier) und die Gardekavallerie (unter Bessières). Die Stärke des Davoutschen Korps betrug nach den amtlichen Quellen 69.553 Mann (Fabry, Campagne de Russie, IV. Annexe p. 262). Thiers, der die kaiserlichen Tabellen benützt haben will, spricht von 97—99.000. Ungefähr die letztere Anzahl, 100.000 Mann, nennt auch Napoleon im Gespräche mit Katharina von Westfalen. (Siehe deren Tagebuch von 1812, in der „Revue historique“ von 1888.) Castellanes Journal, 19. Juni 1812, spricht von 80.000.

die Gelegenheit kam, beides zu erwerben?*) Ob auch gleich in Holland und Illyrien Aufruhr über die Konskription entstanden war, Tausende französischer Militärflüchtlinge gefesselt herbeigeführt werden mußten und zwischen Preußen und Franzosen schon in den ersten Tagen ein blutiges Rencontre über einen Verpflegstrain entbrannte, so waren das doch nur untergeordnete Momente.

Ende Mai stand das Heer von Königsberg und Elbing die Weichsel aufwärts bis Nowo Alexandria hin, indes die Österreicher unter Schwarzenberg — Erzherzog Karl hatte den Befehl über das Hilfskorps abgelehnt — bei Lemberg sich sammelten. Diese weite Ausdehnung der alliierten Streitkräfte ließ die Russen im Unklaren, ob der Vorstoß Napoleons im Norden, bei Kowno und Grodno, oder südlich, von Warschau her, erfolgen werde. Sie mußten hier wie dort bereitstehen, um nicht überrumpelt zu werden, und teilten zu diesem Zweck ihre verfügbaren Kräfte in zwei Armeen, von denen die eine nördlich um Wilna unter dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly, eine andere unter Bagration — beide Generale hatten sich im Feldzuge von 1807 ausgezeichnet — südlich vom Pripet ihre Aufstellung nahm. Eine dritte gegen Schwarzenberg bestimmte Abteilung unter Tormassow war in Wolhynien erst in der Bildung begriffen. Die Armee Barclays zählte nur **111.000 Mann,****) die Bagrations 66.000; diese mußte aber, als sie nordwärts rückte, um die Fühlung mit dem Hauptheer zu gewinnen, nahe bei 30.000 Mann an Tormassow überlassen, der dadurch über Gebühr verstärkt wurde, da österreichischerseits versichert worden war, man werde den Krieg als selb-

*) Noch aus dem verbrannten Moskau heraus schreibt einer: „Man spricht davon, nach Indien zu gehen. Wir haben ein so großes Vertrauen, daß wir über die Möglichkeit des Erfolges eines solchen Unternehmens nicht weiter nachgrübeln, nur etwa über die Anzahl der Monate, die der Marsch benötigen und wie lange dann die Briefe aus Frankreich brauchen würden. Wir sind an die Unfehlbarkeit des Kaisers, an das Gelingen seiner Pläne gewöhnt.“ (Castellane, Journal, 5. Oktober 1812, I. 165.)

**) Buturlin (Campagne de Russie) hatte sie mit 127.000 angegeben, doch ist diese Zahl nicht festzuhalten. Siehe u. A. Loewenstern, Mémoires (ed. Weil) I. Annexe III.

ständige Macht, d. h. nicht allzu eifrig, führen und die Frankreich zugesagte Streitkraft sicher nicht vermehren. Es lagen also den 400.000 Mann der ersten Aufstellung Napoleons etwa nur 150.000 Russen gegenüber, und diese getrennt, denn Alexander, der sich das Zurückweichen ins Innere schon mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung nicht ohne Kampf denken durfte, hatte einen von dem 1807 aus dem preußischen ins russische Heer übergetretenen General Phull ausgearbeiteten Kriegsplan angenommen, wonach eine starke Armee vor dem Feinde sich auf ein verschanztes und mit Reserven besetztes Lager bei Drissa zurückziehen sollte, um dort den Streit zu wagen, während ein zweiter Heerkörper ihn, wenn er dorthin nachrückte, in Flanke und Rücken zu belästigen hätte. Drissa würde dann ungefähr dieselbe Rolle zufallen, die Wellington mit so viel Erfolg den Torres vedras anvertraut hatte. Allerdings stand noch eine russische Armee unter Admiral Tschitschagoff in der Walachei, eine zweite schwächere unter Steinheil in Finnland. Aber diese beiden hatte die Politik eben erst freigegeben; sie kamen für den Beginn der Feindseligkeiten noch nicht in Betracht.

Daß er dem Feinde so weit überlegen war, vermutete Napoleon nicht. Er schätzte dessen Kräfte um vieles höher.*) Vielleicht war es dieser Irrtum, der ihm und seinem Heere vor jedem anderen verhängnisvoll wurde. Denn er ließ ihn einen Plan entwerfen, den er möglicherweise bei genauerer Kenntnis vom Feinde nicht gefaßt haben würde und in dessen eifriger Verfolgung er seine Truppen aller Unbill aussetzte, die ihnen bei einem methodischeren Feldzuge erspart geblieben wäre. Dieser Plan ging dahin, mit der ersten Armee, deren linker Flügel unter Macdonald bei Tilsit über den Niemen rücken und von da mit den

*) In den Aufzeichnungen zweier Offiziere des großen Hauptquartieres finden sich die Belege für solche Überschätzung. Ségur nennt als Gesamtanzahl der Russen 300.000, Fézensac 330.000. Der Letztere beziffert die beiden Armeen Barclays und Bagrations allein mit 230.000 Mann. Die Abteilung des Letzteren wurde immer in ihrer ursprünglichen Stärke (66.000 M.) festgehalten. Napoleon selbst schätzte Barclay auf 150.000, Bagration auf 100.000 Mann.

Preußen nordwärts operieren sollte, über Kowno auf Wilna vorzudringen und zwischen Barclay und Bagration durchzubrechen. Die zweite und dritte sollten der ersten zur Rechten staffelförmig über Grodno folgen, um, gleichsam einen mächtigen Keil bildend, den Riß zwischen den feindlichen Heerteilen zu erweitern, damit sie dann getrennt umfaßt und geschlagen werden konnten. Aber merkwürdiges Schicksal! Gerade die ungeheuren Massen, über die Napoleon verfügte, sollten ihn in Nachteil setzen. Derselbe General, der im Jahre 1796 mit 40.000 Mann unerhörte Triumphe errungen hatte, sollte nun, mit der zehnfachen Kraft bewehrt, eines weit geringeren Feindes nicht Herr zu werden vermögen. Und so paradox es klingt, es war im Grunde nur natürlich. Denn der Überzahl der Franzosen wagte Barclay allein nicht, wie er sonst gerne gewollt hätte, sich zum Kampfe zu stellen, auch nicht auf die befestigte Düna gestützt. Er suchte vielmehr retirierend weiter rückwärts den verlorenen Anschluß an Bagration, der sich in der gleichen Absicht zurückzog. Da nun aber die Entfernung Beider durch die zwischendrängenden Heeressäulen der Franzosen immer größer wurde, konnte ihre Vereinigung — wenn Bagration der ihm drohenden Umarmung entschlüpfte — erst nach weitem Rückmarsche bewerkstelligt werden. Und so kam es, daß sie, fortwährend ihre Verbindung suchend, vor den Franzosen wichen, die Schlacht nicht annahmen, die Napoleon mit fieberhafter Ungeduld herbeisehnte, den Feind durch wüstes Land und auf verheerten Wegen hinter sich herhetzten, bis ihn seine Vorräte nicht mehr erreichen konnten, seine Truppen vor Erschöpfung versagten und das stolze Heer so arg zusammenschmolz, daß es den Sieg, den es endlich mühevoll errang, nicht mehr entscheidend auszunützen vermochte. Das war im wesentlichsten der Gang der nächsten Ereignisse, die eine Katastrophe vorbereiteten, wie sie die Geschichte entsetzlicher nicht kennt.

Man wird hierbei nicht übersehen dürfen, daß Napoleon zwar sehr lebhaft an Moskau als letztes Ziel seiner Unternehmung, aber doch wohl kaum daran dachte, dieses Ziel noch mit diesem spät begonnenen Feldzuge zu erreichen. In Paris hatte er seinen Vertrauten verkündet, er denke nur Alexander



und die russische Macht, durch den Verlust Polens geschwächt, hinter den Dnjepr zurückzuwerfen. In Dresden sagte er zu Metternich, die Kampagne solle bei Minsk und Smolensk ihr Ende erreichen; dort wolle er Halt machen, die beiden Plätze befestigen, in Wilna sein Winterquartier nehmen, das eroberte Litthauen organisieren und seine Armee auf Kosten Rußlands ernähren. Sollte das dann nicht zum Frieden führen, so würde er im nächsten Jahre bis zum Zentrum des Landes vordringen und ebenso geduldig, wie im ersten Feldzuge, die Nachgiebigkeit des Zaren abwarten. Diese Absicht, mit der das ganze Verpflegswesen zusammenhing, bestand noch, als Napoleon sein Heer über die russische Grenze führte. In dem Manifest, das er da an seine Soldaten richtete, nannte er den Krieg, den er begann, den „zweiten polnischen Krieg“, und in Wilna versicherte er dem General Sebastiani, er werde die Düna nicht überschreiten, denn über sie hinauszugehen wäre in diesem Jahre unfehlbares Verderben. Polen, das er den Russen entreißen wollte, ward freilich in seiner größten Ausdehnung gedacht, die es im 17. Jahrhunderte gehabt hatte, als auch Smolensk noch dazu gehörte, und in dieser Stadt gedachte er zu bleiben, wie er zu Jomini sagte, der für den Nachschub der Verpflegsmittel sorgen sollte.*) Man sieht, er hatte ursprünglich durchaus nicht einen raschen Vorstoß ins Herz von Rußland geplant, wie einzelne Militärschriftsteller festhalten wollen, und es war gewiß gegen seine wohl und lange überlegte Absicht, so schnell nach Moskau zu kommen. Die verderbliche Hast der Bewegung ward ihm vom Feinde aufgedrungen. Doch nun zu den Ereignissen selbst.

*) Siehe Metternich, Nachgelassene Papiere, I. 125; Ségur, Histoire et mémoires, IV. 281; Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, I. 75. Hier wird auch von einem Tischgespräch in Wilna erzählt, wobei sich der Kaiser über seine Absichten genau so wie in Dresden zu Metternich äußerte: „Wenn Herr Barclay meint, ich würde ihm bis zur Wolga nachlaufen, irrt er gewaltig. Wir werden ihm bis nach Smolensk und an die Dwina folgen, wo eine gute Schlacht uns Kantonnements geben wird. Ich werde mit dem Hauptquartier nach Wilna zurückkehren, um hier den Winter zu verbringen, werde eine Truppe der Pariser Oper und des Théatre français kommen lassen. Im nächsten Mai wird dann das Geschäft beendigt, wenn wir nicht noch während des Winters Frieden machen.“

Am frühen Morgen des 23. Juni hat der Kaiser — in den Überrock eines polnischen Lanzenreiters gehüllt und mit einer schwarzen Mütze auf dem Kopfe, nur von Caulaincourt, Berthier und Ney begleitet — südöstlich von Kowno den günstigsten Punkt für den Übergang über den Niemen erkundet. Nach Mitternacht beginnt derselbe auf drei Brücken und währt einige Tage. Kein Feind, einige Kosaken ausgenommen, ist zu sehen. Niemand macht den Franzosen das jenseitige Ufer streitig. Und Napoleon hatte auf Widerstand gerechnet. Nun, er hofft ihn vor Wilna, der großen Stadt Litthauens, zu finden. Dahin dirigiert er seine Armee. Dort weilt Alexander. Der Zar hatte den Polen wiederholt seine Sympathien entgegengebracht. Jetzt will er wenigstens dem Franzosenkaiser sein Spiel erschweren. Und das scheint ihm zu gelingen. Denn von dem Enthusiasmus der Litthauer für den „Befreier“ Polens vernimmt das anrückende französische Heer nur wenig. Endlich muß der Zar Wilna räumen, wo am 28. Juni Napoleon mit den Seinigen einzieht. Von Widerstand war wieder kaum die Rede. Schwache russische Posten wurden mit spielender Leichtigkeit vertrieben. Die erwartete Schlacht blieb aus. Und auch in der Stadt nicht die erhoffte Begeisterung, keinerlei Opfermut, nicht die vielen Tausende von Streitern, auf die man gerechnet hatte, nicht Geld oder sonstige Unterstützung. Der Kaiser war voll Unmut hierüber. Es störte seine Kreise. Denn seine Absicht war gewesen, im Herzogtum Warschau die nationale Begeisterung aufs neue anzufachen, damit sie von hier aus die russischen Polen erfasse und in ihnen dem Zaren neue Feinde schaffe, bereit, mit den Waffen die Idee ihrer alten Unabhängigkeit zu verfechten. Darum hatte er noch von Paris und später von Dresden aus als seine Absicht verbreiten lassen, das alte Königreich solle wieder erstehen, darum hatte er als seinen Vertreter einen außerordentlichen Gesandten, den Abbé de Pradt, Titularerzbischof von Mecheln, nach Warschau geschickt, damit er dort das Ministerium, dem der König von Sachsen souveräne Vollmachten zugestanden hatte, zu möglichst großen Opfern an Kriegskräften bewege und einem Reichstag, der einberufen wurde, des Kaisers Schutz ankündige. Es sollte eine „Konföderation“, wie im alten Polen, gebildet werden,

die ihre Agenten und Kundmachungen nach Russisch-Polen zu entsenden und der russischen Armee ähnliche Verlegenheiten zu bereiten hätte, „wie sie die französische in Spanien erfährt." Die Nation sollte „in eine Art Rausch" versetzt und nur mit den österreichischen Provinzen eine Ausnahme gemacht werden, „da man einen Alliierten nicht verstimmen dürfe".*) Alles das sollte de Pradt geschickt ausführen, aber ohne bis ans Ende zu gehen. Denn des Kaisers Absicht war es auch jetzt nicht, das alte Polen wirklich wiederherzustellen, sondern nur die Hoffnung darauf in der Nation so sehr zu beleben, daß sie den Krieg gegen Rußland als Unabhängigkeitskampf auffaßte und mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte führen half. Die entscheidende Stelle in der Instruktion für de Pradt lautete dementsprechend, der Kaiser werde einer Abordnung der Konföderation, die er erwarte, erwidern, daß die Wiedergeburt ihres Vaterlandes nur von ihrem Eifer, ihren Anstrengungen, ihrem Patriotismus abhänge. Dieses Verhalten möge auch dem Gesandten zur Richtschnur dienen.**) Also: möglichste Ausnützung der nationalen Wünsche in seinem In-

*) Napoleon hatte für diese Mission zunächst Talleyrand ins Auge gefaßt, der sich 1807 in Warschau beliebt gemacht und jenerzeit die russisch-französische Allianz sehr ungern gesehen hatte. Aber während der Kaiser in den letzten Jahren von dem Bündnis allmählich abgewichen war, war Talleyrand Alexanders heimlicher Bundesgenosse und Vertrauensmann geworden, der sich gelegentlich nicht scheute, den Zar um eine größere Summe zur Begleichung dringender Auslagen zu bitten. (Siehe Schilder, Alexander, II. 397) Ahnte Napoleon diese Beziehungen? und versuchte er den gefährlichen Mann unschädlich zu machen, indem er ihn durch den Auftrag in Polen Alexander gegenüber kompromittierte? Jedenfalls schien es ihm gut, Talleyrand aus Paris fortzubringen, während er im Osten Krieg führte. Aber der Herzog von Benevent hatte wenig Lust, sich zu exponieren, und dürfte abgelehnt haben. Daß er in seiner Geldsucht die ihm unter Diskretion angebotene Vertrauensstellung rasch zu einer Spekulation an der Wiener Börse benützte, brachte ihn aufs neue in Ungnade und verschaffte de Pradt, auf Durocs Fürwort, die Sendung (Ernouf, Maret. p. 378). Möglich ist auch, daß Talleyrand, indem er die ihm aufgetragene Verschwiegenheit verletzte, geradezu die Absicht verfolgte, die unangenehme Mission loszuwerden. Die Sache ist noch nicht geklärt.

**) Die Instruktion für de Pradt vom 28. Mai 1812 in Corresp. XXIII. 18.734.

teresse, jetzt, wie 1807, und nichts weiter. Pradt versah sein Amt schlecht, und der Kaiser sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Schon daß die Warschauer die 70.000 Mann, die sie stellten, kaum zur Hälfte bezahlen konnten, woraus Frankreich neue Unkosten entstanden, ließ ihn die Herstellung der alten polnischen Republik von einer ganz anderen Seite betrachten, als sie die nationalen Patrioten ansahen. „Ich kann nicht begreifen," hatte er im letzten Dezember einmal an Davout geschrieben, „wie dieses Land beanspruchen kann, eine Nation zu werden." Jetzt sagte er zu Alexanders Abgesandten Balascheff, dem Polizeiminister, der ihn — wohl mehr zur Kundschaft als zu diplomatischer Unterhandlung — in Wilna aufsuchte, um ihm zu versichern, daß der Zar zu verhandeln bereit sei, wenn der Feind sein Reich wieder verlassen wolle, u. a.: „Glauben Sie etwa, daß mir etwas an diesen polnischen Jakobinern gelegen sei?" Es war, wie er sich zu Narbonne äußerte: „Die Polen dulde ich nur als disziplinierte Macht auf dem Schlachtfelde. Wir werden ein Stückchen Reichstag haben im Großherzogtum Warschau, weiter nichts." Als dann dieses Stück Warschauer Reichstag wirklich eine Deputation nach Wilna schickte und ihn bat, er möge doch nun nur das eine Wort sprechen, daß das Königreich Polen existiere, antwortete er ausweichend und mit dem Hinweis auf die Integrität Österreichs, die er gewährleistet habe. So hatte er es tatsächlich in Dresden mit Franz I. vereinbart.*) Unter diesen

*) Daß dem so ist, geht aus einem Schreiben des Kaisers von Österreich an seinen Gouverneur in Galizien. den Grafen Goëß, vom 7. Juni 1812 hervor, worin es heißt: „Die Herstellung eines Königreichs Polen wird wahrscheinlich eines der ersten Resultate des Ausbruches des Krieges zwischen Frankreich und Rußland sein. Der französische Kaiser wird an diesem Ereignisse nur einen indirekten Anteil nehmen und dem zusammenzuberufenden polnischen Reichstage und dem mit allen Regierungsvollmachten versehenen Warschauischen Ministerio die Bearbeitung der ehemaligen, das Königreich Polen konstituierenden Teile, welche nun unter russischer Botmäßigkeit sind, überlassen. Der Deputation des Reichstages, welche die Herstellung des Königreiches bei dem Kaiser anflehen dürfte, wird derselbe antworten, daß dieses die Sache der Polen selbst sei, daß er ihnen aber ausdrücklich erklären müsse, daß unter Polen nie die im Besitze Österreichs befindliche galizische Provinz verstanden werden könne, da er selbe vermöge der

Umständen war es kein Wunder, wenn es den Litthauern an Opferwilligkeit fehlte.

Dies hatte übrigens noch einen besonderen Grund. Die „Befreier“ kamen nämlich wie die erbittertsten Feinde, die „Träger der Zivilisation“ wie deren geschworene Gegner, über das Land hergefahren. Tausende von hungernden Marodeurs strömten durch die Dörfer, beraubten die Edelsitze und hausten in wildem Unfug. Ja selbst in Wilna wurde von der Avantgarde in den Vorstädten geplündert, was auch die enragiertesten Polen verstimmte und dem Kaiser jenen unerwartet kühlen Empfang bereitete. Und diese Lockerung der Disziplin, bei Franzosen und Verbündeten, hatte wieder ihre zwiefache Ursache. Einmal waren gleich hinter dem Niemen die Truppen, um den Feind möglichst bald zu erreichen, in Eilmärschen vorgegangen, und zwar auf Wegen, die ein mehrtägiger Landregen gänzlich aufgeweicht hatte, so daß das Vorwärtskommen zur Qual wurde und Viele, namentlich die blutjungen Rekruten, dieser Anstrengung nicht gewachsen, zurückblieben. Und dann kamen auch die Lebensmitteltransporte nicht vorwärts. Die Wagen blieben stecken. Die Ochsen, soweit sie überhaupt schon heran waren, wurden, schlecht gewartet, größtenteils von der Seuche befallen und verendeten. Desgleichen die Pferde, deren schon in den ersten Tagen über zehntausend an dem nassen Grünfutter zugrunde gingen, so daß die Garde allein hundert Geschütze zurücklassen mußte. Der Transportdienst auf den Straßen war unterbrochen. Die großen Mehlladungen zu Schiff gelangten allerdings bis in die Wilia, fuhren aber in dem seichten Fluß auf den Grund, und als die Fracht endlich zu Wagen bis Wilna gebracht war, befand sich die Armee nicht mehr dort. Bitterer Mangel trat ein, denn der Feind zerstörte

Traktate vom Monate März 1812 Österreich ausdrücklich und auf ewig garantiert habe.“ Ähnlich schrieb Metternich an Hudelist am 6. Juli: „Kaiser Napoleon hat uns ganz au fait seines Planes gesetzt. Er wird dem polnischen Reichstag erklären, daß er französisches Blut nicht für die Sache Polens aufopfern könne, daß er aber Polen, wenn es Kraft genug habe, sich als solches zu bilden und herzustellen, alle Unterstützung leisten werde, von Polen aber förmlich Galizien ausscheide als neue dem österreichischen Kaiser auf alle Zukunft garantierte Besitzung.“ (S. Anhang.)

auf seinem Rückmarsch alle Mühlen, Scheunen und Speicher. Es kam vor, daß selbst in der jungen Garde — wie deren Führer Mortier dem Kaiser berichtete — Soldaten Hungers starben; andere schossen sich in der Verzweiflung vor den Kopf. Napoleon mußte zu den Juden seine Zuflucht nehmen, die allein in solcher Lage Rat schafften. Aber mitunter waren auch diese Retter in der Not nicht da. „Es fehlt an allem," schreibt ein Augenzeuge, „selbst an Juden." Die falschen Rubelscheine, die der Kaiser in Paris zu Millionen hatte anfertigen lassen, fanden wenig Abnehmer.*) So war schon auf der Strecke von Kowno bis Wilna eine Unordnung eingerissen, die sich nicht wieder beseitigen ließ. Das Ende lag schon im Anfang begründet.

Aber auch beim Feinde herrschte genug Verwirrung. Man darf sich überhaupt die Haltung des russischen Hauptquartiers nicht sehr zielbewußt denken. Wenn auch Alexander schon im März heimlich nach Berlin berichten ließ, er werde eher nach Kasan zurückgehen als einen seiner Unabhängigkeit verderblichen Frieden schließen,**) so ist doch erst im Verlaufe der nächsten Wochen, gleichsam unabsichtlich, der richtige Weg zur Vernichtung des Gegners gefunden worden. Für jetzt konzentrierte Barclay die sechs Korps seiner Armee einige Tagmärsche hinter Wilna, ohne daß die Franzosen es hindern konnten, und zog darauf eilends nach Drissa, wo in der Tat ein festes Lager errichtet war. Hier wollte er Bagration er-

---

*) Siehe Sorel, VII. 577. Pasquier, I. 523, will wissen, daß von den falschen Noten nur eine kleine Anzahl an Mann gebracht, auf dem Rückzuge dagegen ganze Ballen verbrannt worden seien. In der geheimen Druckerei, die in Montrouge etabliert war und unter polizeilicher Leitung stand, waren übrigens auch — wie schon 1809 — österreichische Banknoten verfertigt worden.

**) Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III, Seite 573. Knesebeck, der damals in Petersburg weilte, um, im Auftrage seines Herrn, zum Frieden zu mahnen, soll für den Fall, daß es doch zum Kriege kam, den fortwährenden Rückzug empfohlen und damit auf den Zar einigen Eindruck gemacht haben. (Siehe Thimme in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 1904, Seite 206.)

warten, der mit dem Kosakenschwarm Platows über Nowogrudok und Wileika herankommen sollte. Bagration kam nicht. Er fand den Weg bereits von Davout verlegt, den Napoleon rasch mit einigen Divisionen bis Minsk vorgeschoben hatte, damit er dort die zweite russische Armee empfange, die Jérôme ihm von Westen her entgegentrieb. Der Russe wagte es nicht, sich durchzuschlagen, in der Meinung, es stehe die Hauptarmee des Feindes wider ihn, und wandte sich nach Süden, um über Bobruisk und Mohilew zu Barclay zu gelangen. Jérôme war nicht rasch genug vorgeeilt, um ihn festhalten zu können; Davout hinwieder, der auch den Gegner noch immer in der alten Stärke — bei 70.000 Mann — wähnte, wartete in Minsk auf den Angriff des Königs von Westfalen, ehe er vorstieß; und so entkam Bagration. Napoleon, außer sich über die Saumseligkeit seines Bruders, gab das Oberkommando über die dritte Armee an Davout, und Jérôme kehrte gekränkt in sein Land zurück.

Zu derselben Zeit, gegen die Mitte Juli — viel zu spät, da die Not der Verpflegung den Aufenthalt in Wilna verlängert hatte — ließ der Kaiser Murat, Oudinot und Ney der russischen Hauptarmee nach Drissa folgen. Dort sollten sie Barclay in der Front festhalten, indes er selbst mit den Garden, drei Divisionen von Davout und den Truppen des Vizekönigs Eugen ihn rechts umging und ihm so die Verbindung mit Moskau und Petersburg abschnitt. Aber auch diese Absicht scheiterte. Die Russen erhielten in Drissa Nachricht, daß Bagration nicht herankommen könne, und da sie den von allem Anfang schlecht gewählten und ebenso schlecht befestigten Platz ohne alle Besatzung gefunden hatten, gaben sie ihn nach unbedeutenden Gefechten mit der französischen Vorhut auf und zogen ostwärts.*) Nur das rechte Flügelkorps

*) „Weil es der Monarch so haben wollte“, schrieb Barclay am 10. Juli an einen Freund (Siehe Baltische Monatschrift, 1888), was darin eine Art Bestätigung findet, daß, als sich im Heer kritische Stimmen gegen Barclays Rückzug erhoben, Alexander ihm den Oberbefehl, den er selbst bisher innegehabt hatte, uneingeschränkt überließ und ihm bei seiner Abreise nach Moskau vor Zeugen zurief: „Vergessen Sie nicht, daß ich nur diese Armee habe. Halten Sie sich das stets gegenwärtig!“ Loewenstern, der dies in seinen Memoiren (I. 208)

unter Wittgenstein blieb zur Deckung der Straße nach Petersburg zurück, von Oudinot und Saint-Cyr beobachtet. So war für Napoleon, der übrigens seinen Entschluß nicht rasch genug ins Werk gesetzt hatte, zum zweitenmal die Aussicht geschwunden, den Feind zum Stehen zu bringen. Er ging unerbittlich zurück. Und was hatten diese mißglückten Manöver nicht schon gekostet! Je mehr man vorwärts eilte, um so größer wurden die Opfer, namentlich auf den Straßen, die der Gegner vorher gezogen war. Die Maraudage nahm die größten Dimensionen an, um so mehr als in den Tagen des Vormarsches an die Dwina die Julisonne heiß herniederbrannte und unendlicher Staub das Atmen erschwerte. General Saint-Cyr, der die Bayern kommandierte, erzählt, sein Korps habe im Durchschnitt täglich ein Bataillon (800 bis 900 Mann) aus den Reihen verloren; und so war es überall. Und was in den Reihen blieb, hatte erst recht mit Not und Elend zu kämpfen. Von regelmäßiger Verpflegung war seit Wochen keine Rede mehr. Bei der bloßen Fleischnahrung — denn es fehlte vollständig an Brot und jeglicher Hülsenfrucht — wurden die Truppen so elend, daß sie während des Marsches zusammenbrachen. Schließlich kam die Ruhr hinzu und raffte Tausende weg. Am schlimmsten daran waren die Reiter, denen die Pferde, die sich nur noch vom alten Stroh der Hüttendächer nährten, unter dem Leibe hinstarben und mit ihren Kadavern die Straßen verpesteten. Es waren fürchterliche Strapazen, unter denen auch Napoleon litt. Das war nicht mehr der Mann, der sich in der Winternot des ersten polnischen Krieges so wohl gefühlt hatte. Ein Unterleibsübel (Dysurie) hatte sich in den letzten Jahren geltend gemacht. Es beschwerte ihn jetzt besonders, da ihm jeder Ritt lästig wurde. Und dazu kam, daß seine Nerven durch die täglichen Mel-

---

berichtet — er diente im Generalstab Barclays — sucht auch (I. 204) Phulls Plan, dadurch zu retten, daß er geltend macht, die Verschanzungen bei Drissa seien zur Aufnahme von 60.000 Mann Reserven bestimmt gewesen, die aber ausgeblieben wären. Doch muß auch er zugeben, daß die ganze Anlage nur dann einen Sinn hatte, wenn der feindliche Angriff in der Richtung auf Pskow, das ist nach Petersburg hin erfolgte, was doch ganz unsicher war.

dungen vom Hinschwinden der Armee und bei der steten Jagd nach einer entscheidenden Aktion, die sich immer nicht darbot, bis zum äußersten angespannt wurden. Er schien die ruhige Herrschaft über sich und andere zu verlieren, die er sonst im Felde bewiesen. Wie sehnte er sich nach einer Schlacht, um der qualvollen Lage ein Ende zu machen! „Seit wir den Niemen überschritten," schreibt der Maler Albrecht Adam, der im Hauptquartier Eugens den Feldzug mitmachte und sich gut unterrichtet zeigt, „beschäftigte ein Gedanke, eine Hoffnung, ein Wunsch den Kaiser und seine ganze Armee: der Gedanke an eine große Schlacht! Man sprach von einer Schlacht, wie von einem Feste, freute sich auf sie und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah."

Da winkt die Hoffnung wieder. Barclay zieht auf dem rechten Ufer der Dwina nach Witebsk. Er hat Bagration die Ordre zugesandt, über Mohilew und Orscha gleichfalls dorthin zu kommen. Nun gab es für Napoleon zwei Möglichkeiten: entweder es gelingt ihm, auf dem linken Ufer marschierend, dem Feind einen Vorsprung abzugewinnen, hinreichend, um bei Bjeschenkowitschi über den Fluß zu gehen und einen Stoß in die Flanke der marschierenden Russen zu unternehmen, oder Barclay stellt sich bei Witebsk, wo er Bagration erwartet, zur Schlacht. Das Erste traf nicht zu; der Gegner war zu schnell vorgegangen; es blieb nur übrig, ihm zu folgen. Aber das Zweite schien zur Tat werden zu sollen. Am 25. Juli traf Murats Reiterei zum erstenmal auf ernsten Widerstand. Tags darauf drückten die Franzosen die russische Nachhut bis Witebsk zurück, und da stand am 27. das ganze Barclaysche Heer kampfbereit. Augenzeugen schildern die Freude der Franzosen über diesen Anblick, die Befriedigung ihres Führers. Und der Russe war wirklich zum Streit entschlossen, obgleich er nur noch über 75.000 Mann verfügte, denn, da er Bagration aus Süden im Anmarsch wußte, konnte er ihn nicht ohne Unterstützung Napoleon in die Hände fallen lassen. Es kam aber doch wieder anders. Davout war von Minsk östlich auf Mohilew gerückt und Bagration an diesem Orte zuvorgekommen. Dieser hatte dann am 23. Juli versucht, sich Bahn zu machen, war jedoch nach einem heftigen Kampfe zurückgewiesen

worden und ging nun aufs neue südwärts, um im Bogen nach Smolensk zu gelangen und erst dort mit der ersten Armee zusammenzutreffen. Die Nachricht hiervon erhielt Barclay in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli, als er bereits in Gefechtsstellung den Franzosen gegenüberstand. Nun hatte die Schlacht, erwog er, allerdings keinen Sinn mehr, sondern konnte nur noch verderblich werden; die Kräfte der Franzosen waren den seinigen weit überlegen, und es war nicht unmöglich, daß, während bei Witebsk gekämpft wurde, Davout auf Smolensk losrückte und dort vor ihm eintraf. Freilich, wenn Napoleon angriff, mußte er Stand halten. Der Kaiser aber ließ es am 27. bei unbedeutenden Scharmützeln bewenden, einmal, um möglichst viel Truppen heranzubekommen und dem Feinde ein „Austerlitz“, wie er sagte, zu liefern, dann, um seine vom Marsch ermatteten Soldaten nicht in der Mittagsglut des überheißen Tages in den Kampf zu schicken, vielleicht aber auch, wie man vermutet hat, weil er selbst, in seinen körperlichen und moralischen Kräften angegriffen, zu einem jähen Entschluß nicht imstande war. Sein Zaudern aber wurde ihm verhängnisvoll. Der Feind entkam. Die russische Nachhut unter Pahlen löste ihre Aufgabe, den Abmarsch zu decken, vollkommen, und am Morgen des 28. Juli war kein Russe mehr zu sehen. Ein starker Frühnebel, der erst spät am Tage sank, hatte auch Pahlens Rückzug so gründlich verschleiert, daß keine Spur übrigblieb, welche die Richtung seiner Bewegung bekundet hätte.

Die Enttäuschung war ungeheuer. Fast ein Drittel der Großen Armee war bereits dahin, über 130.000 Mann mußten aus den Mannschaftsrollen gelöscht werden, und noch war nichts erreicht! Die Kavallerie hatte am meisten Einbußen erlitten — bei der Hauptarmee samt den Davoutschen Korps 23.000 von 62.000 Mann — und war so nahe der Erschöpfung, daß General Belliard dem Kaiser offen versicherte, noch sechs Tage Vormarsch und es gebe überhaupt keine Reiterei mehr. Zudem hatte man sich von den Flügelkorps allzu weit entfernt: von Macdonald, der die Preußen gegen Riga entsendet hatte und mit seinen Franzosen auf Jakobstadt marschierte, von Reynier, der zur Beobachtung Tormassows am Pripet zurückgelassen werden

mußte, endlich von Schwarzenberg, der schon im Anmarsch auf Minsk gewesen war, um sich der Hauptarmee anzuschließen, unterwegs aber auf einen Hilferuf Reyniers umkehrte. Denn Tormassow hatte an demselben 27. Juli, an welchem sich Napoleon zur Schlacht bei Witebsk rüstete, eine sächsische Abteilung von dritthalbtausend Mann gefangen genommen und heischte ernste Beachtung, die ihm der Kaiser bis dahin versagt hatte. Jetzt stellt er Reynier unter Schwarzenbergs Befehl, dem er aufträgt, den Russen zu schlagen und „mit ihm fertig zu werden". Einen ähnlichen Befehl hatte Oudinot Wittgenstein gegenüber erhalten: er soll ihn von Drissa vertreiben und nordwärts Macdonald entgegenwerfen. Aber Wittgenstein ließ sich nicht werfen, auch nicht als Saint-Cyr zur Verstärkung herankam. Mitte August steht er noch immer bei Drissa.

So lagen die Dinge, als Napoleon sich entschloß, seiner Armee endlich die Ruhe zu gönnen, deren sie so dringend bedurfte, Munition heranzuziehen und etwas Ordnung in das völlig zerrüttete Verpflegswesen zu bringen. Zum Glück begann bei Witebsk — das übrigens regelrecht geplündert worden war*) — die Gegend fruchtbarer und bevölkerter zu werden, das Volk selbst reinlicher und wohlhabender als die vertierten polnischen Bauern Litthauens. Man schöpfte neuen Mut, obgleich gerade während dieser Rasttage der unerträglichen Hitze und des schlechten Wassers wegen die Ruhr die meisten Opfer forderte. Auch Davout ward herzu kommandiert. Es wird von Ségur erzählt, der Kaiser habe, von der Suche nach den entwichenen Russen zurückkehrend, seinen Degen in Erregung auf den Tisch geworfen und ausgerufen, hier wolle er bleiben, sich sammeln und Polen organisieren, der Feldzug von 1812 sei zu Ende, was zu tun übrig bleibe, werde der nächste besorgen. Und ähnlich hätte er sich zu Murat, der vorwärts wollte, geäußert: das Jahr 1813 werde ihn in Moskau, 1814 in Petersburg sehen, der russische Krieg drei Jahre in Anspruch nehmen. Und so ungefähr hatte es ja auch auf seinem ursprünglichen Programm gestanden. Nur e i n Punkt fehlte darin, allerdings der wichtigste: der Sieg oder, wie er zu Jomini gesagt hatte,

*) Auch die Gardesoldaten hatten sich beteiligt, was der Kaiser scharf tadelte. Castellane, Journal, 2. August, I. 125.

„eine gute Schlacht". Zwar stand die französische Heeresmacht zwischen Dnjepr und Dwina, in jenem natürlichen Tore, das den Eingang zum Reiche der Moskowiter bildete, wie er es sich für den ersten Waffengang als Ziel gesetzt. Aber was er von Rußland inne hatte, war nur mit seinen eigenen Verlusten, nicht mit denen des Feindes erkauft, ein unsicherer und unerfreulicher Besitz. Darüber kam er nicht hinweg. Er litt förmlich unter dem quälenden Gedanken an seine beeinträchtigte Geltung. Und plötzlich rückte er damit heraus: er wolle auch Witebsk nach kurzer Rast verlassen und auf der Straße nach Moskau weitergehen. Bei Smolensk stehe der Feind; der werde diese erste eigentlich russische Stadt nicht ohne Kampf opfern wollen wie das öde polnische Gebiet, vollends wo seine beiden Armeen nun vereinigt seien; dort müsse es zur Schlacht kommen. Siege man bei Smolensk, so habe man den Schlüssel gewonnen, um beliebig nach Moskau oder Petersburg zu ziehen. Auch könne man dort eher, durch den Dnjepr gedeckt, eine feste Winterposition gewinnen. Aber vor allem die Schlacht. „Es ist noch kein Blut geflossen", sagte er zu den widerstrebenden Generalen seiner Umgebung, den Berthier, Duroc, Mouton, Caulaincourt, die Alle vom Weitermarsch abrieten, „und Rußland ist zu angesehen um ohne Kampf nachzugeben. Alexander kann nur nach einer großen Schlacht unterhandeln. Ich werde diese Schlacht, wenn es sein muß, bis vor der heiligen Stadt suchen und gewinnen." *)

In der Tat, der Zar dachte nicht an Unterhandlung. Vollends jetzt nicht, nachdem er am 18. Juli mit England ein Abkommen getroffen hatte, das ihm für die Fortsetzung des Krieges Vorteile verhieß, und nachdem der Sultan den Friedensvertrag ratifiziert hatte und die Moldauarmee nach Norden ziehen konnte. Auch hiervon erfuhr Napoleon, und die Kunde traf ihn hart. Aber ihre Wirkung war doch wieder die, daß sie ihn in seinem Streben nach einer raschen großen Entscheidung nur bestärkte. Nach zwei Wochen Aufenthalts brach er das Kantonnement in Witebsk und Umgegend ab. Er wird jetzt die

*) Ségur, IV. 205 ff. Die Briefe, die der Kaiser in den letzten Tagen aus Witebsk an Berthier und Maret schrieb, erwähnen nichts von einem Abbruch des Vormarsches, sondern sprechen nur von einer kurzen Rast.

gesamte im Umkreis der Stadt lagernde Armee — mit den Truppen Davouts sind es 199.000 Mann — südlich davon zusammenfassen, sie über den Dnjepr werfen und auf dem rechten Ufer dieses Flusses und durch ihn gedeckt nach Osten rücken. Der Feind, erfährt er, habe nach der Vereinigung seiner Streitkräfte die Offensive ergriffen und sei, von Smolensk her, auf der geraden Straße nach Witebsk im Anmarsch. Es ist also nicht unmöglich, daß man unbemerkt an Smolensk herankommt, den linken Flügel des Gegners umgeht und ihm den Weg nach Moskau verlegt. Diese Operation — ähnlich der gegen Mack im Jahre 1805 — wurde am 10. August mit der größten Präzision begonnen; die Truppen gingen bei Rasasna und Chomino über den Dnjepr und überschritten am 14. bei Kraßnoi die altrussische Grenze. Die Nachrichten von den Bewegungen der Russen waren richtig gewesen. Die herrschende Stimmung in der Armee und im Volke, die auch den Zar in ihren Bann zwang, hatte die Verteidigung des altmoskowitischen Bodens gefordert und Barclay sich zum Angriff entschließen müssen. Um die Verbindung mit Wittgenstein nicht ganz zu verlieren und nicht von rechts her, wo er die Franzosen in großer Stärke glaubte, überflügelt zu werden, wählte er die nordwestliche Richtung für seinen Vorstoß, Bagration hält die Mitte, und nur für alle Fälle ist linker Hand, jenseits des Flusses, eine Division detachiert. Auf diese Division nun trifft die Avantgarde Napoleons am 14. August und wirft sie mit großen Verlusten gegen Smolensk zurück. Schon aber hat ein Bote Bagration verständigt, der, als er die Gefahr erkannte, in fliegender Eile ein Korps nach der Stadt marschieren ließ, um dort den ersten Anprall des Feindes abzuwehren. Er selbst und Barclay, den er rasch in Kenntnis gesetzt hat, folgen, so rasch sie können.

Am Morgen des 16. August ist die französische Vorhut vor Smolensk angelangt und beginnt den Angriff auf dessen Mauern. Er wird abgeschlagen, und damit ist Napoleons Vorhaben bereits gescheitert. Denn während er das Eintreffen der Garden und der Polen abwartet und unterdes nur unzulängliche Kräfte ins Gefecht setzt, sind die zwei russischen Armeen herangekommen und wieder im Besitz des wichtigen Knoten-

punktes und der Straße nach Moskau. Kein Geringerer als Clausewitz hat den Kaiser getadelt, daß er auf das rechte Dnjeprufer ging, anstatt den anrückenden Feind in der Front anzugreifen, zu schlagen und so Smolensk zu gewinnen. Aber das wäre — soweit Napoleon über den Feind unterrichtet war — nur gewesen, was er eine „gewöhnliche Schlacht“ zu nennen pflegte. Der besiegte Gegner hätte sich durch Smolensk auf seiner Operationslinie zurückgezogen. Das eben wollte er gerne hindern. Jetzt freilich blieb nichts anderes übrig, vorausgesetzt, daß der Russe sich überhaupt zum Schlagen bequemte. Er tat es, aber wieder nur in der Form eines Rückzugsgefechtes. Barclay, der das Gros seiner Truppen im Nordosten, zu beiden Seiten der Straße, die nach Welisch führt, aufgestellt hatte, ließ sich nicht bewegen, aus der Stadt heraus die Offensive zu ergreifen, sondern schickte vielmehr den kampflustigen Bagration auf die Moskauer Straße, um sie zu sichern, während er selbst Smolensk nur von ungefähr 30.000 Mann verteidigen ließ.*) Als Napoleon sich überzeugte, daß es dem Feinde wieder nicht um den entscheidenden Kampf zu tun sei, wollte er dessen Stellung forcieren, um ihn so mit Gewalt festzuhalten und zum Streite zu zwingen. Aber da zerschellte Sturm auf Sturm an den Mauern, so daß den älteren Offizieren die syrische Festung Akka in Erinnerung kam, und auch ein Bombardement, das den größten Teil der Stadt vernichtete, ergab kein Resultat. Und noch einen Tag kämpfen die Franzosen, die nicht weniger als 10.000 Mann eingebüßt haben, vergeblich gegen die Nachhut des abziehenden Feindes, bis auch diese freiwillig den Platz räumt. Sie hat nicht vergessen, den nördlichen Stadtteil mit den Magazinen niederzubrennen. Rauchende Trümmer findet der Eroberer, aber auch hier keinen Sieg. Wenn er nur sofort die Moskauer Straße weitergezogen wäre! Barclay hatte, um den französischen Batterien jenseits des Dnjepr auszuweichen, einen Bogen gemacht, dessen Sehne Napoleon beherrschte, da Bagration ohne ausdrücklichen Befehl gegen Moskau fortmarschiert war. Er

*) Es war zuerst das Korps Rajewsky, das später durch Dochturoff und Eugen von Württemberg in der angegebenen Stärke abgelöst wurde. (Löwenstern, Mémoires, I. 220.)



hätte Jenen leicht überholen und hier zur Schlacht zwingen können. Aber der Kaiser kannte diese Situation nicht; er sandte bloß Ney und Murat vorwärts, und als diese am 19. bei Walutina Gora an die Barclayschen Truppen gerieten, hielt er es auch nur für ein Nachhutgefecht und legte der Sache kein größeres Gewicht bei. Er hatte zwar Junot mit seinem Korps (etwa 13.000 Mann) auf dem linken Dnjeprufer vormarschieren lassen, damit er weiter ostwärts den Fluß überschreite. Aber der hat es, obwohl von Murat verständigt, unterlassen, gegen die Flanke des Feindes zu operieren, und so konnte Barclay mit dem Gros seiner Truppen ungehindert fortziehen.

Was nun? In Dresden hatte Napoleon zu Metternich gesagt, sein Unternehmen sei eines derjenigen, deren Erfolg von der nötigen Geduld abhänge; dem, der sie am meisten übe, werde der Sieg zufallen. Er hat arg gegen diese Überzeugung gesündigt. Ehe der Sturm auf Smolensk begann, hatte selbst Murat ihm zugeredet, er solle nun einhalten, wo es offenkundig sei, daß der Feind keine Schlacht annehmen, sondern abmarschieren wolle. Vergebens. Später, nachdem er Herr der trümmerhaften Stadt geworden war, machte seine Umgebung aufs neue Vorstellungen. Rapp, der vom Niemen kam, schilderte das Elend auf der langen Straße, die zahllosen Opfer des Typhus und der Dysenterie, die Tausende von Marodeurs, die sich, halb tot vor Entkräftung, mühselig nach einem Busch hinschleppten, um ungesehen zu sterben, die Tausende von Deserteurs, die, in Banden organisiert, in Schlössern und Dörfern auf eigene Faust hausten, bis das verzweifelte Volk sie totschlug. Und was antwortete Napoleon? Er kenne das alles und gebe das Entsetzliche der Lage zu, aber gerade deshalb sei keine Zeit mehr zu versäumen. Nach der ersten gewonnenen Schlacht würde sich Alles wieder finden. Schwarzenberg hatte bei Gorodetschna über Tormassow einen Vorteil errungen, Saint-Cyr, der Nachfolger des verwundeten Oudinot im Kommando, endlich am 18. August Wittgenstein bei Polozk geschlagen und hinter die Drissa zurückgedrängt, was der Hauptarmee die Aktion nach vorwärts erleichterte. Konnte diese an Erfolgen zurückbleiben? So war und blieb sein nächstes Ziel der Sieg über die Hauptmacht des Feindes, und der war

nur auf dem Wege nach Osten, auf der Straße nach Moskau zu gewinnen. Von einem Stehenbleiben in Smolensk, von dessen 2300 Häusern nur noch etwa 400 bewohnbar waren, war keine Rede weiter.

Es könnte auffallen, daß der Kaiser seiner Truppen noch so sicher war. Freilich nur derjenigen, die ihre robuste Natur und ihr disziplinierter Charakter bei der Fahne festgehalten hatte. Sie murrten zwar, wie sie 1807 gemurrt hatten, aber sie gingen weiter, trotz der entsetzlichen Hitze bei Tage, trotz der mangelnden Nachtruhe, denn die Nachtstationen mußten zu Rationierungen in den umliegenden Dörfern verwendet werden, trotz der düsteren Aussicht, die Last des kommenden Tages vielleicht nicht mehr zu ertragen. Es waren Elitetruppen, kräftig an Körper und Seele, die 161.000 Mann, mit denen er Smolensk verließ, besonders die Soldaten Davouts.*) Sie waren gerne dabei, wenn es vorwärts ging, denn hinter ihnen lag das Grauen der polnischen Öde, vor ihnen Kampf und Sieg und Ehre und Lohn, und endlich mußte man ja nach dem gepriesenen Moskau kommen.

Freilich, hätte Napoleon genauer zugesehen, er wäre vielleicht doch am Dnjepr stehen geblieben oder nach Litthauen zurückgegangen. Aber sein Blick war in Rußland ebenso trübe wie er es in Spanien gewesen war. Auch jetzt gewahrte er nur eine Armee vor sich, die er zu schlagen hatte, und ein Kabinett, dem er den Frieden diktieren wollte, nichts weiter. Er sah nicht den neuen Feind, der sich ihm in dem Augenblick entgegenstellte, als er bei Krasnoi das polnische Gebiet verließ und die altrussische Grenze überschritt, den starken nationalen Instinkt der Russen, der sich mit ihrer Religiosität und ihrer Barbarei zu unerhörtem Widerstand verband. Schon machte er sich überall geltend: im Heere, dessen Kraft und Mut er mit Fanatismus stählte, am Hofe des Zaren, der sich seinem Einfluß nicht entziehen konnte, in der Bevölkerung, die sich zu vielen Tausenden bewaffnete und vor dem Kreml in Moskau ihrem Herrscher zurief: „Laß uns sterben oder siegen!“ Na-

*) In Witebsk, Orscha, Mohilew und Smolensk blieben Besatzungen, etwa 14.000 Mann, zurück. Ebensoviel waren in den letzten Kämpfen und auf dem Marsche von Witebsk her eingebüßt worden.

poleon gewahrte nichts davon. Und doch fehlte es nicht an deutlich redenden Anzeichen. War es denn nicht merkwürdig genug, daß kaum mehr als ein einziges feindliches Korps zwei Tage lang einer großen Armee widerstand, ohne auch nur einen Gefangenen in ihre Hände fallen zu lassen? nicht merkwürdig, daß der Gegner die durch ihre Gnadenbilder geheiligte Stadt am Dnjepr eher in Flammen aufgehen ließ, bevor er sie dem Feinde überantwortete?

Schon forderte der russische Chauvinismus im eigenen Lager sein Opfer. Es war der Oberbefehlshaber Barclay selbst. Als Livländer galt er der Armee als Fremdling; am Hofe hatte er unter den Führern der Altrussenpartei seine erbittertsten Gegner; mit Bagration war er überworfen, und die Aktionen litten unter der Zwietracht der Feldherren. Nur der Zar hatte ihn bisher gehalten; jetzt vermochte auch er es nicht mehr. Daß er die Stadt der heiligen Jungfrau nicht energischer verteidigt hatte, wurde ihm als unsühnbarer Frevel angerechnet, und man brachte Alexander dahin, zu glauben, die Schlacht bei Smolensk — energisch in Szene gesetzt — hätte wirklich zu seinen Gunsten enden müssen.*) Barclay, der am Ende zu Rußlands Heil nur getan hatte, was ihm in Polozk vom Zaren auf die Seele gebunden worden war, die Armee für späterhin geschont, ward des Oberbefehls enthoben und behielt nur ein Teilkommando, wie er es zuvor innegehabt. Kutusow wurde sein Nachfolger und zugleich Oberfeldherr auch über die von Wittgenstein und Tormassow befehligten Heeresteile. Er war ein Altrusse, beliebt bei den Soldaten, vom Zaren aber nur aus Not berufen, der ihn nicht mochte, weil er gegen den Krieg gewesen war und deshalb die Unterhandlungen mit der Türkei verzögert hatte, und auch seines im Grunde unverläß-

*) So schrieb der Zar nachträglich an den Admiral Tschitschagoff, der die Moldauarmee nach dem Norden führte. Der Brief ist in dessen Memoiren abgedruckt. Barclay rechtfertigte seine Handlungsweise mit der Erhaltung des Heeres für eine entscheidende Tat zu geeigneter Zeit und mit dem Hinweis darauf, daß Napoleon nur unterhalb der Stadt über den Dnjepr zu gehen brauchte, um ihn aus Smolensk hinauszunötigen, seine Stellung darin also niemals haltbar gewesen wäre. Die Rechtfertigungsschrift liest man jetzt auch bei Fabry.

lichen Charakters wegen.*) Wir kennen ihn von 1805 her. Jetzt war er, obgleich erst 67 Jahre alt, ein gebrechlicher Mann, der nur mit großer Anstrengung zu Pferde stieg und sich deshalb außer jeder Gefahr halten mußte. Aber er besaß das Vertrauen der Truppen in hohem Grade, und dieses Prestige gestattete ihm, noch weiter zurückzugehen und erst in dem zerklüfteten Terrain bei Borodino, wo die Kolotscha in die Moskwa fließt, die Schlacht zu wagen. Die „heilige Haide“ hieß es dort, und die Sage ging, daß nie ein Feind darüber hinausgedrungen sei. Da sollte der Kampf ausgefochten werden. Denn ohne Schwertstreich durfte Moskau nicht dem Gegner in die Hände fallen; erst kürzlich hatte Alexander den Bewohnern seinen militärischen Schutz aufs bestimmteste verheißen.

Am 1. September war Napoleon nach Gshazk gelangt, wo er von ernstem Widerstand hörte, auf den seine Vorhut gestoßen sei. Bald schien kein Zweifel mehr möglich: der Feind wollte schlagen. Der Kaiser sammelte seine Armee, ungefähr 135.000 Mann, während die Russen nur 127.000 ins Gefecht führen konnten, darunter 15.000 Rekruten, die man herbeigebracht hatte, 7000 Kosaken, die kaum, und 10.000 Milizen, die gar nicht für den Kampf in Betracht kamen und nur im Sanitätsdienst Verwendung fanden.**) Dagegen hatte Kutusow eine ausgewählte Position inne. Er hatte sich rittlings der Moskauer Straße hinter der Kolotscha aufgestellt und einige Erdwerke aufgeworfen. Die westlichste dieser Redouten wurde von den Franzosen am 5. September nach erbittertem Kampfe, der dem Zaren fast 7000, dem Kaiser über 4000 Streiter kostete, weggenommen, wodurch der linke Flügel der Russen von der Kolotscha weg an die anderen Schanzen zurückgedrängt ward,

*) „Das Volk wollte seine Ernennung,“ äußerte sich Alexander zu einem Vertrauten, „ich habe ihn ernannt, wasche aber, für meinen Teil, meine Hände.“ Später soll er daran gedacht haben, Kutusow abzusetzen und Barclay wieder zu ernennen. Siehe Schiemann, Nikolaus I. I. 84 (nach Schilder, III.)

**) Diese Verwendung sollte freilich ihren Vorteil haben, da sie die Kombattanten der mitunter gerne gesuchten Mühe überhob, ihre Verwundeten selbst nach den Verbandplätzen zu schaffen. (Siehe Löwenstern, I. 273.)

so daß nun ihre Aufstellung beim Dorfe Borodino ein stumpfes Knie bildete. Tags darauf entwirft Napoleon seinen Plan. Er wird den Feind nicht, wie Davout gut rät, in dessen linker Flanke umgehen — die drohende Bewegung, fürchtete er, könnte ihn leicht wieder der Schlacht entfremden — sondern diesen Flügel und das Zentrum nacheinander mit starken Kräften frontal angreifen und noch weiter umbiegen, auf solche Weise die nach Westen gerichtete Linie der Russen nach Süden umwenden, sie dann über die Straße zurückwerfen und der Moskwa zujagen. Wenn Kutusow jetzt nur wirklich standhielt! Napoleon ist durch diesen Zweifel so erregt, daß er die Nacht vom 6. auf den 7. kaum schläft. Um 1 Uhr steigt er zu Pferde, um sich von dem Vorhandensein der Russen zu überzeugen und nach ihren Lagerfeuern ihre Stellung zu erkunden. Zum Überfluß war des Abends die Nachricht eingetroffen, Wellington habe am 22. Juli bei Salamanca über Marmont gesiegt. Das war nun jedenfalls zu reparieren. Auch seine Soldaten schlafen wenig; müssen sie doch erst von weit her etwas Nahrung für sich und ihre Pferde holen. Aber sie kommen alle wieder und kleiden sich in ihre beste Montur, denn es geht ja nun zu dem lang ersehnten Feste. Man kann es nicht ohne tiefe Bewegung hören, wie sich auch die Kranken — Deutsche wie Franzosen — in die Reihen der Kämpfer drängten.

Frühmorgens, um 5 Uhr, fiel auf dem rechten Flügel der erste Kanonenschuß, um 6 Uhr war die Schlacht bereits im Gange: auf dem linken Flügel, wo Eugen gegen die Armee Barclays vorrückend, das Dorf Borodino eroberte, und im Zentrum, wo Davout, von Ney zur Linken und Murat zur Rechten begleitet, gegen Bagrations befestigte Mitte vorging, dessen linken Flügel Junot beschäftigte und Poniatowski mit den (stark zusammengeschmolzenen) Polen zu umfassen trachtete. Mit unendlicher Erbitterung wurde gestritten, und der Geschichtschreiber ist unsicher, ob er dem Angreifer oder dem Verteidiger das größere Maß von Heroismus zuerkennen soll. Jetzt erobert, waren die russischen Redouten bald wieder verloren, um dann wieder gewonnen und wieder verloren zu werden. Napoleons Fußvolk und Reiter, und die deutschen Kavallerieregimenter insbesondere, leisteten das Außerordent-

lichste, und so ward man schließlich — nachdem die stark exponierte und anfänglich zu wenig unterstützte Armee Bagrations fast aufgerieben, ihr Feldherr zu Tode verwundet worden war — Herr der feindlichen Stellung. Aber auch nicht mehr. Die Russen wichen allerdings daraus, doch nur, um ein paar tausend Schritte weiter zurück sich aufs neue zu sammeln und neuen Widerstand zu leisten. Zu neuem Angriff aber waren die fürchterlich heimgesuchten Divisionen Neys und Murats nicht mehr imstande. Hier, und zwar in dem Augenblicke, da der Feind sich noch nicht wieder erholt hatte, mußte eine starke Reserve eingreifen, um ihn völlig aufzureiben. Eine solche stand bereit; es waren 20.000 Mann der Garde; inständig begehrten Murat und Ney ihr Vorrücken: Napoleon versagte es. „Und wenn morgen eine zweite Schlacht stattfindet," antwortete er, „womit soll ich sie liefern?" Kaum daß er den Befehl gab, das zurückgegangene Zentrum des Gegners mit Kanonen zu beschießen. Man erkannte ihn nicht wieder und schob alles auf das Fieber einer Erkältung und die Schmerzen, an denen er tagsüber litt, insbesondere aber auf die abgespannten Nerven, die nach so viel aufreibender Erregung der neuen Aufgabe nicht mehr gewachsen waren.*) Er hatte tatsächlich nicht auf seiner vollen Höhe gestanden und deshalb am 7. September 1812 bei Borodino nur ein Schlachtfeld, keine Schlacht gewonnen. Die Russen blieben trotz ihren ungeheuren Verlusten — 44.000 Mann an Toten und Verwundeten — die Nacht über in ihren letzten Positionen und zogen erst am nächsten Tage die Moskauer Straße weiter. Sogar dem Zaren wußte

---

*) Napoleon ist fast von allen militärischen Schriftstellern verurteilt worden, weil er seine Garde nicht hergab. Nur Jomini findet Worte zur Entschuldigung des Kaisers und gewahrt dessen Fehler vielmehr darin, daß er den linken Flügel der Russen nicht gleich von allem Anfang an, solange er noch schwach war, mit noch größerer Energie bedrängte. Die Vermutung, die Schlacht könnte tags darauf wieder beginnen, war nicht ganz unbegründet. Barclay, der zwar durch starke Abgaben an Bagration Eugen gegenüber an der Entfaltung seiner vollen Kraft gehindert gewesen war, aber doch auch am wenigsten Terrain eingebüßt hatte, hielt die Erneuerung des Kampfes für notwendig, und selbst Kutusow hatte daran gedacht, bis er von den enormen Verlusten der Armee Kenntnis erhielt, die Napoleon unbekannt blieben.

ihr Feldherr glauben zu machen, es sei keine Niederlage gewesen, was dann in Petersburg als ein Sieg der eigenen Waffen aufgefaßt und dafür ausgegeben wurde.

Napoleon hatte sich während des Kampfes nicht von seinem entfernten Standorte fortbewegt, was ihn wohl auch die Zerrüttung beim Feinde im entscheidenden Momente nicht gewahr werden ließ. Es war das erstemal, daß er nicht persönlich eingriff — ganz gegen seine sonst geäußerte Überzeugung. Er litt ohne Zweifel. Aber was war seine Unpäßlichkeit gegen den vieltausendfachen Jammer zu seinen Füßen! Nun war Eylau weit überboten an schreckensvollen Szenen. Über 70.000 Menschen hatte der eine Tag getötet oder verwundet, und eine Verwundung bedeutete hier nur allzu häufig den sicheren Tod.*) Napoleon bezeichnete die Schlacht als die blutigste, die er erlebt, und die, in der am tüchtigsten gekämpft worden sei. Allerdings war gewonnen, daß sich ihm Moskau erschloß. „Moskau, Moskau!“ soll er am Tage darauf wiederholt in größter Aufregung herausgestoßen haben. Aber hinter Moskau wird eine Armee stehen, die er in ihrer Widerstandskraft kennen gelernt hat. Sie wird Verstärkungen an sich ziehen. Aus dem Süden wird eine andere Armee heranrücken, die gegen die Türken zu siegen gewußt hatte. Seine Flügel und mit ihnen seine Rückzugslinie werden von überlegenen feindlichen Kräften bedroht werden. Das war kein Sieg gewesen, der den Gegner zur Nachgiebigkeit zwang. Es wird zu neuen Kämpfen kommen, und wird denen sein Heer noch gewachsen sein? Nur etwas über 100.000 Mann waren ihm nach dem Gemetzel noch übrig geblieben. Drei Tage vor der Schlacht hatte ein Ersatzkorps unter dem Marschall Victor — 30.000 Mann — den Niemen überschritten; der Kaiser befiehlt es nach Smolensk zur Vereinigung mit den dortigen Reserven und zur Verstärkung der Hauptarmee nach Moskau. Das ist aber zunächst auch alles, was er aufbieten kann. Und doch leuchtet sein Auge, als er am 14. September von einer Anhöhe herab die Riesenstadt der Moskowiter gewahrt. Sein Ziel ist erreicht.

---

*) Die Franzosen hatten 28.000 Mann, nach anderen 30.000 eingebüßt, darunter 49 Generale.

Am Morgen des 14. September marschierte Kutusow in Moskau ein, um es am Nachmittag beim jenseitigen Tore wieder zu verlassen. Die Bestürzung der zurückgebliebenen Bewohner — die Vornehmen und Reichen hatten sich bereits fortgemacht — war eine ungeheure. Auch sie hatten von einem Siege bei Borodino gehört, und nun retirierte der Triumphator und gab die Stadt den Fremden preis. Eine allgemeine Flucht begann, so daß die Armee kaum vorwärts konnte; aber was in der Eile gerettet wurde, war doch nur wenig. Unmittelbar hinter den Russen zogen die Franzosen ein, Napoleon erst am nächsten Tage. Er erwartete, wird erzählt, eine Abordnung der Behörden. Aber niemand ließ sich blicken. Das war eine erste Enttäuschung. Andere sollten folgen. In der Stadt war alles öde, kein Mensch auf den Straßen; wer geblieben war, verbarg sich scheu hinter den Fensterladen. „Es kam uns vor", erzählt Adam über den Einzug der Truppen, „als wenn gute Schauspieler vor einem ganz leeren Hause spielen sollten." Der Kaiser ritt in den Kreml, um dort seine Residenz zu nehmen, und behielt die Garden in der Stadt; die anderen Korps mußten in der Umgebung unterkommen. Tröstlich war es, daß allem Anscheine nach kein Mangel herrschte, obgleich schon die russische Arrièregarde eifrig geplündert hatte und ihre Nachfolger ihr darin ebensowenig nachstanden wie die zurückgebliebenen Leibeigenen der entflohenen Herrschaften; es gab reichlich Lebensmittel und Fourage, und man begann in den verlassenen Wohnungen sich einzurichten, um von den unsäglichen Leiden des Feldzuges endlich auszuruhen.

Ruhe sollte jedoch in Moskau nicht zu finden sein. Schon vor dem Einmarsch hatte man aus der Ferne einzelne dicke Rauchsäulen emporsteigen sehen, aber das gewöhnliche Schauspiel nicht weiter beachtet. In jeder Stadt waren beim Nahen des Feindes Vorräte verbrannt worden. Bald indes wurde man aufmerksam. Meldung auf Meldung lief im Kreml ein, es brenne an verschiedenen Punkten, und nun ließ der Augenschein nicht mehr bezweifeln, daß man einen dem Untergange geweihten Ort besetzt halte. Denn immer weiter verbreitete sich, vom Nordostpassat gepeitscht, das entfesselte Element; Löschungsversuche blieben meist fruchtlos, da es dazu am Not-

wendigsten fehlte. Am Mittag des 16. September stand die ganze Stadt im Feuer, das seine Funken schon bis in den Hof des Kreml spie. Endlich hieß es, auch dieser sei ergriffen, und Napoleon, der sich kaum erst staunend in der Residenz der Zaren umgesehen, mußte eilends den Palast verlassen, um — mit seiner Eskorte mühselig durch den Wirrwarr der Straßen sich kämpfend — das Lustschloß Petrowskoje zu erreichen. Von dort sieht er die Metropole, deren Besitz seinem Ehrgeiz als der höchste Triumph erschienen war, in einem Meer von Flammen untergehen. Wenn noch etwas hinzukommen konnte, den Eindruck des grausen Schauspiels auf sein Gemüt zu verschärfen, so war es die Gewißheit, die sich alsbald ergab, daß nicht Zufall oder Leichtsinn die Brandstifter waren, sondern daß der Feind selbst die Stadt geopfert hatte, um ihre Vorräte und Reichtümer nicht in die Hände der Fremden fallen zu lassen und diesen den Aufenthalt unmöglich zu machen.*) Napoleon ließ eine Kommission nach der Ur-

*) Daß der Gouverneur der Stadt, Graf Rostoptschin, die Brandlegung anordnete bevor er die Stadt verließ, wird auch von russischen Historikern als erwiesen angesehen. Jedenfalls hat er sie wirksam vorbereitet. Schon in Briefen aus dem August hatte er davon gesprochen, daß, wenn Gott den Russen nicht günstig sein sollte, Moskau in Flammen aufgehen werde, und so konnte man es auch schon Ende September und Anfang Oktober im „Courrier de Londres“ lesen. Als dann der Graf die Russen immer näher kommen und die Hoffnung auf Erhaltung der Stadt immer mehr schwinden sah, verdichtete sich jener Gedanke zum Entschluß. Bereits am 11. September ließ er alle Feuerspritzen „als Staatsgut“ aus der Stadt schaffen und versicherte zwei Tage später den Generalen der Armee, Moskau würde, sobald es von den Truppen dem Feinde schutzlos preisgegeben werde, durch Brand zerstört werden. Am Morgen des 14. läßt er die Gefangenen frei, gibt Befehl die Branntweinfässer der behördlichen Vorräte in den Straßen zu zerschlagen und verläßt die Stadt, die er von einer nahen Anhöhe seinem Sohne mit den Worten zeigt: „Grüße Moskau zum letzten Mal, in einer halben Stunde wird es in Flammen stehen.“ Er selbst legt dann Feuer an sein Schloß in der Umgebung. Wird durch all das seine Urheberschaft — die er selbst während der nächsten Jahre offen zugegeben, ein Jahrzehnt später aber allerdings abgeleugnet hat — mehr als wahrscheinlich, so wird sie nahezu zweifellos durch den Umstand, daß die Franzosen, als sie den Urhebern des für sie so verderblichen Brandes nachforschten, eine Anzahl Polizeileute unter den Schuldigen entdeckten, während man noch in einzelnen Häusern die

sache forschen und eine Anzahl ertappter Brandleger erschießen; aber der Wut des Feuers war kein Einhalt mehr zu tun. Um die Soldaten nicht um all ihre Hoffnungen zu bringen, gab er die ursprünglich untersagte Plünderung zu. Die Verwüstung war ungeheuer, der Gewinn gering. Die Lebensmittel waren meist vernichtet. Dagegen hatten die Flammen die Keller verschont, und Wein und Branntwein wurden in Fülle angetroffen. Die Wirkung aber war nur, daß die Unordnung zu höchst stieg, so daß man die seltenen Bauern, die sich herbeiließen, Nahrungsmittel nach der Stadt zu bringen, ausraubte, während man anderseits mit einigen tausend russischen Marodeurs fraternisierte und sie laufen ließ, als ob der Krieg vorüber wäre. Das war freilich der sehnlichste Wunsch aller. Nicht zuletzt der des Kaisers.

Am 18. September ließ endlich der Brand etwas nach. Gut drei Vierteile der Stadt lagen in Asche. Die Bewohner — noch an zehntausend Menschen — irrten obdachlos und verhungert durch die Straßen. Ein Bataillon Garde hatte den Kreml gerettet. Napoleon kehrte dahin zurück. Er kann es

Treppen mit Öl getränkt und mit einer nach der Straße mündenden Lunte verbunden fand. Daß nebenbei auch der Zerstörungstrieb und die Raublust des entfesselten Gesindels, die Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit der plündernden Soldaten das ihrige beigetragen haben mögen, ist gewiß. Auch die Stimmung des Volkes kam dazu. Manche wollten ihre Häuser lieber verbrannt als den Franzosen überliefert wissen, und nicht wenige der Händler zündeten selbst ihre Vorräte an, damit sie nicht dem Feinde zugute kämen. (Boyen, Erinnerungen, II. 231.) Das Feuer nahm auch vom Kaufmannsviertel (Kitai Gorod) seinen Ausgang. (Méneval, Mémoires, III. 65.) Am 6. Oktober schrieb die Zarin an ihre Mutter: „Unser Volk hat angefangen, Feuer an alle ihm teuren Gegenstände zu legen, um sie nur nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen.“ (Schilder, Alexander I. III. 507). Ein jüngst von Tzenoff, „Wer hat Moskau 1812 in Brand gesteckt? (Berlin 1900) unternommener Versuch, den durch das Ausbleiben der Deputation geärgerten Napoleon (!) als den Urheber des Brandes hinzustellen, bedarf wohl kaum einer ernsten Widerlegung. Eine solche hat gleichwohl H. Schmidt, „Die Urheber des Brandes von Moskau, 1812“ (Greifswald, 1904) unternommen und dabei die ganze Frage ihrer Lösung um vieles näher gebracht. Daß die Kirchen sämtlich vom Feuer verschont blieben, ist ein nicht zu übersehendes Moment. Die Franzosen würden sich nicht gescheut haben, sie in Brand zu stecken, wohl aber die Russen.

nicht glauben, daß Alexander nicht alles tun werde, um wieder Herr seines Landes zu werden. Täglich erwartete er die Einladung zur Friedensunterhandlung. Vergeblich. Dann sucht er sie zu beschleunigen, indem er noch am 20. an den Zar schrieb: Moskau sei verbrannt; der Gouverneur habe die Stadt anzünden lassen; vierhundert Brandleger seien auf frischer Tat ertappt und erschossen worden; das Unglück wäre zu vermeiden gewesen, wenn Alexander ihm vor oder nach Borodino einen kurzen Brief geschickt hätte; er würde dann seinen Marsch nicht bis hierher fortgesetzt haben; er hoffe, sein Schreiben werde wohlwollend aufgenommen werden.*) Und nun wartete er aufs neue. Bald ist der September vergangen, und der Winter steht in drohender Nähe. Die Armee kann nur durch Streifungen, die immer weiter ausgedehnt werden müssen, ernährt werden, denn der Brand der Stadt hat es verhindert, dort eine geordnete Verpflegung einzurichten. Dabei ist viel Gefahr und oft wenig Erfolg. Ein einziges russisches Korps will binnen drei Wochen dreitausend Franzosen gefangen haben. Dazu kam der Landsturm der Bauern, die ihre Habe versteckten und ihre Dörfer verteidigten. „Ihr seid die Nation des russischen Glaubens", riefen ihnen ihre Führer zu; „sterbet für den Glauben und den Zar. Wozu seid ihr Rechtgläubige, wenn ihr nicht dem Zaren dienen wollt?" Es genügte, daß Rostoptschin Napoleon als ungetauft denunzierte, um dessen Aufruf an die Bewohner des Moskauer Gouvernements wirkungslos zu machen. In der Stadt Wereja ward die französische Garnison von Parteigängern überrumpelt und festgenommen. Schon ist die große Straße nach Smolensk unsicher geworden, Zuzüge von Lebensmitteln werden abgefangen, der regelmäßige Kuriergang ist unterbrochen. Die Generale raten zum Rückzug nach Polen, aber Napoleon kann sich noch nicht dazu entschließen, seine Niederlage vor der Welt zu bekennen, deren Herr er in Moskau hatte werden wollen. „Denken Sie sich Moskau genommen" — hatte er vor Beginn des Feldzuges zu Narbonne gesagt — „den Zar versöhnt

*) Corresp. XXIV. 19.213. Der Brief wurde durch einen in Gefangenschaft geratenen Gardeoffizier befördert.

oder durch eine abhängige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee von Franzosen und Verbündeten nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort durch bloße Berührung allein schon das ganze Gebäude kaufmännischer Größe in Indien zu Fall zu bringen? Frankreich hätte mit einem Schlage die Unabhängigkeit des Abendlandes und die Freiheit der Meere erobert. Alexander der Große" — das Bild des Mazedoniers verließ ihn nicht — „hatte einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges wie ich von Moskau." *) Als er später in Wilna sich von Maret trennte, warf er hin, er werde ihn bald nach Moskau rufen, damit er dort den Frieden verhandle.**) So war Moskau, und immer wieder Moskau vor seinem Auge erschienen. Wie das Bild Jerusalems ehevor die Phantasie der Kreuzfahrer beherrscht hatte, so die seinige die heilige Stadt der Reußen. Klingt es wirklich unglaubhaft, was man im Kreise seiner nächsten Verwandten und Vertrauten erzählte und was Bernadotte im April 1812 dem russischen Gesandten anvertraute: er habe vorgehabt, die Insignien seiner Kaiserwürde, Mantel, Zepter und Krone mit auf den Weg nach Rußland zu nehmen, um sich im Kreml an der Moskwa, nachdem er den Frieden diktiert, vom Heere zum „Kaiser des Abendlandes, Oberhaupt des europäischen Bundes, Verteidiger der christlichen Religion" ausrufen zu lassen? Nach Anderen hätte er tatsächlich die Zeichen seiner Macht mitgeführt, die dann auf dem Rückzug den Kosaken in die Hände gefallen seien.***) Mit solchen hochfliegenden Plänen war es nun

*) Villemain, Souvenirs, p. 127.

**) Ernouf, Maret, p. 469.

***) Siehe die Mitteilung des russischen Gesandten im Sbornik, XXI. und die Erinnerungen Sudres, der die Sache von Destutt de Tracy erfahren haben will, im „Spectateur militaire", 1887, 38. Band, 478. ff. Tracy soll sie von einem Mitglied der kaiserlichen Familie anvertraut worden sein. Nach russischen Quellen, z. B. Langerons Denkwürdigkeiten (p. 98), wäre der kaiserliche Fourgon mit den Kostbarkeiten, Kaisermantel und Zepter, allen Orden und wichtigen Papieren auf dem Wege von Wilna nach Kowno von Kosaken angezündet worden. Vgl. auch die Schilderungen im „Mémorial" des Zahlmeisters Peyrusse (p. 136) und in den Heften Coignets (p. 342). Vandal (III. 588) bestreitet nun, daß jene Erzählung auf zureichender Basis beruhe, da der Krönungsmantel heute noch im Schatz von Notre-Dame vorhanden

vorbei. Dazu war der Friede nicht gesichert, dagegen die groß Armee, die ihm den Weg zur höchsten Macht der Erde bahnen sollte, eingeschrumpft und in ihrer Existenz gefährdet.

Denn Kutusow war allerdings vorerst südöstlich weitergegangen, hatte dann aber, unbemerkt von den Franzosen, deren herabgekommene Kavallerie die Fühlung mit dem Feinde verlor, nach Westen umgedreht, um bei Tarutino, südlich von Moskau, eine vortreffliche, die Rückzugslinie der Franzosen bedrohende Flankenstellung einzunehmen und sich fortwährend zu verstärken. Er brachte auch seine reguläre Truppe von 60.000 auf über 80.000 Mann mit 600 Geschützen, wozu noch die Milizen und 20.000 Kosaken kamen — alle gut und vorsorglich gekleidet und verpflegt. Nur büßte er zu gleicher Zeit einen Mann ein, dessen Tüchtigkeit unbestreitbar, der ihm aber durch eigene Meinung unbequem geworden war: Barclay verließ, durch Zurücksetzung gekränkt, die Armee. Wer weiß, wie sich das Schicksal der Franzosen gestaltet hätte, wenn seinerzeit das Oberkommando seinen Händen anvertraut geblieben wäre. Übrigens ließen sich auch bei den Flügelarmeen die Verhältnisse durchaus zugunsten der Russen an. An der Dwina verstärkte sich Wittgenstein durch Truppen vom finnländischen Korps, Rekruten und Milizen bis auf 40.000 Mann, gegen 27.000 Saint-Cyrs, der seinen Sieg bei Polozk nicht energisch ausgenützt hatte. Im Süden hatte sich die russische Moldauarmee unter Tschitschagoff am 20. September mit der Armee Tormassows vereinigt, 64.000 Mann, die das von Schwarzenberg kommandierte Korps, Österreicher, Sachsen und Polen, im ganzen 41.000 Mann, weit überboten. Und aus Petersburg noch immer keine Antwort —

---

und in den kaiserlichen Rechnungen keine Ausgabenpost für die Anfertigung neuer Insignien nachweisbar sei. Diese Einwendungen nehmen dem Gerücht noch nicht allen Grund, da es kaum die Insignien des Jahres 1804, sondern andere gewesen wären, die der Kaiser anzulegen beabsichtigte, wenn er sich einmal über den „Empereur des Français" hinaus erhob. Und daß er hieran gedacht, sich darüber geäußert, ja sogar deshalb gelegentlich verhandelt hat, ist nachweisbar. Ob er freilich jetzt, beim Zuge nach Osten, für den Fall weltbezwingender Siege eine derartige Zeremonie ins Auge gefaßt hatte, läßt sich durch kein bestimmteres Zeugnis sicherstellen.

weder auf einen Brief aus Wilna, noch auf den aus Moskau! Napoleon ist außer sich. Er denkt einen Augenblick daran, sich sie zu holen; aber im nächsten ist das unmögliche Projekt wieder aufgegeben. Er muß sich endlich dazu verstehen, selbst Unterhandlungen anzubieten, und schickt am 5. Oktober General Lauriston zu Kutusow. Der aber erklärt, er habe keine Vollmacht und könne im besten Falle nur ein Schreiben Napoleons nach Petersburg befördern. Aber würde ein solches Antwort erhalten? Man gewann die Überzeugung, daß auch dieser Schritt nutzlos war.

An der Newa blieb man fest. Zwar sprach jetzt, wo die Einnahme Moskaus die tiefste Bestürzung hervorgerufen hatte, Rumjantzow, ebenso wie vorher, für den Frieden, desgleichen die Kaiserin-Mutter und Großfürst Konstantin, den Barclay von der Armee weggeschickt hatte, sprachen der Kriegs- und der Polizeiminister: der Zar blieb dennoch fest, so schwer er auch die Enttäuschung ertrug, die ihm die Nachricht vom Verluste der Hauptstadt bereitete, nachdem ihm doch kurz zuvor Kutusow Erfolge bei Borodino gemeldet hatte. Er blieb fest, nicht weil sich sein sonst so lockerer Charakter plötzlich in der Not der feindlichen Invasion gekräftigt hätte, nein, aus anderen Gründen. Einmal, weil er jetzt, wo die Meinung maßgebender Petersburger Kreise ihn für den Untergang der reichen Metropole geradezu verantwortlich machte, nicht auch noch durch einen demütigenden Frieden dauernde Nachteile über das Land bringen wollte, um so weniger, als gerade infolge jenes Verlustes die kriegerische Stimmung mächtig anwuchs.*) Dann war Moskau aufgegeben worden, ohne daß eine zweite Schlacht stattgefunden hatte: die Armee, die an der Moskwa sich sogar den Sieg zuschrieb, mußte also doch noch in Achtung gebietender Stärke vorhanden sein, während die starken Einbußen der Franzosen zu offenkundig am Tage lagen, als daß sie nicht auch in Petersburg hätten bekannt sein sollen. Dazu kam, daß Alexander in den letzten Augusttagen in der finnischen Stadt Åbo mit Bernadotte zusammen-

*) Siehe über die dem Kaiser abträgliche Meinung in jenen Tagen die Memoiren der Gräfin Edling (p. 75). Dazu Steins Selbstbiographie bei Pertz, Stein VI. 2., Seite 179.

getroffen war, der ihn zur Beharrlichkeit aufgefordert, ihm seine Zustimmung zu einer Landerwerbung auf Preußens Kosten erklärt und ihm das russische Korps, das vertragsmäßig Norwegen erobern helfen sollte, zurückgegeben hatte. Es waren 20.000 Mann unter Steinheil, die Wittgenstein zueilten. Auch mag es in der Umgebung Alexanders nicht an energischen Naturen gefehlt haben — man denkt unwillkürlich an den Freiherrn vom Stein, den Jener im Mai zu sich berufen hatte — die sicher zum Ausharren im Streite geraten und dem schwankenden Willen des Kaisers eine feste Stütze geliehen haben werden.*) Endlich hören wir, und er selbst hat es bestätigt, daß sich damals unter dem Eindrucke des Moskauer Unglückes in dem Schüler La Harpes ein innerer Umschwung zur Religiosität vollzog, der sich noch mehr vertiefen sollte, als der Krieg schließlich zu Rußlands Gunsten endete. Von dem ehedem leichtfertigen Fürsten Galitzyn auf die Tröstungen der Bibel hingewiesen, soll Alexander aus ihr Festigkeit und Ausdauer geschöpft haben.**) Als die Nachricht vom Brande Moskaus eintraf, und der Bericht nicht zu melden versäumte, der Feind habe die Stadt angezündet, rief er aus: „Kein Friede mehr mit Napoleon! Er oder ich, ich oder er. Nebeneinander können wir nicht herrschen.“ Und an Bernadotte schrieb er: „Nach dieser Wunde sind alle andern nur noch geringfügige Schrammen. Aber wenigstens gibt sie mir Gelegenheit, Europa den stärksten Beweis meiner Beharrlichkeit zu liefern, indem ich den Kampf gegen seinen Bedrücker fortführe.“***)So blieb es beim Kriege. Und es blieb auch bei einem neuen Operationsplan, den man unter dem Eindruck von Kutusows Siegesbot-

*) Die Briefe, die später im Dezember Stein an den Zar schrieb (Hist. Zeitschrift, 63. Bd. S. 273 ff.) kennzeichnen den Einfluß, den er auf ihn gewonnen hatte.

**) Vgl. Edling, a. a. O. und Alexanders Gespräch mit Bischof Eylert, 1813, in dessen „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.“: „Der Brand von Moskau hat meine Seele erleuchtet und das Gericht des Herrn auf den Eisfeldern hat mein Herz mit einer Glaubenswärme erfüllt, die ich bis dahin nie so gefühlt.“ Zitiert von Schiemann, Nikolaus, I. 87.

***) Miscellanea napoleonica, IV. 692, Vgl. auch Tatistscheff, Alexandre et Napoléon p. 611.

schaft entworfen hatte: die Armee Wittgensteins wird, mit dem finnländischen Korps vereinigt, die entgegenstehenden Franzosen zurückdrängen und dann, während das durch die Rigaer Garnison verstärkte finnische Korps sie im Schach hält, nach Süden operieren, um sich mit der von dort her nach Norden strebenden Armee unter Tschitschagoff im Rücken Napoleons zu verbinden. Diesen hätte ihnen Kutusow zuzutreiben. Vorher sollte Schwarzenberg von den vereinigten Kräften Tschitschagoffs und Tormassows gleichfalls nach Westen gedrückt und weiterhin von dem Letzteren allein beschäftigt und aufgehalten werden. Dieser Plan, der allerdings den Franzosenkaiser von Borodino retirierend aufgefaßt hatte, blieb jetzt unter der Voraussetzung in Kraft, daß er Moskau wieder werde verlassen und an den Rückweg denken müssen. Diese Voraussetzung wollte man durch die Verweigerung jeglicher Unterhandlung schaffen helfen.

In der Tat hatte Napoleon fünf Wochen kostbarster Zeit an die Hoffnung auf den Frieden hingeschwendet, bis es endlich mit unerbittlicher Klarheit vor ihm stand, er müsse fort von Moskau. Wer wollte zu zeichnen versuchen, was jetzt im Geiste dieses Mannes vorging, als er das stolze Gerüst, das er seinem Ruhme aufgerichtet, Balken um Balken zusammenbrechen sah, er mit seinem weitblickenden Auge, das nicht nur die furchtbare Gefahr der nächsten Nähe, den todbringenden Winter, wo schon der Sommer die Armeen auf die Hälfte eingeschmolzen hatte, sondern auch alle fernen Folgen mit erspähte: den Aufruhr der gezwungenen Verbündeten und eine endlose Reihe neuer Kämpfe, um im besten Falle wieder zu erstreiten, was man vor wenig Wochen noch besessen! Vergebens suchte er den Gedanken an den Verlust seiner Geltung zurückzudrängen, vergebens vermied er es mit ihm allein zu bleiben. Wir hören, daß er, was er sonst nie getan, die Mahlzeiten ungewöhnlich hinausdehnte, sich von einer zurückgebliebenen französischen Schauspielertruppe Stücke vorspielen ließ, sich eifrig mit einem neuen Statut des Pariser Théatre français befaßte u. a. m. Endlich aber mußte doch Entscheidendes geschehen. Vor allem hatte der Kaiser wieder General zu werden. Das ganze Unglück kam ja daher, daß er bisher

zu viel Kaiser und zu wenig General gewesen war.*) Als solcher hatte er jetzt den Rückzug zu beschließen. Da, mitten in den Vorbereitungen dazu, bei einer der täglichen Revuen, traf ihn die Kunde, die Russen hätten am 18. Oktober die Offensive ergriffen, Murat, der zur Beobachtung Kutusows südwärts geschickt worden war, bei Minkowo überfallen und ihn mit starkem Verlust auf der Straße gegen Moskau zurückgeworfen. Damit war die letzte Friedenshoffnung zerstört, und unwiderruflich stand es fest: man mußte wieder kämpfen.

Seit Anfang Oktober erwog Napoleon die Frage, auf welchem Wege er die unhaltbare Hauptstadt verlassen solle. Er faßte drei Routen ins Auge: die auf der Straße, welche man gekommen war, dann die über Kaluga nach Smolensk, und endlich die nordwestlich über Bjeloi nach Welikie-Luki, die eine Petersburg bedrohende Haltung zuließ. Er hatte anfänglich nicht übel Lust, sich für das dritte Projekt zu entscheiden, weil es am wenigsten die Retraite verriet, kam aber bald davon zurück. Auch der Weg nach dem Süden hatte seinen vollen Beifall nicht. „Jede Operation auf Kaluga“, heißt es in den Notizen, die er diktierte, „ist nur in dem Falle vernünftig, wenn sie den Zweck hätte, sich auf Smolensk zurückzuziehen. Ist es aber, wenn man schon auf Smolensk zurückgeht, vernünftig, den Feind aufzusuchen und sich dem Verlust einiger tausend Mann auf einem Marsch auszusetzen, der doch nur den Anschein eines Rückzuges vor einer Armee hätte, die ihr Land gut kennt, viele geheime Agenten und eine zahlreiche leichte Kavallerie hat?“ Man könnte da, entwickelte er weiter, bei einer Affaire mit dem Gegner 3000 bis 4000 Verwundete bekommen, mit denen man dann eine rückgängige Bewegung von hundert Wegstunden ausführen müßte, was wie eine Niederlage aussähe und dem Feinde, wenn er auch geschlagen wäre, in der öffentlichen Meinung einen Vorteil sichern würde. Da wollte er noch lieber den Rückzug auf dem

*) „Moskau ist keine militärische, sondern eine politische Position“, hatte er zu Daru gesagt. „Man will in mir hier immer nur den Feldherrn sehen, während ich doch als Kaiser da bin.“ Ségur, V. 85.

Wege, den man gekommen war, wählen. „Man hätte hier den Feind nicht auf dem Halse, man kennt die Straße genau, sie ist auch um fünf Tagmärsche kürzer. Die Armee würde für vierzehn Tage Mehl tragen und, ohne Nachzügler zu verlieren, nach Smolensk gelangen; sie würde sich sogar in Wjasma aufhalten können und dort Lebensmittel und Futter finden, indem sie sich nach rechts und links ausbreitet."*) Diese Notizen stammen aus den ersten Oktobertagen. Bald darauf hat sich Napoleon dennoch für den Marsch auf der Straße von Kaluga entschieden, und vollends, als der Vorstoß der Russen Murat aufzunehmen zwang. Wir werden aber sehen, daß jene Erwägungen gleichwohl zur Geltung kamen.

Am 19. Oktober verließ die Hauptarmee — jetzt mit dem in Moshaisk stationierten Korps Junots nur noch 108.000 Mann stark — Moskau in südwestlicher Richtung: die Soldaten überladen mit Beutestücken, deren Last sie nur zu bald ermatten ließ, Tausende von Wagen in endlosen Reihen, befrachtet mit der geraubten Pracht der heiligen Stadt, mit wenig nützlicher und viel unnützer Ware, mit Kranken und Verwundeten, der Troß vermehrt durch eine Anzahl fremder Familien, die sich vor dem Haß der Russen flüchteten, das Ganze einem fahrenden Volksstamme nicht unähnlich. Der Kaiser hatte in Moskau, wo Mortier mit 8000 Mann zurückblieb, verbreiten lassen, er wolle nach der Besiegung Kutusows zurückkehren, und wirklich erreicht, daß Dieser meinte, er käme, um ihn zu schlagen. In Wahrheit war dies nicht seine Absicht. Er dachte vielmehr, um die „Affaire" und die Tausende von Verwundeten zu vermeiden, dem linken Flügel des Feindes vorbeizugehen und auf der westlichen (neuen) Straße Kaluga vor ihm zu erreichen, oder doch Juchnow zu gewinnen und über Jelnia nach Smolensk zu gelangen. Aber die Täuschung Kutusows, mit der Napoleon so sicher rechnete, daß er dem in Smolensk eingetroffenen Viktor seinen Marsch nach Kaluga anzeigte und ihn nach Jelnia dirigierte,**) dauerte nicht lange. Bald nachdem der

*) Corresp. XXIV. 19.237.
**) 24. Oktober. Corresp. XXIV. 19.305.

Kaiser, durch zwei Korps verdeckt, mit dem Gros des Heeres westwärts auf Borowsk abgeschwenkt war, kam die Kunde davon ins russische Hauptquartier, und alsbald machte sich Kutusow auf den Weg nach Malo-Jaroslawetz an der Luscha, um dort dem Feinde die Straße nach Kaluga zu verlegen. Vielleicht hätte Napoleon seinen Plan ungestört ausführen können, wenn sein Heer sich rascher vorwärtsbewegt haben würde. Aber die schwere Belastung der Fußgänger, die schlechten Pferde der Reiter, die unzulängliche Bespannung der 600 Geschütze, von denen der Kaiser keins, wie ihm gut geraten worden war, zurücklassen wollte, der ungeheure Troß, den er mittschleppte, anstatt ihn auf eine andere Straße zu dirigieren, und obendrein starker Regen, der den Boden weichte, ließen kaum ein schnelleres Tempo zu. So kam es, daß die Vorhut unter Eugen am 24. Oktober nur kurz vor den Russen in Malo-Jaroslawetz eintraf, wo sich dann sofort ein erbitterter Kampf um die rasch vom Feinde besetzte Höhe jenseits des Flusses entwickelte. Sie ward von den Russen verloren, wiedergewonnen, in wiederholt wechselndem Streite, bis sie endlich, nach einem furchtbaren Blutbade, von den Italienern des Vizekönigs dauernd erobert wurde. Mehr aber war nicht erreicht. Denn Kutusow, der unterdes mit der ganzen Armee herbeigerückt war, hielt weiter südlich die Straße besetzt, und es kam jetzt darauf an, ob Napoleon hier durchbrechen wollte oder nicht.

Da war es nun doch zu der „Affaire“ gekommen. Das Gefecht am 24. hatte den Franzosen mehr als 5000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet. Erneuerte man es in größerer Ausdehnung am nächsten Tage, dann wurden die Verluste bei dem erprobten Widerstande der Russen gewiß sehr beträchtlich. In dem Kriegsrat, den Napoleon abhielt, war kaum eine Stimme, die Murats, dafür, die meisten entschieden dagegen. Auch der kühne Mouton, der im Mai 1809 die Situation in der Lobau gerettet hatte, riet zu möglichst schleunigem Rückmarsch bis an den Niemen, und zwar auf der großen Straße, die man gekommen war und die man genau kannte. Damit traf, wie wir sahen, des Kaisers eigene Überzeugung zusammen. Auch die Gefahr, in der er heute, am 25., bei einer Rekognos-

zierung geschwebt, von einem dreisten Kosakenpulk gefangen zu werden, mochte Eindruck auf ihn gemacht haben. Nur die Sorge, beim Rückmarsch nach Norden den Feind, den man bisher immer v o r sich gehabt, nunmehr „auf dem Halse zu haben", gab noch zu denken. Da löste Kutusow selbst die Frage, indem er am Tage darauf seine Zelte abbrach und weiter nach Süden ging, gegen die Meinung seines tüchtigen Beraters Toll und offenbar nur aus Scheu, sich mit Napoleon zu messen, ein Gefühl, das er seit Austerlitz nicht hatte los werden können. Dieser aber benützte die Freiheit, die ihm der Gegner ließ, um sogleich nach Norden umzudrehen und bei Moshaisk die große Straße zu gewinnen. Schon am 21. war Mortier aus Moskau abkommandiert worden. Er sollte vorher noch den Kreml in die Luft sprengen — eine Tat ohnmächtigen Zornes, die übrigens nur höchst unvollkommen gelang. Am 27. war er mit seinem Korps bei der Armee, die nun in Eilmärschen nach Westen zog. Sie hatte eine Woche kostbarer Zeit verloren und durfte sich wohl auch in Wjasma nicht aufhalten, wenn Kutusow sein Metier verstand.*)

Was nun folgt, ist eine Retraite, neben der der Marsch durch die Wüste nach dem vergeblichen Sturm auf Akka wie

*) Die Berichte über die Haltung Napoleons in diesen Tagen sind nicht zureichend. Daß er den weichenden Russen nicht folgte — die sich später doch wieder zur Schlacht stellen konnten — hat alles in allem genommen nichts erstaunliches. Nur daß er den allerdings kürzeren Weg von Malo-Jaroslawetz über Medynj und Juchnow nach Wjasma nicht einschlug, muß überraschen. Doch hat er sich darüber in einem Brief an Berthier für Junot vom 26. Oktober ausgesprochen: die Kälte und die Notwendigkeit, die Verwundeten — es waren wirklich 3 bis 4000 — loszuwerden, hätten ihn bestimmt, nach Moshaisk zu gehen. (Corresp. XXIV. 19.307.) Aber die Kälte war noch nicht eingetreten. Erst am 27. zeigte sich etwas Nachtfrost bei sonst schönem Wetter. Der Winter kam 1812 überhaupt später als gewöhnlich über Rußland. Also konnte nur das zweite Moment bestimmend gewesen sein, die Last der Verwundeten, denen Napoleon schon in seinen Entwürfen von Anfang Oktober eine entscheidende Bedeutung eingeräumt hatte. Übrigens mochten auch die schlechten Karten, über die er verfügte, und seine Unkenntnis der Wegverhältnisse mit die Schuld tragen. Vielleicht meinte er wirklich Medynj nur über Kaluga erreichen zu können, das Kutusow mit seiner Überlegenheit an Artillerie und Reiterei sicher nicht ohne eine zweite „Affaire" in seine Hände geliefert hätte.

ein Knabenspiel erscheint. Wird, was vor wenig Wochen in der Hast des Vorwärtsdrängens die Kräfte nicht verlor, sie jetzt in der flüchtigen Eile des Rückzuges nicht verlieren? wird, was dort die Hitze verschonte, nicht jetzt die Kälte hinwegraffen? wird, was dort der Not und dem Hunger widerstand, ihnen jetzt nicht um so sicherer erliegen, als man nun nicht mehr Verfolger war, sondern selbst verfolgt ward? Allerdings, man hatte ein Ziel. Nur bis Smolensk, hieß es, müsse man tapfer marschieren. Dort stand das Korps Victors, dort fanden sich — so war es wenigstens befohlen worden — reiche Vorräte, dort, zwischen Dwina und Dnjepr, ließ sich der Winter überdauern. Und so ging denn die stark demoralisierte Armee denselben Leidensweg, den sie vor zwei Monaten gegangen war, wieder zurück, vorbei an dem entsetzlichen Schlachtfelde von Borodino, wo die Toten noch immer unbeerdigt lagen, an den Hospitälern, Höhlen des Grauens, aus denen man, was noch lebte, fortzubringen trachtete, vorbei an den verbrannten Städten und Dörfern und all den Orten traurigster Verwüstung, ein paar tausend russischer Gefangener mit sich schleppend, von denen jene, die nicht mehr vorwärts konnten, einfach erschossen wurden, damit sie dem Feinde nicht verrieten, wie herabgekommen das Heer des noch immer gefürchteten Soldatenkaisers war. Seit Anfang November begannen sich die Nachtfröste fühlbarer zu machen. Die Soldaten waren meist leicht gekleidet und litten nicht wenig. Auch vom Hunger. Denn was man aus Moskau an Lebensmitteln mit fortgenommen hatte, war bald völlig aufgebraucht, und sich seitwärts der Straße zu verproviantieren, wie man es früher getan, unmöglich, da die bewaffneten Bauernscharen dies hinderten, alles, was ihnen in die Hände fiel, grausam mordeten, und nun auch der Feind sich wieder zeigte.

Kutusow, von seiner leichten Reiterei trefflich bedient, hatte zeitig Kunde vom Abzug Napoleons erhalten, machte kehrt und marschierte mit der Hauptarmee über Medynj, wo er anfänglich einen neuen Durchbruch der Franzosen vorausgesetzt hatte, und Silenki gegen Wjasma, während das Kosakenkorps Platows hinter Davout, der die Arrieregarde befehligte, nachdrängte. Man müsse marschieren — befiehlt

nun Napoleon — wie man in Ägypten marschiert sei, das Gepäck in der Mitte, so daß beim Frontmachen nach allen Seiten gefeuert werden könne. So ging es weiter in schnellem Tempo. „Der Feind flieht", meldete Platow, „wie noch nie eine Armee geflohen ist." Die Hast hatte ihren guten Grund. Dadurch, daß Kutusow den kürzeren, vom Kaiser verschmähten Weg gewählt hatte, kam es, daß seine Avantgarde unter Miloradowitsch schon hinter Wjasma, am 3. November, auf die große Straße gelangte und die französische Nachhut abschnitt. Nur daß der Vizekönig Eugen zwei Divisionen aus Wjasma zurücksandte, rettete Davout. Napoleon war mit der Garde schon weit über diese Stadt hinaus. Hätte an dem Tage Kutusow mit seiner ganzen Armee eingegriffen, wie es seine Generale dringend geraten hatten, er hätte dem Feind einen entscheidenden Stoß versetzt. Er tat es nicht. Von ausdauernder Energie im Widerstande, war er höchst zaghaft im Angriff und eher geneigt, dem Gegner „goldene Brücken zu bauen," da dieser, wie er meinte, im russischen Winter auch ohne sein Zutun zugrunde gehen müsse.

Das Gefecht bei Wjasma hatte den Franzosen aufs neue 4000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, 3000 waren gefangen worden, das Davoutsche Korps völlig in Auflösung, so daß Ney die Nachhut übernehmen mußte. Am 6. November wuchs die Kälte auf acht Grad an, und ein eisiger Nordwind brachte dichten Schnee.*) Die Straße wurde glatt; massenweise stürzten die Pferde mit ihren nur stumpf beschlagenen Hufen, fortan die einzige Fleischnahrung der hungernden Soldaten; viele Geschütze blieben zurück; lange Reihen von Munitionskarren wurden in die Luft gesprengt; Reiterei, die ihre Rosse

*) In einigen Aufzeichnungen (Bausset, Guretzky-Cornitz, Berthezène) wird der Eintritt der strengen Kälte und des Schnees auf den 4. November, in fast allen übrigen aber (Fézensac, Castellane, Gourgaud, Peyrusse, Coignet, Napoleon im 29. Bulletin) auf den 6. angesetzt. Castellane (Journal, I. 180) meldet am 3.: „Des Tags herrscht Sommerwärme, die Nächte sind kalt"; Fézensac (Souvenirs, p. 288) zum 5.: „Das Wetter war schön und für die Jahreszeit ziemlich milde (assez doux)... Während des Marsches am nächsten Tage schlug das Wetter plötzlich um und wurde sehr kalt"; Castellane (a. a. O.) zum 6.: „Der Schnee stellt sich zum erstenmal dauernd ein (s' établit)."

verlor, mußte zu Fuß weitermarschieren. Die Disziplin geriet gänzlich aus den Fugen. Jeder dachte nur an sich selbst. Die Verwundeten des letzten Gefechtes wurden ihrem Schicksal überlassen und starben am Wege. Desgleichen Tausende, die vor Kälte und Ermüdung die Waffen weggeworfen und die Reihen verlassen hatten. Man duldete sie nicht bei den Beiwachtfeuern der Nachtrast. Sie gingen beiseite und erfroren haufenweise. So sollen auf einem einzigen Biwakplatz in einer Nacht an 300 Mann gestorben sein. Gar mancher erwartete die Russen, um bei ihnen zu betteln und noch ein paar Tage des Lebens zu fristen, bis mit dem Feinde seine letzte Hoffnung schwand, wenn sich nicht vorher schon die Pike eines Kosaken des Todgeweihten erbarmte. Am größten war das Elend bei der Nachhut. Einer der Obersten Neys berichtet aus diesen Tagen: „Das Wenige, das wir an Lebensmitteln hatten, war aufgezehrt, die Pferde fielen vor Hunger und Anstrengung und waren von den Soldaten bald verschlungen. Wer sich von der Straße entfernte, um Nahrung zu suchen, geriet in Feindeshand. Da stürzten sich nun unsere Leute auf jeden isoliert Marschierenden und nahmen ihm seinen Vorrat mit Gewalt; ein Glück, wenn sie ihm seine Kleider ließen. So waren wir, nachdem wir das Land verwüstet, darauf angewiesen, uns selbst gegenseitig zu vernichten.“ *)

Endlich, wie ein Zeichen der Erlösung, winkten die Türme von Smolensk den erschöpften Kriegern. Von den mehr als hunderttausend Mann, die aus Moskau ausgezogen und zu denen 15.000 Mann Verstärkungen gestoßen waren, antworteten kaum noch fünfzigtausend beim Appell, darunter nur noch 5000 Reiter in einem elenden Zustande. Daran trug Murat nicht wenig Schuld, der noch in der Umgebung Moskaus und dann später auf dem Marsche die armen Leute ganz überflüssig auf die Kosaken gehetzt hatte, so daß sie ihre Pferde einbüßten und zu Fuß verdarben. Man nannte ihn darum auch den „Henker der Kavallerie“, während von den anderen Führern der Vizekönig, namentlich aber der „unverzagte“ Ney, im höchsten Ansehen standen. Und wer die Geschichte dieses

---

*) Fézensac, Souvenirs p. 290.

Feldzuges aufmerksam verfolgt, muß hier der öffentlichen Meinung unbedingt zustimmen; namentlich Ney verrichtete auf diesem Zuge Wunder an Mut, Umsicht und Kaltblütigkeit unter den verzweifeltsten Verhältnissen. Napoleon dagegen ward seine Vorliebe für die Garde, die er schon im Sommer wiederholt an den Tag gelegt hatte, von den anderen Truppen sehr verargt. Auch jetzt in Smolensk, wo er am 9. November eintraf, und wo die Maßregeln zur Verpflegung der Armee tief unter seiner Erwartung blieben, versah er vor allem die Garden mit Proviant für vierzehn Tage, was die übrigen Korps, die nur eine achttägige Ration bekamen, zu Ausschreitungen veranlaßte.*) In der ausgebrannten Stadt gewährten nur wenig Häuser Unterkunft und Schutz wider die grimmige Kälte. Die meisten Truppen mußten wieder im Freien übernachten, und in den Gassen häuften sich die Leichen. Und hier sollte man überwintern?

Nein. Denn die Linie zwischen Dwina und Dnjepr war bereits unhaltbar geworden. Noch auf dem Marsche hatte Napoleon von Victor eine Nachricht erhalten, die ihn tief bekümmerte. Der Marschall mit seinem frischen Korps hatte nicht in Smolensk bleiben und das Nötige zur Aufnahme der retirierenden Armee vorbereiten können, sondern war, von Saint-Cyr gerufen, Diesem mit ungefähr 18.000 Mann gegen Wittgenstein zu Hilfe geeilt; beide waren dann aber Ende Oktober bei Tschaschniki von überlegenen Kräften geschlagen worden. Damit war der Rückmarsch des Heeres von Norden

---

*) Über die Ankunft der Armee in Smolensk schreibt der Zahlmeister Peyrusse in sein Tagebuch zum 10. November: „Alsbald waren die Magazine erbrochen, eine geregelte Verteilung unmöglich, alles wurde geplündert. Gewalt und Autorität der Vorgesetzten hörten auf gegenüber einer Armee, die durch den Hunger und alle Art von Elend zur Verzweiflung gebracht war. Die Soldaten blieben Herren der Magazine. Wein, Branntwein, Reis, Zwieback, Gemüse, alles rann durcheinander und wurde unter die Füße getreten. Die ungeheuren Vorräte, auf solche Art verschleudert, reichten kaum für zwei Divisionen.“ Wenn später Napoleon seine Intendanten der Pflichtverletzung und Korruption zieh, so kann man leicht auf die Vermutung kommen, er habe dies nur getan, um nicht eingestehen zu müssen, daß er, der Gebieter der Welt, zuweilen nicht Herr seines Heeres gewesen war.

her ernstlich bedroht und Napoleon in der größten Unruhe. Er befiehlt Victor — und er tut es mit beweglichen Worten — aufs neue vorzugehen und den Feind über die Dwina zurückzuwerfen. Wenn es aber nicht gelang, den Befehl auszuführen? Und dazu traf auch noch die Botschaft ein, Tschitschagoff sei, nachdem er einen Teil seiner Armee gegen Schwarzenberg und Reynier (Sachsen) am Bug aufgestellt, mit dem anderen im Anmarsche gegen Minsk und bereits am 6. in Slonim eingetroffen. Wenn es nun Wittgenstein und dem Admiral gelang, sich die Hände zu reichen? Nein, in Smolensk war nicht zu bleiben. Der Kaiser verweilte auch nur so lange, bis Eugen, der auf einem martervollen Umweg über Duchowschtschina herankam, angelangt und die Armee notdürftig restauriert war; die Nachhut wartete er nicht ab. Schon am 14. verließ er wieder die Stadt, nachdem er angeordnet, die einzelnen Korps sollten auf Tagweite voneinander getrennt marschieren. Warum er dies verfügte, wo doch Kutusow während der vier Rasttage in Smolensk über Jelnia auf gleiche Höhe herangekommen war und jeden Augenblick wieder auf die Marschlinie der Armee vorstoßen konnte, ist nicht aufgeklärt. Man muß vermuten, er habe entweder den Feind noch nicht so nahe gewähnt oder ihm vielleicht die Absicht zugeschrieben, den Franzosen nicht zur linken Hand zu folgen, sondern sich über Smolensk mit Wittgenstein zu vereinigen.*) Durch die größeren Distanzen zwischen den einzelnen Heeresteilen sollte in Orscha eine geregeltere Verpflegung als in Smolensk erzielt werden. Wie dem auch sei, in den Tagen vom 12. bis 17. November zog die Armee aus der Stadt. Von den 35.000 Nachzüglern, die mit ihr dort einmarschiert waren, schloß sich jetzt nur etwa der vierte Teil der Nachhut unter Ney an. Die übrigen waren teils vor Kälte und Hunger umgekommen, teils blieben sie, um zu plündern, zurück. Sie wurden von den heimkehrenden Einwohnern erschlagen, in die Flammen geworfen, ertränkt. Die Kranken und Verwundeten hatte man in den Hospitälern zurückgelassen. Viele von ihnen verloren das Leben, als auf

*) In dem Schreiben an Victor vom 7. November heißt es: „In wenig Tagen kann Ihr Nachtrab von Kosaken überschwemmt sein". (Corresp. XXIV. 19.326.)

Napoleons Befehl die Türme der Stadtmauer in die Luft flogen. Es waren Greuel ohnegleichen.

Gleich in den ersten Tagen nach dem Ausmarsch forderte die bittere Kälte ihre Opfer, und die Armee begann sich aufs neue aufzulösen. Und da war auch der Feind wieder, und war, wo man ihn nicht vermutet hatte. Als Napoleon mit der Garde bis nahe an Krasnoi gelangt war, schob sich die russische Avantgarde hinter ihm an die Straße vor, und es bestand die Gefahr, daß nun die einzeln nachkommenden Korps von der 17.000 Mann starken Abteilung nacheinander geschlagen wurden, während Kutusow, seine Straße weiter ziehend, dem Kaiser bei Krasnoi in der Front entgegentrat. Dies hintanzuhalten, blieb Napoleon, kühn und auf des Russen Zaghaftigkeit bauend, stehen, um den zunächst heranrückenden Eugen aufzunehmen. Er hatte nur 15.000 Mann bei sich — so weit waren auch die Garden schon herabgekommen — während Kutusow, der bloß noch einen Tagmarsch von Krasnoi entfernt war, gut über das Dreifache verfügte, obgleich auch er auf dem eiligen Zuge durch den tiefen Schnee der Nebenstraßen fast die Hälfte seiner Infanterie krank oder unfähig hatte zurücklassen müssen.*) Napoleon hatte richtig gerechnet. Der Russe vermied es auch jetzt, wo er doch über die Zustände beim Feinde genauer unterrichtet sein mußte als bei Wjasma, mit seiner Hauptmacht, die er nur vorzuschieben brauchte, Napoleon festzuhalten, ihn von dem Reste seiner Armee zu trennen und zu überwältigen. Er blieb bei seinem Zaudersystem, das er vergebens zu bemänteln suchte und das ihm im Grunde nur, wie man vernimmt, von der Furcht vor dem Genie des Kaisers diktiert war, der ihm selbst in solcher Bedrängnis

---

*) Die regulären russischen Truppen bewiesen in diesem Kriege nicht die Widerstandskraft, die man bei ihnen voraussetzen sollte. Von 100.000 Mann, mit denen Kutusow die parallele Verfolgung Napoleons begann, lagen Anfang Dezember 48.000 in den Spitälern, obgleich sie in Pelze gekleidet, gut genährt und nicht so rasch wie der Feind vorwärtsbewegt worden waren. Mitte Dezember waren von 200.000 Mann der russischen Armee nur noch 40.000 unter den Waffen. Am besten scheinen Polen und Deutsche die Kälte ertragen zu haben. (Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten, II. 352, 469.)

noch unüberwindlich schien. Dadurch noch kühner gemacht, und um auch Davout und Ney vor der russischen Vorhut zu schützen, ergreift Napoleon am nächsten Tage sogar die Offensive, indem er annimmt, Kutusow werde angesichts eines größeren Engagements seine Avantgarde an sich, d. i. von der Straße wegziehen und so den Weg freigeben. Das Wagnis gelingt — es war am Frühmorgen des 17. November, bei einer grimmigen Kälte — und auch Davout kann noch nach Krasnoi kommen. Nun aber droht dem Kaiser die Gefahr, überflügelt zu werden, und er marschiert nach Orscha weiter, Ney seinem Schicksale überlassend, der sich nach vergeblichen Kämpfen mit 3000 Mann in der Nacht über den zugefrorenen Dnjepr stiehlt, jenseits unter die Kosaken Platows gerät und nach unsäglicher Mühsal mit kaum 900 Mann hinter Orscha auf die große Straße zurückkehrt.

Jetzt begann die Kälte nachzulassen, aber nun machten Tauwetter und mehrtägiger Regen die Straße grundlos und den Marsch für die Soldaten, die ihre Füße meist nur mit Lumpen bekleidet hatten, noch peinvoller. Von den kaum 25.000 Mann, die noch in geschlossenen Reihen übrig waren, während die „Isolierten“ in viel größerer Zahl folgten, warfen aufs neue Tausende die Waffen weg, und sogar die Garde begann zu wanken. Da trat Napoleon, der an den kalten Tagen häufig zu Fuß, mit einem polnischen Pelz bekleidet, auf einen Birkenstock gestützt, vor den Truppen einhergegangen war, unter seine alten Grenadiere und sprach sie an: „Ihr seht die Desorganisation meiner Armee. Durch eine unglückliche Verblendung haben die meisten Soldaten die Gewehre von sich geworfen. Wenn auch Ihr diesem schädlichen Beispiele folgt, so bleibt uns keine Hoffnung mehr. Von Euch hängt das Heil des Heeres ab!“ Es war die höchste Zeit, daß man in Orscha, wo die Hauptarmee, 18.000 Mann stark, fast ohne Kavallerie und Artillerie eintraf, durch die Vermittlung der Juden etwas Proviant erhielt und außerdem Waffen und einige Batterien vorfand, die man mit den Pferden zweier Pontonparks bespannte. Die Kähne ließ man zurück. Man glaubte sie nicht zu benötigen. War doch die Brücke bei Borissow über die Beresina von Franzosen besetzt, und hatte man nur erst einmal diesen

Fluß hinter sich, dann, meinte man, gab es auf dem Wege über Minsk nach Wilna kein ernstes Hindernis mehr.

Aber es waren der Prüfungen noch lange nicht genug. Am 22. November erhielt Napoleon die Nachricht, Admiral Tschitschagoff habe bereits über Minsk Borissow erreicht, die Franzosen von dort verjagt und sei nun Herr des Überganges. Und was diese Nachricht völlig trostlos machte, war, daß auch Victor und der wieder zur Armee zurückgekehrte Oudinot gegen Wittgenstein nichts hatten ausrichten können und südwärts auf die große Straße losmarschierten. Nun schien das Schicksal des Heeres besiegelt. Im Rücken Kutusow, im Süden und in der Front Tschitschagoff, rechter Hand Wittgenstein. Wenn die beiden Letzten an der Beresina den Franzosen entgegentraten, so war an ein Entrinnen nicht zu denken. Denn das Tauwetter und der Regen haben die feste Eisdecke geschmolzen, der Fluß ging hoch, seine Ufer waren versumpft, die Pontons in Orscha zurückgeblieben.

Es war eine Situation, um den Stärksten im Geiste zu verwirren. Aber Napoleon, den wir auf dem Zuge nach Moskau vor der Ungewißheit seines Erfolges schwächlich und nervös gefunden haben, ist jetzt der Gewißheit des Mißerfolges gegenüber stark und besonnen. Seitdem er wieder General geworden war, war er es auch ganz. Auch seine körperlichen Übel schienen geschwunden zu sein. Er befand sich so wohl wie nur im Winterfeldzuge von 1807. Dieses Moment darf hier nicht übersehen werden. Sein Intellekt und seine Energie zeigen in diesen Tagen höchsten Unglücks und äußerster Verlegenheit nahezu die alte Kraft. „Er war bleich“ — meldet ein Begleiter — „aber sein Antlitz war ruhig; nichts in seinen Zügen verriet seine moralischen Leiden.“ Sein Blick übersieht die ganze Größe der Gefahr und erkennt die Mittel zur Rettung, wenn es noch Rettung gibt. Vor allem müssen die Truppen heran, die bisher gegen Wittgenstein gekämpft und nicht entfernt wie die Hauptarmee gelitten haben. Oudinot soll dann mit seinen 8000 Mann die Abteilung, die Tschitschagoff über Borissow hinaus entsendet hat, zurückwerfen und sich womöglich des Überganges wieder versichern, während Victor

mit 11.000 von Tschereja, wo er steht, südwestwärts nach der Beresina zu marschieren und Wittgenstein so lange als möglich von dort fernzuhalten hat. Nebenbei entledigt sich Napoleon eines großen Teils des Heertrosses, der noch immer mitgeht, und auch die Hälfte der Wagenburg wird in Bobr geopfert, um die Pferde für die geringe Artillerie zu erhalten, die noch vorhanden ist. Hier vernimmt er von Oudinot, daß zwar Borissow wiedergewonnen, die Brücke aber von den weichenden Russen verbrannt worden sei. Noch am Tage vorher hatte er ihm geschrieben: „Sollte der Feind sich des Brückenkopfes bemächtigt und die Brücke verbrannt haben, so daß man nicht übergehen könnte, so wäre das ein großes Unglück.“ Nun war auch dies eine Tatsache, und Tatsache somit, daß man angesichts zweier überlegener feindlicher Armeen, auf der Flucht vor einer dritten, einen Fluß von hundertzwanzig Schritt Breite mit morastigen Ufern werde überschreiten müssen.

Hätte der Kaiser mit Gegnern zu tun gehabt, die ihm nur halbwegs ebenbürtig waren, weder er noch seine Armee wären entkommen. Er hätte nicht mit einem doch noch nach Tausenden zählenden Rest von Offizieren und Unteroffizieren die Grenze erreichen, nicht neue Armeen in diese geretteten Cadres füllen und Europa mit neuen Kriegen überziehen können, wie er es tatsächlich getan hat. Aber Kutusow war nur darauf bedacht, „nicht mit abgemagerten Truppen an der Grenze zu erscheinen“, und folgte überraschend langsam. Wittgenstein, den Victor nicht mehr behinderte, denn er war, gegen des Kaisers Befehl, schon bei Loschniza auf die große Straße herabgerückt, Wittgenstein ist ungenügend über die trostlosen Verhältnisse des Feindes unterrichtet, folgert aus der Abmarschrichtung Victors die Absicht des Kaisers, die Beresina *in ihrem Unterlaufe* zu überschreiten, und nähert sich deshalb, und wohl auch aus Scheu vor dem Imperator, nur vorsichtig Borissow, anstatt auf die obere Beresina loszueilen. Tschitschagoff endlich wird sich als total unfähig erweisen. Nein, sie waren nicht danach angetan, den größten General ihrer Zeit zu vernichten. Der Admiral, dessen Aufgabe es nun eigentlich gewesen wäre, den Kaiser nicht durchzulassen, ging plump in eine ihm von Oudinot gestellte Falle. Dieser war näm-

lich angewiesen worden, einen passenden Ort zum Brückenschlag zu suchen und, nachdem er ihn nördlich von Borissow, südlich von Wjesselowo, bei Studjenka gefunden hatte, dem am anderen Ufer stehenden Feinde durch Scheinmanöver die Meinung beizubringen, als wolle man im Süden der Stadt übergehen. Die Täuschung ward so glücklich durchgeführt und wurde überdies durch die erwähnte Vermutung Wittgensteins, die Dieser dem Admiral mitgeteilt hatte, so wirksam unterstützt, daß Tschitschagoff eine bereits gegenüber von Studjenka bei Brili postierte starke Abteilung von über 3000 Mann zurücknahm und mit seiner Hauptmacht einen Tagemarsch weit von Borissow gegen Süden zog, um das französische Heer zu empfangen, wenn es, wie er annahm, mit Schwarzenberg Verbindung suchend dort über den Fluß ging. Gegenüber von Borissow blieb nur ein schwaches Korps unter Langeron stehen. Und das war am 25. November, an demselben Tage, an dem Oudinot sein Korps von Borissow nordwärts nach Studjenka führte und dort mit dem Baue zweier Brücken begann, die — wie bedauerte man jetzt den Abgang der Pontons! — allerdings erst am andern Nachmittag fertig wurden. *) Es war wieder plötzlich Frost eingetreten, das sumpfige Gelände wurde fest, und der Fluß trieb Eis, was die Arbeit der armen Pionniere, die bis zur Brust im Wasser standen, gewaltig hinderte. Und das jetzt, wo jeder Augenblick kostbar war. Endlich konnte der Übergang beginnen. Eine Anzahl Geschütze, die man auf der Höhe von Studjenka aufgefahren hatte, beherrschten das jenseitige Ufer und hielten die kleine russische Abteilung, die noch dort stand, vom Strande fern. Reiterei, die hinüberschwamm, vertrieb sie. Die Bahn war frei. Sie blieb es auch am folgenden Tage. Oudinots Truppen, 8000 Mann, die zuerst übergingen, bemächtigten sich des Terrains und machten

*) Die von Hartmann (Militärwochenblatt, Beihefte von 1894, S. 267) aufgenommene Mitteilung des Genieobersten Paulin, es seien drei Brücken gebaut worden, widerspricht allen sonstigen Angaben. Das Mißverständnis liegt darin, daß Wjesselowo für Studjenka genommen wurde, da das Letztere nicht auf den französischen Karten verzeichnet war. Man hatte wohl drei Brücken zu bauen beabsichtigt, das Material reichte aber nicht zu.

sofort Front nach Süden. Ihnen folgte in der Dunkelheit ein Korps von 4000 Reitern, das man neu gebildet und unter das Kommando des tapferen Ney gestellt hatte, nachdem er das seinige bis auf den letzten Mann eingebüßt. Am nächsten Tage (27.) kontrollierte Napoleon den Marsch über den Fluß, ließ eine Anzahl „Isolierter" passieren und ging zu Mittag selbst mit den Garden — kaum 7000 Mann sind es jetzt — hinüber. Als am Nachmittag eine größere Menge Isolierter die für Artillerie und Fuhrwerk erbaute Brücke überschritt, brach sie — es geschah schon zum drittenmal — und bereitete so manchem ein feuchtes Grab. Als sie wieder hergestellt war, passierten sie die Korpsreste Eugens und Davouts, je 1200 Mann, so daß diesseits nur noch das Korps von Victor (11.000 Mann), dessen Arrieregarde in Borissow angelangt war, zurückblieb, um den nachrückenden Wittgenstein aufzuhalten, den Abmarsch der Armee zu decken und zugleich die Rettung möglichst vieler von den Unbewaffneten zu ermöglichen. Denn Napoleon, der jetzt, als er seine „Große Armee" zusammenbrechen sah, sich nur noch mit dem Gedanken beschäftigte, wie er eine neue schaffen könne, rechnete dabei auf diese Schar der Nachzügler, unter denen sich viele tüchtige Offiziere und Unteroffiziere befanden, die dann Verwendung finden würden. Darum schickte er noch in der Nacht zum 28. von jenseits eine Division zur Unterstützung Victors herüber, der die Brücken auch an diesem Tage noch zu halten hatte. Die ganze Armee zählte jetzt 30.000 bis 35.000 Mann unter den Waffen.*) Der Haufe der Isolierten, von denen der Haupttrupp in der Nacht vom 27. auf den 28. bei der Übergangsstelle ankam, wird nicht weniger stark ge-

*) Die Angaben sind sehr verschieden und schwanken zwischen 22.000 (Ségur) und 50.000 (Fézensac). Die letztere Ziffer ist gewiß unrichtig. Übrigens haben selbst Napoleon keine Tabellen mehr vorgelegen. Clausewitz in einem Briefe aus Borissow vom 30. November an Stein spricht von „etwa 40.000", was mit den Angaben des Geheimsekretärs Fain (Manuscrit de 1812) ungefähr übereinstimmt. Das Richtigste dürfte bei Chambray stehen, der am Morgen des 26. den Bestand auf 26.700 Mann Fußvolk und 4000 Reiter schätzt. Die Zusammenstellung bei Bogdanowitsch III. 271 ist fehlerhaft. Vgl. den Exkurs bei Osten-Sacken, Der Feldzug von 1812, S. 339.

wesen sein. Einen großen Teil dieser Armen hielten Hunger und Kälte bei dem jenseitigen Dorfe fest. Und auch viele vom Troß der Moskauer Flüchtlinge mit ihren Familien blieben dort, da sie sich, trotz aller Mahnung, nicht von ihren Wagen, die ihre Habe und ihr letztes bißchen Nahrung enthielten, trennen wollten. Es waren Bilder unsäglichen Jammers.

Aber so ganz ohne jede Störung durch den Feind sollte Napoleon doch nicht entkommen. Noch am Abend des 27. war Wittgenstein mit Platow bei Stary-Borrissow auf die Nachhut Victors, etwa 4000 Mann unter Partouneaux gestoßen, die er von der Haupttruppe abschnitt und zur Ergebung zwang. Dann rückte er ungehindert gegen Studjenka weiter und hielt hier den Marschall selbst mit dem größten Teil seiner Streitkräfte fest. Zur gleichen Zeit hatte auch Tschitschagoff, über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt, stärkere Abteilungen auf dem rechten Ufer nordwärts geschickt und war dann, recht sachte, selbst nachgegangen. Es mußte also der Abmarsch der Armee, von der erst nur Eugen, Davout und Junot über die von den Russen ehevor nicht zerstörten Brücken über die morastige Gaina nach Sembin weitergezogen waren, nun doch noch erkämpft werden. Die beiden russischen Führer hatten sich über Borissow zu gemeinsamem Vorgehen verständigt, und so kam es am 28. November, während abermals eisige Kälte herrschte, auf beiden Ufern zum Schlagen: dort hatte sich Victor mit etwa 7000 Mann mehr als doppelter Übermacht zu erwehren, hier mußte der Anprall von 26.000 Mann, von denen allerdings nur 15.000 ins Gefecht kamen, mit höchstens 10.000 zurückgewiesen werden. Und auch diese Aufgabe ward von den vielgeprüften Truppen gelöst. Zwar wichen auf dem rechten Ufer anfänglich die vorgeschobenen Abteilungen vor dem Ansturm der russischen Jäger zurück, und selbst die junge Garde retirierte gegen den Fluß, aber Ney, der an Stelle des aufs neue verwundeten Oudinot das Kommando auch über dessen Mannschaft übernahm, befeuerte seine Leute zu neuem Vorgehen, so daß sie den Feind warfen und bei einer ewig denkwürdigen Kavallerieattacke aus dem Walde heraus an tausend Gefangene machten. Dann wurde noch bis tief in die Nacht hinein ge-

kämpft, ohne daß die Russen nennenswerte Vorteile errangen und ohne daß die alte Garde — es sind nur noch kaum 4000 Mann — ins Gefecht gekommen wäre.*)

Unterdes hatte sich drüben auch Victor, unterstützt durch die Artillerie des anderen Ufers, gegen Wittgensteins lahme Angriffe bis zum Abend gehalten und konnte die Dunkelheit benützen, um mit den Resten seines Korps über den Fluß zu gehen, nachdem er noch vorher eine große Zahl Unbewaffneter hinüberbefördert hatte. Den Übergang all der Isolierten und Flüchtlinge vermochte er aber nicht mehr zu decken. Gleich am Morgen des Schlachttages, als die russischen Geschütze zu spielen begannen, waren Tausende, von Entsetzen erfaßt, auf die Brücken losgestürzt, wo ein gewaltiges, unentwirrbares Durcheinander entstand von Wagen und Karren, die den

*) Ob man, wie es geschah, Tschitschagoff, der bereits einen Steckbrief gegen Napoleon erlassen hatte, absichtlicher Fahrlässigkeit zeihen darf, steht doch noch dahin. Die russischen Feldherren waren nun einmal keine Helden, und die französische Armee mit all ihren Isolierten gewährte aus der Entfernung immerhin den Anblick eines Heeres von 60.000 Mann. Tschitschagoff verfügte etwa über die Hälfte. Es ist also immerhin begreiflich, wenn auch nicht gerade rühmlich, daß er, auf den namentlich die Niederlage seines Vortrabes bei Borissow Eindruck gemacht hatte, als er Wittgenstein noch nicht in der Nähe, Kutusow aber in der Ferne wußte, nicht sofort auf den Übergangsplatz eilte, sondern sich — wie Jomini erzählt — zuvor angesichts der genannten Stadt aufhielt, um erst noch über eine rasch gebaute Schiffbrücke Verstärkungen heranzuziehen. Hat sich doch auch Wittgenstein aus Gründen derselben Vorsicht von dem Kanonendonner bei Studjenka am 26. nicht dahin locken lassen, sondern war erst auf dem Umweg über Borissow langsamer an die Beresina vorgerückt als für einen vollen Erfolg nötig gewesen wäre. Er hat später sein Verhalten mit der Unpassierbarkeit des direkten Weges nach Wjesselowo oder Bytschi zu rechtfertigen gesucht, dem aber die noch erhaltenen Meldungen seiner Untergenerale widersprechen (Siehe Krahmer im Beiheft zum Militärwochenblatt von 1894, S. 241). Einer dieser Generale, Graf Berg, dem er einen aussichtsvollen Bajonettangriff am 28. untersagte, „da doch nichts mehr zu erreichen sei", erklärt seine Zaghaftigkeit durch die Anwesenheit Napoleons: „und diesen fürchtete man wie den Löwen, dem sich kein Tier zu nahen wagt." (Historische Zeitschrift 62, 192.) Die Rolle, die Kutusow spielte, der seine Armee zwei Tagmärsche weit zurückhielt, spottet allerdings jeder Beurteilung. So scheiterte der Petersburger Operationsplan an denen, die ihn auszuführen hatten.

Weg versperrten, Pferden, die, scheu geworden, Kranke und Verwundete unter ihre Hufe traten, Menschen, die sich mit ihren letzten Kräften um ein Restchen Dasein balgten, das Ganze bestrichen von den Kugeln der Feinde. Viele wurden bei dem Handgemenge, das auf den Brücken entstand, seitwärts ins Wasser gestoßen. Viele hatten sich in der Angst freiwillig den eisigen Wellen oder den rinnenden Schollen vertraut, andere waren von der nachdrängenden Menge in den Strom gezwungen worden: die meisten gingen zugrunde. Wenn diese Szenen an Grauen noch überboten werden konnten, so war es am nächsten Frühmorgen, als die letzten Bewaffneten sich mit dem Bajonett ihren Weg über die hölzernen Pfade gebahnt hatten und diese dann in Brand gesteckt wurden. Da stürmten die Zurückgebliebenen, Männer, Weiber und Kinder, die während der Nacht von ihren Feuerstellen nicht wegzubringen gewesen waren, unter wildem Gebrüll der Kolonne nach in die Flammen, bis die Balken brachen und ihre verzweifelte Last in die Fluten abwarfen. Doch wurden ihrer noch fünftausend die Gefangenen der Russen. Als Tschitschagoff nach dem Abmarsche Napoleons an den Übergangsort kam, fand er — so erzählt er selbst — den Boden bedeckt mit Gemordeten und Erfrorenen in allen Stellungen, die Bauernhütten von Studjenka vollgepreßt mit Kadavern, im Flusse grausige Knäuel von ertrunkenen Soldaten, Frauen und Kindern, die über die Oberfläche hervorragten, und zwischendurch Reiter, Statuen gleich, starr und tot auf ihren von Eis umschlossenen Rossen. An 24.000 Leichen hat der Gouverneur von Minsk hier verbrennen lassen. Es waren nur die, die man auf dem Schlachtfeld und an den Ufern aufgelesen hatte. In der Beresina aber will man noch nach zehn Jahren Inselchen und Hügel wahrgenommen haben, gebildet von den Opfern jener Tage und mit Vergißmeinnicht bewachsen, wie zum mahnenden Gedächtnis an das gräßlichste Schauspiel des Jahrhunderts.

Nach dem verlustreichen, aber immerhin ruhmvollen Waffengange am 28. November, der die Pläne des Feindes zunichte machte — es war wie das letzte Aufflackern eines dem

Tode verfallenen Organismus — brach Napoleons militärische Kraft allerdings zusammen. Er hatte nun keine Armee mehr, er hatte nur noch ein Gefolge, das unter dem Zwang einer fürchterlichen Kälte sich selbst entwaffnete und halb, mitunter wohl auch ganz wahnsinnig vor Hunger, mit erfrorenen Gliedmaßen und vom Typhus befallen, auf der Straße über Sembin und Molodetschno gegen Wilna strebte. Am 3. Dezember, als das Thermometer auf 16 Grad unter Null zeigte, hatten nur etwa 9000 Mann noch ihre Gewehre; bald aber auch diese nicht mehr, als am 6. die Kälte auf 24, am 8. auf 27 Grad stieg. Jede neue Nacht forderte viele Hunderte von Opfern. Napoleon war sich schon am Tage nach der Schlacht an der Beresina klar geworden, daß mit diesen Truppen nichts mehr zu tun sei. „Bei solcher Lage der Dinge“ — schrieb er an Maret nach Wilna — „ist es möglich, daß ich meine Anwesenheit in Paris für Frankreich, für das Reich, selbst für die Armee notwendig erachte.“ Damit war es bei ihm beschlossen. Und aus guten Gründen. Denn noch vor Smolensk hat er aus der Hauptstadt Frankreichs eine Nachricht erhalten, die ihm nicht wenig zu denken gab. Ein republikanisch gesinnter General, jener Malet, der schon 1808 in ein Komplott gegen das Regiment des Kaisers verwickelt gewesen und seitdem in einem Pariser Gefängnis, dann in einer Maison de santé unter Aufsicht gehalten worden war, hatte hier mit ein paar royalistischen Vertrauten den Plan gefaßt, Napoleon tot zu sagen, eine Ordre des Senats, die ihm das Kommando der Stadt übertrug, und ein Senatskonsult zu fälschen, das eine provisorische Regierung von gemäßigten Republikanern und Konstitutionellen, Moreau und Carnot an der Spitze, einsetzte. Hierauf gestützt, wollte man die Munizipalgarde und die in Paris garnisonierende Nationalgarde gewinnen, sich der Behörden bemächtigen und so das Empire stürzen. Seit zwei Wochen war vom Kaiser keine Kunde eingetroffen. Die Bevölkerung hatte anfänglich den Zug nach Rußland als den letzten entscheidenden Schritt zur Begründung eines dauernden Friedens gutgeheißen, war dann aber durch das immer weitere Vordringen stutzig gemacht, durch den Brand von Moskau schließlich aus allen Illusionen

gerissen worden und sah fortan nur neue endlose Kämpfe voraus. Auf all das rechnete Malet, als er am Frühmorgen des 23. Oktober ans Werk ging. Ein Regiment Nationalgarden, die altgediente Munizipalgarde, zwei Generale, die er aus dem Gefängnis abholte und von denen einer ehemals Moreaus Generalsstabschef gewesen war, Alle hielten seine Vorspiegelungen für wahr und gehorchten ihm. Sie halfen ihm, Savary, den Polizeiminister, und Pasquier, den Polizeipräfekten, festnehmen, und der Seinepräfekt Frochot war so überzeugt von der Sache, daß er bereits im Stadthause den Saal für die Sitzungen der provisorischen Regierung in Stand setzen ließ. Erst auf der Kommandantur wurde Malet durch die Geistesgegenwart zweier Offiziere mit seinem Begleiter ergriffen, gebunden, und den untenstehenden Truppen verkündet, daß der Kaiser lebe. „Vive l'Empereur!“ scholl es zurück, und der Putsch war zu Ende. Malet und seine von ihm getäuschten Anhänger wurden kurz nachher kriegsrechtlich erschossen.

Das war die Nachricht, die Napoleon am 6. November auf dem Marsche empfing. Was ihm an ihr auffiel und auch für die Geschichte merkwürdig bleibt, ist der Umstand, daß von all denen, die so leicht an den Tod des Kaisers glaubten, keiner sich der Dynastie erinnerte, sondern jeder eine Änderung im Staatsregiment als etwas nunmehr Selbstverständliches hinnahm. „Wie?“ rief er in seiner Enttäuschung aus, „an meine Frau, an meinen Sohn, an die Institutionen des Kaiserreichs, an das alles hat man also gar nicht gedacht!“ Und damit nicht genug. Wenn derlei bis zu einem gewissen Grade gelingen konnte, so lange man die Armee nur in der Ferne wußte, was konnte nicht erst gewagt werden, wenn man erfuhr, daß sie gar nicht mehr existierte? Und ihr Schicksal ließ sich doch nicht verheimlichen. War es nicht auffallend, daß er seit Smolensk keinen Kurier mehr erhalten hatte? Nein, nein, er mußte fort, mußte in Paris gleichzeitig mit der Nachricht vom Scheitern der Expedition und vom Verderben der Hunderttausende, die er mit sich geführt, eintreffen, um dem Eindruck mit der dominierenden Gewalt seiner Persönlichkeit zu begegnen. Er hatte noch an der Beresina seine Schuldigkeit als General getan. Nun, wo die Armee sich auflöste, blieb

für den Feldherrn nichts anderes mehr zu tun übrig als ihr Hilfe zu schaffen, was auch nur aus der Ferne möglich war. Die Besorgnis über die Haltung der Deutschen kam noch dazu. Und so wird er denn, sobald die Kolonne nur einmal bei Molodetschno die Wilnaer Heerstraße erreicht hat, sie verlassen und nach Hause eilen.

Am 5. Dezember — man war unter Arrieregefechten mit der nachrückenden leichten Reiterei des Feindes, der Tausende von wehrlosen Gefangenen in die Hände fielen, nach Smorgonj gelangt — versammelte er seine Marschälle um sich und teilte ihnen seinen Entschluß mit. Murat solle die Armee hinter den Niemen führen, Berthier ihm zur Seite bleiben. Vor Wilna werde man bayerische Truppen unter Wrede und eine frische Division finden. Für die Reste des Heeres, wie für Frankreich, sei seine Anwesenheit in Paris unerläßlich. Von dort aus allein könne er Österreicher und Preußen im Zaum halten. Sie würden sich's überlegen, ihm den Krieg zu erklären, sobald sie ihn an der Spitze der französischen Nation — er war in diesem Augenblick ganz Franzose — und einer neuen Armee gewahrten. Vorher hatte er ihnen das letzte Bulletin, aus Molodetschno den 3. Dezember datiert, von Eugen vorlesen lassen; es war das 29. und enthielt, wenn auch nicht das unumwundene Eingeständnis, so doch Andeutungen vom Untergange der großen Armee. Volle Wahrheit war darin nicht zu lesen, und dem Kenner all des Jammers muß es fast wie ein verabscheuungswürdiger Scherz mit dem Unglück erscheinen, wenn es u. a. heißt: „Menschen, welche die Natur nicht hinreichend gestählt hat, um über alle Wandlungen des Schicksals und des Glücks erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Unglück und Niederlagen; diejenigen jedoch, die sie allem überlegen schuf, bewahrten Heiterkeit und Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten.“ Auch wie die Hunderttausende zugrunde gingen, stand nicht in dem Bulletin. Alles hatte die böse russische Kälte getan. Vor dem 6. November sei das Heer noch stolz und stattlich und siegreich gewesen, bis das fürchterliche Klima des Nordens es verdarb und verzehrte. Daß er selbst, und nur er selbst das

Verderben herbeigeführt, verriet der kaiserliche Autor mit keinem Wort. Von seinem unausgesetzten Vorwärtsstürmen über Wilna, Witebsk und Smolensk hinaus in der heißen Zeit des russischen Sommers, der dem Heere viel mehr Leute gekostet hatte als der Winter, davon war nichts zu lesen. Und wenn es schon die Kälte gewesen sein mußte, daß er sie mit seinem trotzigen Ausharren in der verbrannten Hauptstadt heraufbeschworen hatte, davon ward nichts mitgeteilt. Vor allem mußte die Welt Eines wissen: daß er lebte und sich wohl befand. „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals eine bessere gewesen", schloß das Bulletin. Dann nahm er Abschied von den Generalen und fuhr des Nachts mit Caulaincourt, als dessen Sekretär Rayneval er gelten wollte, mit Duroc, Lefebvre und Mouton von dannen.*) Am 6. trifft er mit Maret vor Wilna, am 10. mit de Pradt in einer Vorstadt Warschaus, am 14. mit dem Könige von Sachsen in Dresden zusammen, wo er noch vor sieben Monaten im vollen Glanze seiner Macht die Huldigung der halben Welt entgegengenommen hatte; unerkannt erreicht er die französische Grenze und am 18. Dezember vor Mitternacht Paris, wo tags vorher sein Bulletin angelangt war.

Die Fahrt war keine gefahrlose gewesen. Der kühne russische Parteigänger Sesslawin hatte mit seinen Kosaken bereits den französischen Haufen überholt, und es galt, an

*) Hier — wie es geschehen ist — von Desertion zu sprechen, ist ebenso unrichtig und weit unrichtiger noch als dort, wo Bonaparte das ägyptische Expeditionsheer verließ. Er war Souverän und konnte seine Armee befehligen oder nicht, wie es ihm gutdünkte, und folglich auch das Kommando abgeben, wann er wollte. Und der herabgekommenen Truppe Rettung zu verschaffen, vermochte er viel eher, wenn er ihr vorauseilte als wenn er blieb. Auch den eigentümlichen Schluß des 29. Bulletins hat man oft als cynisch gerügt. Er war hervorgerufen durch einige Bemerkungen in Briefen seines vertrauten Korrespondenten, des Staatsrates Fiévée, der gelegentlich des Maletschen Putsches an den Armeebulletins tadelte, daß darin niemals zu lesen sei, ob der Kaiser lebe, „was man doch vor allem darin suche". In einem vorhergegangenen Briefe vom 23. Oktober hatte es geheißen: „Die Anwesenheit des Kaisers in Paris würde, wenn er ohne Gefahr für die Armee abkommen könnte, sehr viel Gutes stiften." Napoleon pflegte diesem Ratgeber ein seltenes Zutrauen zu schenken. (Mot de Fiévée, Correspondance).

seinen Feuern unbemerkt vorbeizukommen. Und das bei der enormen Kälte. Von den hundert polnischen Lanzenreitern, die zur Eskorte dienten, verlor die Hälfte in einer Nacht die Pferde und mit ihnen das Leben. Auch das des Kaisers soll zweimal von Attentaten bedroht gewesen sein: das erstemal noch auf russischem Boden in Oschmjany, wo ihm die kombinierte Division Loison begegnete und ein französischer Major einigen deutschen Hauptleuten den Gedanken nahelegte, ihm das Schicksal Wallensteins zu bereiten; das zweitemal in Glogau. Die Angaben über die erstere Absicht sind sehr bestimmte und lassen nicht zweifeln, daß sie besprochen wurde. Doch ist sie keinesfalls zum ernsten Vorsatz gediehen, und Napoleon entkam. Sein Stern sollte noch nicht verschwinden. Aber schon neigte er sich zum Horizont. Blutrot, wie das Gestirn des Tages vor seinem Untergang, wird er noch einmal Europa in die Farben von Mord und Feuer tauchen ehe er im Ozean des Westens versinkt.

Drittes Kapitel.

Leipzig.

Das war ein schmerzliches Erwachen aus dem Traume von einer unbegrenzten Herrschaft über Staaten und Völker, den Napoleon geträumt, als er nach Moskau ging! Seine hohe Geltung die er sich mit einer langen Reihe genialer Kriegstaten erkämpft hatte, war erschüttert. Denn wenn er auch im letzten Feldzug nicht besiegt worden war, so war er doch geflohen, sei es nun vor dem Mangel, vor der Kälte, vor dem sicheren Verderben, gleichviel, er war geflohen und der Eindruck nicht auszutilgen, den dieses unerhörte Ereignis in der Welt hervorrief. Die „Große Armee", deren tüchtigste Elemente bei Austerlitz und Friedland gesiegt hatten, existierte nur noch in kaum nennenswerten Resten. Und wir wissen, was ihm die Armee war. „Seine Nation" nannte sie einmal mit einem treffenden Worte Jaucourt, der Freund Talleyrands. Allerdings stand noch ein Heer seinem Willen zu Diensten, aber es war

an Größe dem verlorenen nicht zu vergleichen und lag überdies gegen Engländer und Spanier zu Felde; allerdings hatte er noch Alliierte, aber sie waren Alliierte seines Glücks und seiner Stärke gewesen, und es war doch sehr fraglich, ob sie auch seiner Schwäche verbunden bleiben würden.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Beweggründe, die ihn zu seinem Zuge nach dem Osten veranlaßt hatten, so war es nicht nur die Ausdehnung seiner kontinentalen Macht über Rußland gewesen, die er erstrebte, sondern vor allem die völlige Absperrung Europas gegen England, das, dadurch in seinen wesentlichsten Interessen getroffen, einen Frieden nachsuchen, sein Heer aus Spanien ziehen und der Weltpolitik des Eroberers den Ozean eröffnen sollte. Vielleicht wäre dieses Ziel erreicht worden, wenn Napoleon nach seinem ursprünglichen Plane bei Smolensk Halt gemacht und Litthauen befreit hätte. Er hätte seine Armee gesammelt, durch Nachschübe ergänzt, ein geordnetes Verpflegswesen eingerichtet und in imponierender Stärke gegen die beiden russischen Hauptstädte eine drohende Position eingenommen, die auch auf die großen Weltverhältnisse nicht ohne Rückwirkung geblieben wäre. Denn gerade als er den Niemen überschritt, fand er in seinem Kriege gegen England einen Helfer. Das waren die nordamerikanischen Vereinsstaaten, die im Juni 1812 an Großbritannien den Krieg erklärten. Schon seit zwei Jahren hatte Napoleon hieran gearbeitet, indem er ihnen Ausnahmen von den Dekreten von Berlin und Mailand versprach, wenn sie nicht mehr mit England und dessen Kolonien verkehren oder in London die Aufhebung der Edikte von 1807 erreichen wollten. Er wußte gut, daß die Engländer sich hierzu nicht, oder doch nicht im wesentlichen, verstehen würden. Sie lehnten auch das Ansinnen ab und benahmen sich überdies durchaus feindselig, suchten auf allen amerikanischen Fahrzeugen nach britischen Matrosen, um sie für ihre Marine zu pressen, und erregten der Regierung von Washington auf dem nordamerikanischen Kontinent Feinde. So kam es dann 1812 zum offenen Kampfe, der in der ersten Zeit den Briten einige Verluste zur See eintrug. Diese neue Verwicklung, zusammen mit den stets sich verschlimmernden Finanzzuständen des Inselreichs und einer



drohenden Haltung Napoleons in Rußland, wäre vielleicht geeignet gewesen, den Gedanken eines allgemeinen Friedens in London zu unterstützen, namentlich da auch auf der Iberischen Halbinsel das Jahr nicht mit großen Erfolgen für England zu Ende ging. Denn trotz dem Siege, den Wellington bei Salamanca davongetragen und der ihm den Oberbefehl über alle antifranzösischen Streitkräfte eingebracht hatte — Cadix wurde dadurch die feindliche Belagerung los — war er durch die Fehler und die Selbstsucht der Spanier schließlich doch wieder zum Rückzug an die portugiesische Grenze gezwungen worden. Aber als in London Kunde auf Kunde aus Rußland eintraf vom Zusammenschmelzen der Großen Armee, von dem entscheidungslosen Morden bei Borodino, vom Brande Moskaus, von der Retraite und ihren Schrecken: da war selbstverständlich von Vergleich und Frieden mit Napoleon nicht mehr die Rede. Vielmehr gewann jetzt die Kriegstendenz kaum bestritten die Oberhand. Schon während des Sommers war Großbritannien mit Rußland zu einem friedlichen Abkommen gelangt und hatte zu gleicher Zeit durch seinen Einfluß einen Vertrag Alexanders I. mit der spanischen Regentschaft zustande gebracht (18. und 20. Juli 1812), so daß, als das Schicksal des Feldzuges noch nicht entschieden war, bereits die Grundlage zu einer neuen Koalition bestand, die sich nicht so sehr gegen Frankreich selbst, als gegen das ihm von Napoleon erkämpfte und in dessen ehrgeiziger Persönlichkeit repräsentierte Übergewicht richtete. Es ergab sich nun die für die fernere Entwicklung der Dinge entscheidende Frage: ob nicht auch die im Bannkreise der napoleonischen Macht stehenden Völker, angesichts der starken Einbuße, welche diese Macht erlitten, mit oder trotz dem Willen ihrer Regierungen sich der allgemeinen Bewegung anschließen werden?

Die genaue Tragweite der Ereignisse in Rußland scheint Napoleon nicht sogleich erkannt zu haben. Nach seiner Abreise von der Armee hatte er noch gehofft, diese werde sich in Wilna nähren und ordnen, die entgegenkommende Division ihr den notwendigen Halt gewähren, Murat, unterstützt von Macdonald mit den Preußen einerseits und von Schwarzenberg mit Reynier anderseits, hinter dem Niemen sich behaupten

können. Als er Warschau passierte, versicherte er der dortigen Regierung, er habe noch 120.000 Mann. An ein Aufgeben seiner vorherrschenden Stellung in Europa dachte er nicht. Er dachte selbst dann nicht daran, als er endlich vernehmen mußte, daß die Überbleibsel der Hauptarmee sich auch in Wilna nicht hatten halten können, sondern, die anlangenden frischen Truppen in ihre Unordnung fortreißend, unter unsäglichem Jammer und stündlichen Verlusten über den Niemen zurück nach Königsberg gebracht werden mußten, wo die alte Garde nur noch 4—500 Bewaffnete, die Gardekavallerie 600 Reiter, meist ohne Pferde, zählte, während der Rest aus einer chaotischen Masse von etwa 40.000 Mann, darunter einige tausend Offiziere und Unteroffiziere, bestand, von denen sich jedoch später kaum die Hälfte als dienstfähig erwies. 500.000 Mann waren verloren, etwa 100.000 in feindliche Gefangenschaft geraten, einige Tausend lagen in den Lazaretten, alles übrige war tot.*) Das war viel Unglück. Aber doch nicht so viel, um allen Mut zu verlieren. Napoleon hatte ja noch die beiden Flügelarmeen mit 66.000 Mann, dann Nachschübe, die noch nicht an die russische Grenze gelangt waren, etwa 20.000, ferner die Besatzungen der Festungen im Osten, 17.000,

*) Im März erzählen die russischen Generale dem österreichischen Abgesandten Lebzeltern, man habe in den Gouvernements von Minsk, Smolensk und Moskau 142.000, in der Umgebung von Wilna 46.570 französische Leichen verbrannt. (Lebzelterns Bericht vom 10. März zitiert von Luckwaldt, Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges, S. 146.) Und wie elend war, was lebte! Am 21. Dezember schreibt Lefebvre aus Insterburg an Berthier, von der alten Garde könnten nur noch fünfhundert, bei großer Kälte kein Einziger, schießen. „Der ganze Rest (etwa achthundert) ist durch Frost beschädigt, und die Glieder der Leute sind derartig brandig geworden, daß sie sämtlich umkommen werden, wenn nicht rasch Hilfe geschafft wird. Man hat heute 200 der am meisten kranken Leute auf Schlitten nach Danzig gebracht, damit bei ihnen so schnell als möglich eine Amputation an Fingern und Zehen erfolgen könne“. (Rousset, La grande armée de 1813, p. 60). In Cléments „Campagne de 1813“ (Par. 1904) p. 20 wird erzählt, Murat habe am 12. Dezember bei Kowno, in Übereinstimmung mit den Marschällen, die Unmöglichkeit erkannt, die Armee zu sammeln. „Trotz der Energie Neys und Gérards hatten sich die Deutschen aufgelöst.“ Und die Franzosen etwa nicht? Auf welche Sorte Leser rechnet diese Sorte Geschichtschreibung?

und außerdem besaß er in jenen Geretteten immerhin ein wertvolles Material für die Ausbildung einer neuen Armee. Und eine neue Armee will er ins Feld und im Frühling den Russen gegenüberstellen. Sogleich nach seiner Ankunft in Paris werden umfassende Anstalten zu Rüstungen ins Werk gerichtet, die er sich auf der Rückfahrt reiflich überlegt haben mag, und schon wenig Wochen später wird er es einem der deutschen Diplomaten recht unhöflich ins Gesicht sagen: der Löwe sei noch nicht so tot, daß man ihm einen Fußtritt geben könne.

Das Wichtigste war freilich, daß sein Regiment in Frankreich noch fest genug stand und das französische Volk ihm den Gefolgsdienst nicht weigerte. Allerdings, die Behörden und die Korporationen — die insgeheim Winke erhalten hatten — ließen es auch jetzt an devoten Huldigungen und Versicherungen unwandelbarer Treue nicht fehlen. In den Antworten, die der Kaiser darauf erteilte, hören wir ihn auf das Maletsche Unternehmen hinweisen und auf die Haltung der Regierungsorgane. „Furchtsame und feige Soldaten", sagte er der Deputation des Senats, „können einer Nation ihre Unabhängigkeit kosten, zaghafte Beamte aber vernichten die Herrschaft der Gesetze, die Rechte des Thrones und die gesellschaftliche Ordnung. Der schönste Tod würde der des Soldaten auf dem Felde der Ehre sein, wenn der des Beamten, der fällt, indem er seinen Monarchen, den Thron und die Gesetze verteidigt, nicht noch ruhmreicher wäre." In der Erwiderung auf die Ansprache des Staatsrats erhob er sich zu einem Ausfall gegen die doktrinären Naturrechtsmenschen, denen er auch jetzt wieder die Schuld an der Unsicherheit der öffentlichen Institutionen beimaß. „In der Tat," sagte er, „wer hat das Prinzip der Empörung zur Pflicht erklärt? wer dem Volke geschmeichelt, indem er ihm eine Souveränität zuerkannte, die es auszuüben nicht fähig war? wer zerstörte die Achtung und Heiligkeit der Gesetze, indem er sie nicht von den geheiligten Grundsätzen der Gerechtigkeit, von der Natur der Dinge und des bürgerlichen Rechtes, sondern lediglich von dem Willen einer Versammlung von Männern abhängig machte, denen es an allem Verständnis des Zivil- und Strafrechts, der Verwaltung, der militärischen und politischen Gesetze fehlte? Ist man berufen,

einen Staat zu regenerieren, so gilt es geradezu entgegengesetzten Prinzipien zu folgen. Die Geschichte schildert das menschliche Herz, in ihr muß man nach den Vorzügen und Nachteilen der verschiedenen Gesetzgebungen forschen." *) Welche Absicht verfolgte wohl Napoleon mit diesen Auslassungen? Gewiß nur die, wieder einmal recht deutlich darauf hinzuweisen, wie er es gewesen war, der seinerzeit den Staat aus der Verwirrung errettete, in die ihn jener Geist der Empörung gestürzt hatte. Dieser habe sich nun neuestens wieder geäußert, und ohne Zweifel würde ihm der Staat anheimfallen, wenn man den Kaiser jetzt im Stiche ließe anstatt ihn mit allen Kräften zu unterstützen, ihn sowie den Erben seines Thrones und seiner Grundsätze.

Es kam nun darauf an, ob sich das Volk von Frankreich mit der gleichen Überzeugung durchdringen ließ. Denn dies war nötig, wenn es Napoleon gelingen sollte, mit einem neuen Heere seine alte Stellung wieder zu erkämpfen.

Bei seiner Heimkehr stand ihm an Rekrutenmaterial nur die Aushebung von 1813 — die 120.000 Mann derjenigen von 1812 war in Nachschüben während des Feldzugs zum größten Teil aufgebraucht worden — zu Gebote, etwa 140.000 Mann, von denen die Mehrzahl im Dezember bei den Depots einrückte und von den bereitstehenden Cadres aufgenommen wurde. Binnen einigen Monaten sollten sie hinreichend exerziert sein, um zur Verwendung zu gelangen. Von gedienten Soldaten kamen außer den Cadres und den zur Ausbildung der Rekruten unentbehrlichen Depotbeständen nur vier Regimenter Marineartillerie, 3000 berittene Gendarmen, zwei Bataillone Pariser Munizipalgarde und einige Reservekompagnien in Betracht. Diese Streitkräfte konnten dem Kaiser in seiner Lage und mit seiner Absicht auf neuen Kampf und Sieg keineswegs genügen. Er bedurfte weiterer und weit größerer Machtmittel. Da waren allerdings die Kohorten der Nationalgarde, bei 80.000 Mann stark; aber sie waren nicht nach auswärts zu verwenden und hatten nur teils invalide, teils pensionierte oder verabschiedete Offiziere zu Führern. Hier mußte nachgeholfen werden. Zunächst

*) Corresp. XXIV. 19.389. 19.390.

soll der Senat einen Beschluß fassen, daß die Kohorten, gleich der Linie, in auswärtigen Kriegen zu dienen hätten, und dann muß von der „Großen Armee“ — wenn einmal das Chaos der „Isolierten“ entwirrt war — an Generalen, Stabs-, Ober- und Unteroffizieren herbeigesandt werden, was nur irgend noch tauglich schien. Beides wurde erreicht. Man brachte es dahin, daß aus der Nationalgarde selbst, auf Bestellung natürlich, vereinzelte Bitten um den Vorzug einliefen, gegen den Feind geführt zu werden, worauf dann am 11. Januar 1813 der gewünschte Senatsbeschluß erfolgte. Dieser eröffnete außerdem noch die Aussicht auf weitere 250.000 Mann, d. i. 100.000 aus den vier letzten Altersklassen, die von der Aushebung bisher nicht betroffen worden waren, und 150.000 Mann der Konskription von 1814, die der Kaiser übrigens erst im Frühling zu den Waffen rufen wollte. Damit war das Menschenmaterial für die neue Armee beschafft, und wenn man nun auch noch aus Spanien Cadres und einzelne größere Truppenkörper — im Ganzen 40.000 Mann — entnahm, so konnte immerhin ein achtunggebietendes Heer im Felde stehen. Napoleon wird sich aber auch damit noch nicht zufrieden geben, sondern im April vom Senate nochmals 180.000 Mann, Nationalgarden und Rekruten, heischen, um dann — Desertion, Untauglichkeit, Krankheit berücksichtigt — eine Truppenmenge von ungefähr 600.000 Mann für den Feldzug von 1813 zur Verfügung zu haben. Dem empfindlichen Pferdemangel trachtete er durch Aufkäufe in Frankreich, Hannover und Braunschweig, in Holstein, ja selbst in Mecklenburg, abzuhelfen. Außerdem wurde Korporationen und reichen Privatleuten der Gedanke nahgelegt, sie könnten sich durch freiwillige Stellung ausgerüsteter Reiter dem Kaiser besonders empfehlen, und den Präfekten aufgetragen, aus den vornehmen und reichen Familien junge Leute für diesen „freiwilligen“ Dienst zu bezeichnen und auszuheben. Napoleon wollte auf solche Art die Vermögenden durch eine Steuer treffen und sie zugleich mit dem ihm anvertrauten Schicksal ihrer Söhne an sich fesseln. Diese „Ehrengarden“ (Gardes d’honneur), 10.000 Mann ungefähr, würden nach einem Dienstjahr Leutnantsrang erhalten und zu einer Art Leibgarde (Garde du corps) ver-

wendet werden, an die Napoleon lange schon gedacht hatte, ohne daß er bisher — aus Rücksicht auf die Kaisergarde — gewagt hätte, die Idee auszuführen.*)

Es war die alte rastlose Tätigkeit, die Napoleon im Januar 1813 entfaltete, die alte Kenntnis seiner Hilfsmittel bis ins Kleinste, von einem namenlosen Gedächtnis bereitgehalten. Man hört nicht auf, zu staunen, wenn man diesen einzelnen Mann, dem jetzt nicht, wie sonst, die sorgfältig gearbeiteten Tabellen der Truppenbestände vorlagen, unter Verhältnissen, die jedem anderen die Übersicht getrübt und die Ruhe geraubt hätten, umgeben von Dienern, die nur im Untergeordneten Helfer waren, mit unermüdlicher Emsigkeit an dem Neubau seiner Macht arbeiten sieht, und man bedauert tief, daß dieses große Genie der Administration, das ehedem dem Staate Ordnung und Stärke zu verleihen gewußt hatte, jetzt sich nur noch darin erschöpfte, ihm seine Kräfte zu entziehen.

Für diese neuen Opfer war es aber nicht genug, die Zustimmung des Senats erreicht zu haben. Man mußte auch den guten Willen der Bevölkerung gewinnen, oder doch ihren Widerwillen besiegen, und das war keine leichte Aufgabe. Es gab wieder Refraktäre und Deserteure in Fülle. Die Stimmung in der Hauptstadt und in den Departements war keine freundliche. Bei einem Ritt in der Vorstadt Saint-Antoine bekam der Kaiser beleidigende Zurufe zu hören. Der Volkswitz spottete über den Tuileriengärtner, dessen Granatbäume (grenadiers) und Lorbeersträucher erfroren seien. Aus der Provence meldete man revolutionäre, aus den Departements des Westens royalistische Umtriebe, aus Belgien offenen Widerstand gegen die Aushebungen. Dabei blieb es aber auch. Am Ende half hier der Patriotismus der Franzosen. Nicht nur Napoleon,

*) Siehe Pasquier, Mémoires, II. 59 f. u. 89 und Mollien, Mémoires, III. 246 ff. Dieser erzählt, daß der Gedanke des Kaisers durch die Präfekten nicht in seinem Sinne zur Ausführung gelangte und daß der Zwang der Maßregel ihm zahlreiche unerbittliche Feinde gemacht habe. Bei Pasquier heißt es: „Keine Maßnahme hat, wie diese, Napoleon unversöhnliche Feinde geschaffen und den brennenden Wunsch nach seinem Fall erzeugt.“

auch Frankreich hatte durch das Unglück des letzten Jahres dem Auslande gegenüber seine imponierende Position, das entscheidende Übergewicht eingebüßt. Mochte man nun auch noch so sehr den ewigen Kriegszustand und seine Konsequenzen beklagen, ein schwaches Frankreich wollte man dennoch nicht. Und schon begannen die Folgen des Machtverlustes sich offen zu äußern.

Zunächst in Preußen, das man nur durch eine bedrohliche Übermacht gezwungen hatte, sich an die Seite seines Bedrängers zu stellen. Dort erblickte das Volk in dem Verderben des großen Heeres, dem die eigenen Krieger entgangen waren, eine Art Gottesgericht und den Wink, das Joch der erniedrigenden Bundesgenossenschaft nunmehr abzuwerfen;

„Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen“,

sang ihm ein Dichter vor. Die Bedrückung von seiten der durchmarschierenden Truppen hatte den Zorn gegen die Fremden entflammt und einen unendlichen Haß erzeugt, der nach tätlichem Ausdruck rang. Danach ermesse man die Stimmung, die in dem preußischen Korps herrschte, das gezwungen war, dem Volksfeinde zu dienen. Es hatte sich vor Riga allerdings gut gehalten. Als aber später der russische Kommandant der Festung, Paulucci, vom Zaren autorisiert, den General von Yorck, der statt des erkrankten Grawert den Befehl führte, zum Übertritt zu bewegen suchte und einen Brief vorwies, worin Alexander sich feierlich verpflichtete, die Waffen nicht eher niederzulegen, ehe Preußen wieder in seine Machtstellung vor 1806 eingesetzt sei; als sichere Nachrichten von der Auflösung der „Großen Armee“ und der Verfolgung der Russen eintrafen; als dann im Dezember, auf dem Rückmarsch Macdonalds nach Süden, die Abteilung Yorcks eine russische Division vor sich fand, die sich zwischen sie und die voraus marschierenden Franzosen eingeschoben hatte und deren Kommandant Diebitsch in einer Unterredung das Versprechen des Zaren bestätigte: da schloß der preußische General am 30. Dezember 1812 bei Tauroggen eine Konvention ab, derzufolge das Korps auf einem abgegrenzten preußischen

Terrain am Kurischen Haff neutralisiert wurde und sich verpflichtete, selbst wenn der König den Vertrag verwerfen und den Zurückzug zur französischen Armee befehlen sollte, zwei Monate lang nicht gegen Rußland zu fechten.*) Das war eine entscheidende Tat, weil sie zeigte, daß selbst ein Mann von eiserner Pflichttreue und konservativster Gesinnung, der den Scharnhorst und Stein als Reformatoren durchaus abgeneigt war, dem allgemeinen Zuge der Volksstimmung Herrschaft über sich einräumen mußte. „Mit oder ohne König“ hatten die Blücher und Bülow 1809 zugunsten Österreichs agieren wollen; jetzt weigerten sich sogar die Yorck, gegen die Russen zu fechten, und es konnte scheinen, als sollte die nationale Gesinnung selbst über die monarchische den Sieg davontragen. Jedenfalls war die Tat von Tauroggen auf das ganze übrige Deutschland von unbeschreiblich ermutigender Wirkung. „Die, deren Erinnerung in jene Zeit zurückreicht,“ schreibt Ranke, „werden sich entsinnen, daß die Nachricht davon auch dem weit Entfernten wie ein Blitzstrahl erschien, der den Gesichtskreis durchzuckte und veränderte. Noch unter dem französischen Drucke fühlte man allenthalben die ungewohnten Pulsschläge des nationalen Bewußtseins.“ **)

Auch der Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machte, war tief und nachhaltig. Durch die Lehre über die Aktionskraft der Nationen, die er in Rußland erhalten hatte und stündlich noch in Spanien erhielt, war sein Blick endlich auch hiefür geschärft worden, so daß er sich über die moralische Tragweite des Ereignisses nicht täuschte, das daneben — und das war ihm in erster Linie fatal — auch noch eine strategische Bedeutung hatte. Denn nun, nach dem Abfall des alliierten Korps, war an ein Verweilen der inzwischen verstärkten Armeereste in Königsberg nicht mehr zu denken, wohin die Russen vordrangen und wo sich die feindliche Stimmung im Volke offen kundgab.***) Murat hatte ebensowenig wie Napoleon

---

*) Siehe die von Yorck und Diebitsch in der Poscherunschen Mühle unterzeichnete Konvention u. a. im Anhang zu Blumenthal, Die Konvention von Tauroggen, S. 55.

**) Sämtliche Werke, 48. 256.

***) Siehe die Erzählung vom Auflauf der preußischen Re-

selbst vermutet, daß die Russen ihre Offensivbewegung über den Niemen hinaus fortsetzen würden; nun aber, als Wittgenstein und Tschitschagoff, und allen voran Platow mit seinen Kosaken, westwärts vorrückten, als Macdonalds Truppen anfingen in Unordnung zu geraten und ein preußisches Reservekorps unter Bülow sich jeder Mitwirkung entzog, da entschied sich der König von Neapel dafür, das ganze Korps Macdonalds, der nach Paris fuhr, nach Danzig zu werfen und mit den Resten der Armee bis nach Posen zurückzugehen, wo er am 17. Januar eigenmächtig den Oberbefehl an den Vizekönig Eugen abgab und nach Hause reiste. Ehe noch Napoleon hiervon erfuhr, hatte er bereits die Nachricht von der Tauroggener Konvention in Paris zur Geltung gebracht. „Sogleich, nachdem ich den Verrat Yorcks erfahren hatte," schreibt er am 9. Januar an Berthier, „hab' ich mich entschlossen, der Nation eine Mitteilung zu machen, die morgen erfolgen wird, und außerordentliche Aushebungen zu veranstalten." Die Antwort war der erwähnte Senatsbeschluß vom 11., der nirgends auf nachhaltigen Widerstand traf, so daß Maret immerhin die Gesandten im Auslande verständigen konnte, es sei die Absicht des französischen Volkes, „nicht bloß seinen Verlusten entsprechend zu rüsten, sondern auch sein Ansehen, seinen Ruhm und seine Ruhe gegen alle Vorkommnisse sicherzustellen." Dem preußischen Gesandten Krusemarck in Paris versicherte der Kaiser, die Franzosen würden ihm unbedingt folgen, und nötigenfalls werde er selbst die Frauen bewaffnen.

Aber wenn das Opfer der neuen Blutsteuer ohne Widerstand dargebracht werden sollte, dann mußten auch Ansehen und Ruhm des Heerführers ungeschmälert gelten. Darum wurde jetzt, wo es nur anzubringen war, versichert, daß der Kaiser überall die Russen geschlagen, daß eben nur die böse Kälte das Heer zerstört habe, welches eigentlich erst unter Murats Führung zugrunde gegangen sei. Es ist uns ein Gespräch zwischen Napoleon und einem seiner höheren Be-

---

kruten, am 3. Januar, „die schon früher (d. i. noch vor der Konvention) ihre Meinung, daß es gegen die Franzosen gehe, laut geäußert hatten", bei Tyszka, Erinnerungen von 1812—15, zitiert von Max Schulze, Königsberg und Ostpreußen Anfang 1813, S. 39.

amten, dem Grafen Molé, aus dem Februar 1813 bekannt geworden, das deutlich zeigt, wie Jener sich beurteilt zu sehen wünschte. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Ich habe niemanden, den ich im Kriege an meine Stelle setzen kann, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich meine Kriege durch meine Generale führen könnte. Aber sie sind nicht daran gewöhnt, und es ist auch keiner unter ihnen, der den anderen zu befehlen vermöchte. Der König von Neapel ist dazu unfähig; er hat mir meine Armee verloren, denn als ich sie verließ, hatte ich noch eine, und jetzt hab' ich keine mehr. Nach meiner Abreise verlor der König den Kopf, er wußte nicht zu imponieren, die Undisziplin stieg aufs höchste, in Wilna plünderten die Truppen Vorräte im Werte von zwölf Millionen, und der Soldat war zu nichts mehr zu gebrauchen." *)

Ein anderes Mittel, die Abneigung des Volkes gegen seine neuen Rüstungen zu besiegen, gewahrte Napoleon in der Beilegung seines Streites mit dem Papste. Damit gedachte er die Masse gläubiger Katholiken, die seine Gewaltmaßregeln wider Pius VII. ihm abwendig gemacht hatten, wiederzugewinnen. Mußten nicht auch sie in dem Untergange des Heeres einen Wink des Himmels erblicken, der dem mit dem

---

*) Revue de la Révolution française, X. 131 (1887). Napoleon fuhr noch fort: „Auch ich bedurfte übrigens einer langen Übung in der Selbstbeherrschung, um von einem solchen Schauspiel nicht erschreckt zu werden: am Abend vorher war ich der Weltbesieger, kommandierte die schönste Armee moderner Zeiten, und am Tage darauf war nichts mehr davon vorhanden!" Molé bemerkt dazu: „Als er diese Worte sprach, sah ich auf dem Antlitz und in den Augen des Kaisers die einzige Spur einer Gemütsbewegung, die ich je an ihm bemerkt hatte." Wie stark aber dennoch seine Gewalt über sich auch jetzt noch war, erfahren wir namentlich aus den Erinnerungen des Schatzmeisters Mollien, den er am Morgen nach seiner Ankunft zu sich beschied. Dieser erzählt, der Kaiser sei jetzt, während er früher, als er von seinen Siegen heimkehrte, ernst und düster geschienen hatte, heiter und gelassen gewesen, wie selten, habe sich vorerst eingehend nach der erkrankten Frau des Ministers erkundigt und dann ruhig und höchst sachlich von Geschäften gesprochen. (Mémoires, III. 169) Vgl. Bd. II. S. 224 f. Schwarzenberg fand im April zwar seine Haltung etwas weniger sicher, seine Sprache weniger schneidend als ehedem, ihn selbst nachdenklicher, sonst aber vollendet liebenswürdig. (Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II. 618 f.)

Banne belasteten Führer seine Gunst verweigerte? Onkel Fesch, der Kardinal, besaß den Mut, dies geradezu herauszusagen. Da mußte Rat werden. Der Papst hatte, wie wir wissen, 1811 in Savona das vom Nationalkonzil erlassene Dekret, betreffend die Einkleidung neuernannter Bischöfe, nur unter gewissen Vorbehalten angenommen; er hatte das Konzil nicht anerkannt und den Metropoliten außerhalb des Kirchenstaates die Institution, wenn die päpstliche Bestätigung ausblieb, bloß in der Weise zugestanden, daß sie sie im Namen des Kirchenoberhauptes erteilten, während der Kaiser wünschte, daß in solchen Fällen die Einkleidung im Namen des Imperators erfolgen sollte. Hierauf einzugehen, wehrte sich Pius, der bereits unter seiner Reue litt, worauf Napoleon, der von der Absicht der Engländer erfahren haben wollte, an der Riviera zu landen und sich des Papstes zu bemächtigen, befahl, ihn von Savona weg nach Fontainebleau zu bringen, wo nun im Winter nach dem russischen Feldzug unter dem Beistand ergebener Prälaten aufs neue Unterhandlungen begannen, die der Kaiser selbst zu Ende führte. Alle Register seiner diplomatischen Kunst und Künste zog er seinem Gefangenen gegenüber auf. Einmal stellte er Forderungen ohne Ernst und nur in der Absicht, sie für anderes, das ihm wichtiger war, fallen zu lassen: z. B. daß zwei Drittel der Kardinäle von den katholischen Fürsten zu ernennen wären, daß jeder Papst, bevor er das Pontifikat anträte, geloben sollte, nichts zu verfügen, was den vier gallikanischen Artikeln entgegen wäre, und auch von der Krönung der Kaiserin und des Königs von Rom soll die Rede gewesen sein (s. unten). Ein andermal warf er dem hl. Vater seine Unkenntnis in kirchlichen Angelegenheiten vor, nahm ihn wohl auch im Eifer bei einem der Knöpfe seiner Soutane und schüttelte ihn, was dann zu dem müßigen Gerede Anlaß gab, er habe den Stellvertreter Christi mißhandelt. Wieder ein andermal in den fünf Tagen, die er mit dem Papste verbrachte, entrollte er vor ihm ein glänzendes Zukunftsbild von der Ausdehnung und Machtstellung, zu der er der Kirche verhelfen würde — die Rekatholisierung Deutschlands obenan — wenn Pius sich seinen Wünschen fügen, der weltlichen Herrlichkeit entsagen, das Konzilsdekret schlichtweg annehmen

und seine Residenz in Paris aufschlagen wollte. Aber zu dem Letzteren war der Papst nicht zu bewegen; er wählte Avignon, das allerdings in dem Übereinkommen, welches man schließlich niederschrieb, nicht besonders genannt wurde und wo es bloß hieß: „Seine Heiligkeit wird die päpstliche Gewalt in Frankreich und im Königreich Italien in derselben Art und Form wie seine Vorgänger ausüben.“ Und wie Napoleon hier nachgab, so bestand er auch nicht auf der ausdrücklichen Artikulierung des Verzichtes auf das Erbe des hl. Petrus. Er ging freilich aus dem Inhalte des Vertrags von selbst hervor. Am 25. Januar 1813 ward das neue „Konkordat“, wie es Napoleon nannte, vom Papste und von ihm unterzeichnet. Tatsächlich war es nur eine vorläufige Vereinbarung, „die einem endgültigen Abkommen zur Grundlage dienen sollte“ („comme devant servir de base à un arrangement définitif“). Das Konzilsdekret bezüglich der Institution der Bischöfe fand darin als Artikel IV Wort für Wort Aufnahme, doch wurde dem Papste das Ernennungsrecht für zehn französische oder italienische und auch für die sechs römischen Bischofssitze zugestanden. Für seine „ihm entfremdeten Ländereien“ wird er mit zwei Millionen Franken jährlicher Rente schadlos gehalten. Der Kaiser begnadigt die widerstrebenden Prälaten.*) Damit hatte Napoleon freilich nicht alles erreicht, was er ehedem gewünscht: eine Stellung als kirchliches Oberhaupt, etwa wie sie der Zar in seinem Lande einnahm, nur noch größer, allgemeiner, wie es der Name der Kirche besagte, und unbegrenzt, wie ihre Mission war, hatte er nicht erlangt. Aber der Vorteil, den er zunächst angestrebt, war doch gewonnen. Er hatte seinen Frieden mit dem Papste gemacht, und das konnte die Welt nicht rasch genug erfahren. Zeitungsartikel und Kirchenglocken tönten es hinaus, und allerorten sang man Te deum laudamus. Wenn auch Pius, von Bedenken und Reue gefoltert und von seinen alten Räten, die wieder Zutritt zu ihm erhielten, über Napoleons politische Situation aufgeklärt, zwei Monate später seine Zusage wider-

*) Siehe den Text in der Corresp. XXIV, 19.511, bei Champeaux, Le droit civil ecclésiastique français, p. 454 und a. a. O.

rief, so hatte doch mittlerweile die Kunde vom Versöhnungswerk zu Fontainebleau ihre Wirkung tun können, und die militärischen Rüstungen waren dann zum guten Teil beendet.

Außer den Gläubigen hatte aber der Kaiser auch jene zu gewinnen, die den irdischen Gütern mehr Beachtung schenkten als den ewigen. Das war nun freilich sehr schwierig, denn wenn er, wie wir sahen, den russischen Feldzug mit der Erwartung unternommen hatte, er werde, wie die Kriege von 1805, 1807 und 1809, materiellen Gewinn und Ordnung in den Haushalt des Staates bringen, so war die Enttäuschung eine ungeheure.*) Zum Überfluß war auf dem Rückzug auch die Kriegskasse mit zehn Millionen in Gold den Feinden — es sollen übrigens auch Freunde darunter gewesen sein — in die Hände gefallen. Und die neuen Rüstungen erforderten neue außerordentliche Ausgaben. Man hatte für 1813 mit einem Defizit von beinahe 150 Millionen Franken zu rechnen, und die Abgänge der beiden vorhergehenden Jahre, über 80 Millionen, waren auch noch nicht gedeckt.**) Mollien, der mit unverhohlenem Bangen der Politik des Kaisers folgte, riet zur Erhöhung der direkten Steuern als dem kleineren Übel. Aber Napoleon wies jetzt mehr als je diesen Gedanken ab. Er scheute sich, das persönliche Eigentum des Einzelnen zu treffen und sich damit Unzufriedene zu schaffen. Ein Kriegszuschlag und die Herabsetzung der Beamtengehalte um ein Fünftel halfen wenig. Und da die Quelle des Kredits dem besiegten Eroberer aus erklärlichen Gründen verschlossen blieb, und auch die Kirchengüter Italiens und des Rheinlandes zum großen Teil bereits verkauft waren, ersann er etwas Anderes. Er wird sich — Maret soll ihn darauf gebracht haben — an

*) Noch aus Witebsk hatte er seinem Schatzminister, der im Rechnungsabschluß der ersten sechs Monate einen Abgang von 40 Millionen Franken auswies, tröstend mitgeteilt, daß er für Kurland bereits zwei Millionen Rubel Kontributionen ausgeschrieben, in den Kassen eine Million konfisziert und Salzvorräte von fünfzehn bis zwanzig Millionen Wert erbeutet habe, die nach Kurland verkäuflich seien. (Corresp. XXIV. 19.082; Mollien, III. 154.)

**) Nach Thiers, XV. 220 sind die Ziffern folgende: Abgang von 1811: 46, von 1812: 37, für 1813: 149, in Summe: 232 Millionen.

das Gemeingut halten. Einige Tausend Gemeinden besaßen Gründe und Güter, die nicht öffentlichen Zwecken dienten, sondern verpachtet waren, im Verkaufswerte von 370 Millionen Franken. Der Pachtschilling war gering, er betrug etwa neun Millionen. Neun Millionen Zinsen ergaben aber schon 135 Millionen 5%iger Rente, die damals mit 75 gehandelt wurde. Garantierte man den Gemeinden ihre neun Millionen jährlicher Revenuen durch eine Einschreibung von 140 Millionen in das große Buch der Staatsschuld, so hatte man, wenn man die Güter von Staats wegen verkaufte, die 230 Millionen für das Erfordernis, und der Ausfall war gedeckt. Für den Verkauf hatte die Amortisationskasse*) zu sorgen, die für die Zwischenzeit amortisierbare 5%ige Anweisungen emittierte, mit denen der Minister die Staatsgläubiger, Lieferanten u. dgl. bezahlte, was bei der Sicherheit der Verzinsung leicht möglich war. Napoleon selbst kaufte 71 Millionen davon aus seinem Tuilerienschatz, um die Geltung des Papiers zu erhöhen. Mollien wehrte sich lange gegen diese Gewaltmaßregel, die den Gemeinden nicht bloß ihr Gut abnahm, sondern sie auch für alle Zukunft auf die genannte geringfügige Summe der Einkünfte fixierte, während naturgemäß ihre Ausgaben wuchsen und dann nur durch erhöhte Umlagen, die ja doch schließlich den Einzelnen trafen, zu bestreiten waren. Es konnte also nur für den Moment scheinen, als wäre der Einzelne mit seiner Habe durch die neuen Anstrengungen des Staates nicht ins Mitleid gezogen. Aber Napoleon galt lediglich der Moment. Der große Begründer der Staatsordnung und Volkswohlfahrt von ehedem ist kaum wiederzuerkennen in diesem Virtuosen des Augenblicks. Rücksichtslos strebt er auch jetzt nur — wie im verflossenen Sommer — nach dem entscheidenden Siege, der ihm Europa zu Füßen legen soll. Dann will auch er wieder Ordnung und Wohlfahrt stiften, aber allerdings erst dann.

Als der neue Finanzplan durchberaten war, gelangte er, wie die Verfassung vorschrieb, vor den Gesetzgebenden Körper. Vor dem russischen Feldzug hatte man dieses Zugeständnis

*) Siehe Band I. S. 280.

nicht mehr gemacht; das Finanzgesetz für 1812 war gegeben worden, ohne die bestellten Legislatoren zu befragen. Ja, Napoleon schien die feste Absicht gehabt zu haben, nach seinen Siegen über Rußland den Gesetzgebenden Körper ganz aufzulösen, von dem er in Dresden zu Metternich sagte, er habe ihn geknebelt und diskreditiert und brauche nun nur noch den Schlüssel des Beratungssaales zu sich zu stecken. Er hatte damals ein neues Programm im Sinne. „Frankreich“, sagte er, „eignet sich weniger für die Form der Volksvertretung als viele andere Länder. Im Tribunat trieb man nur Revolution; ich habe Ordnung geschafft, hab' es aufgelöst. . . Übrigens will ich gar nicht die absolute Gewalt, will mehr als bloße Formen. Ich will etwas, was ganz und gar nur der Ordnung und dem Gemeinwohl dient. Ich werde den Senat und den Staatsrat neu organisieren. Der Erstere soll das Oberhaus, der Zweite die Deputiertenkammer ersetzen. Ich werde fortfahren, alle Senatoren zu ernennen, ein Drittel des Staatsrates durch Wahl aus dreifachen Listen hervorgehen lassen, die anderen zwei Drittel wähle ich selbst. Da wird dann das Budget gemacht, werden die Gesetze durchberaten. So werd' ich eine wirkliche Volksvertretung haben, denn sie wird nur aus erfahrenen Geschäftsleuten bestehen; kein Geschwätz der Ideologen, kein falsches Rauschgold mehr. Dann wird Frankreich auch unter einem untätigen Fürsten — denn es werden solche kommen — gut regiert werden, und die Art, wie man Fürsten zu erziehen pflegt, wird vollkommen ausreichen.“*) Die Rede sollte der bestimmten Absicht dienen, Metternich und mit ihm der ganzen Welt klarzumachen, daß sein Werk, das Empire, nicht bloß auf zwei Augen stehe, wie er vor einigen Jahren in einem Augenblick der Offenheit einem Österreicher gesagt hatte.**) Er werde schon dafür sorgen, daß es beständig bleibe, auch unter denjenigen Kaisern seiner Dynastie, denen Geist und Tatkraft nicht in dem hohen Maße

*) Metternich, Nachgelassene Papiere, I. 123.

**) Es war 1809 in Schönbrunn gewesen, wo er zu Bubna sprach: „All das kann dauern so lang ich lebe. Frankreich kann jenseits des Rheins nicht Krieg führen. Bonaparte konnte es; mit mir ist das zu Ende.“ (Gentz, Tagebücher, I. 198.)

wie ihm innewohnten. Gut. Daß er aber dabei das Heil allein von den Bureaukraten erwartete, ließ auch seinen Geist nicht grenzenlos erscheinen, der es nicht zu fassen vermochte, daß nur aus einem Zusammenwirken von Theorie und Praxis, nur dort, wo der Gedanke die Tat zu lenken und umgekehrt das Werk die Idee zu berichtigen vermag, ein gesundes Staatsleben sich entfaltet, während er mit der beabsichtigten Alleingeltung der praktischen Machtfaktoren in ein ebenso unfruchtbares Extrem verfiel wie die linkischen Rechtstheoretiker, die ihm in Frankreichs Regierung voraufgegangen waren. War denn, was er als Grundlagen des modernen Staates erkannte und mit seinen Heeren, seinen Beamten und Gesetzbüchern in der Welt verbreitete, nicht auch einmal der Traum solcher Ideologen gewesen, die er so bitter haßte? Er mochte noch so geringschätzig über sie urteilen, ohne sie und die Frucht ihres Denkens wäre sein Name vielleicht gar nicht auf die Nachwelt gekommen.

Aber diese Pläne des Imperators aus der Zeit seines höchsten Glanzes waren seitdem durch die Ereignisse unausführbar geworden. Er sperrte jetzt den Saal des Gesetzgebenden Körpers nicht ab, sondern eröffnete vielmehr selbst am 14. Februar 1813 dessen Sitzungen mit einer Rede, von der er wünschte, daß sie als eine Mitteilung an die Nation aufgefaßt und verbreitet würde. Dieser letzte Rest von Volksrepräsentanz war ihm jetzt ein ganz willkommenes Mittel der Verständigung. Er verwies auf den Minister des Innern, der den Beweis führen werde, daß zu keiner Zeit in Frankreich Handel und Gewerbe in solcher Blüte gestanden hätten wie zur Stunde, auf den Finanzminister, der Maßregeln empfehlen werde, die den großen Bedürfnissen Rechnung tragen sollen, ohne „seinen Völkern“ neue Lasten aufzubürden. Er schilderte den Verlauf des russischen Krieges in der bekannten Weise, nur daß hier zum ersten Male der „v o r z e i t i g eingetretenen Winterkälte“ Erwähnung geschah, die sich dann jahrzehntelang als ein wesentlicher Bestandteil der Napoleonlegende in der Geschichte zu erhalten gewußt hat. Außerdem sprach er vom Frieden mit dem Papste, von den Engländern, die Spanien wieder hatten räumen müssen, wo die „französische

Dynastie“ herrsche und auch weiterhin herrschen werde. Von der Haltung seiner Verbündeten sei er befriedigt, er werde keinen aufgeben und die Integrität ihrer Staaten aufrecht erhalten. Damit war gesagt: er will Polen, den Rheinbund und Italien, kurz die ganze Machtsphäre des verflossenen Jahres ungeschmälert festhalten und sichern. „Ich werde niemals“, hieß es wieder wie so oft schon, „einen anderen als einen ehrenvollen Frieden schließen, der den Interessen und der Größe meines Reiches entspricht: denn ein schlechter Friede würde uns alles verlieren heißen, auch die Hoffnung, und alles wäre in Frage gestellt, selbst die Wohlfahrt unserer Enkel.“*) So war nichts in seinem System geändert, just als ob nicht eben erst ein unglücklicher Krieg seine Kräfte um eine erprobte Armee von über 400.000 Mann gemindert hätte. Aber die Welt hatte ihn ja daran gewöhnt, Außerordentliches zu wollen, und für ihn war es schon des Opfers genug, daß er seine Absichten auf die Beherrschung des Erdkreises verschieben mußte, da die Kontinentalsperre nun nicht mehr durchzuführen war, England seinen Seehandel nach den Küsten des Baltischen Meeres, nach Cadix und der Levante ungehindert weiterbetrieb, und das indische Projekt in entlegenen Fernen verschwand. Er mußte erst wieder kämpfen und siegen,

---

*) Corresp. XXIV. 19.581. Bald nachher, am 25. Februar, erstattete Minister Montalivet in der Tat den versprochenen Rapport. Wir kennen diese Exposés von früher her als Mittel der imperialistischen Regierung, die öffentliche Meinung zu gewinnen. Als solche waren sie dann meist schön gefärbt. Vollends jetzt, wo sich der Kaiser in einer Zwangslage befand, wie nie zuvor, wo er flüchtig und ohne Armee heimgekehrt war, während er sonst immer als Sieger auftrat. Wenn nun in dem Berichte u. a. gesagt wird, daß der mittlere Ertrag der Bodenkultur unter dem Kaiserreich um ein Zehntel gewachsen sei und auf fünf Milliarden Franken geschätzt werde, daß die Wertsteigerung durch Verarbeitung der Rohprodukte 1300 Millionen betrage, daß die Handelsbilanz eine Aktivpost von 126 Millionen gegen 75 im Jahre 1789 aufweise, daß die neue Rübenzuckerindustrie Ware für 90 Millionen Franken erzeuge, so kann man diese Ziffern heute noch nicht genau genug prüfen. Sollte aber Montalivets Behauptung, das Empire verfüge bereits über eine Million Soldaten und 100.000 Matrosen, als Maßstab angenommen werden, so waren auch seine sonstigen Darlegungen gar sehr übertrieben.

unerhört siegen, um den Faden dort anzuknüpfen, wo er abgerissen war.

Wenn nun Napoleon von den Franzosen nochmals die Ausrüstung zu einem neuen Waffengang erlangte, so entstand daneben die Frage: ob er wohl auch noch weiterhin über die Streitkräfte all seiner Verbündeten werde verfügen können wie im letzten Feldzug?

Am 18. Januar 1813 hatte er an die Fürsten des Rheinbundes geschrieben und sie zur Stellung neuer Kontingente aufgefordert. Um ihnen Mut zu machen, behauptete er, die Russen hätten sich schlecht geschlagen und nur die Kosaken sich in ihrer Art, den Krieg zu führen, tüchtig gezeigt. Die Große Armee in Deutschland, mit dem Korps von Schwarzenberg, betrage noch immer 200.000 Mann (!), die er bis zum März durch die Nationalgarden, neue Aushebungen und Zuzüge aus Italien auf eine Höhe bringen werde, die ihn jede weitere Hilfe von seiten „seiner Völker“ entraten lassen könnte, wenn nicht — Yorck mit 20.000 Preußen abgefallen wäre. Dadurch sei die Armee genötigt worden (man merke wohl: eine Armee von 200.000 Mann), sich vor den Russen (die so schlecht fochten) hinter die Weichsel zurückzuziehen, und so sei der Krieg in die Nähe Deutschlands gerückt. Zwar wäre er mit allen Kräften bereit, die Grenzen des Rheinbundes zu verteidigen, aber die Bundesstaaten müßten doch auch die Notwendigkeit empfinden, sich dabei entsprechend zu betätigen.*)

Auf diesen Appell lautete die Antwort durchaus befriedigend, wenn auch die Beteiligung an den Rüstungen, je nach der Entfernung von Frankreich, eine geringere wurde und die Stimmung in den Bevölkerungen allenthalben erbittert genug klang. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin war der einzige der Rheinbundfürsten, der offen von Napoleon abfiel. Alle anderen blieben treu. Am gefügigsten zeigte sich, weit ge-

---

*) S. Corresp. XXIV. 19.462 und den etwas erweiterten Brief an den König von Württemberg bei Schloßberger, Politische und militärische Korrespondenz König Friedrichs I. und Napoleons, S. 258 ff.

fügiger als des Kaisers eigener Bruder Jérôme, der Großherzog von Frankfurt, der sofort eifrigst zwei Bataillone zu rüsten begann, um Napoleon „Gelegenheit zu neuem Ruhme zu geben“. Eine drückende Akzise lieferte ihm die nötigen Geldmittel. Üble Stimmung in Hanau, wo man sich, wie in Frankfurt, an Yorcks Tat erfreut hatte, wurde mit Entwaffnung der Bürger und Wegführung einiger derselben nach Mainz bestraft. Der König von Württemberg, dessen Armeekorps von 14.000 Mann auf 173 Offiziere und 143 Bewaffnete zusammengeschwunden war, bezeugte zwar dem französischen Gesandten seine Ungnade und meinte, die Rheinbundsakte verpflichtete die Mitglieder nur so lange, als Napoleon sich tatsächlich als „Protektor“ zu bewähren imstande sei. Aber als die Rüstungen in Frankreich diesem Argument den Boden entzogen, eilte er zu versichern, daß er sogleich, nachdem ihm das 29. Bulletin bekannt geworden sei, sich damit beschäftigt habe, sein Bundeskontingent wiederherzustellen. Jérôme von Westfalen klagte dem Bruder aufs neue seines Staates Geldnot — für sich selbst hatte er 19 Millionen in Frankreich angelegt — verstand sich jedoch auf Napoleons kategorische Zurechtweisung dazu, neben den 20.000 Mann seines Pflichtteils noch Magdeburg mit Lebensmitteln für 15.000 zu versehen. Da kein Geld vorhanden war, wurde schlechtweg requiriert. Bayern, das nicht weniger als 28.000 Mann verloren hatte, mußte ein ganz neues Heer schaffen, was nur möglich wurde, wenn man im Jahre 1813 mehrmals konskribierte. Solche Opfer erschienen in München zu hoch, und man überlegte einen Augenblick, ob man sich nicht neutral halten sollte, ließ sich aber schließlich doch auch von den gewaltigen Rüstungen Napoleons einschüchtern und gab zunächst eine Division ab. Der Rest des Kontingents wurde in einem Lager bei München unter Wrede gesammelt, der in der Erinnerung an seinerzeit in Paris von Napoleon und jüngsthin von dessen Marschällen erfahrene üble Behandlung zur antifranzösischen Partei des Kronprinzen Ludwig abgeschwenkt war. Noch mehr als der bayrische Hof geriet der sächsische ins Schwanken, da er Polen in die Hände der Russen geraten und bald auch sein Land von einer russischen Invasion bedroht

sah. Seine Politik wird ganz von der Haltung seiner beiden deutschen Nachbarn abhängen, von Österreich und Preußen.*)

Und damit ist die Hauptfrage berührt: ob die beiden deutschen Großmächte die Allianz mit Frankreich aufrecht erhalten werden oder nicht? Von ihrer Beantwortung hing in der nächsten Zeit alles ab.

Früher noch als an den Rheinbund hatte sich Napoleon an die Höfe von Wien und Berlin mit dem Ansinnen gewendet, ihre Kontingente zu verstärken. Darauf erfolgte der Abfall Yorcks. War das zugleich die Anwort Friedrich Wilhelms III.? Napoleon, mißtrauisch wie immer, hatte dies vermutet, gab aber dann doch den Versicherungen des preußischen Gesandten und des Fürsten Hatzfeld, der, um zu beschwichtigen, nach Paris gesendet worden war, Raum, daß der König dem Schritte fernstehe. Diese Versicherungen entsprachen nicht völlig der Wahrheit. Zwar hatte man am preußischen Hofe während des Feldzuges nur französische Siege für möglich, ein Scheitern der Expedition für ausgeschlossen gehalten und sich darauf eingerichtet. War doch die Abneigung gegen das, was man die „russische Präponderanz" nannte, in Berlin fast ebenso groß wie die Lust, das französische Joch los zu werden. Denn das im Jahre 1807 verlorene Stück Polen nahm jetzt wahrscheinlich Rußland für sich in Anspruch. Und gerade an Polen hatte Hardenberg in der letzten Zeit eifrig gedacht, ja sogar gemeint, Napoleon könnte Friedrich Wilhelm dieses Königreich verleihen, was dann einen starken Wall gegen Osten abgäbe. Aber

*) Über das Vertrauen der Rheinbundfürsten, insbesondere der süddeutschen, zu Österreich für den Fall, daß das Schicksal weiterhin sich für französische oder russische Erfolge entschied, vgl. Luckwaldt, Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges von 1813, S. 207 ff. Die Furcht vor der russischen Vorherrschaft in Europa war übrigens an den kleinen deutschen Höfen nicht geringer, eher größer, als der Widerwille gegen den französischen Druck. Saint-Aignan, der Vertreter Frankreichs an den sächsischen Herzogshöfen, schreibt gelegentlich über Karl August von Weimar: „Er liebt nicht die Russen", und von der Herzogin, im Jänner 1813, sie habe sich geäußert: „Ich wünsche wahrhaftig nicht, daß ganz Europa Napoleon zu Füßen liege und daß er Rußland niederwerfe; aber ich wünsche auch die Russen nicht als Beherrscher Deutschlands." Fischer, Goethe und Napoleon, S. 197.

das alles setzte französische Siege und den Niederbruch Rußlands voraus. Wie wenn nun doch das Gegenteil eintrat? Es ist das historische Verdienst des Flügeladjutanten Ludwig von Wrangel, dem König die notwendige Vorsorge auch für diesen, aller Welt unmöglich scheinenden Fall nahegelegt und erwirkt zu haben, daß er im August heimlich, ohne Vorwissen Hardenbergs, mit dem mündlichen Auftrag zu dem preußischen Hilfskorps gesandt wurde: dessen Befehlshaber solle sich, wenn die Franzosen über die russische Grenze zurückgedrängt und von den Feinden verfolgt würden, von Jenen zu trennen suchen, nach Graudenz zurückgehen und den Eintritt in diese Festung beiden streitenden Teilen verwehren.*) Nun, wo das Unglaubliche Ereignis geworden war, hat Yorck zwar nicht sein Korps nach Graudenz zurückgeführt, was durch den Voranmarsch Macdonalds und die Wahrscheinlichkeit, wenn man weiter ging, die Artillerie und den Train einzubüßen, unmöglich gemacht war, er hat auch nicht, was dem König vorteilhafter geschienen hätte, da man dann aufs neue hätte rüsten dürfen, kapituliert, aber er hat doch jene Instruktion aus dem August in ihrem wesentlichsten Teile erfüllt, d. i. Preußens Korps für eine selbständigere Aktion wehrhaft erhalten. Freilich appellierte eine Neutralitätskonvention — und das war ja wohl auch die Absicht der Russen, als sie sie vorschlugen — an den politischen Entschluß des Königs, und der war jetzt, umgeben von Franzosen, nicht leicht zu fassen. Friedrich Wilhelm war am ehesten geneigt, sich mit Österreich, wo ebenfalls keine russenfreundliche Tendenz vorwaltete, über

---

*) S. Thimme, König Friedrich Wilhelm III., sein Anteil an der Konvention von Tauroggen und an der Reform von 1807—1812 (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, XVIII, 1905) wo die entsprechende Stelle aus Wrangels Tagebuch mitgeteilt und ihre Wahrhaftigkeit durch eine sorgsame Kritik erhärtet ist. Was die Angaben des Tagebuchs aufs wesentlichste unterstützt, ist eine spätere Eingabe Wrangels an den Kronprinzen aus dem Jahre 1838, mit der er, um sich zu empfehlen, auf jenen Dienst vor sechsundzwanzig Jahren hinweist, dessen Tatsächlichkeit leicht durch den König, der noch lebte, zu konstatieren war. (Siehe Thimme im XIII. Band der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, S. 251 f.)

eine Mittelstellung zu verständigen, und ein Vertrauter des Königs, Knesebeck, begab sich deshalb nach Wien. Da traf Mitte Januar auf weiten Wegen der Antrag des Zaren ein, man möge sich von Frankreich trennen und ihm anschließen, er wolle Preußen wieder in den Besitz seiner verlorenen Provinzen in Deutschland bringen oder für anderweitigen Ersatz, etwa durch Sachsen, sorgen; würde jedoch der König bei seinem Bunde mit Napoleon beharren, so müßte er sich als berechtigt ansehen, zu einer künftigen Teilung des preußischen Landes mitzuwirken.*)

Das war keine leere Drohung. In Alexanders Abmachungen mit Bernadotte zu Åbo war von der Annexion Ostpreußens bis zur Weichsel die Rede gewesen, die der Kronprinz von Schweden gleichsam zum Dank für das versprochene Norwegen zugestand. Und jetzt noch hielt eine starke Partei in der Umgebung des Zaren daran fest, man solle auf die Bedingung der Weichselgrenze hin Frieden mit Napoleon machen. Diese Partei — Kutusow, die meisten Generale und Rumjantzow gehörten zu ihr — drang aber nicht durch. Alexander gab vielmehr einer anderen Auffassung Raum, die ein junger Diplomat, Nesselrode, mit Glück vertrat. Rußland tue ein langer und sicherer Friede not, meinte der; ein solcher sei nur zu gewinnen, wenn durch entscheidende Siege über Frankreich dessen Übergewicht endgültig zerstört und das alte Gleichgewicht der Mächte wiederhergestellt werde. Zu solchem Unternehmen sei Rußland allein nicht imstande und bedürfe der Unterstützung der Mittelmächte. Dann wäre es möglich, der Herrschaft Napoleons so viel Land als möglich zu entziehen, Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückzudrängen.**) Diese Ansicht begegnete sich mit der, die Stein in einer Denkschrift vom 17. November dem Zaren vorgetragen hatte: daß Rußland sich nicht weiter auf die Verteidigung beschränken, sondern den Krieg noch im Winter, ver-

*) Boyen, mit dem Alexander im November in diesem Sinne gesprochen hatte, brachte seine Worte auf Umwegen an den König. Siehe Meinecke, Boyen I. 251 ff. Alexanders Beglaubigungsschreiben bei Bailleu, Briefwechsel, S. 240.

**) Sbornik, XXXI. 298 f

stärkt durch Österreich und Preußen, in Deutschland fortsetzen solle, damit Alexander der Wohltäter und Pazifikator Europas werde, wie er der Retter seines Reichs geworden sei.*) Im Sinne dieser Erwägungen erfolgte dann noch im Dezember der Befehl an Kutusow, die Landesgrenze zu überschreiten, erfolgten Eröffnungen an Preußen und Österreich. In der an den Berliner Hof verzichtete zwar der Zar auf das ostpreußische Land, tat es aber nicht auf die Erwerbung des Herzogtums Warschau, in dessen Gebiet er eben einrückte. Der Grund war, daß er nun wieder, wie im Jahre 1811, eifrig das Projekt eines einigen Polens unter seiner Herrschaft, d. i. in Personalunion mit Rußland, erwog. Nur die Rücksicht auf die öffentliche Meinung daheim, die den Polen abträglich sei, und die andere auf Österreich und Preußen, die nichts davon erfahren dürften, weil sie sich sonst sofort Napoleon in die Arme würfen, hinderten ihn, damit schon jetzt hervorzutreten, schreibt er am 13. Januar 1813 an Czartoryski. Diese Politik mußte aber notwendig eine Verständigung mit Friedrich Wilhelm III. erschweren, und es kam nun ganz besonders darauf an, ob Knesebeck in Wien fand, was er suchte: die Bereitwilligkeit zu einer gemeinsamen bewaffneten Vermittlung, um einerseits die Schwächung Frankreichs auszunützen und anderseits einem drohenden Übergewicht Rußlands vorzubeugen.

Nirgend war man mehr erstaunt über den Ausgang des russischen Feldzugs als am Hofe Franz I. Noch im Oktober hatte Metternich, der es nach Abschluß der französisch-preußischen Allianz passend gefunden hatte, Hardenberg näherzutreten, diesem vertraulich geschrieben, er halte nach der Art, wie die Russen den Krieg führten, die europäische Existenz ihres Staates für verloren, und da man auch in England die Notwendigkeit des Friedens fühle, beabsichtige er eine allgemeine Pazifikation in Anregung zu bringen. Das war in der Tat sein Vorhaben, womit er der Gefahr eines Separatfriedens zwischen Rußland und Frankreich begegnen wollte. Er trat aber doch erst dann ernstlich mit seiner Absicht hervor, als, nach dem Einlangen der Berichte vom Rückzug

*) Pertz, Steins Leben III. 212 ff.; Lehmann, Stein, III. 198 f.

der Großen Armee, auch er Napoleons Zug für gescheitert halten mußte und sich für Österreich die Aussicht eröffnete, aus der bisherigen Untertänigkeit zu einer würdigeren unabhängigen Stellung emporzukommen. Dazu sollte die Rolle des Friedensstifters dienen. Um sie nun aber mit Anstand spielen zu können, meinte der Minister die geringen Kräfte des verarmten Donaustaates möglichst schonen zu müssen, was übrigens schon während des ganzen Feldzugs sein Bestreben gewesen war. Denn schon im April 1812 hatte er dem russischen Botschafter Stackelberg in Wien den ostensiblen Teil des Allianzvertrags mit Frankreich unter der Versicherung mitgeteilt, Österreich werde sein Hilfskorps gewiß nicht über 30.000 Mann erhöhen, sonst aber nur zu seiner Verteidigung rüsten, worauf Rußland, dem die Sicherheit von der österreichischen Grenze her ebenso willkommen war, wie den Österreichern die von der russischen, mit der Bereitwilligkeit geantwortet hatte, im Falle seines Sieges den Interessen des Wiener Hofes nicht entgegenhandeln zu wollen. So war es zu einer Art ungeschriebener Konvention zwischen den zwei erklärten Feinden gekommen, und die politischen Beziehungen unter ihnen wurden nur äußerlich abgebrochen. An ein Einverständnis, das seine Spitze gegen Napoleon kehrte, ist dabei nicht entfernt und um so weniger zu denken, als man in Wien doch noch lieber die Oberherrschaft Frankreichs ertrug, die man mit der Lebensdauer des genialen Kaisers für zeitlich begrenzt hielt, als daß man einer anhaltenden russischen Vorherrschaft in Europa die Bahn ebnete, die Galizien, das Napoleon ausdrücklich garantiert hatte, sicher auch in ihren politischen Kalkül zog. Immerhin gewann Österreich durch dieses Verhalten die Möglichkeit, sich zu stärken und im Osten ein Reservekorps von 30—40.000 Mann aufzustellen, ohne von russischer Seite gestört zu werden. Den Krieg gegen Rußland hat es darum keineswegs, wie gesagt worden ist, als bloßen Scheinkrieg geführt, sondern eben nur wie eine Macht, die ihr bißchen Streitkraft zu Rate hält, weil sie unbedingt muß. Wenn jetzt aber, nach dem Feldzuge, Napoleon von seinem Schwiegervater forderte, er solle sein Hilfskorps, das mit den Sachsen und einer französischen Division unter Reynier

nach Warschau zurückgegangen war, verdoppeln, damit es die Russen beschäftige, während er neue Armeen aushob, so war dies so gänzlich den Wiener Absichten entgegen, daß keine zustimmende Antwort erfolgen konnte. Nur durfte auch die Ablehnung nicht schroff und ohne weiteres ausgesprochen werden, um nicht Mißtrauen zu erwecken. Was war zu tun?

Metternich, der bisher geheimen Sendboten Rußlands kein Gehör gewährt hatte und sicher war — und nicht er allein — Napoleon werde bald ein neues Heer befehligen, fand eine Auskunft darin, daß er jetzt seine Pazifikationsidee erst recht vornahm und durch einen besonderen Abgesandten, den General Bubna, in Paris versichern ließ, nur ein allgemeiner Friede auf breiter Basis könne die Wunden des letzten Feldzuges heilen und die neue französische Dynastie befestigen. Zugleich ließ er in London zum Frieden raten. Der Franzosenkaiser lehnte die unbewaffnete österreichische Intervention nicht ab, aber seine Eröffnungen an Bubna gewährten ihr wenig Aussicht auf Erfolg: Spanien werde im Besitze seiner Familie bleiben, nur seine Truppen sollten es räumen, und auch nur dann, wenn die Briten Sizilien verlassen wollten, Murat behalte Neapel, keines der durch Senatsbeschlüsse mit Frankreich vereinigten Länder (Piemont, Rom, Toskana, Holland, Wallis, das Hansegebiet, Oldenburg, Parma, Elba, Lauenburg) werde er aufgeben, vom Herzogtum Warschau nicht ein Dorf. Dagegen könnten allerdings in Illyrien mit Dalmatien, in Korfu, kurz in Ländern, die nicht verfassungsmäßig dem Empire einverleibt seien, Kompensationsobjekte gefunden werden. Nach Rußland hin mochte Österreich geltend machen, daß er bereit wäre, die Integrität von Russisch-Polen zuzugestehen und die Verpflichtungen der Tilsiter Allianz — Abschließung gegen England — fallen zu lassen. Da er aber die österreichische Vermittlung, namentlich bei den Briten, für aussichtslos halte, so sei es doch vor allem wünschenswert, daß Franz I. sein Hilfskorps verdoppele; er wolle für Subsidien sorgen. Er lebte eben ganz in der Erneuerung des Krieges. Für den wollte er der Mitwirkung der Donaumacht sicher sein. Da störte es ihn, daß ihm aus Wien berichtet wurde, es sei Metternich, als er vom Zusammenbruch der großen

Armee hörte, dem Gesandten Otto gegenüber das Wort entschlüpft, Österreich würde, wenn es nur sein System änderte, fünfzig Millionen Seelen — Deutschland und Italien — zum Gefolge haben. Dem mußte entgegengearbeitet werden. Etwa indem man die dynastische Verbindung zu höherer politischer Geltung brachte? Napoleon denkt daran und läßt Anfang Januar Denkschriften darüber ausarbeiten, ob nicht Marie Luise und ihr Sohn zu krönen wären und ob man nicht Jener unter Umständen die Regentschaft übertragen sollte. Maret schreibt es an Otto nach Wien, die Krönung der Kaiserin werde wahrscheinlich im Laufe des Februar vor sich gehen, Franz I. möge nur seiner Tochter die Aufrechthaltung der Allianz feierlich gewährleisten.*) Aber in Wien legte man auf diese Dinge wenig Wert. Kaum hatte man dort die Sicherheit, daß es Napoleon nur darum zu tun war, sich seine verlorene Geltung wieder zu erkämpfen, so richtete Metternich all sein Trachten bloß noch dahin, den Lärm der Waffen von Österreich fernzuhalten und sich unterdes für alle Fälle zu rüsten: er lehnte die Forderung Napoleons auf Verdoppelung des Hilfskorps ab, ohne jedoch auf die Seite seiner Gegner zu treten. Er verschanzte sich zunächst hinter seine Rolle als Friedensprediger, vermied es aber sorgfältig, als Friedensvermittler mit bestimmten Bedingungen, die er hätte verteidigen müssen, aufzutreten, wozu man finanziell und militärisch noch lange nicht in der Lage war. Er ermutigte zwar Hardenberg zur offenen Parteinahme für Rußland, weil dadurch der Krieg bestimmt im Norden blieb und der Zar und Napoleon voraussichtlich zu größerer Mäßigung bewogen wurden, unterließ es aber, sich für den Heimfall des Herzogtums Warschau an Preußen bei Rußland zu exponieren. Daran scheiterte die Mission Knesebecks. Sie hatte nur den einen Erfolg, daß der Kaiser dem Abgesandten sein Wort gab, die in Mähren und Schlesien zu sammelnde Truppenmacht würde niemals gegen Preußen gebraucht werden. Was jetzt und noch später ein weiteres Hervortreten Österreichs erschwerte, war auch hier, neben der Schwierigkeit, ein mit schönen Hoffnungen dekoriertes

*) Sorel, VII. 45.

System plötzlich zu ändern, der Umstand, daß man der Politik des Zaren mit sehr wenig Vertrauen begegnete. Ein Schreiben Alexanders I. vom 29. Dezember 1812, das Franz I. aufforderte, die alten habsburgischen Provinzen, d. i. namentlich Tirol und Italien, zu besetzen, man wolle alle Kräfte aufbieten, Österreich wieder dazu zu verhelfen, wurde nicht zustimmend beantwortet, denn Metternich sah genau, daß es dem Nachbar dabei nur darum zu tun war, die österreichischen Truppen aus ihrer störenden Flankenstellung in entferntere Gegenden zu verlegen und den Wiener Hof durch eine rasche Tat Napoleon gegenüber unwiderruflich zu kompromittieren. Und bald wird man auch für Alexanders erneuerte Absicht auf Polen unwiderlegliche Beweise in Händen halten. Nur um jede Kollision zu vermeiden, ließ Franz das Hilfskorps nicht, wie es der Vizekönig Eugen verlangte, von Warschau nach Kalisch gehen, wo es mit den nachrückenden Russen handgemein werden mußte, sondern Schwarzenberg einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit vierzehntägiger Kündigung abschließen (30. Januar 1813) und die Truppen nach Krakau zurückziehen, „um sie für den kommenden Feldzug zu schonen", wie in Paris versichert wurde. Das war noch nicht der Abfall von Napoleon, wohl aber „der erste Schritt dazu"; so nannte es der Franzosenkaiser selbst. Der erkannte sofort alle Nachteile dieser Maßregel, die Eugen, seines Stützpunktes rechter Hand beraubt, zwingen mußte, von der Weichsel zur Oder zurückzuweichen. Die Russen gewannen freie Bahn vorwärtszugehen und schlugen am 13. Februar bei Kalisch das nunmehr vereinzelte Korps Reynier, das sich, arg zugerichtet, nach Glogau flüchtete.

Ihr Vorrücken drückte aber wieder auf ihre Verhandlungen mit Preußen und mußte sie zu einem Abschluß bringen. Friedrich Wilhelm III. war durch die exklusiv österreichische Politik, die Metternich verfolgte, empfindlich berührt. Er war noch immer derselbe, als den wir ihn in den Krisen von 1809 und 1811 kennen lernten; auch jetzt noch lebte er der (nicht eben grundlosen) Überzeugung, daß Napoleon nur durch ein Zusammengehen von Rußland, Preußen und Österreich zu besiegen sei, und nicht ohne Widerstreben entschloß er sich

deshalb zu Separatunterhandlungen mit Alexander. Aber er entschloß sich dazu. Er hatte wohl Yorck desavouiert, ihn in einer öffentlichen Kundgebung als seiner Stelle entsetzt und dem Kriegsgericht verfallen erklärt — dann aber doch nichts davon ausgeführt, sondern vielmehr insgeheim durch denselben Boten, der dem General seine Absetzung ankündigen sollte, dem Zaren ein Bündnis in Aussicht stellen lassen, wenn er ihn durch rasches Vorrücken an die Weichsel gegen Napoleon schützen und seine polnischen Pläne einschränken, d. h. ihm Danzig und den ehemals preußischen Teil des Herzogtums Warschau überlassen wolle. Als Alexander hierauf beruhigend antwortete — er hatte freilich kurz vorher jenen Brief an Czartoryski geschrieben! — begab sich der König von Potsdam nach Breslau, um aus der Nähe der Franzosen, die Berlin besetzt hielten, fortzukommen (22. Januar 1813). Dem Franzosenkaiser hatte man vorsichtig bereits durch Hatzfeld von der Absicht des Hofes, nach Schlesien zu gehen, Nachricht gegeben; natürlich sollte es nur geschehen, um den heranrückenden Russen auszuweichen oder, wie Hardenberg in seinem Tagebuch die Ausrede stilisiert: „um nicht zwischen Russen und Franzosen kompromittiert zu sein". Auch hatte Hatzfeld darauf vorzubereiten, daß man in Verhandlungen mit Rußland die Neutralität jenes Teiles von Schlesien zu erreichen hoffe, der im Bündnisvertrag mit Frankreich als für fremde Truppen unpassierbar erklärt worden war, „was ganz und gar den Willensmeinungen des Kaisers Napoleon entsprechen dürfte".*) Es entsprach ihnen natürlich ganz und gar nicht; aber ehe noch der mißbilligende Bescheid eingelangt war, hatte man, dem französischen Machtbereich entronnen, den diplomatischen Verkehr mit Rußland bereits eingeleitet. Dabei hielt man Napoleon immer noch den Weg offen, sich durch Bezahlung einer infolge der letzten großen Armeelieferungen aufgelaufenen Schuld von 90 Millionen Franken oder durch feste Territorialversprechungen die Verbindung mit Preußen zu sichern. Napoleon tat aber weder dies noch jenes;

*) Siehe den Brief des Königs an Hatzfeld vom 8. Jänner 1813 bei Oncken, Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris, Deutsche Revue, 1899. II. 49.

er begnügte sich, dem preußischen Gesandten ganz obenhin von Teilen des Herzogtums Warschau und des Königreichs Westfalen zu sprechen, ohne sich im Geringsten zu binden, wies den Schuldanspruch an seinen Minister, der weiter kein Wort darüber verlor, und versicherte, Requisitionen in Preußen verboten zu haben, während er zu derselben Zeit Eugen und die Kommandanten der Oderfestungen dazu geradezu aufforderte. Natürlich erleichterte er Alexander damit seine Werbung. An dem Tage, da der betreffende Bericht des Gesandten aus Paris in Breslau eintraf, bewog Hardenberg, der bereits für Rußland gestimmt war, den König, eine Rüstungskommission einzusetzen, zu der Scharnhorst beigezogen wurde (28. Januar). Am 12. Februar wurden dann die Linientruppen in Schlesien und Pommern mobil gemacht, um gegen einen möglichen Überfall durch die Franzosen, etwa von Berlin her, wo eine Division unter Grenier stationierte, gesichert zu sein, und Knesebeck, den man von Wien abberufen hatte, ward zu Alexander gesandt, um über einen Bundesvertrag zu unterhandeln. Freilich war des Königs Absicht dabei zunächst nur, durch den Rückhalt an Rußland gesichert, Napoleon einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der die französischen Truppen links von der Elbe, die russischen rechts von der Weichsel halten und die Einleitung zu einem Frieden, etwa auf der Basis von Lünéville oder Amiens, bilden sollte. Einen Vernichtungskrieg gegen Napoleon zu führen, war vorerst durchaus nicht sein Wille.

Das war aber der Wille seines Volkes. Und wenn dieses auch im Jahre 1809 noch nicht stark genug gewesen war, den König mit sich fortzureißen, jetzt sollte es gelingen. In Denkschriften, Petitionen und Adressen, in Zuschriften ergebener Generale ward es dem Monarchen nahe gelegt, daß jeder Preuße den Krieg gegen Frankreich, dessen Druck man so tief und schmerzlich empfunden habe, als einen heiligen ansehe. Und wie ernst es der Bevölkerung damit war, sah man, als die Rüstungskommission am 3. Februar die Wohlhabenden und Intelligenten aufforderte, als freiwillige Jäger ins Heer einzutreten, und einige Tage nachher für das Alter vom 17. bis zum 24. Jahre jede Ausnahme von der Dienstpflicht aufhob

und damit für die Dauer des Krieges allgemeine Wehrpflicht verkündete. Da zogen sie in hellen Scharen herbei, von Begeisterung und Kampfeslust durchglüht, und griffen gierig nach den Waffen, die man ihnen reichte, während Andre, die nicht mitfochten, fast ihre letzte Habe opferten, nur um die Franzosen zu bekämpfen — gewiß zu keinem anderen Zweck, der König mochte beschließen was er wollte. Es war ein revolutionärer Drang im preußischen Volke, wie damals, als vor vier Jahren Friedrich Wilhelm zauderte, nur noch stärker.*) Dazu kam, daß man sich nicht bloß als Preußen, sondern voraus als Deutsche fühlte und sich, wie die Österreicher im Jahre 1809, als „Nation konstituierte", während der König und seine nächsten Vertrauten — Ancillon, Knesebeck u. A. — auf dem Boden des territorialen Partikularismus verharrten. Diese deutschnationale Bewegung im Volke kam aber dem Zaren insofern zu statten, als sie auf den Besitz polnischen Landes unendlich viel weniger Gewicht legte als die Berliner Regierungspolitik, und Alexander brauchte sie nur wirksam zu unterstützen, um für seine heimlichen Pläne auf Warschau Raum zu bekommen. Er hatte deshalb Stein mit Vollmacht nach Königsberg gesandt, damit er dort die Landstände einberufe und sie zu Geldgaben und Rüstungen vermöge, denselben Stein, der als das Haupt der nationalen Partei galt, die über die Grenzen der deutschen Staaten hinweg nur ein einiges Deutschland erblickte. „Ich habe nur ein Vaterland," hatte er im Dezember 1812 geschrieben, „das heißt Deutschland; mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung

*) Siehe Band II. S. 282. Man vergleiche mit den dort zitierten Worten des preußischen Ministers die des englischen Agenten Ompteda in einem Schreiben vom 20. Februar 1813: „Der König, der das Unglück hat, nicht an die Kräfte des patriotischen Eifers zu glauben, ist nicht mehr imstande, des Enthusiasmus Herr zu werden, der sich aller Geister bemächtigt und in wahrhaft ehrenwerter Weise zutage tritt. Weigert sich der König, die ihm von seinen Untertanen dargebotenen Mittel im Sinne der Nation zu gebrauchen, oder zaudert er auch nur, sich den Bemühungen Rußlands um die Wiederherstellung der preußischen Monarchie anzuschließen, so halte ich die Revolution für unausbleiblich und die Armee dürfte das Signal geben." (Ompteda, Nachlaß, III. 25.)

vollkommen gleichgültig.“ In Königsberg erreichte er seinen Zweck vollauf. Der Landtag genehmigte mit Freuden Yorcks Forderungen in betreff der Komplettierung seines Korps und ein von Clausewitz entworfenes Landwehrgesetz, im ganzen die Stellung von ungefähr 40.000 Mann, und öffnete die ostpreußischen Seehäfen — alles ganz unabhängig vom Hofe und so, als ob der König dieses Landes bereits endgültig die russische Partei ergriffen hätte.

Das war aber doch noch lange nicht der Fall. Vielmehr gerieten die Unterhandlungen zwischen Knesebeck und Alexander in Kalisch ins Stocken, weil der Preuße, hartnäckiger als seine Instruktion es vorschrieb, die Rückgabe der früheren Besitzungen Preußens in Polen vertrat, wovon der Zar nichts wissen wollte. Erst als Dieser, auf den Vorschlag Steins, über den unbequemen Unterhändler hinweg in Breslau selbst einen Vertrag vorlegen ließ, kam es dort unter dem Eindruck der immer wachsenden Bewegung in Volk und Armee am 27. Februar zum Abschluß. Am nächsten Tage wurde das Abkommen auch in Kalisch unterzeichnet. Man verbündete sich zu Schutz und Trutz zum Zweck der Befreiung Europas und zunächst der Restauration Preußens in seiner Macht vor 1806. Dazu wird der Zar 150.000, der König 80.000 Mann, wenn möglich auch mehr stellen. Rußland garantiert seinem Alliierten den Besitz Altpreußens, Friedrich Wilhelm gibt seine ehemalige polnische Provinz (Herzogtum Warschau) auf und begnügt sich mit einem Landstrich, der Ostpreußen mit Schlesien verbindet. Beide Mächte werden dahin trachten, Österreich für ihre Sache zu gewinnen, und Rußland wird Preußens Bemühungen um englische Subsidien unterstützen. Zur Herstellung der alten Macht des Hohenzollernstaates bestimmt ein geheimer Artikel Eroberungen in Norddeutschland — Hannover um Englands willen ausgenommen — und zwar solche, die das Gebiet der preußischen Krone zugleich abrunden sollen. Im Artikel III verpflichtete sich der König, seine Streitkräfte durch das Aufgebot einer Landwehr zu vermehren, und am 17. März 1813 erschien das entsprechende Edikt, begleitet von einem markigen Aufruf „An mein Volk“ zum Befreiungskrieg von dem so lange erduldeten Druck fremder Willkür. An demselben Tage

kündigte Hardenberg dem französischen Gesandten Saint-Marsan die Allianz, und am 27. überreichte Krusemarck in Paris dem Minister Maret Preußens Kriegserklärung.

So hatte in Breslau die Nationalpartei über die Territorialpartei den Sieg davongetragen, und bald kam die nationale Tendenz der russisch-preußischen Verbindung in einem zweiten Übereinkommen vom 19. März 1813 zum Ausdruck. In einer Proklamation an alle Deutschen des Rheinbundes wollte man die Befreiung Deutschlands vom herrschenden Einfluß Frankreichs als Zweck hinstellen, zu dem Alle mitzuwirken hätten; jeder Fürst, der nicht innerhalb einer bestimmten Frist dem Aufruf entsprochen haben würde, sollte mit dem Verluste seiner Staaten bedroht werden. Wenig Tage darauf ward der vereinbarte Aufruf Kutusows, des Befehlshabers der alliierten Armeen, „An die Deutschen" veröffentlicht, worin im Namen der beiden Monarchen die Drohung gegen jene Fürsten noch deutlicher ausgedrückt war, „welche der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben wollen"; sie seien „reif zur Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen". In einem dritten Abkommen vom 4. April einigte man sich über eine Zentralverwaltungskommission von vier Bevollmächtigten Preußens und Rußlands. Stein war, von russischer Seite, dabei und bald die leitende Kraft der neuen Behörde, die in den besetzten Gebieten Norddeutschlands, mit Ausnahme der hannoverischen und ehedem preußischen Provinzen, die Administration auszuüben, zu requirieren, eine Landwehr auszuheben hatte.*) Dabei war es vor allem auf Sachsen abgesehen, wohin sich der Vizekönig von der Oder weg über Berlin begeben hatte, um es aber noch im März, auf besonderen Befehl Napoleons, vor den Russen zu räumen und eine feste Stellung bei Magdeburg zu beziehen. Alexander hatte sich, um von Warschau abzulenken, zu Knesebeck, wie schon früher zu Boyen, geäußert, zu Preußens Vergrößerung wäre eben Sachsen, anstatt des polnischen Gebietes, besonders geeignet, was auf Friedrich Wilhelm

*) Siehe die Breslau-Kalischer Verträge bei Martens VII. 62 ff. und darüber Lehmann, Stein III. 264 ff.

genug Eindruck machte, um auf die warschauische Provinz weniger Gewicht als bisher zu legen. König Friedrich August war vor den heranrückenden Kosaken mit zwei Reiterregimentern fort nach Plauen und dann nach Regensburg gezogen, und sein Minister Senfft meinte den Staat am besten aus der Affaire ziehen zu können, wenn er die sächsischen Truppen in Torgau sowohl den Franzosen als den Verbündeten vorenthielt und heimlich ein Bündnis mit Österreich verabredete, das die Integrität des „erbländischen" Besitzes und für Warschau, wenn es abgetreten werden mußte, eine Entschädigung zugestand, wogegen Sachsen mit 30.000 Mann die Friedenswerbung des Kaisers Franz unterstützen wollte (20. April 1813). Die Alliierten mochten nun einen Aufstand des sächsischen Volkes, oder doch des Militärs, und dessen Vereinigung mit Preußen erhofft haben; doch eine solche Bewegung blieb aus, wenn man auch in Dresden, erbittert über die von dem retirierenden Davout angeordnete Sprengung der steinernen Brücke, den beiden Monarchen zujubelte, als sie am 23. April in die Stadt einzogen.

Scheiterte hier noch der Appell an das Nationalgefühl, so kam es dafür an anderen Orten zu Erhebungen, die schon der Nähe der Franzosen wegen ohne nachhaltige Wirkung bleiben mußten: in Hamburg, wo Mitte März ein Kosakenstreifkorps erschien und mit Begeisterung empfangen wurde, in Oldenburg und an den Strandorten, wo übereilte Gewalttat gegen französische Zöllner und Gendarmen später zu argen Repressalien führte, als die Russen wieder umkehren mußten und eine französische Mobilkolonne an ihrer Stelle erschien. Hätte der Preußenkönig rascher als er es tat, etwa zwei Monate früher, da alle Welt unter dem frischen Eindruck der Katastrophe des großen Heeres stand und Napoleon noch kein zweites zur Hand hatte, das System gewechselt und die nationale Partei ergriffen, er hätte damit unter den westdeutschen Völkerschaften reichen Anhang gewinnen und der Aufruf an die Nation allenthalben ein Echo finden können.*) So aber

*) Am 29. Jänner noch sagte Fürst Hatzfeld in Paris zu Napoleon: „Alles ist vorbereitet und organisiert; Deutschland kommt mir vor wie ein zum Anzünden fertiges Feuerwerk, das ein einziger Funke in

hatte man viel Zeit an die fruchtlose Verhandlung mit Österreich verloren und auch später noch gesäumt, bis Napoleon eine neue Armee aus der Erde gestampft und seine Vasallen jenseits des Rheins aufs neue an sich gefesselt hatte. Da war dann jene Wirkung nicht mehr zu erzielen. Die Verbündeten waren, wenn sie siegen wollten, nur an sich selbst und allenfalls an die Geldhilfe auswärtiger Mächte gewiesen.

Der Breslauer Vertrag vom 27. Februar sollte außer Österreich auch England und Schweden mitgeteilt werden. Diese beiden Staaten wurden nun durch Rußland, das seit einem Jahre mit ihnen verbündet war, in ein näheres Verhältnis zueinander gebracht: England garantierte dem Kronprinzen Karl Johann die künftige Erwerbung Norwegens und versprach ihm sogar die Insel Guadeloupe und entsprechende Subsidien, wenn er mit 30.000 Mann in den Festlandskrieg gegen Frankreich eintreten wollte. Napoleon, der dergleichen vorausgesehen haben mochte, hatte Ende Februar 1813 durch einen geheimen Boten noch einen Versuch gemacht, sich Bernadotte zu versöhnen. Da er aber wieder nicht Norwegen, sondern nur Pommern und unbestimmte Ländereien zwischen Elbe und Oder — die bekannte Teilung Preußens — anbot, scheiterte auch jetzt die Unterhandlung. Am 3. März wurde der schwedisch-britische Vertrag abgeschlossen, und am 23. schickte der Kronprinz einen groben Absagebrief an seinen früheren Souverän. Diesem blieb Dänemark dafür treu. Notgedrungen. Friedrich VI. hätte sich Rußland und England angeschlossen, wenn die Verhandlungen mit diesen Mächten etwas anderes für ihn ergeben hätten als die sichere Aussicht auf den Verlust Norwegens ohne jede Entschädigung. Natürlich trat nun auch Preußen, das bisher im Kriege mit England gestanden hatte, zu dieser letzteren Macht in ein Verhältnis, das für Friedrich Wilhelm III. späterhin, gegen dessen Verzicht auf Hannover, Hildesheim, Ostfriesland und ein Stück von Münster, Subsidien ergab. Um diesen Monarchen gewiß beim Kriege und damit Rußland bei der Offensive festzuhalten, verzichtete man in

Brand stecken kann; wenn Preußen sich rührt, wenn es den Pfad der Volkserhebung beschreitet, so folgt ihm das Ganze nach." Der Kaiser fiel ihm bei. (Oncken, a. a. O. S. 347 ff.)



London auf das Projekt, zwischen Schelde und Elbe ein welfisches „Königreich Austrasien“ zu gründen, wie man vorgehabt hatte. Der Plan Pitts wurde wieder lebendig: im Kampfe gegen die französische Übermacht das Gleichgewicht der Staaten herzustellen und mit ihm dem britischen Export die alten abhängigen Märkte wiederzugewinnen. Man holte die alte Karte Europas wieder hervor, die er aufzurollen befohlen hatte, denn sie sollte aufs Neue zur Geltung kommen.

Das war nun gewiß nicht mehr die Stimmung, die Metternich an der Themse voraussetzte, als er dort durch Wessenberg seine guten Dienste für einen allgemeinen Frieden anbieten ließ, worin England Napoleon durch überseeische Abtretungen dazu bringen sollte, sich auf dem Kontinent einzuschränken und Ruhe zu halten. Das Londoner Kabinett ging hierauf jetzt nicht mehr ein. Die Stelle in Napoleons Thronrede, daß nirgends der Besitzstand des Empire in Frage gestellt werden dürfe, verbürge allein schon die Aussichtslosigkeit des Schrittes, sagte man. Es war wie vor Jahresfrist, und die Mission des Wiener Diplomaten scheiterte. Sie scheiterte nicht zum wenigsten an der öffentlichen Stimmung des britischen Volkes, die es gewaltig übelnahm, daß in Wien ein Komplott zur Insurrektion Tirols und der anderen der Monarchie entfremdeten Alpenländer, an deren Spitze Erzherzog Johann als „König von Rhätien“ treten sollte, und für das der britische Agent King bereits einiges Geld ausgegeben hatte, unterdrückt wurde. So offen äußerte sich die Abneigung gegen Metternichs hinzögernde Politik, daß der Prinzregent dessen Abgesandten gar nicht öffentlich zu empfangen wagte. So wie sich aber England den Friedensmahnungen Österreichs versagte, so verschloß man sich in Wien dem Drängen Rußlands und ging über jenen Waffenstillstand aus dem Januar zunächst nicht hinaus. Und man glaubte für seine Zurückhaltung guten Grund zu haben. Staatsrat Anstett, der ihn mit Schwarzenberg verhandelt hatte, hatte damals versichert, sein Herr denke weder an einen Wechsel in der mit Österreich verwandten Dynastie Frankreichs, noch daran, Polen zu restaurieren. Und nun hatte man, just nachdem die Waffenruhe abgeschlossen war, Kenntnis von jenem Briefwechsel zwischen Alexander und

Czartoryski erlangt, der den Plan des Zaren enthüllte, Polen bei günstiger Gelegenheit in seinen alten Grenzen wiederherzustellen und mit dem Russenreich unter seinem Zepter zu vereinigen. Was Wunder, daß man, aus Sorge für Galizien, das dadurch gefährdet erschien, und jeden neuen Machtzuwachs Rußlands fürchtend, sich scheute, einen solchen durch seine Kräfte zu fördern?*) Nun erfuhr man auch noch, daß Ende März Czartoryski in Kalisch aufgetaucht und von da nach Warschau gereist war. Da beantwortete man denn die kriegerischen Mahnungen Alexanders mit nichtssagenden Redensarten und schloß sich ihm nicht an.

Diese Momente wirkten dann wieder auf die Haltung Napoleon gegenüber zurück. Wenn Österreich seine Friedensstifterrolle festhalten wollte — und das wollte es schon der eigenen Unabhängigkeit wegen und um von der französischen Allianz loszukommen — so mußte man jetzt, nachdem man in England kein Gehör gefunden hatte, dem Franzosenkaiser Einschränkungen nahelegen, ohne ihn zunächst dafür entschädigen zu können. Es war kaum anzunehmen, daß er darauf einging. Denn daß er nicht vor der bloßen kriegerischen Attitüde Rußlands und Preußens klein beigeben würde, wußte Metternich nur zu gut. Vielleicht aber erwies er sich Vorschlägen seines Verbündeten zugänglicher, wenn dieser selbst bestimmter auftrat. Und das durfte man jetzt, wo die Gefahr, der man in Österreich bisher so sorgsam ausgewichen war, d. i. den Gefürchteten isoliert auf sich zu ziehen, in weitere Ferne rückte, während der nahe Kampf die Kräfte der Mächte band, deren Übergewicht — Rußlands und Frankreichs in Europa, Preußens in Norddeutschland — man in gleichem Maße perhorreszierte. Kurz, man sah in Wien ein, daß man das System um eine „Nuance“ ändern, die Haltung des unbewaffneten Intervenienten mit der des bewaffneten Vermittlers vertauschen müsse, wenn man weiterhin seinen Propositionen den gehörigen Nachdruck geben

*) Seit dem Jahre 1813, schrieb später einmal Metternich an Hardenberg, sei es seine vornehmlichste Sorge gewesen, es könnte ihm nicht gelingen zu verhindern, daß eine ungeheure Machtvergrößerung Rußlands das notwendige Ergebnis der Zertrümmerung des französischen Kolosses würde. (Bailleu, Art. „Metternich“ in der Allg. d. Biographie.)

wolle. Um darin stark zu sein, knüpfte Metternich jenes Band mit Sachsen, versuchte er, Murat, der, von Napoleons Ungnade bedroht, sich ihm näherte, Bayern, ja man sagte sogar — was unrichtig ist — Jérôme für seine Partei der neutralen Mediation zu gewinnen. Diese Wandlung vollzog sich, nachdem Napoleon durch einen neuen Gesandten an Stelle Ottos, den Grafen Narbonne, in Wien aufs neue die Teilung Preußens und den Gewinn Schlesiens hatte anbieten lassen, wenn sein Schwiegervater mit 100.000 Mann an seiner Seite weiter kämpfen wollte. Metternich lehnte ab, indem er sich auf einen Satz in der von dem Botschafter überreichten Note stützte, der die Donaumacht aufforderte, eine schärfer ausgeprägte Haltung anzunehmen und, wenn es nicht zu den von ihr geforderten Unterhandlungen kommen sollte, als Hauptmacht (partie principale) in den Kampf einzutreten.*) Damit, meinte der Minister, räume Napoleon selbst Österreich eine andere Rolle als die einer bloßen Hilfsmacht ein, wie sie der Vertrag von 1812 ihm zugewiesen, und spreche einer bewaffneten Vermittlung das Wort, die er sich bisher verbeten hatte. Man gab sich, als wäre man durch ihn gleichsam zur Unabhängigkeit autorisiert, denn man könne doch nicht, meinte Franz I. in einem Brief an seinen Schwiegersohn, „in erster und zweiter Linie zugleich stehen".**) So erklärte man sich denn am 11. April nach der einen und der anderen Seite als bewaffneter Vermittler und kam damit auch in etwas der Stimmung in den maßgebendsten Zirkeln der Hauptstadt entgegen, die sich an dem kriegerischen Entschluß Preußens erwärmt hatte und gegen den Minister drohend Front machte; sie ließ sich nicht mehr übersehen, selbst wenn man es gewollt hätte. Und als dann Narbonne verlangte, es solle wenigstens das Hilfskorps den im Januar mit Rußland geschlossenen Waffenstillstand

*) Die französische Verbalnote vom 7. April 1813 bei Luckwaldt, S. 377 ff.

**) Natürlich war das nur eines der diplomatischen Auskunftsmittel, die Metternich mit großem Geschick handhabte. Im Januar erst hatte er zu Humboldt, dem Vertreter Preußens, gesagt, ein Staat könne ganz gut neutral bleiben und dennoch einer der kriegführenden Mächte ein Hilfskorps stellen. (Gebhardt, W. v. Humboldt als Staatsmann, I. 412.)

kündigen, antwortete Metternich nur, die Russen selbst hätten ihn bereits gekündigt, verschwieg aber weislich, daß dies auf Österreichs Wunsch und nach Abschluß einer geheimen Konvention vom 29. März geschehen sei, wonach sich das Korps vor überlegenen Kräften völlig nach Galizien und von da nach Böhmen ziehen konnte, wo ein neues Heer zu Zwecken der Meditation des Kontinentalfriedens gerüstet wurde. Ob es in Aktion trat? Das hing davon ab, ob Napoleon „vernünftig“ wurde, wie Franz I. es Narbonne gegenüber nannte, d. h. ob er auf sein drückendes Übergewicht in Europa verzichtete. Die Lage war, wie sie Talleyrand in Paris dem Fürsten Schwarzenberg, der dorthin geschickt worden war, um Napoleon zu sondieren, mit den Worten zeichnete: „Der Augenblick ist da, wo der Kaiser Napoleon König von Frankreich werden muß.“ Der scharfsichtige Mann wußte genau, daß er damit einen unlösbaren Widerspruch ausdrückte.

Es war ursprünglich Napoleons Absicht gewesen, erst im Mai die Offensive zu ergreifen. Noch Mitte März spricht er in Briefen an Eugen davon, und daß er nicht bloß mit der von Diesem befehligten Elb-Armee, sondern auch mit einer zweiten, in Mainz und Würzburg gesammelten Main-Armee im Norden Magdeburgs die Elbe überschreiten und in Gewaltmärschen über Stettin nach Danzig rücken wolle, wo Rapp mit etwa 30.000 Mann, darunter die ehedem Macdonaldschen Truppen, des Entsatzes harrte. Er meinte für diese Bewegung bis zu jener Zeit 300.000 Mann zur Verfügung zu haben, um sich in den Besitz der unteren Weichsel zu setzen. Dann mußten die Russen zurück, Preußen fiel in seine Hände, und wir sahen bereits, wie er in seinen Anerbietungen den Staat der Hohenzollern aufteilte. Es war eine große Konzeption, wenn auch noch lange kein Kriegsplan. Bald — nach ein paar Wochen schon — ward sie fallengelassen. Die Allianz der nordischen Mächte mit ihren insurrektionellen Tendenzen, der drohende Verlust Sachsens, namentlich aber Österreichs immer deutlicher zutage tretende Unverläßlichkeit änderten das Vorhaben. Napoleon kam zu der Überzeugung, daß er je eher je besser

das Gewebe der Diplomatie mit seines Schwertes Schärfe zerschneiden müsse, um die Schwankenden durch das Machtwort des Siegers und das Gut des Besiegten wieder an seine Seite zu bringen. Darum entschloß er sich, den Krieg früher als er vorhatte zu beginnen. Am 15. April 1813 verließ er St. Cloud und war zwei Tage später in Mainz.

Was er hier und bald darauf in Erfurt, wo er sein Hauptquartier aufschlug, von den Zurüstungen zu sehen bekam und was er an Truppen Revue passieren ließ, konnte ihn nicht eben mit großer Zuversicht erfüllen. Zwölf Armeekorps sollte — außer der Garde — sein neues Heer umfassen. Davon waren aber vorerst nur sieben zu seiner Verfügung, und von diesen stand das erste unter Davout im Hannoverschen, um die untere Elbe zu dominieren, und kam für die Offensive nicht in Betracht. Zwei andere mit einem Kavalleriekorps, einer Gardeabteilung und zwei selbständigen Divisionen (60.000 Mann) hatte Eugen an der unteren Saale versammelt, von wo er 48.000 Mann Napoleon nach Merseburg entgegenführen wird, der mit der Main-Armee (etwa 105.000 Mann) von Erfurt nach Weißenfels herankommt; ein italienisches Korps mit der württembergischen Division (27.000 Mann) ist unter Bertrand über Nürnberg und Koburg nach Jena und Kamberg im Anmarsch.*) Es waren demnach nur kaum 200.000 statt der 300.000 Krieger, mit denen er noch vor einem Monat gerechnet hatte, und da der Feldzug früher als ursprünglich vorgesehen war begann, ließ auch deren Ausrüstung viel zu wünschen übrig. Vor allem fehlte es an Kavallerie. Die ganze Armee — das Korps Davouts abgerechnet — hatte nicht

*) Eingehende Forschungen über die französische Armee des Jahres 1813 hat Osten-Sacken in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“, 1888, dann jüngst mit einzelnen Richtigstellungen nach neuen Quellen in seinem Werke „Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges von 1813“, II (1904), p. 206, mitgeteilt. Dazu vergleiche man in Lanrezac, La manoeuvre de Lützen (1904), p. 116, den Stand am 25. April nach den Tabellen im Pariser Kriegsarchiv, die allerdings mitunter zu hohe Ziffern aufweisen. Auch die Angaben bei Thiers sind zu hoch, die Camille Roussets dagegen zu niedrig gegriffen. Die Ziffern in den älteren deutschen Quellenschriften von Clausewitz, Odeleben, Müffling u. a. sind sämtlich irrig.

mehr als 10.000 Reiter, mit denen gespart werden mußte. Ein Teil der Infanterie hatte die Waffen zu spät bekommen und sich erst auf dem Marsche einüben können. Die besten Geschütze waren in Rußland verloren gegangen oder standen jenseits der Pyrenäen; man mußte die zurückgestellten älteren schwerbeweglichen Kanonen hervorholen. Überdies war die Bespannung unzureichend und die Korps hatten nur die Hälfte ihrer Artilleriereserve erhalten. Aber auch sonst fehlte es allerorten: voraus an Offizieren, und soviel man deren auch aus Spanien heranzog, sie genügten nicht. Insbesondere schlecht bestellt war es um den Generalstab. Die Korps von Marmont und Oudinot hatten gar keinen. Dazu Mangel an Sanitätspersonal und eine elende Administration. So war es zum großen Teil ein ungenügend gerüstetes Rekrutenheer, das jetzt den Riesenkampf um die Weltherrschaft erneuern sollte. Welcher Unterschied gegen das Vorjahr! Napoleon fühlte wohl, daß er das volle Gewicht seiner genialen Persönlichkeit hinzulegen mußte, wenn er siegen wollte. „Ich werde“, sagte er, „diesen Krieg als General Bonaparte und nicht als Kaiser führen.“*)

Einen Vorteil hatte er übrigens außerdem noch auf seiner Seite: er war den Gegnern an Zahl der Truppen doch weit überlegen. Der frühe Losbruch traf die Alliierten erst mitten in ihren Rüstungen. Erst Ende Mai, schrieb Scharnhorst am 2. April, werde die preußische Armee etwas leisten können, vorher habe man viel vom Glück zu erwarten. Von den Russen war nach den Einbußen des letzten Feldzugs und nach der Einschließung der von Franzosen noch immer besetzten

*) Lanrezac, p. 24 ff., verficht die These, es habe sich bei den Truppen des Jahres 1813 nicht nur um blutjunges, völlig ungeübtes Volk, sondern der Mehrzahl nach um bereits ausgebildete Mannschaft gehandelt, da die 105.000 Mann, die man den früheren Jahrgängen entnahm, über zwanzig Jahre alt waren und „mindestens ein Jahr gedient hatten.“ Die letztere Behauptung wäre allerdings erst zu beweisen. Richtig ist nur, daß die jungen Leute vom Jahrgang 1813 bereits im Dezember 1812 eingerückt waren und bis April nicht ohne Exerzitien geblieben sein werden. Über den allzu jugendlichen Eindruck, den die meisten Truppen auf Augenzeugen machten, gibt es viele, nicht gut anfechtbare Mitteilungen.

Festungen an der Weichsel und an der Oder nur wenig für den offenen Kampf übriggeblieben, kaum über 50.000 Mann, die mit den Preußen noch nicht 100.000 (87.000 und 9000 Kosaken) ausmachten und in drei Armeen unter Wittgenstein, Blücher und Tormassow (statt des erkrankten Kutusow, der noch Ende April starb) eingeteilt waren. Nur Kavallerie hatten die Alliierten mehr als das Doppelte, ein Vorzug, der auf den Gang der Kriegsereignisse nicht ohne Einfluß sein sollte. Als jetzt Napoleon auf Leipzig vorrückte, vereinigten sich diese Heeresteile zwischen der Elster und Pleiße, und Wittgenstein, dem der Oberbefehl übertragen worden war, beschloß, am 2. Mai von Pegau aus in die rechte Flanke des von Weißenfels heranmarschierenden Gegners vorzustoßen.

Einer solchen raschen Offensive versah sich der Franzosenkaiser keineswegs, wenn er auch am 1. Mai von der Konzentration der Feinde bei Zwenkau und Pegau Kunde erhalten hatte. Er hatte das Neysche Korps mit fünf Divisionen von Lützen südwärts gegen Kaja und Groß-Görschen hin zur Deckung aufgestellt und Marmont befohlen, sich mit dem sechsten Korps von Rippach aus geradewegs gegen Pegau zu wenden. So seiner Flanke versichert, dachte er noch Zeit genug übrig zu haben, um sich Leipzigs zu bemächtigen und von dorther auf des Gegners rechten Flügel zu fallen. Doch die Verbündeten kamen ihm zuvor. Er war eben am Morgen des 2. Mai von Lützen weg, wo seine Garden standen, gegen Leipzig geritten, wo eine feindliche Abteilung unter Kleist seinem Vortrab Widerstand leistete, als ihn plötzlich heftiger Kanonendonner im Rücken belehrte, daß Neys Divisionen von überlegenen Kräften attackiert wurden. Sofort entschloß er sich, die im Marsch begriffenen Truppen halten, Eugen mit zwei Korps von Makranstädt südwärts gegen des Feindes rechten Flügel, Marmont zur Rechten Neys operieren zu lassen und Diesen selbst durch die Garde als Reserve von Lützen her zu unterstützen. Mittlerweile konnte Bertrand rechts von Marmont des Feindes linken Flügel bedrohen, indes ein drittes Korps der Eugenschen Armee unter Lauriston sich mit einer Division Leipzigs bemächtigte und die anderen zur Unterstützung bereit hielt. Das alles war im Flug erdacht und ange-

ordnet worden. Es handelte sich nur darum, ob Neys Rekruten dem Angriff so lange Stand hielten, bis die anderen Truppen in die Schlachtlinie eintreten konnten. Und was man kaum zu hoffen gewagt, geschah. Die jungen, ungeübten, überdies schlecht verpflegten Mannschaften, die dem Rufe des Kaisers nur mißmutig und widerwillig gefolgt waren, schlugen sich jetzt mit der größten Hartnäckigkeit gegen die Bravour der Preußen und waren erst am Nachmittag, nach langen blutigen Kämpfen, aus den von ihnen besetzten Dörfern — Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja — vertrieben und in Unordnung gebracht. Unterdessen hatte aber Marmont in das Gefecht eingreifen, Bertrand sich in seiner drohenden Haltung zeigen können, und als vollends Napoleon im Zentrum die Garde vorschickte, um Kaja und die anderen Ortschaften wieder zu erobern, und ein Korps des Vizekönigs unter Macdonald die rechte Flanke des Feindes angriff und ihn zu überflügeln Anstalt machte, da mußte Dieser der Übermacht weichen, und die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen war von den Franzosen gewonnen. Napoleon hatte sich an diesem Tage mehr als je exponiert, um die neuen Truppen zu befeuern. Zum Lohn bekam er auch von den jüngsten seiner Soldaten, ja selbst von Verwundeten und Verstümmelten, das enthusiastische Vive l'Empereur! seiner alten Krieger zu hören.

Freilich, ein so vollkommener Sieg, wie er sich ihn mit der Umarmung des Feindes über Leipzig gedacht haben mochte, war nicht errungen, und es war auch nicht unbedingte Notwendigkeit gewesen, daß die Verbündeten sofort des Nachts über die Elster und dann weiter bis an die Elbe zurückgingen. Sie hätten vielleicht trotz ihrer Minderzahl — sie hatten nur etwa 70.000 Mann gegen etwa 120.000 Napoleons in der Schlacht gehabt — bei besserer Führung und wenn der Kampf, der um 7 Uhr zu beginnen hatte, nicht erst um 11 Uhr eröffnet worden wäre, den großen Schlachtenkaiser besiegen können, namentlich, wenn der Zar, der gleich dem Preußenkönig beim Kampf anwesend war, nicht seine Garden geschont und 9000 Mann des Korps Miloradowitsch aus reiner Etiketterücksicht unbeschäftigt gelassen hätte. Tatsache war, daß Napoleon größere Einbußen erlitten hatte als seine Gegner: 18.000 bis

20.000 Mann waren tot oder verwundet, und darunter sehr viel Offiziere, die er schwer entbehrte. Fast kein Gefangener, kein Geschütz war erbeutet worden. Der Mangel an Reiterei und die doch zu geringe Spannkraft der jungen Infanterie ließen eine wirksame Ausnutzung des Sieges nicht zu. Daß der verwundete Blücher noch in dunkler Nacht neun Schwadronen gegen die Franzosen in Rahna anreiten ließ, raubte diesen die Ruhe und machte sie am folgenden Morgen zur Verfolgung untüchtig. Die Vorhutgefechte der nächsten Tage waren ohne Belang. Gleichwohl war der Sieg bei Lützen nicht ganz ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse: er brachte Sachsen wieder an Napoleons Seite. Der Kaiser zog am 8. Mai in die Altstadt Dresden ein und ließ von hier aus den in Prag weilenden König auffordern, sich als Feind oder Freund zu erklären, worauf Friedrich August, trotz seinem Abkommen mit Österreich, das Zweite wählte und Napoleon seine Garde-Kavallerie und die gesamte Garnison von Torgau zur Verfügung stellte. Ney brach mit seinem Korps nach dieser Festung auf, um die Sachsen aufzunehmen und zugleich, nachdem er zwei andere Korps an sich gezogen, durch das Überschreiten der Elbe die Verbündeten von dem jenseitigen Dresden fortzunötigen. Am 11. Mai ist denn auch die Neustadt von ihnen geräumt worden, und erst hinter der Spree wird das preußisch-russische Heer von neuem Posto fassen.

Die wichtigste Frage aber hat der unvollkommene Sieg von Lützen nicht, wie Napoleon gehofft haben mochte, entschieden: Österreich kehrte nicht zu ihm zurück, wenn es auch auf der eingeschlagenen Bahn, die zu den Verbündeten führte, einen Augenblick innehielt und in ein nicht unbedenkliches Schwanken geriet. Ende April hatte man in Wien den Alliierten bereits ziemlich nahe gestanden. Man sandte ihnen dann — freilich über die Tragweite der Ereignisse vom 2. Mai noch nicht genügend unterrichtet, die anfänglich als Sieg der Preußen und Russen ausgegeben worden waren — am 7. Mai Stadion, den Minister des Kriegsjahres 1809, in ihr Hauptquartier, um dort die Donaumacht nunmehr als „bewaffneten Vermittler“ anzukündigen und Bedingungen mitzuteilen, für deren Durchführung der Wiener Hof sich mit allen Kräften

einsetzen wollte. Das Minimum derselben war: Auflösung des Herzogtums Warschau, Verzicht Napoleons auf die 1810 annektierten überrheinischen Departements (Oldenburg, Hansestädte), Verzicht auf das Protektorat über den Rheinbund, Wiederherstellung Preußens und Abtretung Illyriens und Dalmatiens an Österreich, das auch eine neue Grenze gegen Bayern erhalten sollte. Neue Erfolge des Feindes im Felde würden diese Bedingungen allerdings ermäßigen, die politische Haltung Österreichs jedoch nicht ändern, die Metternich in Depeschen vom 29. April den alliierten Monarchen dahin definiert hatte, daß längstens bis 24. Mai 125.000 Mann gerüstet sein würden, von denen 60.000 die Bestimmung hätten, sich in Böhmen dem Fortschreiten der Franzosen entgegenzustellen. Freilich, als in Wien genauere Kunde über den Tag bei Groß-Görschen eintraf und das französische Heer fast an die österreichische Grenze heranrückte, wollte Kaiser Franz von so weitgehenden Zumutungen an seinen Schwiegersohn nichts mehr wissen. Mit Mühe setzte es Schwarzenberg, der zum Befehlshaber der Armee in Böhmen ernannt worden war, oder vielmehr dessen Generalstabschef Radetzky, durch, daß in den Rüstungen nicht innegehalten wurde. Dagegen erhielt Bubna, der, wie Stadion zu den Verbündeten, als Agent der vermittelnden Macht zu Napoleon gesandt worden war, Instruktionen nachgeschickt, die weit hinter dem Minimum zurückblieben, für das man sich Rußland und Preußen gegenüber engagieren wollte. Nur die Auflösung des Herzogtums Warschau, die Abtretung Illyriens an Österreich und die Verzichtleistung auf die rechtsrheinischen Departements, wenigstens auf Hamburg und Lübeck, sollte Bubna zur Bedingung machen. Von einem Verzicht auf den Rheinbund sollte er ebensowenig im Tone strikter Forderung reden wie von der österreichischen Grenze gegen Bayern. Aber Napoleon, der durch Narbonne von dem weitgehenden Entgegenkommen unterrichtet war, das man in Wien noch kurz vorher den Verbündeten bezeugt hatte, trat Bubna mit dem größten Mißtrauen entgegen, namentlich als Dieser ihm das Programm Österreichs folgendermaßen mundgerecht zu machen suchte: ein allgemeiner Friede sei nur durch Abtretungen von seiten des Empire möglich, wofür



England Ersatz zu leisten hätte; da nun dieses sich zur Zeit weigere, so müsse der Imperator den Anfang machen; dann werde das durch den Kontinentalfrieden isolierte Inselreich auch seinerseits nachgiebig werden. Mußte diese letzte Bemerkung Napoleon nicht wie eine hohle Phrase in die Ohren klingen, ihm, der seit Jahren gerade diese Isolierung Englands mit allen Mitteln vergeblich betrieben hatte? Er gewann die Überzeugung, daß Österreich seinen Gegnern doch bereits weit näher stand als ihm, und ergriff sofort seine Maßregeln. Dem Kaiser Franz schrieb er: er wünsche zwar den Frieden mehr als irgendeiner, sei bereit, einen Kongreß zu beschicken, auf dem selbst die Vertreter der spanischen Insurgenten Platz finden könnten, und auch dem von Bubna vorgebrachten Gedanken eines Waffenstillstandes während der Unterhandlungen sei er geneigt, nur in Englands Augen lächerlich wolle er nicht werden, lieber an der Spitze aller hochherzigen Franzosen sterben. Zugleich wies er den Vizekönig, der nach Italien gereist war, an, bis längstens Ende Juni eine neue Armee zu sammeln, die 60.000 bis 80.000 Österreicher im Süden festhalten könnte, wovon man die Kunde eifrig nach Wien verbreiten solle, um dort einzuschüchtern. Marie Luise, der er in seiner Abwesenheit die Regentschaft übertragen hatte, mußte dem Vater in ihren Briefen nahelegen, daß, wenn er sich abwenden sollte, ihr Gatte, der eine Million Streiter unter den Waffen habe, alle seine Kräfte gegen Österreich wenden würde. Als wirksamsten Trumpf aber spielte er Bubna gegenüber die Drohung aus, er werde sich mit Alexander vergleichen und ihm Warschau überliefern. Und die Drohung war nicht ohne reelle Grundlage. Da er immer mehrere Sehnen auf seinem Bogen hatte, so machte er wirklich den Versuch, sich ohne Österreichs aufdringliche Vermittlung, die ihm Opfer zumutete, mit dem geschlagenen Zaren zu verständigen. Caulaincourt sollte mit dem Antrag auf Kongreß und Waffenstillstand zu den feindlichen Vorposten gehen, sich die Erlaubnis zu einer Besprechung mit Alexander I. verschaffen und ihm die Gelegenheit eröffnen, „sich glänzend für die dumme Diversion Österreichs in Rußland zu rächen", wie es in der Instruktion heißt. Und was hatte der Herzog von Vicenza zu bieten? Zunächst

Polen. Das Großherzogtum Warschau und die Republik Danzig sollten, zwar nicht an Rußland, wohl aber an Preußen kommen, einen Strich ausgenommen, der den Herzog von Oldenburg entschädigen würde. Friedrich Wilhelm hätte dafür sein Land westlich der Oder, d. i. die Mark Brandenburg mit Berlin und von Schlesien jenen Teil abzutreten, den eine von Glogau nach der böhmischen Grenze gezogene Linie markiert. Auf diese Weise fiele Preußen, das seine Hauptstadt fortan in Warschau, Königsberg oder Danzig hätte, unbedingt in die Machtsphäre Rußlands. (Brandenburg war für den König von Westfalen, das Krossener Land offenbar für Sachsen bestimmt.) Auf die Tilsiter Abmachung gegen England wolle Napoleon nicht wieder zurückkommen, da es sich um die Anbahnung eines allgemeinen Friedens handle und der Zar schon selbst ein System werde finden müssen, um seiner Flagge in der Zukunft Achtung zu verschaffen.*) Mit diesen Zugeständnissen hoffte Napoleon die Koalition zu sprengen. Polen aufgegeben, die Kontinentalsperre fallen gelassen, mußte das nicht Rußland genügen? Waren dies nicht die wesentlichsten Punkte des Zwistes von 1812? Vor sechs Jahren hatte er, was er jetzt bezweckte, durch den glänzenden Sieg bei Friedland erreicht. Auch jetzt soll ihm ein zweites Friedland beim Zaren Gehör verschaffen. Sein Abgesandter harrte noch vergebens der erbetenen Audienz, als bereits wieder die eisernen Würfel rollten.

Napoleon hatte Ney mit seinen Korps in der Richtung auf Berlin vorrücken lassen, um die um ihre Hauptstadt besorgten Preußen von den Russen zu trennen. Das war nicht gelungen, die Verbündeten blieben beisammen, und Wittgenstein war sogar entschlossen, bei Bautzen eine zweite Schlacht zu wagen. Als Jener darüber Sicherheit gewonnen hatte, erteilte er am 18. Mai — an demselben Tage, an welchem Caulaincourt offiziell als Kommissar für die Unterhandlung über den

*) Nur ein Teil dieser Instruktion hat in die Korrespondenz Napoleons Aufnahme gefunden. Die eigentlichen Präliminar-Vorschläge sind von Lefebvre (Histoire des Cabinets de l'Europe, V., 331) mitgeteilt worden, während das Fallenlassen des Punktes der Kontinentalsperre nur bei Jomini (Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814, I., 261) erwähnt wird, der gleichfalls wörtlich zitiert.

Waffenstillstand abgefertigt wurde — Befehl an Ney, den er bei Luckau wußte, eilends mit der Direktion auf Drehsa, nordöstlich von Bautzen, heranzurücken und Wittgenstein in den Rücken zu fallen; dann eilte er selbst am folgenden Tage von Dresden über Hartha in die Nähe der genannten Stadt. Der Feind war durch neue Truppen, die Barclay und der preußische General Kleist herbeiführten, verstärkt und in einem vorzüglichen Terrain, das im Siebenjährigen Kriege zu Ansehen gelangt war, verschanzt, um Napoleon, der gleichfalls Verstärkungen (eine Division Junge Garde, zwei Marschdivisionen Kavallerie u. A.) erhalten hatte, zu empfangen, wenn er von Westen herankam. Als man nun aber im Hauptquartier der Verbündeten vernahm, daß auch von Norden her feindliche Kräfte im Anmarsch seien, sandte Alexander, anstatt Napoleon sofort mit Übermacht anzugreifen, Barclay und Yorck Ney entgegen, wodurch es am 19. Mai bei Weißig und Königswartha zu Gefechten kam, die den Franzosen nicht mehr Schaden brachten als den Verbündeten und nur zur Folge hatten, daß nun der Franzosenkaiser am 20. Mai selbst losschlug, um die Alliierten von Ney abzulenken und Diesem den Vormarsch zu erleichtern. Mit vier Korps und der Garde griff er am Mittag von Westen her an, überschritt die Spree an mehreren Orten und warf des Feindes Vorhut aus Bautzen hinaus. Am Abend ist es ihm gelungen, jenseits festen Fuß zu fassen, und unterdes ist auch Ney bereits mit zwei Korps (etwa 25.000 Mann) bei Klix an den Fluß herangekommen, während zwei andere mit der Reservekavallerie noch bei Hoyerswerda und dahinter stehen. Die einbrechende Dunkelheit — so hatte Napoleon kalkuliert, als er den Kampf erst zu Mittag begann — ließ es nicht mehr zu dem von Wittgenstein geplanten Gegenangriff kommen und behielt dem folgenden Tage die Entscheidung vor, die voraussichtlich nicht zum Vorteile der Verbündeten fallen wird, weil sie nunmehr in der Minderzahl sind.

Der Kaiser hat den Plan, Ney gegen Barclay, der die Rechte des Feindes bildet und an den sich Blücher im Zentrum anschließt, vorstoßen und die gegnerische Rückzugslinie gewinnen zu lassen, während er selbst die Russen in der Front

durch seine persönliche Anwesenheit und auch durch die Entwicklung starker Kräfte gegen deren linken Flügel über seine wahre Absicht täuschen wird. Er arbeitet bis zum frühen Morgen und läßt alsbald die Aktion rechts, wo Oudinot kommandiert, beginnen, um Ney das Zeichen zum Vorrücken zu geben; erst dann legt er sich für ein paar Stunden auf dem Schlachtfelde zur Ruhe. Hätte Alexander seinen großen Widersacher so ruhig schlafen sehen, er hätte wohl kaum, die Einwendung Wittgensteins nicht achtend, an dieser Stelle die Entscheidung gesucht, wie er es tat, indem er Ney gegenüber den schwachen Barclay ohne Verstärkung ließ. Dieser ist denn auch schon nach wenig Stunden weit hinter Gleina zurückgeworfen und dadurch Blüchers Flanke ernstlich gefährdet. Anstatt nun aber — wie ihm Jomini geraten haben will — seinen Weg im Rücken Blüchers dreist fortzusetzen, handelte Ney zum erstenmal bedächtig. Er konnte ja auch freilich nicht vermuten, daß der Feind seinen rechten Flügel so unverantwortlich schwach besetzen werde, und wollte Reyniers Ankunft mit dem 7. Korps abwarten. Erst als dieser bei Klix erschien, rückte er aufs neue vor, nun aber nicht mehr — denn der günstige Moment ist verpaßt — geradeaus auf Hochkirch, sondern rechts auf Blücher los, den der endlich über die wahre Lage der Dinge aufgeklärte Zar mit seiner Garde unterstützt hat und der ihn bereits mit seinen Geschützen bedient. Er hätte immerhin noch eines seiner Korps zur Linken die umfassende Bewegung fortsetzen lassen können, aber auch das scheute er sich zu wagen und zog alle seine verfügbaren Kräfte an sich. Dadurch bleibt die Görlitzer Straße offen, und die Masse der Verbündeten, die jetzt auch von Napoleon ernsthaft angegriffen werden, kann sich noch rechtzeitig aus der Schlinge ziehen. Sie haben die Schlacht, wie verdient, verloren, aber ihr Heer haben sie gerettet, das der Vernichtung preisgegeben war, wenn der kühnste Marschall des Kaiserreichs an diesem Tage seinem Rufe nicht untreu wurde. Umsonst, daß Napoleon dem Feinde nachdrängt. Es fehlt ihm hier, wie bei Lützen, an der nötigen Reiterei, und seine Kolonnen sind vom Kampf ermattet. Als er Tags darauf, am 22. Mai, selbst zur Avantgarde vorreitet, um sie zu rascher Tat gegen die hartnäckig wider-



strebende Nachhut der Russen anzufeuern, verliert er drei tüchtige Generale seiner Suite und darunter seinen vertrauten Duroc, den er aufrichtig betrauert.

War das die Schlacht, mit der Napoleon dem Zaren seine Vorschläge aufzwingen wollte? Gewiß nicht. Von den etwa 170.000 Mann, über die er an den beiden Tagen verfügte, hatte er, da ihm die starke Frontstellung des Feindes nur an den beiden Flügeln zu operieren erlaubte, bloß 90.000 ins Gefecht gebracht. Seine Verluste, bei 25.000 Mann, waren weitaus größer als die der Verbündeten. Und wieder keine Beute, keine Gefangenen, keine Fahnen, kein Geschütz. Und der politische Erfolg entsprach dem militärischen. Caulaincourt erhielt von Alexander I. nicht die Erlaubnis zu einer Besprechung, sondern nur den Bescheid, man habe die österreichische Vermittlung akzeptiert und werde nur durch diese Macht Anträge entgegennehmen. Bloß den Gedanken eines Waffenstillstandes hielten die Verbündeten fest und ließen durch Stadion an Berthier schreiben, daß sie geneigt seien, über diesen Gegenstand bei den Vorposten unterhandeln zu lassen. Es kam nun darauf an, ob es Napoleon damit Ernst war.

Der war unterdes, immer fechtend, hinter dem Feinde hergezogen. Nur das Korps Oudinots hatte er in Bautzen zurückgelassen, um es dann über Hoyerswerda in der Richtung gegen Berlin zu entsenden, das Bülow mit einem Korps deckte. Die Verbündeten hatten sich schließlich von Liegnitz und Jauer rechts ab gegen Schweidnitz gewendet und Breslau preisgegeben. Sie waren nicht einig über die Fortsetzung des Krieges. Barclay, der Wittgenstein im Oberbefehl ablöste, war dafür, mit seinen in Unordnung geratenen Russen nach Polen zurückzugehen, um sie dort zu reorganisieren und mit Munition zu versehen, die bereits zu fehlen begann; solle er in Schlesien bleiben, so bedürfe er sechs Wochen Ruhe. Dieses Moment — neben der Rücksicht auf Österreich, das den Waffenstillstand angeregt hatte und dessen Rüstungen noch nicht beendet waren, wofür man jetzt die Mitte Juni als Termin nannte — wurde im Lager der Alliierten entscheidend, da Friedrich Wilhelm III. nur mit der größten Besorgnis einer Trennung der beiden Armeen entgegensah. Hätte Napo-

leon von dieser kritischen Situation seiner Gegner Kenntnis gehabt, er hätte kaum getan, was er später selbst, und Andere mit ihm, als den größten Fehler seines Lebens bezeichnet hat.*) Er wußte nichts davon, und so ließ er sich zum Waffenstillstand herbei. Freilich hatte auch er seine besonderen Gründe dazu. In einem Brief an den Kriegsminister Clarke vom 2. Juni gab er zwei derselben an: den Mangel an Kavallerie, der ihn verhindere entscheidend zu schlagen, und die feindliche Haltung Österreichs. Das waren aber nicht alle. Auch in seiner Armee gab es der Unordnung nur zu viel. Die großen Verluste an Offizieren in den beiden Schlachten machten sich empfindlich geltend. Die junge Infanterie versagte auf dem anstrengenden Marsche; die meisten Korps hatten ein Drittel, das dritte unter Ney über die Hälfte des Bestandes in den Spitälern. Infolge der durch die schlechte Administration verursachten Not desertierten Tausende oder zerstreuten sich in zügelloser Maraudage, um für sich selbst zu sorgen. So war das Heer trotz den Nachschüben bald auf 120.000 Mann eingeschrumpft.**) Dazu kam, daß feindliche Parteigängerkorps in dessen Rücken manchen Schaden taten, Zuzüge abschnitten, zwei Artillerieparks eroberten u. dgl. m. Es schien Napoleon allzu kühn, auf solche Verhältnisse die Hoffnung eines dritten Sieges zu bauen, den man doch wieder ebensowenig würde ausnützen können, wie die beiden ersten, und der mit seinen neuen Verlusten nur dem zaudernden Österreich ein neues Übergewicht verschaffen mußte. Und noch Eins. Die Nachrichten aus Paris häuften sich, die von dem sehnlichsten Verlangen der Bevölkerung nach Frieden sprachen. Sogar die Männer, deren erprobte Gefügigkeit den Kaiser nur selten unangenehme Wahrheit hören ließ, die Maret und Savary, wurden eindringlich mit ihren Bitten um Beschluß der Feindseligkeiten, und er glaubte der öffentlichen Stimmung Frankreichs für den Augenblick Rechnung tragen zu müssen.***)

*) Jomini, Vie de Napoléon, IV., 314; Derselbe, Précis I., 281.

**) Lefebvre (V., 348), der sich aus den Akten des Pariser Kriegsarchivs zu unterrichten wußte, nennt diese Ziffer vor Abschluß des Waffenstillstandes.

***) S. Ernouf, Maret, p. 534 und in der Corresp. XXV., 20.116,



So ward am 4. Juni — die Armee war unterdes nach Breslau vorgedrungen, Oudinot stand an der schwarzen Elster Bülow gegenüber, Davouts Truppen hatten Hamburg besetzt — zu Pläswitz bei Striegau*) der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet. Die Franzosen ziehen sich hinter die Katzbach zurück, die Verbündeten hinter eine Linie, die von der böhmischen Grenze über Landeshut, Striegau, Canth östlich von Breslau an die Oder führt. Von der Mündung der Katzbach nördlich rahmt die Oder, dann die sächsische Landesgrenze, endlich die Elbe bis zur Nordsee das französische Heergebiet ein. Der Krieg hat bis zum 20. Juli zu ruhen.**)

Wenn es Napoleons Absicht gewesen war, mit raschem Losschlagen der Diplomatie ihr Spiel zu verderben und insbesondere das Gespinst Metternichs zu zerreißen, so war ihm das durch den Frühjahrs-Feldzug nicht gelungen — weder gelungen die Allianz Rußlands mit Preußen zu trennen, noch Österreich an seine Seite, etwa wie Sachsen, zurückzubringen. Vielmehr hatte er durch die beabsichtigte Sonderunterhandlung mit dem Zaren Diesem nur das Mittel zu einer Pression auf den Wiener Hof an die Hand gegeben, das alsbald in Anwendung gebracht wurde. In Wien war man nach dem Eintreffen der Kunde von der zweiten verlorenen Schlacht, namentlich aber nach dem wiederholten Erscheinen Caulaincourts bei den Vorposten der Verbündeten, in nicht geringe Angst geraten. Man fürchtete, Rußland könnte, wie 1805 und 1807, die Partie aufgeben. Da mußte man wenigstens durch einen äußerlichen Akt den Alliierten entgegenkommen und sie bei der Sache festhalten. Darum begab sich Franz I. mit seinem Minister in den ersten Junitagen nach Schloß Gitschin in Böhmen, um ihnen näher zu sein. Dort traf, von Alexander

---

den zurechtweisenden Brief an Savary: „Der Ton Ihrer Korrespondenz gefällt mir nicht. Sie langweilen mich mit Ihrem ewigen Friedensbedürfnis."

*) Koischwitz, „Poischwitz oder Pläswitz", in den Forsch. zur brandenb. u. preuß. Gesch., XVII., 246 ff. S. auch Corresp. XXV. 20.084.

**) De Clercq, II.

gesendet, Graf Nesselrode ein, mit der Aufgabe, den förmlichen Beitritt der Donaumacht zu betreiben. Was er fand, war zunächst eine große Abneigung des Kaisers Franz, mit seinen noch ungerüsteten Kräften in den Krieg einzutreten, so lange nicht die Unmöglichkeit erwiesen sei, durch Unterhandlungen zum Frieden zu gelangen. Aber er erreichte doch, daß Metternich sechs Bedingungen nannte, die er für den Frieden nötig erklärte und von denen man die ersten vier, wenn sie Napoleon ablehnte, mit den Waffen gegen ihn geltend machen wollte: 1. die Auflösung des Herzogtums Warschau; 2. die daraus erfolgende Vergrößerung Preußens nebst der Rückgabe von Danzig an dasselbe, denn ein starkes Preußen erschien jetzt, unter den veränderten Verhältnissen, dem österreichischen Minister notwendig, um mit ihm im Vereine einem Übergreifen sowohl der französischen als der russischen Macht vorzubeugen; 3. Rückfall der illyrischen Territorien an Österreich, das man aus denselben Gründen kräftigen mußte; 4. Unabhängigkeit der Hansestädte; 5. Auflösung des Rheinbundes; 6. Wiederherstellung Preußens „möglichst" wie vor 1806. Da war mit den ersten vier Bedingungen allerdings nicht das gesagt, was Österreich früher durch Stadion als sein „Minimum" in Vorschlag gebracht hatte, aber doch etwas mehr als Bubna Napoleon gegenüber hatte geltend machen sollen. Freilich hatten sich die Verbündeten am 16. Mai zu Wurschen über ein viel weiter gehendes Programm geeinigt, d. i. außer den oben erwähnten Punkten noch über die Trennung Hollands von Frankreich, die Wiederherstellung der Bourbons in Spanien, Österreichs auf dem Stande vor 1805, den Rückzug der Franzosen über den Rhein und die Befreiung Italiens; aber die nunmehr erlangte Sicherheit der Mitwirkung Österreichs, die Metternich dem Kaiser Alexander auf dem böhmischen Schlosse Opočno persönlich verbürgt haben will, ließ sie bereitfinden, ohne erst die Wurschener Artikel zur Kenntnis des Gegners zu bringen, der sie sicher nur in Frankreich als Agitationsmittel für neue Rüstungen in Wirksamkeit gesetzt hätte, schon auf die österreichischen Bedingungen hin über einen Frieden mit Frankreich zu unterhandeln. Denn daß Napoleon, der Sieger, selbst *darauf* nicht eingehen würde, schien so gut

wie ausgemacht. Dieser Friede sollte dann allerdings nur ein Präliminarfriede sein, dem später erst die Verhandlung über die definitive Pazifikation zu folgen hätte und die dann nicht ohne Englands Beiziehung und Zustimmung zustande kommen durfte. (Zu letzterem mußten sich Preußen und Rußland verpflichten, als sie Mitte Juni Subsidientraktate mit der Londoner Regierung abschlossen, die ihnen das zur Fortführung des Krieges nötige Geld lieferte.) So kam es denn am 27. Juni 1813 zu Reichenbach, im Hauptquartier der Verbündeten, zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrages zwischen Österreich, Preußen und Rußland, der schon in Opočno formuliert worden war und die vier unumgänglichen Artikel des Wiener Hofes neben dem feierlichen Versprechen des letzteren enthielt, sofort an Frankreich den Krieg zu erklären, wenn Napoleon sie bis zum 20. Juli nicht angenommen haben würde. Dann allerdings sollte der Krieg von den drei Mächten nicht mehr um jenen bescheidenen Preis, sondern für das ganze umfassende Programm vom 16. Mai geführt, d. i. Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückgezwungen werden. Die beiden alliierten Mächte verpflichteten sich ihrerseits, keiner von Napoleon etwa beabsichtigten Sonderunterhandlung Raum zu gestatten.*) So hatte der Wiener Hof die Zustimmung der Mächte zu Friedensunterhandlungen unter Österreichs Vermittlung erlangt. Es galt nun noch die Napoleons zu gewinnen.

Dieser, der durch die Reise Metternichs zu Alexander un-

---

*) Der entscheidende Artikel I. lautet: „Nachdem S. M. der Kaiser von Österreich die Höfe von Rußland und Preußen eingeladen hat, unter seiner Vermittlung in Verhandlungen mit Frankreich über einen vorläufigen Frieden einzutreten, der einem allgemeinen als Grundlage dienen könnte, und nachdem er die Bedingungen festgestellt hat, die er (d. h. er allein) zur Wiederherstellung eines Zustandes des Gleichgewichtes und dauernder Ruhe in Europa für notwendig hält, verpflichtet er sich, an Frankreich den Krieg zu erklären und seine Waffen mit denen Rußlands und Preußens zu vereinigen, wenn Frankreich diese Bedingungen bis zum 20. Juli dieses Jahres nicht angenommen hat." Unter die unerläßlichen, Österreich zum Kriege verpflichtenden Forderungen wurde auch die Räumung der Weichsel- und Oderfestungen durch die Franzosen aufgenommen. Das von Napoleon freigegebene Herzogtum Warschau sollte zwischen den Alliierten aufgeteilt werden, Danzig jedenfalls Preußen zufallen (Martens. VI.)

ruhig gemacht und durch Bubnas Eröffnungen nicht befriedigt worden war, lud den Minister Österreichs zu sich nach Dresden. Metternich folgte dem Rufe, nachdem er vorher mit Nesselrode ins Reine gekommen war, und stand am 26. im Palais Marcolini vor dem Imperator. In einer neunstündigen Unterredung, in der, nach Metternichs Bericht, „die abwechselndste Freundlichkeit mit den heftigsten Ausbrüchen sich mischte" — ging doch Napoleon so weit, seine zweite Heirat als Dummheit zu bezeichnen und Metternich der Käuflichkeit zu beschuldigen — versuchte Jener, Österreich, wenn schon nicht zur Parteinahme für ihn zu bestimmen, so doch wenigstens auf den Stand der bewaffneten Neutralität zu fixieren, während dessen Minister beharrlich auf dem der bewaffneten Vermittlung stehenblieb. Diese Beharrlichkeit reizte den Kaiser so sehr, daß er im Zorn seinen Hut in eine Ecke warf, wie er das in solcher Erregung nicht allzu selten tat. Noch vor einem Jahr hätte sich Österreichs Minister beeilt, ihn aufzuheben; jetzt unterließ er es. Die Unterredung ist zu einer welthistorischen Berühmtheit gelangt, weil man in ihr die entscheidende Wendung für die Politik des Donaustaates und für das Schicksal Napoleons zu sehen glaubte. Dies ist nicht richtig. Der Wiener Hof folgte vielmehr schon seit einiger Zeit seinem Wunsche nach Unabhängigkeit, und ein Einhalten in dieser Bewegung war kaum mehr denkbar, so daß der Franzosenkaiser mit einer Äußerung, die er in jener Zeit über Metternich tat: „Er glaubt alle Welt zu lenken, und alle Welt lenkt ihn", hier nicht das Richtige traf. Auch das Wort, das er dem Minister am Schlusse jener Besprechung vertraulich sagte: „Ihr werdet mir ja doch nicht den Krieg machen", sollte nicht in Erfüllung gehen.

Die Entrevue in Dresden endete damit, daß der Kaiser Österreich entgegenkam, indem er nicht nur den Allianzvertrag von 1812 für aufgehoben erklärte, sondern auch die bewaffnete Vermittlung Franz' I. annahm. Man könnte sich über diesen Entschluß Napoleons wundern, fände man nicht die Erklärung dafür in einer am 30. Juni von Maret und dem österreichischen Minister unterzeichneten Konvention, des Inhalts, daß im Interesse der auf einem Kongreß zu Prag stattfindenden Friedensunterhandlungen der Waffenstillstand bis 10. August

zu währen und Österreich die Verbündeten für diese Verlängerung zu gewinnen habe. Schon in der ersten großen Unterredung vom 26. Juni hatte sie Metternich als Preis für die Annahme seiner Mediation angeboten, ein Beweis, daß es ihm damals noch mit dem Frieden recht Ernst war.*) Und

*) Die Frage, ob Napoleon oder Metternich in Dresden die Verlängerung vorgeschlagen habe, war von jeher kontrovers. Nach dem authentischen Bericht, den der Minister Franz' I. 1820 über die große Besprechung verfaßt hat (Helfert, M. Luise, S. 363 ff., und vergleiche Metternich, Nachgelassene Papiere I., S. 150 ff.), erscheint das Zweite wahrscheinlicher. Denn darin verzeichnet Metternich folgende Antwort, die er Napoleon auf dessen Begehr nach Österreichs Neutralität gegeben haben will: „Kaiser Franz hat den Mächten seine Vermittlung, nicht seine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben sie angenommen; an Ihnen ist es heute, sich zu entscheiden. Entweder Sie nehmen an, dann wollen wir einen Zeitraum für die Dauer der Unterhandlungen feststellen; oder Sie lehnen ab, dann wird sich mein Herr unabhängig erachten in seinen Entschlüssen und in seinem Benehmen", d. h. wenn Napoleon die Vermittlung annimmt, proponiert Österreich — von einer vorausgehenden Forderung Napoleons ist nicht die Rede — eine nicht an die Bestimmungen des Waffenstillstandsvertrages gebundene Frist für deren Dauer. Neuerdings hat Luckwaldt, S. 325, die Frage untersucht, ohne sich zu entscheiden. Eine von ihm beigebrachte Stelle in einem Schreiben Bubnas vom 2. Juli: „Ich tat mein Möglichstes, um die Gründe zu erhärten, die den Kaiser (Napoleon) bestimmt hatten, so sehr auf der Verlängerung des Waffenstillstandes zu bestehen", hält er mit Recht nicht für ausschlaggebend. Vgl. auch neuestens: Sorel, VIII., 148, der sogar meint, es sei nicht leicht gewesen, von Napoleon die Verlängerung zu erreichen. Das geht doch wohl zu weit. Denn der von Sorel dabei zitierte Brief Metternichs an seinen Vater aus dem September 1813: „Ich habe durch einen verwegenen Streich, durch die Verlängerung des Waffenstillstandes um 20 Tage, mein Ziel erreicht", beweist doch nur, daß der Minister, indem er die Verlängerung vorschlug, von der er wußte, daß sie Napoleon paßte, alles andre durchsetzte: Auflösung der Allianz, Annahme der Vermittlung. Die Verlängerung kam den österreichischen Rüstungen zugute, aber doch noch weit mehr den französischen. Wenn also Metternich ein solches Angebot dafür machte, daß Napoleon auf seine Vermittlung einging, so mußte es ihm doch recht sehr um sein Friedensgeschäft zu tun gewesen sein, das eine feindliche Invasion fernhielt. Er selbst erklärte in den ersten Julitagen dem Grafen Hardenberg, Kaiser Franz sei überzeugt, daß die ganze Last des Krieges auf Österreich fallen, daß daraus für die Monarchie die größten Unglücksfälle hervorgehen würden, und wolle, um das zu vermeiden, auf jede

auch Napoleon war es keineswegs um Krieg auf alle Fälle zu tun. Auch er wäre vielleicht bereit gewesen, Frieden zu schließen, wenn auch am liebsten einen allgemeinen, der allen Feindseligkeiten mit einem Male ein Ende machte und das französische Volk beruhigte. Um einen bloßen Kontinentalfrieden, der den Krieg mit England fortbestehen und die französischen Kolonien in britischen Händen ließ, war es ihm weit weniger und wohl nur unter zweierlei Umständen zu tun: entweder nach vernichtenden Schlägen im Felde, die das Übergewicht des Empire für lange sicherten, oder in einer besonderen Abkunft mit Rußland, ähnlich jener zu Tilsit. Nun, um vernichtende Schläge zu führen, bedurfte er ausgedehnter Rüstungen und dazu eines entsprechenden Zeitraumes, den er in der Instruktion für Caulaincourt vom 26. Mai mit drei Monaten berechnet hatte. Davon war der Waffenstillstandsvertrag vom 4. Juni weit entfernt geblieben. Jetzt ließ sich ein wertvolles Plus gewinnen, und sofort griff der Kaiser zu. Zugleich aber hoffte er auf dem Kongreß Gelegenheit zu finden, sich mit dem Zarenreiche besonders zu verständigen. Er wird deshalb nicht nur den am österreichischen Hofe beglaubigten Narbonne, sondern auch Caulaincourt nach Prag entsenden.

Gebietserwerbung verzichten. (Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II., 399.) Bald darauf schrieb er an Wessenberg: „Der Kaiser wird das Unmögliche versuchen, um einen Frieden berbeizuführen.“ (Luckwaldt, S. 336.) In der Tat war Franz I. sogar nötigenfalls bereit, die Forderungen wegen Illyriens und der Hansestädte aus dem Minimum zu streichen, und Metternich unterstützte ihn darin, ohne alle Rücksicht auf die Reichenbacher Abmachung. Jüngst hat Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt, S. 62, an der Hand einiger Briefe des Ministers an Stadion aufs neue die Auffassung geltend gemacht, Metternich sei stets für den Krieg und nur Kaiser Franz bis zuletzt aufrichtig für den Frieden gestimmt gewesen. Aber bloß nach Zuschriften an Stadion, den beredten Wortführer der Kriegspartei, darf man Metternich nicht beurteilen; an Bubna, der ebenso offen seine Neigung für den Frieden kund tat, schrieb er anders, und an beide zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen, verschieden. Selbst an Stadion aber einmal: „Trachten Sie sie (Russen und Preußen) zur Raison und dahin zu bringen, daß sie mehr vom Frieden als vom Krieg erwarten, den sie nicht zu führen wissen.“ (Zit. v. Wertheimer a. a. O. Anm. 3.) Die Konvention vom 30. Juni in Neumann, II. 365.

Allerdings nicht sogleich. Er hält den Marschall zurück, bis am 26. Juli, nach großem Sträuben der verbündeten Monarchen und schweren aber gerechten Vorwürfen gegen Metternich, den Reichenbacher Vertrag nicht geachtet zu haben, zu Neumarkt die Verlängerung des Waffenstillstandes von den militärischen Unterhändlern unterzeichnet worden war. Wollte er vielleicht in Prag nicht unter dem frischen Eindruck der Nachricht auftreten, daß Wellington am 21. Juni bei Vittoria, weit nördlich vom Ebro, die Franzosen total geschlagen und in die Flucht gejagt habe, daß nur wenig feste Plätze ihnen noch jenseits der Pyrenäen geblieben seien, nach deren Fall Frankreich unmittelbar Gefahr drohe? Fürwahr, der Gedanke lag ihm nahe genug, im Osten die Hände mit Ehren frei zu bekommen, und so erhielt denn Caulaincourt die Instruktion mit auf den Weg, „mit Rußland einen für diese Macht glänzenden Frieden zu schließen".*)

In der Hauptstadt Böhmens gelangte Caulaincourt bald zur Überzeugung, daß hier diesem Wunsche seines Herrn keine Erfüllung winke. Anstett, der Vertreter Rußlands, war ein entschiedener Napoleonhasser und außerdem mit Metternich übereingekommen, die Verhandlungen in der Art wie auf dem Teschner Kongreß von 1779 zu führen, d. h. sich nicht in Konferenzen zu besprechen, sondern nur schriftlich, jede Partei für sich, mit der vermittelnden Macht zu verkehren. Metternich hatte diese Form gewählt, um jede Möglichkeit einer Verständigung hinter seinem Rücken auszuschließen, und

*) Ernouf. Maret, S. 574. Daß noch vor kurzem Napoleon einem allgemeinen Frieden nicht abgeneigt gewesen war, bestätigt Metternich in einem Briefe vom 28. Juni aus Dresden an Kaiser Franz, „überzeugt, daß die Frage des allgemeinen Friedens weit leichter durchzufechten wäre als jene eines bloß kontinentalen Friedens". (Oncken, II., 395.) Maret übergab ihm damals sogar einen darauf bezüglichen Entwurf. (Fain, II. 145). Die Beteuerung Napoleons auf St. Helena, in Dresden den allgemeinen Frieden gewollt zu haben, ist durch Montholons „Erzählungen von St. Helena", S. 107 bekannt geworden. Wenig Wochen später aber war er schon nicht mehr dafür gestimmt und machte einer österreichischen Sendung nach London Schwierigkeiten. Er rechnete da nur noch mit einem Kontinentalfrieden in seinem Sinne, d. h. mit Rußland allein auf Kosten Preußens und ohne Rücksicht auf Österreich.

die Verbündeten waren darauf eingegangen, damit sich Österreich um so sicherer Frankreich gegenüber kompromittiere, das diesen Verhandlungsmodus verwarf. Unter solchen Umständen fand Caulaincourt nichts zu tun, und Napoleon mußte die Idee eines Separatabkommens mit dem Zaren aufgeben; er lebte fortan nur noch in dem Gedanken, mit den Waffen zu erzwingen, was man ihm sonst nicht gewähren wollte, sei es, daß in diesem Kampfe Österreich neutral blieb, wie er noch immer hoffte, sei es, daß er seine Rüstungen derart betrieb, um allenfalls auch allen drei Gegnern überlegen zu werden. Die Nachricht, daß Alexander und Friedrich Wilhelm auf dem schlesischen Schlosse Trachenberg mit Bernadotte über einen Kriegsplan beraten hatten, schien ja ohnehin jeden weiteren Gedanken an Frieden auszuschließen. Er verließ Ende Juli heimlich Dresden, um in Mainz mit der Kaiserin-Regentin und den Ministern zusammenzutreffen, ihre Berichte entgegenzunehmen, ihnen Weisungen für die Zeit des nächsten Feldzuges zu erteilen und die Divisionen zweier neuer Korps zu inspizieren. Dann kehrte er am 5. August wieder nach Sachsen zurück. Nur noch fünf Tage hielten den Schluß des Kongresses auf, und noch war man in Prag über die Formalitäten nicht hinaus. Natürlich. Denn jetzt lag niemandem mehr etwas am Frieden. Die Verbündeten hatten ihn von der Vermittlung Österreichs nie erwartet, sondern waren auf sie nur eingegangen, um der Donaumacht eine „Brücke von jenseits nach diesseits“ zu bauen, und Metternich selbst war schon ganz kriegerisch geworden, einmal unter dem Eindruck der Ereignisse in Spanien, dann aber namentlich, als Bernadotte, auf den man in Wien große Stücke hielt, sich in Trachenberg zur Führung einer aus seinen Schweden, aus Preußen und Russen zu bildenden Nordarmee bereit erklärt hatte und der mit ihm vereinbarte Kriegsplan in Reichenbach im Sinne eines von österreichischer Seite gemachten Vorschlags modifiziert worden war (s. unten).*) Er hatte jetzt nur noch den einen

*) Am 19. Juli trägt Oberst Latour die österreichischen Propositionen nach Reichenbach, wo sie gebilligt werden, und am 22. rät Metternich seinem Kaiser, „alle Zügel schießen zu lassen“ und schickt eine scharfe Note über die Säumnisse auf dem Kongreß an Maret, die

Wunsch, seinen zaghaften Herrn von der Unmöglichkeit eines Ausgleichs mit Napoleon zu überzeugen, was ihm endlich auch gelang. Kaiser Franz, dem nun eine achtunggebietende Streitkraft zur Verfügung stand, lehnte den Gedanken nicht mehr ab, sie zu gebrauchen. Sollte man die großen Opfer wirklich bloß für die Herstellung eines Zustandes aufgewendet haben, den man vor vier Jahren unerträglich gefunden hatte? eines Friedens, der ja doch keine Dauer versprach? Stadion, der seit Beginn seiner Mission bei den Verbündeten nicht müde geworden war, Österreichs Beziehung zu diesen enger zu knüpfen, und sich im Sinne seiner Instruktionen, ja, über sie hinaus, ohne Rücksicht auf die Schwankungen an seinem Hofe, auf eigene Faust betätigt hatte,*) schreibt jetzt bewegliche Briefe: sein Herr möge sich nicht bei den minimalen Forderungen begnügen, sondern den Moment benützen, wo man mit 400.000 Streitern in der Front und in den Flanken eines Feindes stehe, dem man gleich bei Beginn der Feindseligkeiten in den Rücken fallen könne. Jetzt sei es, wo man sich volle Unabhängigkeit und gesicherte Grenzen zu erkämpfen habe. Der Reichenbacher Vertrag verpflichte nicht, den Casus belli nur auf die vier Punkte des Minimums einzuschränken. Alles das verfehlte nicht, seinen Eindruck auf den Monarchen zu machen, dem bereits die „unvernünftige" Hinterhältigkeit Napoleons dem Kongreß gegenüber jede Hoffnung auf Frieden geraubt hatte. Fouché, der in jenen Tagen als neuernannter Gouverneur von Illyrien durch Prag gekommen war, hatte hier viel von der prekären Lage des Franzosenkaisers und der schwierigen Stimmung seines Volkes erzählt. Die Bevölkerung Österreichs selbst — die Wiens ausgenommen, wo man neue Niederlagen und eine dritte Okkupation besorgte — war schließlich in eine Gärung geraten, mit der Minister und Monarch rechnen mußten. Broglie, der Sekretär Narbonnes,

---

dann die Sendung Caulaincourts beschleunigt hat. (Luckwaldt, S. 348, 359 f.)

*) Am 17. Mai, als man in der Hofburg das Minimum herabminderte, schrieb er aus Görlitz an seine Frau: „Allem Anschein nach spiele ich für meine Person in diesem Augenblick ein gewagtes Spiel. Vielleicht erzähl' ich Dir das einmal." (Handschriftlich.)

berichtet in seinen Erinnerungen: „Wir konnten in Prag nicht mehr über die Straße gehen, ohne insultiert zu werden."

Was aber das Wesentlichste war: Napoleon gewann endlich die Überzeugung, daß er sich in Beziehung auf Österreichs künftige Haltung geirrt hatte, als er in Dresden zu Metternich vertrauensselige Worte sprach. Die Berichte Caulaincourts, namentlich aber die Tabellen über die sehr namhaften österreichischen Rüstungen, die sich die Franzosen in Prag zu verschaffen wußten, ließen ihn das Moment einer Kriegserklärung von dieser Seite ernster in Erwägung ziehen, als er bisher getan. Er sah sich plötzlich einer Koalition gegenüber, wie sie gewaltiger noch nie wider ihn gestanden hatte, und von Mächten, die er bisher in ihren Interessen unvereinbar geglaubt. Er machte noch einen letzten Versuch, sie zu stören. Kaum nach Dresden zurückgekehrt, beauftragte er Caulaincourt, heimlich bei Metternich anzuklopfen: „wie Österreich den Frieden verstehe und ob es, wenn Napoleon seine Bedingungen annehme, mit ihm gemeinschaftliche Sache machen oder neutral bleiben wolle?" Doch dazu war es nun zu spät.*) Metternich übergab zur Antwort in einem Ultimatum nicht nur die vier unerläßlichen Artikel, für die Österreich zu kämpfen sich verpflichtet hatte, sondern alle sechs Punkte, für die es diplomatisch eintreten wollte, d. h. er verlangte auch die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung des alten Preußens, ja, darüber hinaus, auch noch die wechselseitige Garantie des Besitzstandes aller Staaten — und alles das, damit Napoleon ja nicht nachgab; die Erklärung hierauf sollte, ja oder nein, längstens bis zur Mitternacht des 10. August in Prag eintreffen. Es mögen immerhin unangenehme Stunden gewesen sein, die er seit dem Abgang dieses Ultimatums am 8. verlebte. Wie, wenn Napoleon kurzweg und noch rechtzeitig erklärte, daß er darauf einging? Welche Verlegenheit für Österreich! Denn dann mußte man sich mit einer Ausflucht helfen, die man sich für alle Fälle offen hielt. Nicht ver-

*) Am 9. August schrieb Caulaincourt an Maret: „Da man nie zur Zeit nachgeben will, verdirbt und verliert man alles." (Zit. von Sorel, VIII., 173.)

gebens heißt es in der Einleitung zu dem Ultimatum, die der Minister Caulaincourt bekanntgab, Österreich seien „aus vorläufigen Erklärungen“ die Bedingungen bekannt, unter denen die Verbündeten zu friedlichen Abmachungen geneigt schienen und die Franz I. als die einzigen ansehe, die wirklich einen allgemeinen Frieden herbeiführen könnten.*) Danach war mit dem Ultimatum zwar deutlich gesagt, daß Österreich, wenn Napoleon die Bedingungen nicht annahm, zu den Verbündeten abschwenken, aber nicht, daß es, wenn er zustimmte, Rußland und Preußen daraufhin zum Frieden zwingen würde. Doch Metternichs Rechnung war sicher und er konnte immerhin an Stadion schreiben: die Art der Fragestellung lasse keine Möglichkeit für ein Ja von seiten Napoleons zu. Der Sieger von Lützen und Bautzen konnte ein Programm nicht annehmen, das ihm das Verfügungsrecht über seine deutschen Truppen bestritt und ihn die Weichsel- und Oderfestungen räumen hieß. „Will man von mir,“ hatte er damals in Dresden zu dem Minister gesagt, „daß ich mich entehre? Niemals! Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks; ich würde aufgehört haben zu regieren an dem Tage, wo ich aufgehört hätte, Achtung zu gebieten.“ Er ist jetzt empört über Österreichs Zumutungen, die er in seinen Briefen an Jérôme und Cambacérès bis zur Bedrohung von Venedig übertreibt, und nur um auch seinerseits einen Schritt zu tun, bietet er die Auflösung des Herzogtums Warschau gegen eine Entschädigung des Königs von Sachsen, Danzig als Freistaat mit geschleiften Festungswerken, Illyrien und Dalmatien ohne Triest. Das bekam Bubna noch am Abend des 9. in Dresden zu hören und berichtete es sofort nach Prag. Die offizielle Antwort Napoleons aber, der sich die Stunde nicht hatte vorschreiben lassen wollen und darauf rechnete, daß man durch Bubna orientiert war, traf erst am 11. ein, als Narbonne bereits seine Pässe erhalten hatte und der Kongreß zu Ende war. Am 12. erklärte Franz I.

*) Thiers, XVI. 217; Oncken, Österreich und Preußen, II, 450; Luckwaldt, S. 368; Sorel, VIII., 171.

an Frankreich den Krieg. Ein neues entsetzliches Ringen begann.*)

Es kann hier nicht daran gedacht werden, genauer die Kämpfe zu schildern, in denen sich die Völker und Staaten Europas, ihres wechselseitigen Zwistes vergessend, gemeinsam der drückenden Übermacht des imperialistischen Frankreichs erwehrten. Nur die wesentlichsten Momente, und diese nur in übersichtlicher Weise, dürfen zur Sprache kommen.

Napoleon hatte die Zeit des Waffenstillstandes mit allen Kräften ausgenützt. Auf über 440.000 Mann wird die Heeresmacht angegeben, die er jetzt seinen Feinden entgegenstellte. An Reiterei, deren Mangel er vor Wochen so bitter beklagte, hatte er nun Überfluß, an Artillerie desgleichen. Und waren es auch nur die Jüngsten der kampffähigen Jugend Frankreichs und der rheinbündischen Länder, die er herbeizog, so sahen wir doch bei Lützen und Bautzen diese Jünglinge trotz wetterfesten Männern fechten. Sie werden auch jetzt ihre Schuldigkeit tun, und würden es sogar mit Lust und Eifer, wenn nicht Ebbe in der Kriegskasse eingetreten und etwas mehr Ehrgefühl in die Seelen der Verwaltungsbeamten eingekehrt wäre. Aber die Gelder fehlten für den Sold, und die Korruption war beispiellos, so daß die jungen Krieger außerordentlich vom Hunger litten, der viele Tausende in die Spitäler schaffte. Er wird mit eine der Hauptursachen sein,

*) Napoleon hat übrigens das diplomatische Spiel nicht so rasch verloren gegeben. Die Feindseligkeiten konnten erst nach einer Woche Aufkündigungsfrist beginnen. Er benützte diese, um auf Österreichs Ultimatum nahezu einzugehen, gewiß nur, um das Odium des Angreifers auf andere Schultern zu laden. Aber er erreichte damit nichts mehr. Am 16. August — Alexander war nach Prag gekommen und Metternich hatte ihm die Entscheidung anheim gestellt — erhielt sein Bevollmächtigter in das nahe Königsaal ablehnenden Bescheid. Im Jahre 1814 sagte der entthronte Kaiser zu dem österreichischen General Koller: „Was den Prager Kongreß betrifft, so gestehe ich, daß ich mich in Euch getäuscht habe; ich habe Euch für das gehalten, als was ich Euch bei früheren Gelegenheiten kennen gelernt, und Ihr hattet Euch inzwischen zu Eurem Vorteil verändert.“ (Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 18.)

wenn Napoleon in dem großen Ringen unterliegt.*) Woran es überdies der Armee noch immer mangelte, das war an Offizieren und Unteroffizieren; das Letztere wohl deshalb, weil der Kaiser die tüchtigsten Elemente in seine Garde zog, die jetzt bis auf 58.000 Mann angewachsen war und mit jener Sorgfalt berücksichtigt und bevorzugt wurde, die wir bereits kennen; es sah fast aus, als ob sich der an kein Volk gebundene Imperator mit diesem Heer im Heere eine persönliche Armee zu schaffen gedächte. Außerdem gab es jetzt noch vierzehn Armeekorps, von denen jedoch zwei — die Bayern am Inn unter Wrede und die Danziger Besatzung — nicht in Betracht kamen und in die 440.000 Mann auch nicht eingerechnet sind. Von der unter Davout an der Niederelbe stehenden Heeresabteilung war ein Korps unter Vandamme (das 1.) abgezweigt und nach Dresden dirigiert worden. Ein zweites (das 14.) wurde aus Franken herbeigezogen und unter Saint-Cyr gestellt. Poniatowski hatte 8000 Polen durch Österreich, entwaffnet, herbeigeführt, von denen er ein Korps von 7500 Mann (das 8.) unter seinem Befehl hielt. Und neben all dem gab es noch fünf Reservekavalleriekorps unter Murat, der endlich seiner politischen Schwankungen ledig geworden und wieder zum Kaiser zurückgekehrt war. Dieser gedachte ihn offenbar durch ein hervorragendes Kommando an sich zu fesseln. Die Kriegsmacht war zum größten Teil zwischen Dresden als Hauptstützpunkt und Liegnitz postiert, und zwar standen vier Korps — das 3. (Ney), das 5. (Lauriston), das 6. (Marmont), das 11. (Macdonald) samt einem Kavalleriekorps — als „Bober-Armee", 130.000 Mann stark, unter Ney an der Katzbach und am Bober mit der Front nach Osten. Mit der Front gegen Süden standen bei Dresden Saint-Cyr und ein Kavalleriekorps, bei Bautzen Van-

*) Die Listen weisen nicht weniger als 90.000 Kranke auf, die unter den 440.000 Mann, mit denen man die Armee in Deutschland bezifferte, nicht erscheinen. Sie gingen durch Mangel an Wartung und Nahrung zum größten Teile zugrunde. Die Korruption erstreckte sich in die nächste Umgebung des Monarchen. Ein Augenzeuge erzählt, wie der Zahlmeister Peyrusse von 4000 Franken, die der Kaiser für ein Denkmal Durocs bei Reichenbach ausgesetzt hatte, 1000 Franken in die Tasche steckte mit dem Bemerken, das sei so Brauch. (Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen, S. 255.)

damme mit einem solchen, bei Görlitz die Garden, das 2. Korps (Victor) und ein Kavalleriekorps, bei Zittau Poniatowski: es war die Hauptmacht, 180.000 Mann, unter des Kaisers eigenem Kommando. Außerdem waren drei Korps: das 12. (Oudinot), das 4. (Bertrand), das 7. (Reynier) und ein Kavalleriekorps, 67.000 Mann, die „Armée de Berlin“, nordwärts detachiert; sie standen unter Oudinot bei Luckau, Kalau und Kottbus, während Davouts Korps, das 13., mit 38.000 Mann in Hamburg stationiert blieb und Girard in Magdeburg und Wittenberg ein Zwischenkorps von zwei Divisionen vereinigte.

Auch die Verbündeten hatten während der letzten Monate gewaltig gerüstet. Alexander I. hatte das Ergänzungssystem geordnet, so daß aus allen Teilen des russischen Reiches Truppen herankommen konnten, bis Mitte August die russische Feldarmee 180.000 Mann betrug, abgesehen von den großen Reserven in Polen. Von seiten Preußens war, dank der Kampfbegeisterung des Volkes und der stahlharten Energie der Kriegsleitung, Unerhörtes geleistet worden: bis auf 160.000 Mann hatte man die Feldarmee (auf 100.000 die Landwehr) gebracht. „Wir haben nun eine Armee“, schrieb Gneisenau schon am 11. Juli an Stein, „wie Preußen nie, selbst in seiner glänzendsten Periode nicht hatte.“ Und auch Österreich hatte alle denkbaren Anstrengungen gemacht und in Böhmen, ohne die Garnisonen, 127.000 Mann auf die Beine gestellt. Überdies standen in Innerösterreich 37.000 Mann, um Eugen, im Donautal 30.000, um die Bayern abzuwehren; in Tirol unterstützte man die Insurrektion. Die Geldmittel lieferte England, mit dem man sogleich nach der Auflösung des Kongresses — am 18. August — eine Subsidienkonvention abgeschlossen hatte, die der Wiener Regierung zunächst eine halbe Million Livres eintrug.*) Über den Plan, wie man all die Kriegskräfte — mit den 23.000 Schweden Bernadottes, 9000 Mann englisch-deutscher Truppen und einem mecklenburgischen Kontingent waren es über 500.000 Mann — gegen den gefürchteten Cäsar verwenden wollte, war schon im Juni zu Gitschin, als

*) In dem Vertrag ist die Aufstellung von 5000 Mann an der Save, die Aushebung von 6 Bataillonen „Grenzer“, und die Unterstützung der Tiroler Insurrektion vorgesehen. (Das Original im W. St. A.)

Franz I. seine Mitwirkung nur erst in mögliche Aussicht stellte, eine vorläufige Übereinkunft entstanden, die dann in den Besprechungen zu Trachenberg mit dem Kronprinzen von Schweden erweitert und noch im Juli durch die Annahme österreichischer Zusatzvorschläge in Reichenbach zum Abschluß gebracht wurde (s. oben). Nach diesen allgemein als „Trachenberger Kriegsplan“ bezeichneten Verabredungen sollten drei Armeen aufgestellt werden. Die Hauptarmee lag, aus Rücksicht auf das umworbene Österreich, das eine neue Invasion von Norden und eine Okkupation Wiens besorgte, in Böhmen; sie ward durch starken Zuzug verbündeter Truppen aus Schlesien auf die entsprechende Höhe gebracht und zählte am Ende des Waffenstillstandes über 250.000 Mann; sie stand unter dem Kommando des Fürsten Schwarzenberg, der Radetzky als Generalstabschef zur Seite, aber auch die drei Monarchen mit ihren besonderen militärischen Beratern auf dem Halse hatte, was keine geringe diplomatische Kunst erforderte.*) Dann gab es eine Nordarmee unter Bernadotte, die aus zwei preußischen Korps (Bülow und Tauentzien), einem russischen (Winzingerode), den Schweden, im ganzen aus 127.000 Mann bestand; ein gegen Davout hin detachiertes Observationskorps kam für den sächsischen Kriegsschauplatz nicht in Betracht. Der Armee in Schlesien blieben nach dem Abmarsch von 125.000 Mann nach Böhmen noch etwas über 100.000 — ein preußisches Korps unter Yorck und drei russische — unter dem Kommando Blüchers, den Gneisenau beriet. Der wesentlichste, von Radetzky herrührende Grundsatz der Kriegführung, den man vor allen befolgen wollte, war der, daß, wenn der Feind mit seiner Hauptmacht einer der Armeen entgegentrat, diese zurückweichen sollte, indes die beiden anderen vorwärtsgingen und losschlugen,

*) Die Schwierigkeit der Leitung dieses Heerkörpers, der aus 127.000 Österreichern, 82.000 Russen und 45.000 Preußen zusammengesetzt war, lag vornehmlich darin, daß Schwarzenberg für jede Verwendung nichtösterreichischer Truppen vorerst die Zustimmung des betreffenden Monarchen einholen mußte, wobei sich namentlich mit Kaiser Alexander manche Differenz ergab. (Vgl. Schwarzenberg an Kaiser Franz im Anhang.)

das heißt, man wollte den großen Schlachtenkaiser, der doch wohl die Hauptmacht befehligen würde, die Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage so lange nehmen, bis die drei verbündeten Armeen, verstärkt durch das Reserveheer, das Rußland in Polen sammeln ließ, mit Übermacht und in einer sonst den Erfolg verbürgenden Kooperation selbst einen solchen wagen konnten.

Von diesem Plane hatte Napoleon keine Kenntnis erhalten. Erst spät erfuhr er von dem Marsche russischer und preußischer Truppen nach Böhmen. Die Absicht, die man ihm im feindlichen Lager zuschrieb, er wolle auf Wien losgehen, hat er nie gefaßt. Er dachte sogar, wozu auch seine Generale rieten, daran, Dresden aufzugeben und hinter der Saale eine starke Stellung zu nehmen, um von da aus die einzeln vorrückenden Armeen der Verbündeten zu schlagen, gab aber auf ein hingeworfenes Wort Marets, Friedrich II. habe in ebenso vorgerückter Position den vereinigten Russen und Österreichern mit Erfolg widerstanden, die sehr richtige Absicht auf und blieb jenseits der Elbe. *) Er will jetzt Davout von Hamburg her und Oudinot, nordwärts zusammenwirkend, gegen Berlin die Offensive ergreifen lassen, was er sich erfolgreich denkt, da er die feindliche Nordarmee weit unterschätzt und hier die Schwäche des feindlichen Aufmarsches vermutet. Zur Verbindung der beiden hatte eine der Divisionen unter Girard von Magdeburg ostwärts zu ziehen. Nach der Einnahme der preußischen Hauptstadt sollten sofort Küstrin und Stettin entsetzt und so der linke Flügel der ganzen Aufstellung nach Osten vorgerückt werden. Unterdes wollte der Kaiser diese Unternehmung durch eine wirksame Diversion gegen die beiden anderen Armeen sichern, den Feinden den Angriff überlassend. Woher nun derselbe kommen würde, war ihm nicht klar. Für alle Fälle nahm er bei Görlitz mit der Garde und einigen Korps eine abwartende Stellung ein, in der Vermutung, daß die vereinigten Russen und Österreicher aus Böhmen über Zittau vorbrechen könnten. Dresden hat er durch Erdwerke und Pallisaden gegen einen Hand-

*) Pasquier, Mémoires, II., 82.

streich zu schützen gesucht und Saint-Cyr für diesen Fall die Verteidigung übertragen, in die er übrigens nach wenig Tagen selbst einzugreifen imstande war.

Die Offensive des Feindes über Zittau erfolgte nicht. Dagegen hat Blücher schon vor dem 16. August die Feindseligkeiten begonnen und die vier französischen Korps unter Ney, die ihm bei Liegnitz unmittelbar gegenüberstanden, hinter den Bober zurückgedrängt. Napoleon will dies wieder gutmachen und Blücher aufs Haupt schlagen. Aber dieser merkte alsbald — schon an der veränderten Haltung der französischen Truppen, wenn nicht an dem „Vive l'empereur", das herüberschallte — die Anwesenheit des feindlichen Kriegsherrn und damit die Absicht eines entscheidenden Vorstoßes, und tat, wie verabredet war: er wich kämpfend hinter die Katzbach zurück. Daß dies willkürlich geschah, merkte der Kaiser anfänglich nicht und drängte eifrig nach, bis er es am 22. inne wurde, „daß die Führer kein ernstes Engagement wollten". Darauf rückte er wieder in seine Stellung Görlitz-Zittau zurück, wo ihn unversehens die Bitte Saint-Cyrs um Beistand ereilte, denn Dresden sei durch den Anmarsch eines feindlichen Heeres vom Erzgebirge her aufs ernstlichste gefährdet.

So winkte die Entscheidung an ganz anderer Stelle als Napoleon vermutet, aber sie winkte dort, wo er sie vor allem gewünscht hatte. In einem Briefe an Maret aus diesen Tagen heißt es: „Da ohne Schlacht keine Entscheidung erfolgen kann, so kann uns nichts Glücklicheres begegnen, als daß der Feind nach Dresden marschiert, weil es dann zu einer Schlacht kommen muß."*) Er läßt Macdonald mit drei Korps Blüchern gegenüber stehen und nimmt Ney und das sechste Korps am 23. mit sich nach Westen, wohin er auch die Garden und die Korps von Vandamme und Victor dirigiert, die zum Empfang der Verbündeten nördlich von Zittau bereit gestanden hatten. Nach dreitägigen beispiellosen Eilmärschen gelangen die Truppen in die Nähe Dresdens, indes der Kaiser den kühnen Plan gefaßt hat, die Elbe unterhalb des Feindes, der

*) Corresp. XXVI, 20.437 (22. August).

bereits nahe an die Stadt herangekommen schien — Wittgenstein hatte am 22. das Lager bei Pirna genommen — zu überschreiten, ihn zwischen sich und Saint-Cyr zu bringen, von seiner Rückzugslinie abzuschneiden und auf Prag loszugehen. Aber er muß den kühnen Gedanken alsbald wieder fallen lassen. Saint-Cyr ist zu schwach, um so lange Widerstand zu leisten, bis die große Umgehung ausgeführt war; man muß daher den sicheren Weg wählen und dem Gegner von Dresden aus entgegentreten. Nur Vandamme wird mit 40.000 Mann nach Pirna und Königstein geschickt, während Napoleon selbst am Vormittage des 26. August mit den Garden, die in den drei Tagen, bei strömendem Regen, querfeldein, da die Straße für die Artillerie und den Train reserviert blieb, über neunzehn Kilometer von Löwenberg her zurückgelegt haben, in die Stadt einmarschiert. Die Korps von Marmont und Victor sind noch unterwegs.

Die Verbündeten waren unterdes tatsächlich nahe an Dresden herangerückt. Sie hatten ehevor, in einem Kriegsrat zu Melnik, den Entschluß gefaßt, mit dem Gros der „böhmischen Armee“ nach Leipzig hin, auf Napoleons Verbindungen, vorzugehen, sobald er gegen Bernadotte zog, dann aber, während des Vormarsches über das Erzgebirge, die gefährliche Absicht aufgegeben und sich mit dem ganzen Heer Dresden zugewendet, als sie vernahmen, daß der Kaiser in Schlesien gegen Blücher zu Felde lag. Die Lockung, sich der wichtigen Stadt mit ihren reichen Depots und Reserven zu bemächtigen, war groß genug, und so will man denn am 25. August von den Höhen im Süden eine Rekognoszierung vornehmen, „ob ein coup de main etwa gelingen könnte“. Es kommt aber nicht dazu, da im Hauptquartier die Meinung vorwaltet, es wäre vorteilhafter, noch weiterhin „zu manövrieren, bis des Gegners Pläne besser aufgeklärt seien“. Dies war namentlich die Ansicht Kaiser Alexanders, der sich von seinen militärischen Ratgebern — Moreau, der alte Feind Napoleons, hatte sich zu solchen Diensten eingefunden — dazu bestimmen ließ, obgleich ein Handstreich an diesem Tage Erfolg gehabt hätte. Freilich entsprach es weit mehr den verabredeten strategischen Grundsätzen, ohne große Opfer

die Hauptmacht des Feindes von den kleinèren Armeen weg auf sich zu locken und diese dadurch zu siegreichem Vordringen ihrerseits zu befähigen, d. h. der Hauptarmee und der schließlichen Entscheidung näher zu bringen. Darum betont auch Schwarzenberg in einem Befehl für den nächsten Tag, den „demonstrativen" Charakter der weiteren Vorrückung, die den rechten Flügel — die Russen unter Wittgenstein — allenfalls bis in die Pirnaer Vorstadt, das an ihn sich schließende preußische Korps unter Kleist in den Großen Garten, ein Korps Österreicher im Zentrum und linkshin „ohne nutzlosen Menschenverlust" in die Dörfer und Vororte im Süden und Westen der unterdes kräftig beschossenen Stadt führen soll. Die Beschießung und der Angriff des linken Flügels wird auf den Nachmittag des 26. festgesetzt. An diesem Tage aber — der Kampf gegen Saint-Cyr war bereits im Gange, da man nun doch die ernste Absicht hat, sich mit einem Teil der Armee Dresdens zu bemächtigen*) — vernimmt man vom Herannahen starker feindlicher Massen von Osten her und schließlich von der Anwesenheit Napoleons in der Stadt: eine völlig veränderte Lage, die, dem Kriegsplan gemäß, aus der Offensive in die Verteidigung, ja zum Rückzug überzugehen gebot. Es ward denn auch beschlossen, von weiteren Angriffen auf Dresden abzustehen und zunächst nur auf den Höhen eine feste Stellung zu nehmen, bis die Retraite eingeleitet war. Die Gründe sind noch nicht aufgeklärt, aus denen es dann doch nicht zur Unterbrechung des Kampfes, vielmehr, wie ursprünglich bestimmt worden war, zu dessen verstärkter Aufnahme auf dem linken Flügel kam. Nach vier Uhr Nachmittag wurde rings um die Stadt gekämpft, indes ein Hagel von Geschossen auf sie niederprasselte.

In der Zwischenzeit waren jedoch, jedes einzelne von

*) Am 26. August schreibt Metternich aus Brüx an Hudelist in Wien: „Ich bin heute aus dem Hauptquartier zu Reichstätt bei Dippoldiswalde, vier Stunden von Dresden, eingelangt. Wie ich letzteren Ort verließ, brachen eben 30.000 Mann auf, um eine große Reconnaissance zu machen. Heute im Tag sollte Dresden angegriffen und mit Sturm emportiert werden. 60.000 Mann, worunter 20.000 Österreicher, sind zu dem Unternehmen bestimmt, zu welchem alle Chancen vorhanden sind." S. Anhang.

Napoleon durch ermutigende Worte angefeuert, die Regimenter der Garden über die Elbe und in die bedrohten Positionen gerückt. Sie wehren die ohne einheitliche Leitung und nirgends mit überlegenen Kräften unternommenen Stöße ab, so daß die Truppen der Verbündeten, da sie ohne Sturmmittel sind und ohne Sukkurs bleiben, keine Erfolge erringen können. Sie verbluten sich nutzlos an der Umwallung der Vorstädte. Dann geht, nach 5 Uhr, Napoleon seinerseits zum Angriff über und drängt links die Russen hinter Striesen, rechts die Österreicher gegen Löbtau und Cotta, im Zentrum Preußen und Österreicher gegen Strehla und die Räcknitzer Höhen hin zurück. Der Tag hat günstig für die Franzosen geendet, ohne die Korps von Marmont und Victor, die erst während der Nacht anlangen und das Heer wesentlich verstärken.

Am nächsten Morgen ergreift der Kaiser sofort die Offensive, als er die Streitkraft der Verbündeten, nur in höhere Positionen gerückt, noch vorfand. Es war freilich von Schwarzenberg der sofortige Rückmarsch empfohlen worden, da Dresden nun doch nicht mehr einfach wegzunehmen, der Zweck der „Demonstration" erfüllt sei, die Truppe, der es an Nahrungsmitteln fehle, bei dem unaufhörlichen Regenwetter schwer zu leiden habe und der nach Pirna detachierte Prinz von Württemberg sich gegen Vandamme nicht werde halten können; aber die Monarchen, insbesondere Friedrich Wilhelm, waren für die Fortsetzung des Defensivkampfes in guten Stellungen, wenn der Kaiser die Schlacht erneuere. Er tat es. Napoleon beschäftigt des Gegners rechten Flügel und dessen Zentrum, indes Victor mit seinen Kolonnen gegen die Linke vordringt und sie zwischen Roßtal und Döltzschen durchbricht, so daß Murat mit dem äußersten linken Flügel leichtes Spiel hat. Er bedroht ihn mit seinen Reiterkorps in der Front und läßt ihn gleichzeitig durch zwei Divisionen von Westen her umgehen. Eine österreichische Division (bei 9000 Mann) wird samt ihrem Kommandanten gefangen genommen, der Rest auf der Freiberger Straße weit zurückgeworfen. Der Fehler der Verbündeten, die ihre Kavallerie ungenützt im Zentrum stehen ließen und keinen Vorstoß wagten, neben dem Umstand, daß ein Korps Österreicher unter Klenau von Tharandt nicht

mehr zu rechter Zeit herankommen konnte, förderte hier den Teilsieg der Franzosen. Im Rücken bedroht — denn Barclay hatte den Befehl des Zaren, die Franzosen von der pirnaischen Straße zu vertreiben, unausgeführt gelassen — auf der Linken empfindlich geschlagen, ziehen sich endlich die Alliierten in der Nacht zurück.*) Sie haben in den zwei Tagen über 10.000 Mann an Toten und Verwundeten und über 15.000 an Gefangenen eingebüßt, während ihr Gegner in seiner geschützten Stellung weit geringere Verluste und einen Erfolg zu verzeichnen hat. Wenn er ihn mit Umsicht ausnützt, kann die Hauptmacht seiner Feinde eine Katastrophe ereilen, die kein Sieg ihrer andern Armeen aufzuwiegen vermag. Er hat es nicht getan. Schon deshalb nicht, weil er am 27. abends noch keineswegs gewiß war, ob die Gegner, deren Hauptkräfte, namentlich im Zentrum und auf dem rechten Flügel, nur wenig beschäftigt gewesen waren, die Schlacht nicht noch einmal, und nun mit voller Macht, wagen würden. Seine Befehle, die er des Abends erteilte, lassen keinen Zweifel übrig, daß er noch einen dritten Kampftag erwartete. Und in der Tat wurde auch im Hauptquartier der Verbündeten bis tief in die Nacht hinein der Plan diskutiert, sich auf die Höhen von Dippoldiswalde zurückzuziehen und dort mit der ganzen Armee das Gefecht zu erneuern, bis endlich Schwarzenberg die mangelhafte Ausrüstung der Österreicher, namentlich mit Artilleriemunition, geltend machte und den Rückzug anordnete. Als Napoleon am nächsten Morgen in die Kampflinie des vorhergehenden Tages vorritt, sah er die feindlichen Kolonnen auf den Wegen nach Maxen und Dippoldiswalde in den Bergtälern verschwinden. Da Vandamme mit seinen 40.000 Mann die große Pirnaer Straße, die über Peterswalde nach Teplitz führt,

*) Namentlich in dem Verhalten Barclays erblickte man im Hauptquartier der Monarchen einen Hauptgrund für den Mißerfolg des Tages. Am 31. August schrieb Metternich hierüber an Hudelist: „Nach beispiellosen Fatiguen und einer in ihrem Entstehen vortrefflich geleiteten Operazion, welche aber durch die ebenso beispiellose Ineptie des Generals Barclay de Tolli scheiterte und äußerst kompromittierende Folgen für uns hätte haben können, hat die Gesamtarmee ihren Rückzug aus Sachsen am 27. Abends begonnen.“ S. Anhang.

bereits besetzt hielt, war es des Kaisers Überzeugung, daß die Verbündeten die letztere Stadt auf dem zwar weniger bequemen, aber kürzeren Wege über Altenberg zu gewinnen trachten würden. Er läßt ihnen hier Saint-Cyr und Marmont, auf der Straße über Rabenau Victor folgen, während Murat über Freyberg nach Frauenstein marschieren und ihnen von dorther Flanke und Rücken bedrohen soll. An Vandamme, den Mortier bei Pirna abgelöst hat, schickt er am 28. ein Schreiben, daß der Gegner die Richtung auf Altenberg einzuschlagen scheine und er ihm auf seinen Verbindungen mit Teplitz zuvorkommen und namentlich seinem Troß manchen Schaden tun könne.*) Er selbst hält den Feind, von dem er noch soeben

*) Dieser Brief Berthiers an Vandamme den Pelet, Des principales opérations de la campagne de 1813 im „Spectateur militaire“ von 1823 mitteilt, wird von allen Geschichtschreibern, auch den militärischen, mit Ausnahme Asters, mit dem ganz sinnlosen Schreibfehler „Annaberg“ für das einzig mögliche „Altenberg“ wiedergegeben. Weder der Wortlaut dieses Briefes noch Napoleons Schreiben an Murat vom folgenden Tage mit dem Satze: „toute l'armée se retire par Altenberg sur Toeplitz“ lassen einen Zweifel übrig. Man hat allerdings in jüngster Zeit den Versuch gemacht, Napoleons schwer erklärliches Verhalten in diesen Tagen damit zu rechtfertigen, daß er am 28. August den Feind wirklich im Abmarsch in der Richtung „auf Annaberg“ vermutet und deshalb Vandamme, den er nun nicht für gefährdet hielt, weiter nicht unterstützt habe, bis er erst am Nachmittag des 29. aus einem Berichte Marmonts „zu seiner Überraschung“ den Abmarsch der Verbündeten „über Altenberg nach Teplitz“ erfuhr. (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 1902, in Ausführung der von Osten-Sacken gelegentlich ausgesprochenen Ansicht: die einzig zur Erklärung mögliche Annahme sei die, daß Napoleon den Feind im Rückzuge über Freiberg vermutet und nicht geahnt habe, welchen Ersatz er hätte gewinnen können, aber auch nicht, in welcher Gefahr sein General schwebte.) Aber die Argumente, die hiefür angeführt werden, reichen doch nicht aus, um auf eine Anzahl von Fragen präzise Antwort zu geben. Z. B.: Was sollte das verbündete Heer in der Gegend von Annaberg? Wollte es nicht wieder zurück nach Böhmen, wo die Materialdepots und die Reserven lagen? Und die österreichische Artillerie hatte nur die halbe Chargierung auf den Weg mitgenommen. Und wenn das Ziel schon in jener Richtung lag, warum nennt Napoleon nicht das nähere Marienberg, von wo die Straße über Sebastiansberg nach Böhmen führte und das ihm geläufiger ist, da es sich wiederholt in seiner Korrespondenz findet? War es logisch, den Feind im Rückzuge nach Westen zu vermuten, wo doch gerade dessen linker Flügel

die Erneuerung der Schlacht erwartet hatte, keineswegs für überwunden; es scheint ihm aber nach seinem Kriegsplan offenbar schon ein großer Erfolg, den Anprall der Hauptarmee siegreich zurückgewiesen zu haben. Hätte er von der Niedergeschlagenheit im andern Lager, von der schlechten Stimmung der Österreicher, von der üblen Ordnung auf dem Rückzuge, dem Ineinandermarschieren der Kolonnen, so daß 36.000 Preußen unter Kleist, um überhaupt nur vorwärts zu kommen, von Fürstenwalde ostwärts über das Gebirge auf die Peters-

am 27. umgangen und geschlagen worden war, während Zentrum und Rechte nahezu intakt blieben? Wie konnte übrigens der Kaiser bei dieser Vermutung am 28. an Vandamme schreiben lassen: „Ich denke, daß sie vor dem Feind auf der Verbindung von Tetschen (!), Aussig (!) und Teplitz ankommen und so seine Equipage, Bagage etc., schließlich alles, was hinter einer Armee marschiert, nehmen können?“ Konnte Vandamme wirklich auf der Linie Tetschen-Aussig die Bagage hinter einer Armee wegnehmen, die von Dresden nach Annaberg zog? Wie konnte der Kaiser am 29. morgens an Murat schreiben: „Vandamme meldet, daß der Schrecken in der ganzen russischen Armee herrsche“, wenn die Russen auf Annaberg, Vandamme gegen Aussig marschierten? Und wenn er in demselben Befehl seinen Schwager anwies, von Freiberg südöstlich auf Frauenstein einzuschwenken, „um dem Feind in Flanken und Rücken zu kommen,“ ist es da nicht nur natürlich, daß er sich Murat im Vormarsch über Hermsdorf dachte, der ihn in der Tat in Flanke und Rücken der über Altenberg marschierenden Kolonnen führte? Und wenn wirklich Marmonts Meldung vom 29., „der Feind marschiert über Altenberg“, Napoleon „überraschte“, mußte sich diese Überraschung nicht sofort in neuen Ordres, wenigstens was Vandamme betraf, ausdrücken? Wir finden nichts dergleichen. Erst am 30. läßt er an Mortier schreiben, er solle Vandamme, „wenn er dessen bedarf,“ mit drei Divisionen Garde unterstützen. Nein, was Marmont am 29. meldet, ist nur die Bestätigung dessen, was Napoleon am 28. vermutet („il paraît“) hat: daß der Feind auf Altenberg zu marschiere. „Zwar habe gestern“, heißt es in dem Postskript zum Brief an Murat vom 29., „nach Marmonts Meldung eine Trainkolonne von Dippoldiswalde die Straße nach Frauenstein eingeschlagen, sie wird aber bei Hermsdorf die Altenberger Straße wiedergewonnen haben,“ womit gleichsam die Ansicht vom Vortage bekräftigt wird. Aus diesen, aus Napoleons Briefen (Corresp. XXVI) geholten Gründen kann ich heute meine Meinung noch nicht aufgeben, daß es im Brief Berthiers an Vandamme vom 28. August nicht „Annaberg“, sondern „Altenberg“ zu heißen habe, ungefähr wie in der Note vom 30. (Corresp. XXVI. 20.492) „Rumburg“ und nicht „Naumburg“ zu lesen ist.

walder Straße ausweichen mußten, auf die Gefahr, zwischen Vandamme und einem nachrückenden Franzosenkorps zermalmt zu werden, hätte er von alledem auch nur eine Ahnung haben können, er hätte wohl kaum eine Sekunde geschwankt, seinen Sieg durch einen raschen Schlag zu vollenden.*)

Dazu kam aber noch Anderes. Der Kaiser war in den letzten Tagen von einem Unfall, der die Armee Oudinots betroffen, benachrichtigt worden, die von Bülow bei Groß-Beeren am 23. August geschlagen und zum Rückzug auf Wittenberg genötigt worden war. Und daran nicht genug, traf eben jetzt, als er die verfolgenden Korps aussandte, die Kunde von einem Siege Blüchers über Macdonald bei Wahlstatt an der Katzbach am 26. ein, der die Ostarmee der Franzosen mit einem Verluste von bei 20.000 Mann in die Lausitz zurückwarf. Durfte er unter diesen Umständen noch nach Böhmen ziehen? Er überlegte die Frage und beantwortete sie in einer Reihe von Notizen, die gegen diese Absicht sprachen. Es war ja sein ursprünglicher Hauptplan, im Süden defensiv zu bleiben und nur im Norden offensiv vorzugehen. Darum hat er die Affaire bei Dresden lediglich als Sieg in der Defensive aufgefaßt**) und seinem Angriffsprojekt auf Berlin und die Oderfestungen, deren Besatzungen sich nach seiner Berechnung nur bis in den

*) Ein Unwohlsein, welches Napoleon am 28. mittags befiel, als er auf der Straße nach Pirna gefrühstückt hatte, soll ihn in seinem Vormarsch gehindert und nach Dresden zurückgeführt haben. Nun, das Unwohlsein mag auf Wahrheit beruhen; aber es muß ein rasch vorübergehendes gewesen sein, denn man sah ihn „sehr heiter und lustig“ nach Dresden zurückfahren, wo ihn dann ein Bote, der von der Katzbach kam, „bei vollster Gesundheit“ antraf. Er selbst hat zwei Tage später, als er von Vandammes Mißgeschick erfuhr, Daru gegenüber jenes Übelsein als Grund seiner Rückkehr von Pirna angegeben, da er sich für vergiftet gehalten habe. (S. Pasquier, Mémoires II. 86.) Auch im Jahre 1815 hat er einigen Generalen seine Haltung nach den Dresdener Kämpfen mit diesem geringfügigen Zufall erklärt.

**) Das erhellt auch aus der Fassung, in der er Fouché seinen Erfolg mitteilt: „Meine Avantgarde verfolgt lebhaft den Nachtrab des Feindes, der an die böhmischen Berge gedrängt ist, während eines meiner Korps die feindliche Armee auf ihrer Rechten überflügelt, was noch größere Erfolge verspricht.“ (Brotonne, Lettres inédites, p. 498, 30. August 1813.)

Oktober halten konnten, sein Hauptaugenmerk zugewendet. Hier glaubt er persönlich mit stärkeren Kräften eingreifen zu müssen, während er Dresden bloß in besseren Verteidigungsstand setzt. Und nun war es der Politiker in ihm, der sich zu dem Strategen gesellte und ihn beirrte: „Ich kann damit erreichen, daß sich die Russen von den Österreichern trennen, denn ich kann Österreich gegenüber meine besondere Rücksicht geltend machen, den Krieg nicht nach Böhmen getragen zu haben.“ Und in der Tat ging auch heimlich eine Botschaft an Metternich.*) Binnen der nächsten zwei Wochen will er — Macdonald werde sich gegen Blücher schon behaupten — Berlin genommen, Stettin verproviantiert, die Werke der Preußen zerstört und die Landwehr, die er weit unterschätzt, desorganisiert haben. Die Verfolgung nach Böhmen unterbleibt.

Es muß den Kriegskundigen überlassen werden, die strategische Seite dieses Planes zu prüfen. Sie haben ihn bisher zumeist verurteilt. Vielleicht mit Unrecht. Denn wenn Napoleon, um die Entscheidung zu suchen, sich nur vor die Wahl gestellt sah, entweder in Böhmen gegen Prag vorzugehen oder das alte Projekt nach Norden zu verfolgen, war das letztere, aus Gründen, die er selbst entwickelt, entschieden vorzuziehen.**) Aber es sollte aus beiden nichts werden. Es war

*) In einem Brief vom 29. August an Berthier, der den Adjutanten Galbois zu Murat geschickt hatte, heißt es: „Ich sehe nicht ein, warum Sie dem König von Neapel meinen Verkehr (communications) mit den Österreichern zur Kenntnis bringen wollen.“ Lecestre, II. n. 1084.

**) „Ich bin nicht mehr in der Lage, vor dem Feinde nach Prag zu gelangen,“ heißt es in jenen Notizen vom 30. August, „es ist eine befestigte Stadt; ich würde sie nicht einnehmen; Böhmen könnte sich erheben, und ich wäre in einer schlimmen Lage bei Prag, während vielleicht die schlesische Armee meine Boberarmee angriffe; auch könnten sich dann die Armeen von Oudinot und Davout nur defensiv verhalten, und ich verlöre Mitte Oktober 9000 Mann in Stettin. Ich würde zwar die Elbelinie von Prag bis ans Meer besitzen, aber sie ist viel zu lang. Würde sie auf einem Punkte durchstoßen, so stünde das Gebiet der 32. Division (an der untern Elbe) offen, was mich nach dem schwächsten Teil meiner Staaten zurückrufen müßte. Die Russen, die die Anwesenheit meiner Armee von 60.000 Mann bei Stettin nicht unberücksichtigt lassen könnten, brauchten nichts für sich

Vandamme nicht gelungen, vor dem Feinde auf der Pirna-Teplitzer Straße, die er schon am 27. besetzt hatte, in Böhmen einzutreffen und, wie Napoleon hoffen mochte, die Kolonnen der Verbündeten bei ihrem Abstieg ins Tal einzeln zu überfallen. Schon am 28. hatte der Herzog von Württemberg mit seinem Korps Russen sich und den Garden unter Ostermann den Durchmarsch auf diesem Wege erkämpft und ihn am nächsten Tage ungemein tapfer in blutigen Rückzugsgefechten gesichert, so daß Vandamme, als er am 29. die Höhe herabmarschierte, bei Priesten an diesen Truppen einen kräftigen Widerstand fand, der sich stündlich durch die von der Altenberger Straße herbeikommandierten Regimenter vermehrte. In der Hoffnung, bald durch Saint-Cyr und Marmont auch seinerseits unterstützt zu werden, blieb er bei Kulm stehen, wo sich am 30. das Gefecht zur Schlacht entfaltete. Marmont und Saint-Cyr kamen aber nicht; sie waren von der Peterswalder Straße weg gegen die Altenberger hindirigiert worden und standen weit entfernt. Dagegen war Kleist sein mutiger Zug gelungen, der ihn unangefochten bei Nollendorf in den Rücken Vandammes brachte. Dessen Korps wird nun zersprengt, bei 10.000 Mann müssen sich ergeben, der Rest sucht sein Heil in der Flucht über die Berge. Der Führer selbst, der sich mit Bravour und Umsicht gegen die Übermacht gewehrt hat, gerät in Gefangenschaft.*)

---

und für Polen zu fürchten ... Da ich mich am Ende meiner Linie befände, so würde ich mich nicht an die bedrohten Punkte begeben können. Ich würde meine Plätze an der Oder verlieren und mich nicht auf dem Wege nach Danzig befinden. Wenn ich im Gegenteil auf Berlin marschiere, habe ich sofort einen großen Erfolg, bin in der Mitte, kann in fünf Tagen an den entferntesten Punkten meiner Linie sein, entsetze Stettin und Küstrin, gewinne Aussicht, die Russen von den Österreichern zu trennen, habe keine Verpflegsschwierigkeiten, denn die Kartoffeln, die Hilfsquellen Berlins, die Kanäle usw. werden mich ernähren.“ (Corresp. XXVI. 20.492.)

*) Napoleon hatte kaum von dem Mißgeschick Vandammes gehört, so lud er auch schon Diesem die Schuld daran auf, damit sie nur ja nicht auf ihn falle. Er ging dabei so weit, zu lügen, der General sei gegen seinen Befehl nach Böhmen eingedrungen. „Ich habe ihm“ — schreibt er am 1. September an Saint-Cyr — „ausdrücklich befohlen, sich auf den Höhen zu verschanzen, sein Korps dort kampieren zu lassen

Am Frühmorgen des 31. erfährt Napoleon die Unglücksbotschaft. Des Tags vorher war ein trostloser Bericht von Macdonald eingetroffen. Kein Zweifel, der Eindruck, den sein Erfolg bei Dresden hervorgebracht hatte, war durch die Mißerfolge von Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Kulm verwischt. Die Hoffnung auf eine Trennung der Verbündeten mußte aufgegeben werden, denn ihr Sieg hielt sie sicher aneinander fest. Es war, um in trübe Stimmung zu geraten. „Sehen Sie," sagte er zu Maret, „so ist der Krieg. Am Morgen Sieger, am Abend besiegt. Vom Triumph zum Fall ist oft nur ein Schritt." Eins war ihm aber klar: er bedurfte dringend eines neuen Triumphes. Wir wissen, daß er ihn in einem Zug gegen Berlin suchte. Er hält den Gedanken fest, nachdem er sich überzeugt hat, daß die Verbündeten nicht sofort wieder nach Sachsen vorstoßen würden, und schickt Ney voraus, damit er von Oudinot den Befehl über dessen Truppen übernehme und die Offensive mit einem Marsch von Wittenberg nach Baruth einleite. Dann sichert er Dresden durch die Korps von Saint-Cyr, Victor und Mouton (der die Reste der Vandammeschen Regimenter gesammelt hat) und bildet aus den Garden, den Truppen Marmonts und einem Kavalleriekorps eine Reservearmee, die er, wenn Macdonald sich bei Görlitz hält, nach Norden führen will. Aber Macdonald kann sich nicht halten. Er mußte bis nach Bautzen zurück und meldet nun von dort in beweglichen Worten, daß die 60 bis 70.000 Mann, über

und nach Böhmen nur vereinzelte Streifkorps zu entsenden, um den Feind zu beunruhigen und Nachrichten zu sammeln." (Lecestre, II. n. 1058.) Und doch hat es in jenem Befehl an Vandamme vom 28. (siehe oben) geheißen, der Kaiser erwarte, daß er noch vor dem Feind auf der Linie Tetschen-Aussig-Teplitz ankommen werde, und in jenem Schreiben an Murat vom 29.: „General Vandamme, der gestern in Nollendorf war, dürfte heute, von der Peterswalder Seite in Böhmen eingedrungen sein." (Corresp. XXVI. 20491.) Am Tage darauf wurde dem König von Württemberg geschrieben: „Vandamme rückt auf Teplitz los und unterdes folgen vier Armeekorps dem Feinde, der gestern in Altenberg war." (Corresp. XXVI. 20495) usw. Es ist wie 1798 nach Abukir, wie 1805 nach Trafalgar: der eigene Fehler wird dem Opfer aufgehalst. Und sie fehlen alle, wenn er ihnen fehlt. So sucht er den Glauben an seine Unbezwingbarkeit in der Öffentlichkeit aufrechtzuerhalten.

die er noch verfüge, großenteils weder Waffen noch Munition hätten und sich bei einem neuen Mißerfolge unfehlbar auflösen würden. Darauf darf es der Kaiser nicht ankommen lassen. Er eilt mit den Reserven seinem bedrängten Marschall zu Hilfe. Er will sie als Verstärkung einsetzen, um den heftig vordringenden Blücher rasch zu schlagen, und dann sofort „in großer Eile" auf Berlin marschieren. Gut. Wie aber, wenn es gar nicht zur Schlacht kam? wenn Blücher, dessen urkräftiges Ungestüm durch die geistige Überlegenheit seines Generalstäblers Gneisenau gelenkt und gemäßigt ward, aufs Neue, wie schon im August einmal, Napoleons Anwesenheit erfahrend, zurückwich und ihn hinter sich her in das ausgesogene Land lockte? Das geschah wirklich. Blücher ging von Hochkirch fechtend zurück nach Görlitz. Diesmal aber merkte Napoleon die Absicht sofort und ließ von der „Verfolgung" ab. Er muß nun ohne, wie er gehofft, die schlesische Armee geschlagen zu haben, gegen Bernadotte ziehen. Hierzu sind auch schon die Ordres ausgegeben, als von Dresden her die Nachricht von einer neuen Offensive der böhmischen Armee an ihn gelangt. Er wäre übrigens für diesmal im Norden zu spät gekommen, wo Bernadotte, dank der ausdauernden Energie Bülows und dem rechtzeitigen Eingreifen der schwedischen und russischen Artillerie, am 6. September bei Dennewitz so entscheidend über Ney gesiegt hatte, daß Dieser, von Schweden und Russen eifrig verfolgt, bis Torgau und weit darüber hinaus flüchten mußte. „Ihre linke Flanke ist offen," schreibt der geschlagene Marschall am Tage darauf an den Kaiser, „nehmen Sie sich in Acht. Ich glaube es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und an die Saale zurückzugehen."*)

Ehe ihn dieses Schreiben fand, am 6. September, war Napoleon in Dresden angelangt und gewahrte bei einer Re-

*) Von den übrigen Heeresteilen, die gegen die Nordarmee der Verbündeten zu operieren hatten, war Girards Division, als sie von der Affaire bei Großbeeren hörte, umgekehrt und auf dem Rückzuge nach Magdeburg bei Hagelberg am 27. August zersprengt worden. Davout dagegen, dessen Korps über die Hälfte aus Holländern und Niederdeutschen, also aus den unzuverlässigsten Elementen bestand, hatte nur einen schwachen Offensivversuch wagen können, der ebenfalls schon nach der Niederlage Oudinots aufgegeben wurde.

kognoszierung die Höhen der Gebirgsstraßen nach Böhmen in feindlichen Händen. Die Alliierten hatten nämlich, durch ihren Sieg bei Kulm und die Erfolge der beiden andern Armeen völlig aufgerichtet, auf die erste Kunde von dem neuen Vormarsch des Kaisers gegen Blücher eine Diversion zu des Letzteren Gunsten begonnen. Eine Abteilung von 60.000 Österreichern sollte auf das rechte Ufer der Elbe hinübergehen und bei Rumburg in die Flanke des avancierenden Feindes fallen, während der Rest der Hauptarmee die bei Dresden zurückgebliebenen Streitkräfte festhielt. Davon hatte wohl Napoleon kaum Kenntnis, als er zurückeilte, um die Feinde über das Erzgebirge zurückzuwerfen und unter Umständen einen Vorstoß nach Böhmen zu wagen. Das Erste gelingt, das Zweite unterbleibt; es unterbleibt einmal, weil die Niederlage Neys den Durchbruch der Elbelinie befürchten ließ, für welchen Fall der Kaiser in der Nähe sein will, und dann des ungünstigen Terrains am Geiersberg wegen, von dessen Höhe die Artillerie nicht zu Tal geschafft werden kann. Überdies waren die nach Osten detachierten Truppen, sobald man von Napoleons Anwesenheit in Dresden Kenntnis erhalten hatte, bis auf eine Division sofort zurückbefohlen worden und standen nun bereit ihn zu empfangen. Napoleon hat sich selbst von diesen Schwierigkeiten überzeugt und gibt, da große Erfolge hier, mit den steilen Defileen im Rücken, nicht zu holen sind, das Unternehmen auf.*) Am 12. September ist er wieder in Dresden, von wo er jetzt alle Depots und die gesamte Kriegsverwaltung weg nach Torgau dirigiert. Als militärischen Stützpunkt hält er, zu seinem Nachteil, die Stadt noch immer

*) Am 11. September schreibt er an Murat: „Wäre es möglich gewesen, Geschütze das Gebirge hinunterzubringen, so hätte ich die feindliche Armee in der Flanke angegriffen und wir hätten große Erfolge errungen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.“ Er setzt jedoch hinzu: „Die der Berliner Armee zugestoßenen Ereignisse verhindern mich, hinüber zu gehen.“ (Corresp. XXVI. 20540.) Man hat ihm mit Recht den Vorwurf gemacht, von Blücher zu früh abgelassen zu haben, um nach Dresden zurückzukehren. Hätte er die schlesische Armee weit zurückgestoßen, so würde er sich dann rechtshin auf die durch Böhmen heranmarschierenden Österreicher haben werfen können, und wer weiß, welchen Gang die Dinge nahmen.

fest. Als bald darauf die Verbündeten aufs Neue über das Gebirge rücken, um einen Zug Schwarzenbergs, der nordwestwärts in der Richtung auf Leipzig beabsichtigt ist, zu maskieren, hindert er diese Absicht, indem er wieder bis gegen Kulm vorbricht. Zu einem erfolgreichen Angriff erscheint ihm aber auch jetzt wieder die feindliche Stellung zu stark, da er selbst durch die Schwierigkeit der Verpflegung seines Heeres genötigt war, zwei Korps nordwärts zu entsenden, um die Zufuhr auf der Elbe zu decken. Er muß sich Schwarzenberg gegenüber mit dem „System des Hin und Her“ begnügen, „um die Gelegenheit abzuwarten“, wie er am 18. September an Saint-Cyr schreibt. Auch hier wünscht er sehnlich angegriffen zu werden, doch vergebens. Die Feinde weichen dem obersten Heerführer aus und schlagen seine Generale.

Er darf jedoch nicht lange untätig bleiben, da sich der Kreis der gegnerischen Kräfte um ihn her immer mehr verengt und er die Masse seiner Truppen auf dem eingeschränkten Raume nur unter täglich wachsender Mühseligkeit ernähren kann. Nachrichten von Ney, der auf das linke Ufer der Elbe zurückgegangen war, melden, daß die Armee Bernadottes den Übergang über diesen Fluß plane und in der Nähe von Dessau Anstalten dazu treffe, und daß vom Heere Blüchers eine Abteilung nordwestwärts heranziehe, was ihn fürchten lasse, von Torgau und Dresden abgeschnitten zu werden. Bei solcher Gefahr, überflügelt zu werden, befiehlt Napoleon nach einem rekognoszierenden Vorstoß gegen Osten — es ist der dritte — den Rückmarsch auf das linke Ufer der Elbe und gibt das rechte auf.

Seitdem er den entscheidenden Moment nach der Dresdner Schlacht versäumt hatte, war sein Wille machtlos, er selbst nur ein Spielball seiner Gegner geworden, bald hierhin, bald dorthin geworfen, so daß ihn der Volkswitz, seiner wiederholten Fahrten nach Bautzen wegen, den „Bautzner Boten“ nannte, bis schließlich seine vorgeschobene Position ganz unhaltbar wurde. Und dazu im Heere die unerquicklichsten Zustände! Mißmut und Verdrossenheit, wohin man horchte! Voraus bei den höheren Offizieren. Selbst Fernerstehende mußten aufmerksam werden. „Es scheint mir,“ schreibt der württem-

bergische General Franquemont an seinen König am 10. September, „die französischen Generale und Offiziere sind des Krieges überdrüssig und die Soldaten kann bloß die Gegenwart des Kaisers beleben." In der Tat, wo sein Auge nicht auf ihnen ruhte, warfen sie ihre Pflicht ab, wie eine drückende Last, entledigten sich häufig ihrer Waffen und verließen die Kolonnen oder stahlen sich unter die Leichtverwundeten, indem sie sich selbst verstümmelten. Kaum ein Monat war seit dem Wiederbeginn des Feldzugs verflossen, und schon waren über 60.000 Mann und fast 300 Geschütze in des Feindes Hände geraten, über 40.000 Kranke und Verwundete lagen in den Lazaretten von Dresden, Leipzig und Torgau, und Haufen von Hunderten, ja Tausenden Unbewaffneter zogen nach Westen. Was diese aus den Reihen trieb, war die entsetzliche Not, die einriß, als die gepeinigten schlesischen und sächsischen Landschaften ihre letzte Kartoffel hergegeben hatten und die Zufuhr auf der Elbe durch das Zurückweichen Neys fast unmöglich geworden war. „Herr Graf Daru," schreibt der Kaiser selbst am 23. September an den Direktor der Armeeverwaltung, „die Armee wird nicht mehr ernährt. Es wär' eine Illusion, die Sache anders anzusehen." Aber er kann nicht helfen. Und doch gewahrt er bei weitem nicht den ganzen Jammer, den ihm pflichtvergessene Augendienerei ebenso sorgsam zu verbergen sucht, als sie ihn nur zu oft über die Wahrheit widerwärtiger Ereignisse zu täuschen weiß.*) Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß von den 400.000 Mann, die der Kaiser Mitte August in Sachsen zur Verfügung hatte, Ende September kaum 250.000 beim Appell antworteten. Und diesen gebrach es an Ausrüstungsgegenständen, an Kleidung, an Schuhen und bald auch an Munition, da die Transporte aus dem Westen immer häufiger von feindlichen Parteigängern abgefangen wurden, deren Bekämpfung einen unverhältnis-

---

*) Besonders Bertrand, ein devoter Günstling ohne viel Talent und Verdienst, bekannt durch seinen Ehrenwortsbruch vom Jahre 1805 im Kriege mit Österreich, suchte mit derlei Nachrichten sich angenehm zu machen. Seine Berichte nach der Schlacht bei Groß-Beeren mögen Napoleon veranlaßt haben, die Nordarmee nicht sofort zu verstärken, was dann den zweiten Sieg der Preußen erleichtert hat.

mäßigen Aufwand an Kavallerie erforderte, woran die reguläre Armee dann Mangel litt. Während die Alliierten sich um ein Heer von über 50.000 Mann russisch-polnischer Reserven, das Bennigsen heranbrachte, verstärkten, kam nur Augereau mit 13.000 von Würzburg auf Leipzig heran. Zwar wurde am 27. September in Paris die Aushebung von 160.000 Konskribierten von 1815 und 120.000 der sieben letzten Altersklassen gefordert, aber wenn auch der Senat sofort sein Dekret ausfertigte, so konnten die neuen Rekruten doch nicht mehr für die nächste, offenbar sehr kritische Zeit in Betracht kommen.

In dieser ernsten Lage der letzten Septembertage, da sich „sein Schachspiel verwirrte“, wie der Kaiser zu Marmont sagte, hat er es wieder mit der Politik versucht. Wir kennen einen Brief an Franz I., den er am 25. durch den Adjutanten Flahault als Parlamentär dem österreichischen General Bubna, der mit seiner Division zum Blücherschen Heere detachiert blieb, überbringen ließ. Darin ward die geplante Übergabe der polnischen Festung Zamosc zum Vorwand genommen, um von Frieden zu sprechen. Der Abgesandte hatte daneben die mündliche Instruktion, zu versichern, daß es seinem Herrn jetzt ganz besonders um dessen Abschluß zu tun und er bereit sei, für Österreich und Preußen große Opfer zu bringen, „wenn man ihn nur hören wolle“. Aber Franz I. hatte, unter dem Eindruck der Nachricht vom Siege der Nordarmee, am 9. September zu Teplitz seine bisherige Waffenbrüderschaft in ein festes Bündnis mit Rußland und Preußen umgewandelt und stand nun vertragsmäßig zu diesen.*) Am 3. Oktober wird er auch mit England einen Allianztraktat abschließen, und fünf Tage später werden Unterhandlungen, die er in Ried mit Bayern pflegen läßt, zu einem förmlichen Anschluß dieses Staates an die Koalition geführt haben.**) So versagt sich die

*) Siehe den Teplitzer Vertrag zwischen Österreich und Rußland bei Martens, III. 17.

**) Der Vertrag mit England brachte auch eine Erhöhung der am 18. August zugestandenen Subsidien um weitere 500.000 Pfund. Sonst sind die Bedingungen die der anderen Verträge vom 9. September. (Original mit den bei Neumann, Recueil des traités conclus par l' Autriche, II. 379 nicht gedruckten Geheimartikeln im Wiener

Politik dem Kaiser der Franzosen, und alles hängt nur noch von seiner Feldherrnkunst ab. Sie wird den Abgang an verbündeten Kräften, die mangelnde Begeisterung seiner Truppen, das Defizit an Mut und Selbstverleugnung in seinem Heere wettzumachen haben. Wird sie dieser Aufgabe gewachsen sein?

Napoleon hat sich noch im September entschlossen, Blücher in sicherer Stellung hinter der Elbe zwischen Königstein und Meißen zu erwarten. „In dieser Position werd' ich", schreibt er am 23. an Murat, „den Feind mit den Augen verfolgen und, wenn er sich auf irgendeine Angriffsoperation einläßt, mich auf ihn stürzen, so daß er eine Schlacht nicht vermeiden kann." Aber er wartete vergebens. Mehr als eine Woche verging, und der Angriff Blüchers erfolgte nicht. Was war der Grund? Blücher war am 26. mit seinem Heere

---

Staatsarchiv.) Sorel, VIII. 162 scheint, gleich Oncken II. 462, den von Bianchi, Storia della diplomazia europea in Italia, I, 333 erwähnten Geheimtraktat zwischen England und Österreich vom 27. Juli 1813, der dem Wiener Hofe Rechte über Italien eingeräumt haben soll, nicht zu verwerfen. Er hat nicht existiert. Subsidienverhandlungen in Reichenbach zwischen dem österreichischen (nicht „englischen") General Nugent und Cathcart haben zu keiner Konvention geführt, da Metternich eine solche damals noch für „zu kompromittierend" hielt, wie er in einem Vortrag an den Kaiser vom 19. August sagt. Erst nach Schluß des Kongresses ist es dazu gekommen. (Siehe oben S. 203.) Übrigens trägt die von Bianchi mitgeteilte Protestnote Metternichs an Castlereagh vom 26. Mai 1814, die sich auf den Geheimvertrag bezieht, alle Merkmale der Unechtheit an sich: Kaiser Franz erscheint schon am 27. Juli 1813 als Mitglied der Koalition, der Kaiser von Rußland wird als „König von Polen" angeführt; auch verrät sich die italienische Mache in Wendungen wie „au nome" (statt „nom"), „de la parte" (statt „part"), „participer à V. Exc." (statt: „faire part") u. dgl.; das bourbonische Haus wird für den Entgang von Parma und Toscana auf die „Aufteilung der deutschen Staaten" („partage des Etats d'Allemagne") verwiesen. Echte Briefe Metternichs vom 26. Mai 1814 an Castlereagh sind durchaus im Sinne der freundschaftlichsten Beziehung, die damals zwischen Österreich und England bestand, gehalten. (W. St. A.) Natürlich hat auch Welschinger Unrecht, wenn er in seinem Buche „Le pape et l'empereur", p. 409, sich auf dieses Dokument stützt, worin Kaiser Franz seine Rechte auf den Kirchenstaat als „König von Rom, erblicher Kaiser und Haupt des Deutschen Reiches (Chef du corps germanique)" geltend macht.

von Bautzen über Kamenz in der Richtung auf Wartenburg abmarschiert, wo dann Yorck am 3. Oktober gegen Bertrand den Übergang über die Elbe erkämpfte, während Macdonald durch Anstalten bei Mühlberg die Meinung beigebracht ward, man wolle hier über den Fluß setzen. Unterdes war die russische Reservearmee unter Bennigsen durch Schlesien und Böhmen bis Teplitz gelangt, die Hauptarmee hatte, Bennigsen zurücklassend, die Offensive in der Richtung auf Leipzig ergriffen, um — es war der Melniker Plan vom August — des Feindes Verbindungen zu bedrohen, Bernadotte ging am 4. und 5. Oktober bei Dessau gleichfalls über die Elbe. Von alledem erfährt Napoleon erst recht spät. Noch am 4. Oktober fragt er bei Macdonald an, wo die Blücherschen Korps stehen. Als er endlich die Wahrheit vernimmt, ist er höchlich überrascht; derlei große Unternehmung hatte er dem Feinde nicht zugetraut. Nun wo es offenbar war, daß die Gegner sich in seinem Rücken vereinigen wollen, ließ sich die Elbelinie nicht länger halten, und seines Bleibens konnte in Dresden nicht mehr sein. Er faßt den Plan, zwei Armeen zu bilden: die eine unter Murat, drei Korps (das 2., 5. und 8.) und die entsprechende Kavallerie stark, wird er zwischen das Schwarzenbergsche Heer und Leipzig stellen mit der Aufgabe, sich durchaus defensiv zu verhalten und nur allmählich vor überlegenen Kräften des Feindes auf diese Stadt zurückzuweichen; die zweite will er selbst rasch über Meißen und Wurzen zu Ney führen, sich mit Diesem vereinigt zwischen Leipzig und die schlesische Armee schieben, die letztere schlagen und werfen, und dann sich mit Murat wider das gegnerische Hauptheer wenden. „Halten Sie die Österreicher so viel als möglich zurück,“ schreibt er am 7. Oktober an Murat, „damit ich Blücher und die Schweden vor ihrer Ankunft bei Schwarzenberg schlagen kann.“*) Von diesem Plane kam er später nur in dem Punkte zurück, daß er Dresden von zwei Korps unter Saint-Cyr besetzt ließ. War es in der Absicht, von der Schwarzenbergschen Armee mehr in Böhmen festzuhalten? oder wollte der Protektor des Rheinbundes die

*) Corresp., XXVI., 20.718.

Residenz des getreuen Bundesfürsten nicht in Feindeshand fallen lassen und damit sein Prestige schädigen? Gleichviel, er hatte später in der großen Entscheidungsschlacht den Abgang der 30.000 Mann bitter zu beklagen.

Vom Herannahen Napoleons erhielten nun aber wieder Blücher und Bernadotte, die am 7. Oktober zusammengekommen waren und den gemeinsamen Marsch auf Leipzig beschlossen hatten, lange keine Nachricht. Sie vermuteten ihn an dem genannten Tage noch in Dresden. Da warf die plötzliche Kunde von dem Anrücken des entfernt Geglaubten ihre Absicht um. Bernadotte, der bisher mit Rücksicht auf seine persönlichen Interessen in seinem neuen Vaterlande, die durch eine entscheidende Niederlage gefährdet waren, den Krieg sehr zurückhaltend geführt und sein schwedisches Korps mit ängstlicher Vorsicht vor Verlust bewahrt hatte, sprach sofort von Rückzug über die Elbe, den er auch Blüchern empfehlen wollte, erklärte sich aber schließlich doch bereit, diesseits zu bleiben und von Aken südwärts zu marschieren, als der preußische Feldherr sich anheischig machte, über die Mulde und, mit der Nordarmee verbunden, hinter die Saale zu gehen. Dieses Manöver hatte zur Folge, daß Napoleon, der ganz sicher auf eine Schlacht gerechnet hatte, sich doch wieder nur einem ausweichenden Feinde gegenübersah. Er ist deshalb in der denkbar schlechtesten Stimmung während der vier Tage, die er vom 11. bis 14. Oktober auf dem Schlosse zu Düben zubringt. Daß sich Blücher nicht fassen ließ, gibt ihm hier den Plan ein, gegen die rückwärtigen Verbindungen der schlesischen und der Nordarmee, das ist bei Wittenberg und Dessau zu operieren, sie dadurch zurückzunötigen, zu schlagen und über die Elbe zu drängen, dann selbst auf dem rechten Ufer stromaufwärts nach Dresden zu rücken, die dortige Besatzung mit sich zu nehmen und wider die Hauptarmee loszugehen, um schließlich doch noch „Berlin einen Besuch abzustatten". Von dem Marsche Blüchers zur Saale, wo Dieser von Halle aus Fühlung mit der Hauptarmee sucht, weiß er zunächst nichts. Er läßt wirklich an die Elbe vorstoßen, und da das Korps Tauenziens, das Bernadotte, ehe er nach Cönnern aufbrach, am Flusse zurückgelassen hatte, auf das rechte Ufer genötigt wird, wiegt

er sich in der falschen Vorstellung, Bernadotte sei mit allen Truppen wieder hinüber. Über Blücher erfährt er erst am Morgen des 12. annähernd Richtiges; nur vermutet er ihn noch nicht bei Halle. Und da scheint es ihm allerdings, da Schwarzenberg immer entschiedener sich Leipzig nähert, das Nötigste, Diesen im Südosten der Stadt, noch ehe er sich mit Blücher vereinigen kann, total zu schlagen. Aber ist es nicht schon zu spät? Hat er nicht zu lange in Düben verweilt und auf gute Kundschaft gehorcht, ehe er handelte? Wer, wie Odeleben, ihn dort sah, „auf Nachrichten von der Elbe harrend, auf einem Sofa seines Zimmers, ganz geschäftslos vor einem großen Tisch sitzen, auf dem ein Bogen weißes Papier lag, das er mit großen Frakturzügen erfüllte", wer ihn so sah, den tätigsten Mann der Welt, der konnte leicht, wie Marmont, von ihm sagen: „Man erkennt Napoleon während dieses Feldzugs nicht wieder!" Und doch war er nicht untätig in diesen Tagen; nur war es eine Tätigkeit ins Ungewisse, bis ihm klar ward, was er am Morgen des 13. an Ney schreibt: daß er nach Leipzig zurück muß, „wo unzweifelhaft eine große Schlacht stattfinden wird".*) Auf sie kam nun freilich alles an. Denn wie die Dinge lagen, konnte wohl kein Manöver mehr das Zusammenwirken der feindlichen Armeen aufhalten. Strategisch war Napoleon bereits besiegt, und nur als letztes Mittel blieb ihm die Entscheidungsschlacht, die er jetzt gegen eine gewaltige Übermacht — kaum 200.000 Mann gegenüber 300.000 — wagen mußte. „Wir nahen dem großen Tage des Weltgerichts", hatte Metternich schon am 8. an einen Vertrauten geschrieben.**)

So schlimm freilich sah der Kaiser seine Lage nicht an, als er am 14. Düben verließ und nach Leipzig fuhr. Er hatte nun zwar bestimmte Kunde, daß Bernadotte nicht jenseits der Elbe stand, aber er glaubte fürs erste doch gegen Norden und Westen sicher zu sein und bei der Aktion, die er schon für den kommenden Tag ins Auge faßte, nur mit Schwarzenberg zu tun zu haben. Und hätte er nicht so lange

*) Corresp., XXVI., 20.789.

**) An Hudelist. (W. St. A.)

gesäumt, hätte er das nutzlose Manöver über die Elbe früher abgebrochen, so wär' es auch wirklich so gekommen. Denn von dem feindlichen Hauptheer war noch keineswegs alles Murat gegenüber angelangt: Bennigsen mit seinen Reserven und ein Korps, das Dresden beobachtet hatte und nun herankommandiert worden war, standen am 15. noch zwei Tagereisen weit entfernt. Bernadotte, der sich fortwährend im Rücken bedroht glaubte und mit seinen 60.000 Mann „zum Schutze Berlins" zurückmarschieren wollte, hatte nur durch das einstimmige Votum seines Kriegsrates und die Drohung, die englischen Subsidien einzubüßen, davon abgebracht werden können. Er war nicht in Verbindung mit Blücher vorgegangen und blieb aus übertriebener Furcht für seine linke Flanke am 15. einige Meilen vor Halle stehen. Deshalb hat auch Blücher nur vorsichtig zu avancieren und an diesem Tage von Halle bloß nach Schkeuditz zu gelangen vermocht. Überdies hatte Schwarzenberg im Süden von Leipzig eine durch die Flüsse Elster und Pleiße und das Leipziger Ratsholz zerlegte Aufstellung genommen, und wenn Napoleons Heer nur um einen Tag früher ankam, so stand es mit überlegenen Kräften — er hatte etwa 190.000 Mann zur Verfügung — gegen einen schlecht situierten Feind und konnte ihn werfen.*) Aber die

*) Es war ursprünglich Schwarzenbergs Plan gewesen, mit seinem linken Flügel in der Defensive noch weiter nach Westen, etwa bis auf das Schlachtfeld vom 2. Mai, vorzugehen, um Napoleon den Rückweg völlig zu verlegen, in der Meinung, daß er dann diesen Rückweg sich werde erzwingen wollen, wobei es der kooperierenden Übermacht der Alliierten gelingen müßte, ihn bis zur Vernichtung zu schlagen. Dieser Defensivplan, der das ungünstige Terrain dem angreifenden Feinde zuschob, wurde auf Intervention des russischen Hauptquartiers am 14. durch einen andern ersetzt, der die weitere Umfassung unterließ und schon jetzt vom Süden aus die Offensive ins Auge faßte, wobei die Terrainschwierigkeiten zwischen Elster und Pleiße allerdings mehr die Verbündeten behinderten und überdies das Tor im Westen — namentlich wenn, wie es geschehen wird, Blücher nicht von Halle direkt, sondern vom Norden her auf Leipzig rückte — offen blieb. Vgl. darüber die gründliche Untersuchung Kerchnawes, „Kavallerieverwendung, Aufklärung und Armeeführung bei der Hauptarmee in der entscheidenden Attacke vor Leipzig" (1904), die der ehedem so streng verurteilten Strategie Schwarzenbergs gerechter wird. Übrigens hat bereits in den letzten Jahren in der historischen Litteratur ein Umschwung in der Beurteilung des bescheidenen, selbstlosen, nicht

Garden und die Reiterdivisionen können erst am 15. zu Murat stoßen, der tags zuvor in einem Gefecht mit der feindlichen Avantgarde unter Wittgenstein die Linie zwischen Pleiße und Liebertwolkwitz behauptet hat. Macdonald wird erst am nächsten Tage auf dem linken Flügel einrücken. Marmont muß nördlich der Parthe bleiben, denn Blücher war nun doch herangekommen. Ney ist noch mit drei Divisionen und einem Kavalleriekorps bei Düben zurück. Der Kaiser sieht sich daher genötigt, die Schlacht um einen Tag zu verschieben. Er steht allerdings an der wichtigsten Stelle, im Süden der Stadt, der Hauptarmee des Feindes mit starken Kräften gegenüber, aber die Situation im Norden ist kritischer als er meint und hätte es noch mehr werden können, wenn sich Bernadotte entschlossen hätte, seine Truppen gleichfalls heranzuführen.

Für den 16. Oktober war nun Napoleons Plan der folgende. Er will mit den Truppen, die bisher unter Murats Kommando gestanden hatten, die Hauptmacht des Feindes auf der Linie Markkleeberg-Liebertwolkwitz angreifen und beschäftigen, indes zwei Armeekorps unter Macdonald und Augerau und die nötige Kavallerie in dessen rechte Flanke fallen. Hier von einer Umgehung bedroht, werden die Gegner ihr Zentrum schwächen müssen, das dann ein entscheidender Stoß durchbricht, für den nebst den Garden die Divisionen des Neyschen Armeeteils, inbesondere die des Marmontschen Korps, bestimmt sind, die Napoleon herzukommandiert. Dieser Entwurf wird dadurch unausführbar werden, daß Macdonald spät, Marmont gar nicht auf dem südlichen Schauplatz erscheint, so daß der Kaiser gleich im Beginn der Schlacht den Vorteil des Angriffs einbüßt. Um neun Uhr vormittags beginnen die Verbündeten den Kampf um die Ortschaften Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, der sich mit der größten Hartnäckigkeit zwei Stunden lang fortsetzt. Erst da zeigt sich die Tête Macdonalds, und nun überzeugt sich auch Napoleon,

allzu kühnen, aber auch nicht mutlosen, nicht genialen aber auch keineswegs unfähigen Generals stattgefunden. Vgl. Delbrück in der zweiten Auflage seines „Gneisenau", Kaulfuß, Die Strategie Schwarzenbergs am 13. bis 15. Oktober 1813 (1902) und die Charakteristik bei Friederich, Der Herbstfeldzug 1813, I., 141.



daß er bisher in der Front, die er durch Augereau verstärkte, mit weit geringeren feindlichen Kräften zu tun gehabt hatte, als er vermutet, und beschließt jetzt, seinerseits die Offensive zu ergreifen. Und hätte er die Absicht sofort ausgeführt, nicht einen Erfolg Macdonalds abgewartet, der sich erst um Mittag der wichtigen Position auf dem Kolmberg bemächtigt, und kostbare Stunden mit dem vergeblichen Harren auf Marmont hingebracht, er würde kaum nachhaltigen Widerstand gefunden, vielleicht die Schlacht gewonnen haben. So aber geht er erst gegen zwei Uhr zum Angriff über. Er will das Zentrum des Gegners zwischen Wachau und Liebertwolkwitz durch 100 Geschütze erschüttern und durch eine mächtige Reiterattacke durchbrechen lassen, während Macdonald dessen linken Flügel über Seiffertshayn umgeht; dann wird das Gros des Feindes westwärts in die Flüsse geworfen und von seinen Nachschüben getrennt. So die Absicht. In der Tat beginnt nun eine fürchterliche Kanonade, der eine Kavalleriecharge folgt, die im feindlichen Zentrum wirklich bis über Güldengossa hinausgelangt. Aber all das ist jetzt zu spät. Während der versäumten Zeit sind von Alexander die russisch-preußischen Garden und von Schwarzenberg die österreichischen Reserven von jenseits der Pleiße auf das Wachauer Schlachtfeld beordert worden; die Ersteren bringen den Ansturm der französischen Reiterdivision zum Scheitern, und leisten den nachrückenden Kolonnen hartnäckig Widerstand, die Österreicher aber unter Bianchi werfen die Gegner aus Markkleeberg hinaus und erringen dem rechten Flügel Napoleons gegenüber namhafte Vorteile. Unter diesen Umständen nützt es wenig, daß Victor, von Oudinot mit der jungen Garde verstärkt, bis Auenhayn vorgedrungen ist und Macdonald den rechten Flügel der Verbündeten bis Groß-Pößna umgebogen hat, auch nichts, daß ein schlechtüberlegter Angriff des österreichischen Korps Merveldt in der rechten Flanke auf Connewitz und Dölitz erfolglos bleibt. Gerade dieser Angriff, von Bianchis Fortschritten unterstützt, hat einen letzten Ansturm der alten Garde auf das Zentrum hintangehalten, indem er sie auf sich zog. Dadurch ist zwar hier ein weiteres Vorgehen der Österreicher unmöglich gemacht, aber auch keinerlei Entscheidung

erreicht worden. Ein Sieg ist somit von Napoleon nicht errungen. Nur ein unbedeutendes Stück Schlachtfeld ist gewonnen, obgleich die Kräfte auf französischer Seite überwogen hatten, da von der an Zahl überlegenen verbündeten Armee ein großer Teil nicht in den Kampf gelangte. Aber gerade ein entscheidender Sieg mit Flucht und Auflösung des Feindes hätte müssen errungen werden, wenn seine Sache nicht gänzlich scheitern sollte. Denn Marmont war unterdes durch das Yorcksche Korps — während Blüchers Gros gegen eine von Osten her vermutete Offensive parat blieb — angegriffen und nach hartnäckigster Gegenwehr von Möckern und Widderitsch bis hinter Gohlis und Eutritzsch an die Parthe zurückgedrängt worden. Und so ist trotz dem Terrainerfolg bei Wachau der Tag für Napoleon verloren, da der nächste schon des Gegners Kräfte wesentlich vermehren, Bernadotte und Bennigsen heranführen wird und er nicht mehr gegen eine der Armeen, sondern gegen alle drei wird fechten müssen.

Obgleich ihn eine Rekognoszierung am Morgen des 17. Oktober seine üble Situation erkennen läßt, ist er doch noch nicht gewillt, den Kampfplatz zu räumen. Einmal war ein Korps (Reynier) noch immer zurück, und ebenso Maret mit den Kanzleien; deren Eintreffen mußte abgewartet werden. Dann: hieß es nicht eine Niederlage eingestehen, wenn man sofort zur Retraite blies? Und wir wissen, wie ängstlich Napoleon gerade über dem Schein wachte. Endlich waren die Truppen, die sich tags zuvor so trefflich geschlagen hatten, so sehr ermattet, daß sie den Abmarsch, der gewiß nicht ohne ernste Kämpfe abging, nicht sogleich antreten konnten. Wollte man zurück, dann brauchte man Zeit und mußte sie erst gewinnen. Der Kaiser ließ den bei der Affaire von Dölitz gefangenen Merveldt vor sich kommen, gab ihm gegen Parole seinen Degen zurück und sandte ihn am Nachmittag mit Anträgen, die zunächst einen Waffenstillstand bezweckten, an Kaiser Franz ins Hauptquartier der Verbündeten. „Warum," sagte er u. A. zu dem Österreicher, „nimmt man meinen Vorschlag, zu unterhandeln, nicht an? Ihr seht doch, daß England den Frieden nicht will.*) Ich werde mich, wenn man will, hinter

*) Dieser Vorwurf bezieht sich auf jenen Annäherungsversuch, den

die Saale zurückziehen, Russen und Preußen gehen hinter die Elbe, Ihr nach Böhmen, und das arme Sachsen soll neutral bleiben.“ Er ließ auch durchblicken, was er von seiner europäischen Stellung aufzugeben bereit wäre: Hannover an England, die deutsche Nordseeküste, vom Rheinbund Alles was freiwillig von ihm abfiel, dann Polen, Spanien und Holland, doch das Letztere nur, wenn seine Unabhängigkeit gegen Großbritannien gesichert werde. Italien aber sollte nicht mehr in seine alten Verhältnisse, das ist unter die Vorherrschaft Österreichs, zurückkehren; es würde nur unter einem einzigen Herrscher vereinigt dem System von Europa entsprechen.*) Mit dieser Klausel benahm er der Sendung Merveldts alle Aussicht auf Erfolg. Denn gerade um die Vorherrschaft in Italien hatte Österreich zehn Jahre lang gefochten, und ein Austerlitz hatte dazu gehört, ihm den Verzicht darauf abzuringen. Man einigte sich denn auch rasch im Hauptquartier, vorläufig den Antrag unbeantwortet zu lassen. Den Wiederbeginn des Kampfes verschob man, der erwarteten Verstärkungen wegen, die man auf etwa 100.000 Mann bezifferte, auf den nächsten Vormittag. Ein Angriff von der Blücherschen Armee her, der die Franzosen hinter Gohlis und die Parthe drückte, ward bald wieder abgebrochen.

Während Napoleon noch auf Merveldts Rückkehr wartete, die nicht erfolgen sollte, traf er frühmorgens am 18. die ersten Dispositionen für einen Rückzug nach Westen, indem er Bertrand, der am 16. Lindenau gegen ein österreichisches Korps gehalten hatte, anweisen ließ, auf der Lützener Straße bis Weißenfels vorzugehen und dort den Flußübergang zu sichern; zwei Divisionen der jungen Garde sollten ihn in Lindenau ersetzen. Das war aber zunächst auch alles, und dem Geschichtschreiber fehlen die Behelfe, sich und anderen zu

---

Napoleon am 25. September gemacht hatte, als er seinen Adjutanten Flahault als Parlamentär mit einem Brief an Kaiser Franz zu den österreichischen Vorposten schickte. Er erhielt zur Antwort, daß an einen Teilfrieden nicht mehr zu denken sei, daß man aber seine Eröffnungen nach England geschickt habe. (Oncken, Aus den letzten Monaten des Jahres 1813. Hist. Taschenbuch, 1883, S. 12.) S. Anhang.

*) Siehe Burghersh, Memoiren (deutsch), S. 200 ff., Sbornik, XXXI, 336, Toll, III, 523 u. a. a. O.

erklären, warum der Kaiser nicht schon vorher bei Einbruch der Nacht, wo Reynier eingerückt, die Armee ausgeruht und der gute Ruf des Feldherrn nicht mehr in Gefahr war, mit aller Energie den Rückzug durch Leipzig hatte antreten lassen. Hoffte er wirklich auf ein Ergebnis der Sendung Merveldts? Scheute er die Verwirrung des nächtlichen Marsches durch die Stadt und über die einzige Brücke? Denn andere hatte man zu bauen unterlassen. Oder dachte er nur für den schlimmsten Fall sich den Weg offen zu halten? „Der 17. verlief ruhig," erzählt Marmont in seinen Memoiren, „der Feind wartete seine Verstärkungen ab. Was uns betraf, so waren wir damit beschäftigt, die Ordnung unter unseren Truppen wiederherzustellen. Doch hätten wir von dem Augenblick an unseren Rückzug beginnen, oder doch die Mittel vorbereiten müssen, um ihn bei einbrechender Nacht zu bewerkstelligen. Aber eine gewisse Sorglosigkeit Napoleons, die man unmöglich erklären und nur schwer bezeichnen kann, machte das Maß unsrer Leiden voll." Wir Spätere haben mehr den Eindruck eines Mannes, der das Kriegsglück, das seine Genialität so oft zu meistern verstanden hatte, noch einmal herausfordern will. Nach Mitternacht hatte der Kaiser das Heer etwas näher an Leipzig herangezogen, um seine Kräfte für die Defensivschlacht zu konzentrieren, die ihm entweder den Sieg bringen oder doch die Möglichkeit bieten soll, den allerdings sehr schwierigen Durchzug durch Leipzig zu erstreiten. Für den letzteren Fall will er die ganze Armee des Feindes im Osten beschäftigen, ihn bei jeder Dorfschaft aufhalten, um so einem seiner Korps nach dem andern den ungestörten Abmarsch im Westen zu sichern. So kann der Kampf am 18. Oktober immerhin auch als eine Art Rückzugsgefecht aufgefaßt werden, allerdings das großartigste, das die Geschichte kennt.*) Der Kaiser hat nach dem Eintreffen Reyniers und dem Abgang Bertrands noch

*) „Leipzig konnte in der Tat als ein Brückenkopf angesehen werden, den man leicht einen ganzen Tag hindurch verteidigen kann, wenn man die Vorstädte und die alte Mauer, ähnlich wie in Dresden, vorteilhaft zu benützen verstand", heißt es bei Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814; II., 186. Doch weiß auch er sich die Säumnis Napoleons am Abend des 17. nur mit der Rücksicht auf die Sendung Merveldts zu erklären.

gegen 160.000 Mann und 600 Geschütze; die Verbündeten verfügen über nahezu 300.000 Mann und über die doppelte Anzahl Kanonen, da auch Bernadotte endlich herangekommen ist und, nachdem ihm Blücher hochherzig 30.000 seiner Leute abgetreten hat, am Kampfe teilnehmen wird.*) Freilich wird weitaus nicht alles von dieser Übermacht in den Kampf rücken, schon weil der Kronprinz seine Schweden, der Zar seine Garden schonen will und der Preußenkönig die seinigen nicht minder. Hunderttausend Mann sollen müßig gestanden haben.

Die französische Armee war am 18. in einer Linie aufgestellt, die sich von Connewitz die Pleiße aufwärts bis Dölitz zog, von da über Probsthaida, Dösen nach Zuckelhausen und Holzhausen vorsprang, dann nordwärts bis Schönfeld und die Parthe entlang nach der Halleschen Vorstadt und bis Gohlis lief. Napoleon selbst nahm bei einer Tabaksmühle an der Colditzer Straße nächst Stötteritz seinen Standplatz. Die Verbündeten begannen um 8 Uhr anzugreifen. Sie erreichten in harten und verlustreichen Kämpfen, daß die Österreicher links über Dölitz, Dösen und Lößnig hinausdrangen, die Russen im Zentrum Zuckelhausen und Holzhausen eroberten, die Preußen unter Bernadotte, der recht spät bei Taucha mit 50.000 Mann über die Parthe gegangen war und erst am Nachmittag von dorther in Fühlung mit Bennigsen avancierte, den Feind bis

*) Über die Haltung Bernadottes, die schon seit einiger Zeit den Gegenstand verschiedenartiger Auffassung in der Geschichtschreibung bildet, orientiert ein von dem französischen Emigranten Rochechouart aufgezeichnetes Gespräch. Rochechouart, der jetzt in russischen Diensten stand und im Auftrag des Zaren den Kronprinzen zu eiligem Vorschreiten zu bewegen hatte, bekam von Diesem u. a. folgendes zu hören: „Außer dem sehr natürlichen Widerstreben, französisches Blut zu vergießen, leitet mich auch die Rücksicht auf meinen Ruf. Mein Schicksal hängt an einer Schlacht; verlier' ich sie, so leiht mir Niemand in Europa einen roten Heller. Mit Napoleon allein wäre die Sache einfach; er ist ein Spitzbube, den man töten muß, denn so lang er lebt, bleibt er die Geißel der Welt. Man braucht keinen Kaiser mehr, der Titel ist nicht französisch, Frankreich braucht einen König, allerdings einen, der zugleich Soldat ist. Das Geschlecht der Bourbons ist verbraucht und wird nicht mehr an die Oberfläche emportauchen. Wer taugt da wohl den Franzosen besser als ich?" (Rochechouart, Souvenirs, p. 251.)

an die Dörfer Anger, Krottendorf, Volkmarsdorf zurückwarfen. Die Dunkelheit machte dem blutigen Wüten ein Ende. Ein überwältigender Sieg, wie er der Übermacht entsprochen haben würde, ist, wie man sieht, von den Alliierten nicht errungen worden. Denn die Stellungen bei Connewitz und im Zentrum bei Probstheida und Stötteritz sind im Besitze der Franzosen geblieben. Aber die Gefahr, die diesen vom linken Flügel her droht, wo eine sächsische Division und eine württembergische Kavalleriebrigade zum Feinde übergegangen waren und wo namentlich die Fortschritte der preußischen und russischen Kolonnen ihre Schlachtlinie zu durchbrechen drohten — bei etwas mehr Energie der Führung auch wohl durchbrochen hätten — zwingt Napoleon schließlich diese Positionen aufzugeben und damit seine Niederlage einzugestehen. Schon zu Mittag hatte er den Rückmarsch des Trains, am Nachmittag den dreier Reiterkorps angeordnet; bei einbrechender Nacht fuhr der große Artilleriepark durch die Stadt, und da diktierte der Kaiser Berthier auch die Ordre für den allgemeinen Rückzug. Kurz vorher war er vor Ermüdung eingeschlafen. „Man hatte ihm“, erzählt Odeleben, „einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, in Schlummer sank. Seine Hände ruheten, nachlässig gefaltet, im Schoß; er glich in diesen Augenblicken jedem anderen, unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen marschierten in einiger Entfernung vorüber.“ Dann begab sich Napoleon nach Leipzig, wo er im Hôtel de Prusse mit Berthier arbeitend die Nacht verbrachte.

Erst spät nach Mitternacht zogen auch die tapferen Verteidiger von Probstheida und Stötteritz in die Vorstädte hinein. Nur eine Nachhut von drei Korps unter Macdonald sollte zurückbleiben und den Feind bis zum nächsten Mittag von der Stadt fernhalten. Erfolgte dann der allgemeine Sturm, so war es ihre Aufgabe, Leipzig womöglich noch bis Mitternacht zu verteidigen. Aber es sollte anders kommen. In der Nacht und am Morgen des 19. war die Verwirrung in der Stadt, in die alles bei drei Toren hereinströmte, was doch nur bei einem

einzigen wieder hinaus konnte, ganz ungeheuer. Am Vormittag gelang es Napoleon selbst nur mit Mühe sich durch das Chaos durchzuringen und Lindenau zu erreichen, während um den Besitz der inneren Stadt bereits heftig gekämpft wurde. Da täuschte das unvermutete Vordringen einiger russischer Jägerabteilungen vom Rosental her den an der hohen Elsterbrücke postierten Geniekorporal derart über die Lage, daß er die Brücke vorzeitig sprengte und dadurch die Korps der Arrieregarde völlig preisgab.*) Es blieb diesen Truppen nur übrig, sich zu ergeben. Ihre Führer suchten zu entkommen. Hier war es, wo sich Macdonald mit dem Pferde durch den Fluß schwimmend rettete, während Poniatowski, der edelste unter den Marschällen des Kaiserreichs und mit einer der tapfersten, in den Fluten versank; die anderen, Lauriston und Reynier, wurden gefangen; sie waren beide verwundet. Verwundet waren auch Ney, Macdonald, Marmont, Latour-Maubourg, Sebastiani u. A. Fünf Divisionsgenerale lagen tot. Bei 60.000 Mann, darunter 25.000 Gefangene hatten Napoleon die beiden Tage vom 18. und 19. Oktober gekostet. Etwas viel für ein Arrieregefecht.**) Und nicht genug daran. Mit dem Rückzug nach dem Rhein, der jetzt unerläßlich geworden war, wurden auch die Besatzungen der Elbe-, Oder- und Weichselfestungen aufgegeben, d. i. nahezu anderthalb hunderttausend Mann. Und noch ein Opfer forderte der Krieg: die Majestät Friedrich Augusts von Sachsen, dem Napoleon vor seinem Abgange vorgegaukelt hatte, er verlasse die Stadt nur, um im offenen Felde zu manövrieren, und werde sie in zwei bis drei Tagen wieder entsetzen.***) Der König ging als Gefangener nach Berlin, und

*) So wird die Sache von Macdonald (Souvenirs, p. 218) dargestellt, der überdies erzählt, ein Genieoffizier habe seinem Vorgesetzten am 18. Vorschläge gemacht, die Passage noch während der Schlacht vorzubereiten, jedoch zur Antwort erhalten, dazu sei Zeit, bis der Kaiser es anordne. Die Ordre sei ausgeblieben. Man war es eben gewohnt, daß der Kaiser an alles dachte.

**) Die Verluste beider Teile bei Leipzig schätzt Gneisenau auf „sicherlich 100.000 Tote und Verwundete". (Delbrück, Gneisenau, I., 410.) Es waren mehr. Die Verbündeten allein hatten seit dem 14. Oktober über 50.000 Mann eingebüßt. (Friederich, III, 226.)

***) König Friedrich August selbst hatte sich zu mehreren Per-

Stein ward, als Vorsitzender eines „provisorischen Zentral-Administrations-Departements“, Chef der Verwaltung des Landes im Namen zwar der drei verbündeten Monarchen, aber zugleich unter der Aufsicht eines Diplomatenrates, dem Hardenberg präsidierte.*)

Als Napoleon bei Weißenfels etwas Ordnung in das retirierende Heer zu bringen trachtete, hatte er noch etwa 120.000 Mann um sich, die sich anfangs in leidlicher Ordnung und von der feindlichen Avantgarde unter Yorck und dem Österreicher Gyulai wenig belästigt, fortbewegten. Aber sobald man hinter die Saale und dem nachrückenden Feind aus den Augen gelangt war, bröckelten von dieser Masse mit jedem Tage Tausende ab. Ein Teil davon warf die Waffen fort und desertierte, Andere zogen als marodierende Banden von „Fricoteurs“ hinterher, Andere blieben entkräftet zurück. In den Kolonnen begann der Hungertyphus zu wüten, fortan der treue Begleiter der Armee. Erst in Erfurt, wo die wenig eifrige Verfolgung der Gegner dem Heer eine zweitägige Ruhe gönnte, konnte es sich etwas restaurieren und sammeln. Doch schon jenseits des Thüringerwaldes, den der Kaiser bei Eisenach umging, um über Fulda und Hanau nach Frankfurt und Mainz zu gelangen, waren es wieder nur noch kaum mehr als 60.000 Mann, die in Reih' und Glied marschierten. Sie waren bei Kösen mit den Österreichern in ein verlustreiches Gefecht geraten und mußten sich auch jetzt die Rückkehr an den Rhein erst noch erkämpfen, als ihnen am 30. Oktober Wrede bei Hanau mit einem bayrisch-österreichischen Korps von 30.000 Mann, das er in Eile vom Inn herangeführt hatte, in den Weg trat. Bis nahe an Fulda war Blücher hinter Napoleon marschiert. Blieb er auf diesem Wege, so konnte das französische Heer, wenn nur Wrede aushielt, in die ärgste Lage ge-

sonen (dem Russen Toll, dem Preußen Natzmer) über Napoleons Vorspiegelung geäußert. (Aster, Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig, II., 307.)

*) Daß diese Behörde sich wesentlich von der Administrationskommission des Frühjahrs unterschied und namentlich von den verbündeten Regierungen weit abhängiger war als jene, zeigt Lehmann, Stein, III., 322.



raten. Aber im Hauptquartier der Monarchen hatte man die Ansicht gewonnen, der Feind werde nicht über Fulda und Hanau, sondern über Alsfeld und Gießen nach dem Rheine streben, hatte demgemäß Blücher auf diese Straße verwiesen und auch Wrede dementsprechend instruiert. Dieser glaubte daher am 30., es nicht mit der ganzen feindlichen Armee zu tun zu bekommen, und griff herzhaft an; seinen Irrtum erkennend, hielt er gleichwohl aus politischen Gründen — „Wir sind zu neue Freunde, um nicht unsern guten Willen mit Ernst zu betätigen", sagte er — am Kampfe fest. An diesem Tage standen übrigens auch Napoleon nicht mehr als etwa 17.000 Mann, darunter die Garden, unmittelbar zur Verfügung; der Rest der Bewaffneten folgte ziemlich weit zurück. Er wollte vorerst diese abwarten, ließ sich aber — widerwillig — von Macdonald bestimmen, dennoch anzugreifen. Mit Erfolg. Dem Artilleriegeneral Drouot gelingt es, eine größere Anzahl Geschütze in des Feindes linke Flanke zu bringen, und Wrede verliert nach hartnäckigem Widerstande die Schlacht. Der Weg nach Mainz war frei.

Am 2. November langte Napoleon dort an, um erst nach mehreren Tagen Aufenthalts nach Paris weiter zu reisen. Von der halben Million bewaffneter Männer, die in diesem Jahre, seinem Winke gehorchend, den Rhein überschritten hatten, kehrten kaum über 90.000 zurück, viele ohne Wehr und mit dem Gift einer tödlichen Krankheit im Blute, das in der Rheinstadt sofort in fürchterlicher Stärke wüten und dem „Typhus de Mayence" ein trauriges Andenken sichern sollte. „Die Menschenmasse," erzählt ein Augenzeuge, „die alle Häuser und Straßen anfüllte, war unbeschreiblich; hier sah man die Soldaten noch mit halbem Leben, von aller Hilfe verlassen, vom Hunger gepeinigt, unter dem freien Himmel, bei Kälte und Regen auf harten Steinen liegen und auf den Tod mit Sehnsucht harren. Zu Hunderten starben sie täglich und lagen oft mehrere Tage unbegraben auf den Straßen." *) Man sah es, und auch der Kaiser sah, wenn er aus den Fenstern seines Palastes über den Schloßplatz hinblickte, wie die zweite seiner

*) Bockenheimer, Mainz in den Jahren 1813 und 1814, S. 57.

großen Armeen verdarb. Was er wohl dabei empfinden mochte! Bevor der Feldzug begann, hatte er in Paris dem Grafen Molé versichert: „Glauben Sie nur nicht, daß ich nicht auch, wie die andern, ein fühlend Herz habe; ich bin sogar ein ganz guter Mensch. Aber seit meiner frühesten Kindheit hab' ich mich gewöhnt, diese Saite zum Schweigen zu bringen, und nun bleibt sie stumm." Anders äußerte er sich in der Unterredung mit Metternich zu Dresden. Dort hatte Dieser ihn gefragt: „Werden Sie, wenn die ohnehin vorweggenommene Generation Franzosen, die Sie unter die Fahnen gerufen haben, verschwunden sein wird, werden Sie dann noch an die nächste appellieren?" und Napoleon, durch die ungelegene Frage erregt, geantwortet: „Sie sind nicht Soldat und wissen nicht, was in einer Soldatenseele vorgeht. Ich bin im Feldlager groß geworden, und ein Mann wie ich schert sich den Teufel um das Leben einer Million Menschen." Beinahe soviel hatten ihm seine beiden letzten Feldzüge gekostet. Und wenn er jetzt in Mainz für Kranke und Verwundete Sorge trug, so geschah es auch nicht sowohl, um sie aus Menschlichkeit zu retten, sondern vielmehr um sie später wieder verwenden zu können. Denn all seine Tätigkeit beherrschte der eine Gedanke, den er kürzlich in Erfurt aussprach: „Bis zum Mai werd' ich eine Armee von 250.000 Streitern am Rhein haben."

Viertes Kapitel.

Elba.

So war nun ein zweites Kriegsjahr mit ungeheuren Verlusten für Napoleon zu Ende gegangen. Der nationale Widerstand der Russen hatte ihn auf einem Leidenswege ohnegleichen aus dem Zarenlande hinausgenötigt, der nationale Aufschwung der Deutschen zwang ihn über den Rhein zurück. Die Politik der Fürsten und ihrer Kabinette verschwand völlig neben dem elementaren Drang des Völkerwillens nach Unabhängigkeit von fremder Willkür. Vergeblich war das Zögern Friedrich Wilhelms III., das zaudernde Wägen und Messen

seiner Diplomaten gewesen: er mußte in den Krieg gegen den Alliierten des Vorjahres. Vergebens hatte Metternich für seinen Herrn eine besondere, durch Bündnisse gestärkte neutrale Stellung ausgesonnen: Franz I. mußte sie aufgeben und gegen den Eidam das Schwert ziehen. Umsonst, daß Friedrich August von Sachsen seine Treue gegen den Schöpfer seiner Königskrone betätigte: seine Regimenter entfremdeten sich ihm und überließen ihn seinem Schicksal. Und ebenso waren westfälische Truppen, württembergische Reiter, badensisches Fußvolk lange schon zum Feinde übergegangen, ehe Jérôme in der letzten Oktoberwoche sein Land verließ, König Friedrich I. und Großherzog Karl sich den Verbündeten anschlossen. Bald stand der ganze Rheinbund gegen seinen Protektor. Und wie bei den Deutschen, so gewannen auch bei den anderen heerpflichtigen Völkerschaften des Kaiserreichs die Nationalparteien die Oberhand. So bei den Italienern, auf die der „Misogallo" Alfieris nicht ohne Wirkung geblieben war. Murat mit den Neapolitanern hatte sich noch vor der Hanauer Schlacht unter dem Vorwand, die Lage seines Königreichs erheische seine Rückkehr, von Napoleon getrennt. Seine Gedanken gingen, wie schon ein paar Jahre zuvor, nach anderen Dingen: er will sich die Krone Neapels retten, ja, wenn es ging, auch die des ganzen Italien hinzugewinnen — vorausgesetzt, daß sich hier nicht die Donaumacht in ihre alten Rechte setzte. Denn schon Ende Oktober 1813 hatten die Österreicher unter Hiller die Truppen des Vizekönigs Eugen bis hinter die Etsch zurückgetrieben und Triest samt den dalmatinischen Festungen in ihre Hände bekommen. Die Holländer empörten sich Mitte November in Amsterdam offen wider Napoleon und erklärten sich für das angestammte Haus Oranien. Und während all dies geschah, hatte auch der spanische Nationalkrieg unter Führung und Teilnahme der Engländer wieder neue Erfolge über die Franzosen ergeben. Im September war die Seefestung San Sebastian, im Oktober Pampeluna in Wellingtons Hände gefallen und dadurch der Weg nach Bayonne völlig frei geworden, den der Brite, nachdem er von Napoleons Mißerfolgen gehört hatte, alsbald einschlug und unter fortwährenden Kämpfen mit Soult fortsetzte. Zugleich

wich Suchet, um nicht seine Verbindungen mit Frankreich zu verlieren, aus Katalonien über die Pyrenäen zurück.

So erwehrten sich die Völker des schwer lastenden Übergewichts, und die eigenste Schöpfung Napoleons, das internationale Empire, brach unter dem tatkräftigen Widerwillen der Nationen zusammen. Nun kam für sein Schicksal nur noch in Frage, ob denn nicht jetzt endlich auch diejenige Nation, deren Land und Kraft er zum Stützpunkt seiner Weltherrschaft gemacht hatte, seines Regiments überdrüssig wurde, das in ruhelosem Drange ohne Grenzen ihr Blut und Gut vergeudete? Jetzt konnte er nicht, wie vor Jahresfrist, die widrigen Elemente der Natur als seine Bezwinger und als die Vernichter der zweiten gewaltigen Armee anklagen, die ihm in der Hoffnung auf Sieg und Frieden überantwortet worden war, und was er als die eigentliche Grundlage seiner Macht ansah, seine persönliche Geltung, war tief erschüttert. Wird er noch ein drittes Mal die Mittel zu einem neuen Feldzug erhalten?

Allerdings hatte ihm der Senat, noch ehe auf der Leipziger Ebene der entscheidende Schlag fiel, mit gewohnter Devotion, wie erwähnt, 280.000 Mann zugestanden. Aber wie wenig war das, um gegen Europa zu kriegen. Gewiß, auch der Konvent hatte seinerzeit gegen den ganzen Erdteil den Kampf aufgenommen, aber damals mit frischen Kräften, die der Enthusiasmus neuerrungener Freiheit beseelte. Seitdem waren zwanzig Jahre fast ununterbrochenen Streitens verflossen, die Nation hatte ihre Freiheit wieder eingebüßt, und ihre Begeisterung für den Mann, der ihr Ordnung und Ruhm verschafft hatte, war geschwunden, seitdem seine Glorie sich verdüsterte und an die Stelle erträumter Ruhe und friedlichen Genießens nur immer neue Fehden mit immer größeren Opfern traten. Denn die Zeit war lange vorbei, wo der Kaiser als Sieger dem französischen Volke Provinz auf Provinz zu Füßen legen und versichern konnte, daß all diese Lorbeeren dem Lande so gut wie nichts kosteten. Im letzten Jahre hatte er die klaffenden Lücken des Staatsbudgets nur noch durch einen dreisten Griff in das Nationalvermögen stopfen können und den Verkauf der Gemeindegüter angeordnet. Nun stellte sich heraus, daß dieses Experiment einen sehr geringen Erfolg

gehabt hatte und daß nur ein kleiner Bruchteil der Werte in Geld umgesetzt werden konnte. So fehlte es dem Staat eben jetzt, da er sich in der bedrängtesten Lage befand, an den nötigen materiellen Mitteln. Wo waren sie zu finden, wenn — die Folge der hohen Blutsteuer — die Äcker brach lagen, die Industrie feierte, der Handel stockte? Etwa in der Erhöhung der Zölle? Aber der Import war geringfügig. Oder in der Vermehrung der Grundsteuer (um 30%), der Türen- und Fenstersteuer, der Patentensteuer, der Salzsteuer und der indirekten Steuern? So beschloß der Senat am 11. November. Aber das Erträgnis wird nicht hinreichen. Man wird im Januar 1814 die Grundsteuer statt um 30% um die Hälfte erhöhen müssen, und ebenso die anderen im gleichen Maße, und gleichwohl vergeblich. Das Steuererträgnis wird in diesem Jahre einen Ausfall von 50% aufweisen. Die Rente ist bis auf 50 gefallen, die Aktien der französischen Bank, die ehedem 1400 Franken und mehr gegolten hatten, werden nun mit wenig über 700 gehandelt. Niemand kauft, denn niemand hat Geld flüssig. Die Weinbauern behalten ihr Gewächs in den Kellern; die Magazine der Fabriken sind überfüllt. Napoleon wird, wenn er rüsten will, fürs erste nur seinen Tuilerienschatz zur Verfügung haben, von dessen Millionen die nächsten Wochen den größten Teil verschlingen werden.*)

Und wie an Geld, so fehlte es nun auch schon an Leuten für den Krieg. Zwar die Konskription vom Oktober ging noch leidlich vonstatten. Der Feind stand ja an der Grenze, und der Patriotismus forderte sein Recht. Man hatte, um das Vaterland zu verteidigen, doch keinen andern General, dem man sich in gleichem Maße anvertrauen konnte, wie dem

*) Die Angaben über den Schatz in dieser Zeit schwanken. Napoleon selbst gibt ihn im Gespräch mit dem Frankfurter Banquier Simon Moritz Bethmann mit 80 Millionen in barem an (s. meinen „Kongreß von Châtillon", S. 2), seinem Schatzminister Mollien aber schreibt er am 17. November: „Ich habe nur 30 Millionen im Kronschatz." Er wünscht jedoch, daß verbreitet werde, es seien mehr als 200 Millionen darin. Der Minister nimmt den vom Kaiser angegebenen Barvorrat als richtig an, rechnet übrigens noch eine Summe von ungefähr 150 Millionen in Wertpapieren dazu, die freilich in der kritischen Zeit schwer zu Geld zu machen waren. (Mollien, Mémoires, III., 345 ff.)

genialen Kaiser. Darum blieb vorerst die Masse des französischen Volkes — die Polizeinoten beweisen es — gut imperialistisch. Nur in den dem englisch-bourbonischen Einfluß ausgesetzten Provinzen: Flandern, Artois, Normandie und Bretagne und den südlichen: Guyenne, Gascogne, Provence war die Bevölkerung gleichgültig gegen die Invasion oder doch dem Kaiserreich abgeneigt. „Die Bevölkerung", schreibt Barante, damals Präfekt in Nantes, „begann sich zu rühren und ihre Unzufriedenheit kam in dem Maße zum Ausdruck, in dem die kaiserliche Regierung die mächtige Autorität ihrer Siege einbüßte."*) In den übrigen Landesteilen lieferte der Bauer resigniert seinen letzten Sohn ab, und erst als ein zweites Senatsgesetz vom 15. November 1813 anordnete, aus den Altersklassen von 1803 bis 1814, die schon gedient hatten, aufs neue 300.000 Mann auszuheben, das ist auf die Familienstützen und Ehemänner zu greifen, ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Einberufenen stellten sich nicht oder entflohen in die Wälder, und zu Beginn des neuen Jahres war, allen Strafgesetzen zum Trotz, von den 300.000 Mann nicht viel mehr als der fünfte Teil rekrutiert. Und ebenso schlimm stand es um die Errichtung einer neuen Nationalgarde, wie sie der Senat — was bewilligte dieser Senat nicht alles! — am 17. Dezember in 450 Kohorten anbefahl. Der Bauer wußte vom letzten Feldzug her, daß der Kaiser, wenn er Soldaten brauchte, zwischen Miliz und Linie keinen Unterschied machte. Er war bereit, seinen Hof zu verteidigen, aber nicht, ihn mit Weib und Kind im Stiche zu lassen und zur Armee zu gehen. Keine 20.000 Mann brachte man in den Depots zusammen. Und selbst für diese geringen Ergebnisse der neuen Aushebung fehlte es noch an Armaturgegenständen, Uniformen und Waffen.

Fürwahr, das waren üble Aussichten für die Fortsetzung des Krieges gegen das verbündete Europa, wenn auch die Stimmung des französischen Volkes den Kaiser noch nicht fallen ließ, die liberale Agitation gegen ihn in den tieferen Schichten noch keinen Boden fand und die Bourbons mit

*) Souvenirs, II., 11.

ihrem Anhang hochmütiger Aristokraten der alten Abneigung noch immer sicher, vielen ganz unbekannt waren. Wenn man nur nicht nach zwei Seiten — gegen Süden und Osten — zugleich hätte Front machen müssen und die Truppen Soults und Suchets für den Krieg gegen die Alliierten hätte verwenden können. Daran dachte Napoleon wohl, und deshalb entschloß er sich, den gefangenen Ferdinand VII. von Spanien freizulassen, ihm sein Land zurückzugeben und mit ihm Frieden zu schließen. Am 8. Dezember kam in Valençay der Vertrag zustande. Anstatt nun aber den König sogleich heimzuschicken, was nach Wellingtons Zeugnis das einzige Mittel gewesen wäre, den Engländern den Krieg unmöglich zu machen, ließ sich Napoleon durch eine Intrigue Talleyrands, der jetzt mit allen Geheimmitteln der Politik des Kaisers Stellung zu untergraben suchte, bestimmen, vorerst den Vertrag der Regentschaft in Madrid vorzulegen. Diese verweigerte — Talleyrand war dessen sicher gewesen — die Annahme, da ein Beschluß der Cortes festgesetzt hatte, man wolle mit Frankreich keinerlei Vertrag schließen, solange dem König nicht seine volle Freiheit zurückgegeben sei, und die Unterhandlungen zogen sich bis in den Januar hin. Die Armeen des Südens konnten nicht frei werden.

Und wie den König von Spanien, so wird der Kaiser auch daran denken müssen, seinen zweiten Gefangenen freizugeben: den Papst. Durch den Zusammenbruch des Empire ward ja auch seinen kirchenherrlichen Absichten der Boden entzogen. Wieviel hatte er sich nicht von seiner Gewalt über den heiligen Vater versprochen! „Von diesem Augenblick“ — sagte er später — „würde ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben, ein Idol aus ihm gemacht haben; nie hätte er seine weltlichen Besitztümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sessionen gehalten wie meine legislativen. Meine Konzilien wären die Repräsentation der Christenheit, die Päpste deren Präsidenten gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Dekrete gebilligt und verkündigt, wie Konstantin und Karl der Große getan. Wie fruchtbar an großen Ergebnissen wäre dies geworden! Der päpstliche Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen

hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen, und der, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Österreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbteil von Frankreich geworden.“ Aber das große Reich war nun im Wanken und sein Einfluß auf die Nachbarländer zunichte. Es war auf seine nationalen Grenzen zurückgewiesen, und sein Monarch konnte nicht mehr daran denken, das internationale Universalsystem des Papsttums weiterhin damit zu verknüpfen. Gleich zu Beginn des letzten Krieges hatte Pius VII. das Konkordat von Fontainebleau widerrufen und später, als der Kongreß zu Prag tagte und Franz I. sich von Napoleon trennte, die apostolische Majestät Österreichs als Anwalt angerufen. Jetzt will ihn der Kaiser freigeben, doch auch nur gegen einen Vertrag. Der Papst aber weist jede Unterhandlung aufs entschiedenste zurück, denn nicht in Paris, nur in Rom könne eine solche geführt werden. Darauf hält ihn Napoleon fest, was seine politische Stellung nicht bessert, sondern eher mehr verwickeln muß.

Es blieb ihm zu deren Festigung überhaupt nur noch zweierlei übrig: entweder mit seinen reduzierten Kräften den mehrfach überlegenen Feind zu schlagen, oder mit ihm, ehe er über den Rhein ging, Frieden zu schließen, den Frieden, den Frankreich seit so viel Jahren vergeblich und jetzt, nach all den Verlusten, mit doppelt heißen Wünschen ersehnte. Aber war denn der Friede zu erlangen? Werden die Mächte, die soeben siegreich bis an den Rhein vorgedrungen sind, dort Halt machen und von Vergleich hören wollen? Und wenn sie wollen, unter welchen Bedingungen? Die Antwort erfuhr Napoleon, als um die Mitte November 1813 ein französischer Diplomat, der Baron von Saint-Aignan, ein Schwager Caulaincourts, aus Frankfurt, dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, in Paris anlangte. Saint-Aignan hatte bisher die französische Regierung an den Höfen zu Gotha und Weimar, nicht immer zur Zufriedenheit Napoleons, vertreten, war nach der Schlacht bei Leipzig in dieser Stadt gefangen und von den Verbündeten nach Frankfurt mitgenommen worden, wo man ihm eine ähnliche Rolle zudachte, wie sie Napoleon jüngst

Merveldt hatte spielen lassen. Metternich eröffnete ihm nämlich im Beisein und unter formeller Zustimmung Nesselrodes, der auch für den abwesenden Hardenberg gutsagte, und des englischen Bevollmächtigten im österreichischen Hauptquartier, Lord Aberdeens, daß die Mächte geneigt seien, Frieden zu schließen, England, die meisten französischen Kolonien zurückzugeben, wenn Napoleon die natürlichen Grenzen Frankreichs, das ist den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen als Friedensbasis annehmen und einen Kongreß zum Zweck einer allgemeinen Pazifikation beschicken wolle. Allerdings war diesem Anerbieten die einschränkende Klausel beigefügt, daß der Fortgang des Krieges durch die diplomatische Verhandlung nicht unterbrochen werden sollte; aber es war doch der Friede, der da in Aussicht stand, und wer es ehrlich mit dem Kaiser meinte, mußte ihm raten, sofort anzunehmen. Denn es war so, wie es in Saint-Aignans Bericht hieß, „daß Napoleon der Menschheit viel Übel, Frankreich viel Gefahren ersparen könne, wenn er die Unterhandlungen auch nicht um einen Tag hinausschiebe." Das Anerbieten selbst war die Antwort auf seinen Vorschlag vor der Entscheidung bei Leipzig und man wählte deshalb eine ähnliche Form der Mitteilung.*) Was die Verbündeten veranlaßte, ein-

*) Damals, nach der Unterredung Napoleons mit Merveldt, hatte Metternich an den leitenden Staatsrat Hudelist in Wien geschrieben: „Wir werden am Rhein antworten." (19. Oktober 1813, Kongreß von Châtillon, S. 8.) Der Bericht Saint-Aignans über seine Unterredungen mit Metternich und die Konferenz in Frankfurt ist später, verstümmelt, im „Moniteur" vom 20. Jänner 1814 und in Fain, Manuscrit de 1814, vollständiger von Bignon, Hist. de France, XIII., 24 ff. und Haussonville, Souvenirs et mélanges, p. 119 ff., mitgeteilt worden. Die von dem Diplomaten niedergeschriebene Note mit den Vorschlägen der Verbündeten wurde vielfach gedruckt: im Sbornik, XXXI., 341, in d'Angeberg, Congrès de Vienne, I., 76, bei Fain u. a. m. Sorel, VIII., 200 ff., vertritt die Anschauung, es sei Metternich mit dem Frankfurter Anerbieten der natürlichen Grenzen nicht Ernst, sondern nur darum zu tun gewesen, sich der französischen Volksstimmung gegen Napoleon zu versichern, um dann mehr zu verlangen und entweder den gedemütigten Schwiegersohn unter den Einfluß Österreichs zu bringen oder diesen Einfluß, wenn Napoleon sich etwa zur Abdankung gezwungen sah, auf Marie Luise und ihren Sohn auszuüben. Auch wenn Napoleon sofort angenommen hätte, meint Sorel, wäre es doch nicht zum Frieden

zuhalten und diesen Frieden anzubieten, ist einmal darin zu suchen, daß das Kriegsziel der Teplitzer Traktate mit der Ankunft am Rhein erreicht war, und dann in dem Grundsatz der österreichischen Politik, Frankreich nicht allzusehr einzuschränken, um in ihm immer noch ein gewisses Gegengewicht gegen Rußlands drohende Übermacht in Geltung zu erhalten. Diese Übermacht hatte sich ohnehin bereits beim Abschluß jener Allianzverträge vom 9. September fühlbar gemacht, wo der das Herzogtum Warschau betreffende Artikel des Reichenbacher Vertrages — die drei Mächte werden das polnische Land unter sich aufteilen — wesentlich abgeändert worden war, so daß er nun hieß: sie werden sich über dessen künftiges Schicksal gütlich vergleichen, was den gänzlichen Anfall an Rußland nicht ausschloß, wenn für Preußen und Österreich anderweitige Entschädigung gefunden wurde. Wir wissen, wie sehr Metternich diesen erheblichen Machtzuwachs des nordischen Nachbars fürchtete, und es war gewiß, daß Eroberungen jenseits des Rheins derlei Entschädigungsobjekte herbeischafften. Darum sollte jetzt Friede werden, und zwar unter Bedingungen, die dem französischen Volke ehrenvoll

auf der Basis der natürlichen Grenzen gekommen. Dagegen wäre einzuwenden, 1. daß damals Metternich und Aberdeen, ja sogar Stadion in einer Denkschrift, die Zurückdrängung Frankreichs hinter den Rhein und die Alpen als eine große Sache angesehen haben, bei der man sich begnügen könne; 2. daß Metternich noch am 28. November, also nach dem Eintreffen einer unzureichenden Antwort Napoleons (am 24.) die „natürlichen Grenzen" in den Entwurf eines Manifestes an die Franzosen aufgenommen hat, und überdies die Versicherung, die Verbündeten würden selbst nach Siegen auf französischem Boden nicht mehr als diese verlangen — Dinge, die dann allerdings weggeblieben sind. (Aberdeens Bericht vom 28. November bei Oncken, Hist. Taschenbuch, 6. F., II., 38); 3. daß Kaiser Alexander, der, ehe Stein ankam, unter Metternichs Einfluß stand, noch am 6. Dezember, nachdem das Manifest bereits veröffentlicht war, einem Sendboten nach England die Instruktion mitgab, der Friede sei auf der Basis der „natürlichen Grenzen" mit Frankreich zu schließen. (Martens, XI., 198.) Es kam dann freilich anders, aber nicht auf die Anregung Metternichs hin, und es steht auch keineswegs fest, daß, bei der Kriegsunlust der Monarchen im November, Napoleons sofortiges Zugreifen nicht zu abschließenden Verhandlungen im Sinne der Frankfurter Anträge geführt hätte. Gingen doch die Heere erst zu Ende des Jahres über den Rhein.



genug erschienen, so daß sie Napoleon nicht kurzerhand abweisen konnte. Unterstützte man vollends den Antrag durch den Einmarsch in Frankreich, so zeigte man damit den Franzosen den vollen Ernst der Situation und gewann ihre Unterstützung in einer Pression auf den Imperator, dessen kriegerische Zurüstungen man zu gleicher Zeit hemmte und einschränkte. Dafür gelang es nun Metternich, schon auf dem Marsche nach dem Rhein, sowohl Lord Aberdeen als auch den Zar zu gewinnen, der damals noch von einer Fortsetzung des Krieges in Feindes Land nicht sehr erbaut war, weil er damit den Verlust seines eben erst erworbenen dominierenden Ansehens befürchten mochte.*) So kam es zur Mission Saint-Aignans. Metternich selbst äußerte freilich als seine Meinung, der Schritt werde ohne Erfolg bleiben, und er schrieb es auch in einem Privatbriefe an Caulaincourt, den er dem Unterhändler mitgab. War das ein indirekter Wink für Napoleon, rasch zuzugreifen? Alles hing davon ab, ob er es tat.

Er kannte seine Lage ganz genau. Das große Projekt der Kontinentalsperre war in Rußland gescheitert, der Rheinbund war jetzt in Deutschland seinem „Protektorat" entrissen worden. „Ja," hatte er sich in Frankfurt während einer kurzen Rast im Hause Simon Moritz Bethmanns, des Banquiers, vernehmen lassen, „mit dem Rheinbund ist's vorbei, ich will auch nichts mehr davon wissen; im Grunde war es doch nur ein schlechter politischer Kalkül, ihn ins Leben zu rufen. Auch das Kontinentalsystem war eine Chimäre; ich werde nicht mehr darauf zurückkommen."**) So trennte er sich, mit erzwungenem Gleichmut, von den Ideen, die mehrere Jahre hindurch sein ganzes Sinnen beschäftigt und Hunderttausenden das Leben gekostet hatten. Kurz nachher sagte er zu seinem Bruder Joseph: „Meine Situation erlaubt mir nicht mehr, an

*) Alexander äußerte sich in Frankfurt wiederholt zu Labouchère: „Man muß mich nicht für so verrückt halten, daß ich den Krieg auf das andere Rheinufer tragen werde. Ich werde nicht in den Fehler verfallen, der meinem Feinde so schlecht bekommen ist, und in Paris das Schicksal suchen, das er in Moskau erfuhr." (Pasquier, Mémoires, II., 111.) Auch die russischen Generale waren gegen einen Vormarsch.

**) Kongreß von Châtillon, S. 2.

irgendeine fremde Herrschaft zu denken, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich das Territorium des alten Frankreichs durch den Frieden erhalten kann. Alles um mich herum droht den Einsturz. Meine Armeen sind vernichtet und die Verluste, die sie erlitten, lassen sich nur mit äußerster Schwierigkeit wieder gutmachen. Holland geht uns unwiederbringlich verloren; Italien ist schwankend; das Benehmen des Königs von Neapel beunruhigt mich. Die Nachschübe für den Vizekönig, deren Dieser dringend bedarf, langen nicht an, die Österreicher bedrängen ihn, und die Italiener, die er befehligt, zaudern. Belgien und die Rheinprovinzen geben Zeichen von Unzufriedenheit. Die spanische Grenze ist in der Gewalt des Feindes. Wie sollte man in einer solchen Krisis an auswärtige Throne denken? wie Frankreich, das sich kaum verteidigen kann, Opfer für eine andere Sache als die seiner Erhaltung zumuten, wo man doch im höchsten Falle nur auf solche rechnen kann, die zum Schutz des eigenen Gebietes unerläßlich sind?“*) Und dennoch hat Napoleon den Friedensantrag der Feinde nicht schlechtweg angenommen, in einem Schreiben vom 16. November die angebotene Friedensbasis gar nicht erwähnt und nur Mannheim als Kongreßort vorgeschlagen. Galt es ihm, etwas mehr Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, damit er bei den Unterhandlungen nicht wehrlos dem Diktat der Feinde gehorchen mußte? Oder wollte er den Frieden jetzt gar nicht, und war es ihm, wenn er sich überhaupt auf Verhandlungen einließ, nur um den Schein zu tun, damit die öffentliche Meinung, die so sehnsüchtig nach dem Ende des endlosen Streites rief, sich beruhige? In der ersten Ministerratssitzung, der er nach seiner Rückkunft präsidierte, sagte er zu seinen Räten, die auf das Ruhebedürfnis des Landes und dessen schlechte materielle Verhältnisse hinwiesen: „Sie sprechen zu viel von Frieden.

*) Miot von Melito, Mémoires, III., 309. Man darf freilich nicht außer acht lassen, daß diese Worte des Kaisers nur das Präludium bildeten zu der Forderung, Joseph solle auf das spanische Königtum verzichten, und deshalb vielleicht düsterer lauteten als Napoleon selbst seine Lage erschien. Immerhin aber entsprachen sie ganz den tatsächlichen Verhältnissen.

Wollen Sie denn von der Höhe herabsteigen, auf die ich Frankreich emporgebracht habe? Wollen Sie wieder eine simple Monarchie werden, anstatt ein stolzes Reich zu sein? Und das wird eintreten, wenn Sie Holland verlieren. Sie brauchen die Strommündungen und die Barriere gegen Norden. Bevor ich sie herausgebe, steche ich die Dämme durch.“ Und als er ihnen darlegte, wie nur der Abfall seiner Verbündeten, namentlich Bayerns, seine Niederlagen herbeigeführt habe, flammte plötzlich sein Auge auf und er rief: „München muß brennen! Und es wird brennen!“ Das klang nicht gerade friedlich.*) Freilich, er für seine Person mußte den Frieden unter den gegebenen Umständen als ein schweres Mißgeschick empfinden. „Seiner Geltung des stets siegreichen Eroberers entkleidet,“ erzählt der Polizeipräfekt Pasquier, „umgeben von seinen Kapitänen, die er nicht mehr mit Reichtümern der unterworfenen Völker beschenken konnte, einer Nation gegenüber, die alles für ihn getan hatte und nun gerechterweise von ihm Rechenschaft forderte für das in wahnsinnigen Unternehmungen vergeudete Gut und Blut, war ihm der Gedanke an Frieden zur Pein, ihm, dessen Stolz nicht die kleinste Verminderung seines Besitzes zu ertragen vermochte.“**) Und noch Eins mochte er überlegen. Saint-Aignan hatte mit seinen Friedensgrundlagen, die ihm in Frankfurt mit auf den Weg gegeben worden waren, zugleich auch die Ankündigung mitgebracht, die Verbündeten würden keinen Waffenstillstand schließen und die Feindseligkeiten nicht unterbrechen. So hatte auch er in den Zeiten seiner Siege wiederholt gehandelt und dann, je nach seinen Erfolgen — man denke nur z. B. an die Verhandlungen in Lünéville oder nach Jena — die Friedensbedingungen gesteigert. Seine Feinde brauchten ihm das nur abgeguckt zu haben, um während ihres Vordringens in Frankreich ihren Tarif zu erhöhen. Was nützte es ihm da, sich von vornherein zu binden? Er wollte sich nicht täuschen lassen.

---

*) Nach den Anmerkungen zweier Anwesenden: Molés in der Revue de la Révolution, 1888, und Pasquiers im II. Bande seiner Memoiren, S. 99. Siehe oben Band II, S. 59.

**) Mémoires, II., 110.

Metternich benützte die aufschiebende Antwort des Kaisers und den Umstand, daß sie mit der Nachricht von der Bewilligung der 300.000 Konskribierten durch den Senat zusammenfiel, um sie in einem Manifest der Monarchen an das französische Volk zu verwerten. „Die verbündeten Mächte“, hieß es darin, „sind im Kriege nicht gegen Frankreich, sondern gegen jenes laut verkündete Übergewicht, das der Kaiser Napoleon außerhalb der Grenzen seines Reiches zum Unglück Europas und Frankreichs zu lange ausgeübt hat. Der Sieg hat die alliierten Heere an den Rhein geführt. Der erste Gebrauch, den Ihre kaiserlichen und königlichen Majestäten davon gemacht haben, hat darin bestanden, daß sie Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen den Frieden angeboten haben.“ Über dessen Bedingungen hieß es aber nun allerdings nicht mehr: Rhein, Pyrenäen und Alpen, wie ein erster Metternichscher Entwurf noch enthalten hatte. Kurz zuvor, Mitte November, war der Abfall der Holländer erfolgt, und da die Engländer längst mit sich im Reinen waren, ihnen die weggenommenen Kolonien nicht mehr zurückzugeben, suchten sie nach einer Entschädigung auf dem Kontinent und fanden sie in Belgien. So kam es, daß das britische Kabinett Lord Aberdeen desavouierte und schon jetzt von den „alten“ Grenzen Frankreichs als Friedensbedingung sprach. So weit wollten freilich weder Metternich noch Alexander gehen, schon um in Frankreich nicht die friedfertige Stimmung zu verscheuchen, aber noch weniger wollte man es sich mit England verderben, und so hieß es jetzt nur ganz allgemein: „Die verbündeten Souveräne wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei“, und: „Die Mächte verbürgen dem französischen Reiche eine Ausdehnung seines Gebietes, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie gekannt hat.“ So appellierten die Kabinette des alten legitimen Europa — und dies ist ein neues Zeugnis dafür, wie sehr sie in diesem Augenblicke von einer volkstümlichen Strömung getragen waren — vom Monarchen an den Souverän, vom Kaiser an das Volk, vom Herrscher eines internationalen Empire an die französische Nation. In dieser Unterscheidung zwischen Fürst und Volk, dieser Berufung an die höhere Instanz des Letzteren, lag das

Gewicht des sonst recht schwächlich klingenden Aufrufs, und die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Napoleon wurde sie aus den Berichten der Präfekten gewahr, die ihn veranlaßten, Senatoren und Staatsräte in die Provinz zu schicken, um die Stimmung zu beleben und der kaiserlichen Regierung freundlicher zu gestalten. Diese Sendboten erhielten außerordentliche Vollmachten. Sie konnten, wenn es ihnen nötig schien, das Standrecht erklären, den Widerwillen bestrafen und die Massen gegen den eindringenden Feind bewaffnen. Denn Napoleon durfte in seiner Lage selbst den Appell an die alte revolutionäre Kampfesfreude nicht verschmähen, und so ward jetzt auch die lange verpönte Marseillaise wieder von den Drehorgeln durch die Straßen geleiert. Es half wenig. Am deutlichsten zeigte sich dem Kaiser, wie schließlich die Franzosen selbst zwischen ihm und sich zu unterscheiden begannen, als am 19. Dezember 1813 der Gesetzgebende Körper zusammentrat.

Bis zu diesem Tage hatte Napoleon dessen Eröffnung hinausgeschoben, um den Mitgliedern nicht ganz ohne Beweis für seine Friedensliebe gegenüberzutreten. Erst nachdem er der öffentlichen Meinung, die in Maret einen Gegner des Friedens erblickte, diesen Minister geopfert, d. h. ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten abgenommen und sie Caulaincourt übertragen hatte, den man als Repräsentanten der Pazifikationsidee ansah, nachdem er dann durch Diesen am 2. Dezember an Metternich hatte schreiben lassen, wie er nun auch die angebotenen Friedensgrundlagen annehme, worauf der österreichische Minister erwiderte, daß der Eröffnung des Kongresses nichts im Wege stehe und England sofort benachrichtigt werde, damit es einen Vertreter sende: erst da glaubte Napoleon Material genug zu besitzen, um sich, wie er es in früheren Jahren so oft getan, als friedfertigen Mann hinzustellen. Diese Korrespondenz — nur diese, nicht aber die Eröffnungen Saint-Aignans und die aufschiebende erste Antwort darauf — wurde den Deputierten vorgelegt, obwohl der Kaiser in seiner Thronrede, mit der er die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers zugleich mit denen des Senats und des Staatsrates ansprach, versicherte, es würden

alle Originalakten, die sich im Portefeuille des Auswärtigen Ministeriums vorfinden, mitgeteilt werden. Der Schluß seiner Botschaft, die an die Nationalehre appellierte, enthielt die übliche Forderung neuer Opfer: 160.000 Mann Nationalgarden, denn „die Nationen unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wenn sie all ihre Kräfte entfalten". Der Senat, der erst kürzlich durch ein Dutzend sicherer Männer vermehrt worden war, beantwortete die Thronrede mit einer submissen Adresse: der Kaiser möge mit einem letzten Kraftaufwand einen seiner und der Nation würdigen Frieden erkämpfen. Die Deputierten aber, von denen man insbesondere die Zustimmung zu den erhöhten Steuern begehrte, verstanden die Sache anders. Es waren durchaus besonnene, zum großen Teil wenig bedeutende Männer, jeder über vierzig Jahre alt, an ihre Rolle, nur als parlamentarische Dekoration zu dienen, seit Jahren gewöhnt, und es mußte viel Unzufriedenheit im Volke geben, wenn auch sie nicht mehr Ordre parierten. Und das war der Fall. Ein von dem Bordelaisen Lainé vorgetragener Kommissionsbericht sprach es mit mutiger Deutlichkeit aus: „Alle Mittel des Widerstandes würden nur dann wirksam sein, wenn die Franzosen überzeugt wären, daß es der Regierung wirklich nur um den Ruhm des Friedens zu tun sei und daß ihr Blut nur für die Verteidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden solle." Die letzte Andeutung wollte sagen, daß die Franzosen nicht mehr für eine Regierung der Willkür zu kämpfen gesonnen wären. Darum sollte der Kaiser gebeten werden, „für die volle und anhaltende Ausführung der Gesetze zu sorgen, die den Franzosen die Rechte der Freiheit und der Sicherheit des Eigentums, der Nation die ungeschmälerte Ausübung ihrer politischen Rechte gewährleisten." Der Bericht wurde mit einem Sturm von Beifall im Plenum begrüßt und mit großer Majorität — 223 gegen 31 Stimmen — angenommen. Mit Mühe suchten die Regierungsvertreter den wenig gefügigen Wortlaut abzuändern. Es blieb noch so viel davon übrig, daß der Kaiser im Zorne den Druck verbot, den Gesetzgebenden Körper unter einem Vorwand schloß und den Mitgliedern am 1. Januar 1814 in öffentlicher Audienz mit großer Heftigkeit den Vorwurf machte, sie



hätten ihn entehren wollen, ihm mehr Schaden zugefügt als zehn verlorene Schlachten, denn man wasche seine Wäsche nicht vor fremden Leuten; damit hätten sie nur den Feind herbeigerufen, für dessen Vertreibung sie vorzukehren hatten, kurz, sie seien „faktiös" und er würde sie überwachen lassen. Die Mitglieder der Adreßkommission, darunter der Dichter Renouard, wurden dann durch die Polizei aus Paris abgeschafft; die Einhebung der neuen Steuern ward durch eine Verordnung verfügt.*)

Die Schließung des Gesetzgebenden Körpers machte namentlich in den Provinzstädten viel böses Blut, und es will scheinen, als habe nur der jetzt ins Land dringende Krieg mit seinen Heimsuchungen und Gewaltsamkeiten Napoleon und seinem Regiment die Rettung aus einer inneren Krise gebracht, die sich eben vorbereitete. Für das französische Volk war er nun, in der Zeit der Not, nicht sowohl Herr mehr als Feldherr, allerdings der tüchtigste von allen und gewiß der eifrigste, denn er kämpfte um seinen Thron. Es wird uns nicht überraschen, noch einmal allen Wundern seiner Genialität zu begegnen.

Die Verbündeten wollten — wie Metternich es Saint-Aignan mit auf den Weg gegeben hatte — den Krieg nicht unterbrechen. Und in der ersten Novemberwoche waren sie auch über dessen unmittelbare Fortsetzung einig geworden, trotz dem Einspruch der russischen Generale und einzelner altmodischer Militärs vom Schlage Dukas, der eine verschanzte Aufstellung auf dem rechten Ufer des Rheins und erst im Frühjahr die Eröffnung der Feindseligkeiten wünschte und Kaiser Franz einmal dahin brachte, Radetzky, der sofort angreifen wollte, mit standrechtlicher Behandlung zu drohen. Nur über den Operationsplan blieben die Meinungen noch eine Zeitlang geteilt. Gneisenau hatte für die schlesische Armee die Offensive durch Belgien vorgeschlagen, während die Hauptarmee den Rhein zwischen Straßburg und Mainz zu

*) Pasquier, Mémoires, II., 129, Madame de Chastenay, Mémoires, II., 250.

überschreiten hätte. Schwarzenberg dagegen vertrat die Ansicht, die Hauptarmee solle durch die Schweiz, die zur Sache der Verbündeten zu bekehren und keinesfalls in der Flanke zu lassen sei, nach Frankreich einmarschieren und das von der alten Strategie geschätzte Plateau von Langres zu gewinnen suchen; dadurch würde man, war seine Meinung, den durch Oberitalien vordringenden Österreichern die Hand reichen und auch Wellington näher sein; die Blüchersche Armee hätte bei Bonn und Köln über den Rhein zu gehen, um der Armee Bernadottes die Eroberung Hollands zu erleichtern; die süddeutschen Truppen Wredes sollten am Mittelrhein Stellung nehmen und ein Korps unter Bülow ihre Verbindung mit der schlesischen Armee vermitteln. Man einigte sich dann auf folgende Grundsätze: die des Trachenberg-Reichenbacher Abkommens haben sich bewährt und sollen auch weiterhin gelten; die Hauptarmee marschiert links ab und trachtet ins Innere Frankreichs einzudringen; Blücher geht zu ihrer Rechten über den Rhein und beschäftigt den Feind so lange, bis die Hauptarmee dessen Verbindungen erreicht hat; die Eroberung Hollands fällt der Nordarmee zu. Es war ein methodischer Plan, der viel Zeit beanspruchte und mehr auf den Gewinn einer Stellung als auf den taktischen Sieg über den Feind hinzielte. Doch war der eine Satz von unbestreitbarer Richtigkeit, mit dem Radetzky ihn verfocht: „Das ganze mittägliche Frankreich, in welchem sich jetzt kein Soldat befindet, wird durch diesen Schritt in seinen Organisationen gehemmt, und der Kaiser Napoleon verliert einen bedeutenden Teil seiner Mittel." Alexander stimmte zögernd zu. Friedrich Wilhelm aber, der später nach Frankfurt kam, war gar nicht für die Invasion, und alles, was ihr entgegen war, schloß sich ihm an. Franz I. schwankte unschlüssig zwischen den Vorträgen Dukas und Schwarzenbergs. Da man aber nach dem Manifest an die Franzosen verpflichtet war, die militärischen Maßregeln bis zum Abschluß des Friedens nicht einzustellen, so sah man sich endlich doch genötigt, vorwärts zu gehen.

In den ersten Dezembertagen wurden in aller Heimlichkeit die Befehle an die einzelnen Korps der Hauptarmee erteilt,



am 13. des Monats bei Basel über den Rhein zu rücken. Aber noch sollte es dazu nicht kommen. Der Zar, von seinem ehemaligen Lehrer, Laharpe, einem Waadtländer, beeinflußt, hatte einer Schweizer Abordnung die Neutralität ihres Landes verbürgt und daraufhin plötzlich erklärt, er würde den Marsch durch die Schweiz als einen Kriegsfall mit Rußland ansehen. Die beiden anderen Monarchen gaben ihm nach, und auch Metternich versprach den Schweizern, ihr Gebiet zu schonen. Als dann jedoch bekannt wurde, daß aus der „neutralen" Schweiz Hunderte von Rekruten nach Frankreich zogen und aus der Gefangenschaft entflohene Offiziere der verbündeten Armee dort festgenommen und an Napoleon ausgeliefert wurden, da bestanden Schwarzenberg und Radetzky so fest auf der Besetzung des Landes, daß auch Metternich ihnen beifiel und durch heimliche Mittel dahin trachtete, die Okkupation ohne Blutvergießen, d. i. ohne Widerstand der schweizer Truppen in Vollzug zu setzen. Sie erfolgte am 21. Dezember, und schon am 28. war die Hauptarmee — 200.000 Mann — im Besitze der wichtigsten Juraübergänge nach Frankreich.*) Drei Tage später, in der Neujahrsnacht, ging auch Blücher mit 60.000 Mann bei Caub über den Rhein. Von der Nordarmee hatte Bülow mit 30.000 Mann schon am 23. November die holländische Grenze überschritten. Wrede belagerte Hüningen.

Als die Verbündeten dieserart vorrückten, war es, wie erwähnt, ihre vorzüglichste Absicht, durch den Einbruch in Frankreich des Kaisers Rüstungen zu hintertreiben und ihn, also unfähig zu nachhaltigem Widerstande, dem Frieden geneigter zu machen.**) Ihn vernichten, beseitigen, das wollte man noch keineswegs. Und in der Tat, es ward erreicht, daß, indem die beiden Armeen in der ersten Januarhälfte in Frankreich

*) Kongreß von Châtillon, S. 41.

**) „Die militärischen Operationen" — schreibt Gentz am 19. Dezember aus Freiburg an den Fürsten der Walachei, nachdem er von den Unterhandlungen gesprochen — „werden nichtsdestoweniger mit größerem Nachdruck fortgesetzt werden, weil man auf diese Weise die Reorganisation der Armee im Innern Frankreichs zu verhindern und dadurch die friedliche Stimmung Napoleons um so mehr zu befestigen hofft." Metternich-Klinkowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, S. 146.

vordrangen, mehr als der dritte Teil dieses Landes den Rüstungen entzogen wurde, während das neue Heer Napoleons noch in den ersten Stadien der Heranbildung sich befand. Was von dem alten unter Macdonald, Marmont und Victor am Rheine zurückgeblieben war, und was Ney und Mortier bei Nancy und Langres sammelten, betrug nicht viel über 50.000 Mann, denn mindestens ebensoviel waren im Monat Dezember am Typhus gestorben.*) Diese Streitkräfte, die sich während des Januars 1814, der Übermacht weichend, in der Direktion auf Vitry an der Marne zurückzogen, konnten nur unzulänglich durch die Garden und einige Tausend Reserven vermehrt werden. Die Aushebungen ergaben, wie wir sahen, wenig neue Mannschaft, und der Versuch einer Levée en masse scheiterte vollständig; das betreffende Dekret vom 3. Januar blieb ohne Wirkung.

Napoleon war, ehe er an den Rhein gelangte, der Meinung gewesen, die Feinde würden erst im nächsten Frühling den Krieg fortsetzen. Als er dann gewahr wurde, daß er sich darin geirrt hatte, vermutete er, sie würden mit ihrer Hauptmacht über den Niederrhein vorbrechen, und hatte auch schon seine Garden nach Belgien dirigiert, bis er Ende Dezember zu seiner Überraschung von ihrem Durchmarsch durch die Schweiz erfuhr, auf deren Neutralität er mit Sicherheit gerechnet hatte. Nun kommandierte er die Garden eilends zurück und faßte den Plan, die Alliierten bis in die Nähe der Hauptstadt herankommen zu lassen, wo er seine neue Armee unterdes aufgestellt und ausgebildet haben würde. Hier wollte er dann alle Streitkräfte versammeln und die Entscheidung in einer Schlacht suchen. Diesen Plan mußte er aber, um den Gegnern nicht allzu viel französisches Terrain mit seinen Hilfsquellen zu überantworten, aufgeben und beschloß nun, schon zwischen Seine und Marne, wenn auch anfänglich nur mit den Resten der alten Armee, zu kämpfen. Seine Absicht hierbei war, den getrennt anmarschierenden Feind noch vor seiner Vereinigung zu schlagen und sich — aus politischen wie aus strategischen

---

*) Für die Stärke der Korps gibt Houssaye, „1814“, S. 59, die amtlichen Ziffern. Vgl. auch Weil, La campagne de 1814, p. 11.

Gründen — zunächst gegen Blücher zu wenden, der auf St. Dizier losging, während die Hauptarmee über Montbéliard und Langres langsam heranzog. Diese Langsamkeit hatte verschiedene Gründe. Einmal war es immerhin etwas Neues, solche Massen zu bewegen, sie zu verpflegen u. s. w. Dann aber lagen in der Politik hemmende Momente.

Die Besetzung der Schweiz durch die Österreicher war nicht nur gegen den Willen, sondern auch ohne Vorwissen des Kaisers von Rußland erfolgt, der sich nun den Schweizern gegenüber kompromittiert sah und nur schwer beruhigt werden konnte. Die Folge war, daß er sich dem Einfluß Metternichs, dem er sich seit den Leipziger Tagen tatsächlich hingegeben hatte, entzog und sein Vertrauen Stein zuwandte, der jetzt im Hauptquartier anlangte. Dieser und Pozzo di Borgo wußten ihn von dem Standpunkte, den er, von Metternich beredet, in Frankfurt eingenommen hatte, zu entfernen und davon zu überzeugen, daß der Krieg mit möglichster Energie bis Paris zu führen und als dessen Hauptziel der Sturz Napoleons, des Protektors der Polen, anzustreben sei. Damit gelangte Alexander wieder zu der Anschauung, die er im Sommer 1812 mit den Worten „Er oder ich“ ausgedrückt hatte. Damals hatte er auch schon einen Ersatzmann für den Imperator ins Auge gefaßt: Bernadotte sollte es sein, dem er in Åbo für eine Teilnahme am Kriege nicht nur auf Norwegen für Schweden, sondern, unter Umständen, auch auf die Krone Frankreichs Aussichten eröffnet hatte. Man darf es wohl im Zusammenhang mit dieser Hoffnung denken, daß jetzt der Kronprinz die Invasion nicht mitmachte, sondern sich mit einem Teil der Nordarmee gegen Dänemark wandte und es im Kieler Frieden vom 14. Januar 1814 zur Abtretung Norwegens zwang, um sich damit auch das Nest in Schweden warm zu halten. Dadurch hatte er sich freilich den Verbündeten Rußlands nicht gerade empfohlen; insbesondere die Österreicher waren schlecht auf ihn zu sprechen. Und als nun gar, Mitte Januar, Metternich davon erfuhr, daß er Rußlands Kandidat für den französischen Thron sei, weil Alexander auf diese Weise einen gefährlichen Nachbar im Norden loszuwerden und in Frankreich einen dankbaren Freund zu

gewinnen hoffte, da erschien ihm und seinem Herrn das Vorwärtsdrängen des Zaren nach Paris in einem so eigentümlichen Lichte, daß sie den Entschluß faßten, solche Pläne nicht auch noch, am wenigsten durch das Blut österreichischer Soldaten, zu fördern. Schwarzenberg, dem schon am 8. Januar die Weisung erteilt worden war, „klug“ vorwärts zu gehen, erhielt jetzt — er hatte sich eben, am 18., des Plateaus von Langres bemächtigt — den Auftrag, ganz stille zu stehen. Es war auch gerade der englische Minister Castlereagh im Hauptquartier eingetroffen und Caulaincourt nach Lunéville herangekommen, und es stand, außer Alexanders Ehrgeiz, nach Paris zu gelangen, nichts weiter der Eröffnung von Friedensunterhandlungen im Wege.

Denn Metternich gelang es, sich mit den beiden andern verbündeten Mächten zu verständigen. Bei England genügte es, beiläufig das Wort fallen zu lassen, nach der Vergrößerung Rußlands könnte Österreich auch daran denken, Belgien zurückzuverlangen, worauf Castlereagh nichts dagegen hatte, daß Napoleon auf dem Throne blieb, solange das französische Volk seine Herrschaft ertragen mochte. Diese innere Frage zu entscheiden, entziehe sich, meinte er, dem Einfluß der Mächte, die sich gegen Rückfälle des Kaisers in sein Erobererturn durch eine Schutzkonvention untereinander sichern könnten. Nur wünschte der Engländer aus den bekannten Gründen die Beschränkung Frankreichs auf seine Grenzen vom Jahre 1792. Metternich, der den Rückhalt an Großbritannien gegenüber Rußland benötigte, gab dies zu und damit sein Frankfurter Programm (der natürlichen Grenzen) definitiv auf. Nur den Schein suchte er noch zu retten, indem er eine wechselseitige Ausgleichung diesseits und jenseits der alten Grenzen zu Frankreichs Gunsten in die Friedensbasis aufnehmen ließ. Auch Hardenberg war bald durch Metternichs Zugeständnis gewonnen worden, Österreich werde nicht widerstreben, wenn Preußen Sachsen annektiere; nur müßte es den polnischen Plänen des Zaren Widerstand leisten. So war Alexander isoliert, und als Österreich auch noch mit seinem Austritt aus der Koalition drohte, gab er zu, daß mit Napoleon über den Frieden verhandelt werde. Freilich wollte er dabei noch über

die „alten“ Grenzen hinausgehen und Frankreich das Elsaß abnehmen, um Österreich damit für Galizien zu entschädigen, wenn er sich ganz Polens bemächtigte, was Metternich natürlich ablehnte, da ein solcher Tausch zwar für den Rivalen einen sicheren Machtzuwachs, für Österreich aber nur eine Quelle politischer Verlegenheiten bedeutet hätte. Bloß das eine gestand er, von Alexander gedrängt, zu, daß der Krieg während der Verhandlungen weiter gehen solle.

Nach diesen Pourparlers einigte man sich auf einer Ministerkonferenz zu Langres, Ende Januar, dahin, daß Bevollmächtigte der vier verbündeten Mächte mit Caulaincourt in Châtillon zusammentreten und den Frieden mit Napoleon auf der Grundlage der alten Grenzen verabreden sollten. In ihrer gemeinsamen Instruktion war jetzt freilich nicht mehr, wie im Frankfurter Manifest, vom „Empire français“, sondern nur noch schlechtweg von Frankreich die Rede, und die Bezeichnung „Chef du gouvernement“ ließ sogar auf alle Fälle die Frage der regierenden Dynastie offen. Für die Einschränkung des ursprünglichen Anerbietens auf die Grenzen von 1792 machte man den Abfall Hollands, das weite, vom Gegner ungehinderte Vordringen in Frankreich und endlich den Beitritt Murats zur Koalition geltend, der am 11. Januar 1814 in der Form eines Vertrags mit Österreich erfolgt war. Dieses hatte darin, gegen des Königs Verpflichtung, die Koalition in Italien mit 30.000 Mann zu unterstützen, ihm seine Herrschaft über Neapel garantiert und überdies für eine Gebietsvergrößerung von 400.000 Seelen auf Kosten des Kirchenstaates Sorge zu tragen versprochen.*) Metternich hätte allzugern gleich jetzt, in Langres, auch die noch offenen Fragen über das künftige Verhältnis der europäischen Mächte zueinander — vor allem die polnische — geordnet gesehen, was, nachdem er die Minister Preußens und Englands für sich gewonnen hatte, Alexanders Plänen entgegen möglich gewesen wäre, aber der Zar wich jeder Erörterung dieser Dinge aus und reiste schließlich aus Langres ab. Zuerst, meinte er, müsse der Krieg beendet sein. Und der nahm jetzt eben erst seinen Anfang.

*) Neumann, Recueil, II., 403.

Am 25. Januar fuhr Napoleon von Paris weg und traf am 26. morgens in Châlons ein. Blücher war an diesem Tage von St. Dizier nach Brienne unterwegs, in der eigenmächtig gefaßten Absicht, der Hauptarmee näherzukommen, vor ihr her gegen Paris zu marschieren und sie dadurch zu einer offensiven Aktion zu bestimmen. So war es durch Steins Vermittlung zwischen Alexander und dem Hauptquartier der schlesischen Armee heimlich vereinbart worden. Blücher verfügte, nachdem er das Korps Yorcks gegen die Mosel entsendet und dasjenige Langerons bis auf eine Division zur Beobachtung von Mainz zurückgelassen hatte, über nicht mehr als 27.000 Mann. Napoleon schätzte ihn auf noch weniger und beschloß, ihm entgegenzugehen, obwohl auch er nicht mehr als 40.000 Mann besaß und nur 30.000 in den Kampf schicken konnte. Er vermutete Blücher noch in St. Dizier, wo er jedoch am 27. nur dessen Nachhut fand, und eilte nun, Marmont zurücklassend, hinter ihm her nach Brienne. Hier kam es dann am 29. zum Gefecht, welches Blücher, der bereits im Begriffe stand, westwärts weiterzugehen, nötigte, südlich nach Trannes zu weichen. Der Kaiser folgte bis in die Nähe dieses Ortes, immer in der Hoffnung, Blücher noch, bevor Schwarzenberg herankam, aufs Haupt zu schlagen. Diese Hoffnung wurde aber getäuscht, denn gerade auf diese Vereinigung war die Bewegung Blüchers nach links berechnet gewesen, wo Schwarzenberg von Langres bis gegen Bar s. Aube vorgerückt, hier jedoch, dem Drängen des Zaren entgegen, stehen geblieben war, da er Napoleon zur rechten Hand, bei Châlons und Vitry, wußte. Als er von Blüchers Heranmarsch und dessen Schicksal bei Brienne erfuhr, entschloß er sich nach manchem Weh und Ach über diejenigen, die nicht eilig genug nach Paris gelangen konnten, und mit Vorwürfen gegen Metternich, der den Frieden noch immer nicht zustandegebracht hatte, Blücher zu unterstützen, und schickte ihm zwei Korps zu, die dessen Kräfte auf 60.000 Mann, durchgängig Russen und Österreicher, hoben, während Napoleon nur über 40.000 verfügte. Und auch das Korps Wredes eilte von Joinville herbei, so daß man dem gefürchteten Franzosenkaiser mit mehr als der doppelten Überzahl gegenübertreten konnte. So war, was Dieser zu hindern

gemeint hatte, geschehen, und schon die Hartnäckigkeit, mit der Blücher bei Trannes Stand hielt, ließ ihn über die Nähe der feindlichen Hauptarmee nicht mehr im Zweifel. Ihr waren seine Kräfte nicht gewachsen. Konnte es doch auch sein, daß Schwarzenberg, während ihn Blücher hier festhielt, im Süden gegen Troyes vorging, um auf seine Verbindungen zu fallen. Darum verzichtete er nicht nur auf jeden Angriff, sondern hatte auch am 1. Februar bereits den Befehl zum Abmarsch nach Westen gegeben, als Blücher bei La Rothière die Offensive ergriff. Den ganzen Nachmittag erwehrten sich die französischen Truppen der Übermacht, bis gegen Abend ihre Linie auf dem linken Flügel bei Chaumesnil durch das Eingreifen Wredes durchbrochen ward und die von Napoleon selbst ins Feuer geführten Reserven den Schaden nicht mehr gut machen konnten. La Rothière ging verloren, und mit dem Dorfe die Schlacht.

Der Sieg der Verbündeten war ein glänzender, und er wäre vielleicht endgültig gewesen, wenn ihn eine energische Verfolgung ausgebeutet hätte. Aber diese unterblieb. Die Alliierten hielten Napoleon eines Widerstandes nicht mehr fähig. Blücher, der den Oberbefehl in der Schlacht geführt hatte, schrieb noch am Abend, es sei durch sie „gleichsam Alles entschieden worden“, man werde in acht Tagen in Paris sein, und unterließ es, rasch hinter dem Besiegten herzueilen und ihm nicht zu gestatten, daß er Ordnung in seine völlig verwirrten Truppen brachte. Schließlich verlor man alle Fühlung mit dem Feinde. Trotzdem empfand Napoleon das ganze Gewicht des Schlages, den er erfahren hatte. Wenn er auch ungefährdet bis Troyes gelangen konnte, wo er mit einer in solcher Lage beispiellosen Energie sofort am Zusammenraffen all seiner Kräfte arbeitete, um dem Feinde den Zugang nach Paris zu wehren, so schien es ihm doch sehr rätlich, jetzt in den Verhandlungen einen Ausweg zu suchen. Nur war es zweifelhaft — so schreibt er am 4. Februar an seinen Minister des Äußern — ob die Verbündeten überhaupt noch verhandeln wollten.*) Maret, der sich in diesen unglück-

*) Vielleicht um sie dazu williger zu machen, hieß es in der Zu-

lichen Tagen bei ihm in Troyes einfand und das Staatssekretariat übernahm, erzählt in seinen Memoiren, er habe sich dort zur äußersten Nachgiebigkeit entschlossen und Caulaincourt, der unter den gänzlich veränderten Verhältnissen einen bestimmten Auftrag für den am 5. Februar beginnenden Kongreß begehrte, völlig freie Hand gelassen. „Der Herzog von Bassano" — heißt es in den Aufzeichnungen — „reichte den Brief (Caulaincourts) Napoleon und beschwor ihn, nachzugeben. Der Kaiser schien zunächst kaum auf ihn zu hören, dann wies er auf eine Stelle in dem Buche Montesquieus, das er zerstreut durchblätterte. „Lesen Sie," sagte er, „lesen Sie laut." Da stand: „Ich wüßte nichts Hochherzigeres als den Entschluß eines Monarchen unserer Tage, sich eher unter den Trümmern seines Thrones zu begraben, als Vorschläge anzunehmen, die ein König nicht hören darf." „Ich aber", rief Maret, „weiß etwas Hochherzigeres: wenn Sie Ihren Ruhm zum Opfer brächten und damit den Abgrund ausfüllten, der sonst Frankreich mit Ihnen verschlingen wird." „Gut denn, Ihr Herren, macht Frieden; Caulaincourt soll ihn abschließen, soll alles unterzeichnen, was ihn herbeiführen kann; ich will die Schande ertragen. Aber verlangt nur nicht von mir, daß ich meine Erniedrigung selbst diktiere." Da schrieb dann Maret an den Minister, der Kaiser gebe ihm Carte blanche, um die Verhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, in der die letzten Hoffnungen der Nation ins Spiel kommen würden.*) Als Caulaincourt, erschreckt von der Zumutung einer so großen Verantwortung, am 6. Februar um bestimmtere Weisung bat, wie weit er gehen könne, brachte Maret den Kaiser, der am 7. nach Nogent zurückgegangen war, endlich dahin, daß er noch in der Nacht wirklich „seine Erniedrigung diktierte". „Es wurde nun festgesetzt" — wird weiter erzählt —

---

schrift, es sei gar keine Schlacht gewesen, der Feind habe mit seiner ganzen Macht nur mit 15.000 Franzosen zu tun gehabt, die den Tag über das Schlachtfeld behaupteten, nur einige Kanonen verloren usw. Das sollte Caulaincourt betonen. Corresp. XXVII., 21.178.

*) Über die Reihenfolge der Briefe an Caulaincourt gegen Houssaye's Annahme, „1814", S. 93 s. Kongreß v. Châtillon, S. 85.

„daß man selbst Belgien und das linke Rheinufer für den Frieden dahingeben müsse, und zwar wurden die Instruktionen in dem Sinne abgefaßt, daß der Bevollmächtigte zuerst Belgien, dann, wenn unerläßlich, das linke Rheinufer anbieten solle. Italien, Piemont, Genua, ja selbst die Kolonien sollten vor allem geopfert werden.“ Am nächsten Morgen wollte Napoleon die neue Ordre unterzeichnen. Da waren aber noch vor Tagesanbruch Meldungen eingetroffen, die alles wieder umwarfen, und als Maret mit dem Schriftstück im Kabinett erschien, fand er seinen Herrn in vollem Eifer über seine Karten gebeugt. „Es handelt sich jetzt um ganz andre Dinge“, ward ihm zugerufen. „Ich bin soeben daran, Blücher zu schlagen.“ Und damit war von der Unterschrift nicht weiter die Rede. Talleyrand hatte Recht: er konnte nicht König von Frankreich werden, der Kaiser Napoleon.*)

Man machte es ihm aber auch nicht gerade leicht. Denn der Sieg bei La Rothière hatte bei den Verbündeten — auch bei Metternich — den zweifelnden Gedanken wachgerufen, ob denn wohl nach diesem neuen Mißerfolg Napoleon überhaupt noch im eigenen Volke politischen Rückhalt genug besitze, um als Garant für den Frieden aufgefaßt zu werden. Wenn man erwog, daß die Einwohnerschaft die fremden Truppen nicht unfreundlich empfangen hatte, daß die Verbündeten überall nur den Ruf nach Frieden hörten, so daß Metternich am 9. Februar nach Wien schreiben konnte: „Die allgemeine Stimme ist: Napoleon weg!“, so war ein solches Raisonnement immerhin gestattet. Der Zar hatte, seiner in

*) Wenn auch die Mitteilung Marets (bei Ernouf, p. 621) richtig ist, so ist doch nicht zu übersehen, daß Napoleon Blüchers Bewegungen schon seit mehreren Tagen verfolgte und am 7. Februar abends, nachdem er Marmont mit 20.000 Mann nach Sézanne entsendet hatte, an Joseph schrieb: „Ich habe noch keine Nachricht vom Herzog von Ragusa aber ich werde mich mit aller Gewalt auf die Verbindungslinie des Feindes Meaux-Châlons werfen. In Paris soll man mit den vierzigstündigen Gebeten und dem ewigen Misereresingen endlich aufhören; alle diese Affenpossen (singeries) könnten uns schließlich Furcht vor dem Tode beibringen. Sagt man doch schon lange, daß Ärzte und Priester das Sterben verbittern. In solcher Lage der Dinge muß man Zuversicht zeigen und kühne Maßregeln ergreifen.“ Corresp. XXVII., 21.205.

Langres gegebenen Zusage uneingedenk, seinen Bevollmächtigten in Châtillon von vornherein angewiesen, die Verhandlungen auf jede Art hinauszudehnen. Aber auch die Friedensfreunde im Hauptquartier meinten, vorerst den Eindruck der letzten Ereignisse auf die Franzosen abwarten zu sollen, bevor man sich Caulaincourt gegenüber binde. Als Dieser dann in einer der ersten, mit lauter Förmlichkeiten ausgefüllten Sitzungen die offene Frage tat, ob denn die Mächte, wenn er ihre Vorschläge alle annähme, den Frieden auch wirklich unterzeichnen würden und der Krieg damit beendet wäre, erhielt er nur die verlegene Antwort, man könne ihm darauf jetzt nicht Bescheid sagen, wolle aber die Sache in Erwägung ziehen. So waren die Verhandlungen ins Stocken geraten, bis sie der Zar am 9. Februar durch eine Ordre an seinen Gesandten, den Konferenzen fernzubleiben bis er neue Instruktionen erhalte, völlig zum Stillstand brachte. An dem Tag schrieb Hardenberg in sein Tagebuch: „Der Kaiser Alexander will die Verhandlungen hinausziehen, unterdessen nach Paris gehen und dort den Frieden machen.“ Nur, daß der Weg nach Paris doch noch viel weiter war, als man ihn sich in jenen Tagen dachte.

Namentlich die Meinung, die man nach dem Siege bei La Rothière im großen Hauptquartier hegte, man werde nun dort ohne weitere Kämpfe — Napoleon dachte man sich im Rückzug nach der Loire — einziehen, sollte sich recht bald als irrig erweisen.*) Bereits am 8. Februar erhielt Schwarzenberg sichere Kunde, daß der Franzosenkaiser seine zwar geschlagenen, aber nicht zersprengten Korps bei Nogent sammle, Verstärkungen aus Spanien heranziehe und zu einer neuen Schlacht keineswegs außerstande sei. In der Tat waren in jener Zeit 15.000 Mann von der Südarmee beim französischen Heere eingerückt. Und nun sah man sich vor die Wahrscheinlichkeit neuer Blutopfer gestellt, was bei den Monarchen

*) Nur Knesebeck hatte diese Meinung nicht geteilt, Alexander jedoch bereits Blücher angewiesen, nicht vor ihm in der Hauptstadt einzurücken; selbst Schwarzenberg schrieb am 5. Februar nach Hause, Blücher werde in wenig Tagen vor Paris stehen. (Kongreß von Châtillon, S. 87 und 108.)

in Troyes die Frage aufs Neue zur Erörterung brachte, ob man nicht doch die Konferenzen in Châtillon wieder aufnehmen und den Frieden mit Napoleon rasch abschließen solle. Dies um so mehr, als sich Caulaincourt in einem Briefe an Metternich vom 9. gegen Gewährung eines Waffenstillstandes zu Verhandlungen auf der Basis der alten Grenzen bereit erklärt hatte. Auch war, wider Erwarten, die französische Nation nicht gegen den Kaiser aufgetreten, vielmehr erfuhr man, daß die große Masse des Volkes die Ausschreitungen der fremden Truppen mit feindseliger Gesinnung zu erwidern begann. Dazu kam, daß diese Truppen durch Krankheit bereits schwere Einbußen erlitten hatten.*) Wie sollte das werden, wenn am Ende in jener Entscheidungsschlacht der geniale Imperator die Übermacht zum Weichen brachte? So hatte sich sorglose Zuversicht rasch in kleinmütige Bedenklichkeit gewandelt, für die man die unterschiedlichsten Gründe aufrief. Es ließe sich, meinte Hardenberg, mit Napoleon ganz gut Frieden und vorher auch ein Waffenstillstand schließen, wenn man durch die Einräumung fester Plätze hinreichende Bürgschaft erhielte. Sollte man, fragte Metternich, bloß um zu erfahren, ob der Kaiser vom französischen Volke mehr oder weniger Unterstützung zu gewärtigen habe, das Schicksal eines neuen erbitterten Kampfes versuchen? Die Verbündeten, sagte Castlereagh, seien in Frankreich nur eingerückt, um den Frieden zu erobern, den sie am Rhein nicht schließen zu können glaubten, nicht aber, um einen Thronwechsel zu vollziehen. Sie hätten sich deshalb auch an das gegenwärtige Haupt des Staates gewendet und es zu Unterhandlungen eingeladen. Jetzt sei man darin engagiert, und da sich seither keine nationale Bewegung gegen dieses Staatsoberhaupt kundgegeben habe, dürfe man nicht einen sachlichen Konflikt zu einem persönlichen gestalten, was auch gar nicht in den Wirkungskreis der Alliierten falle. Nur Alexander I. widersetzte sich auch jetzt wieder, und sein Minister Nesselrode mußte — gegen seine eigenste Überzeugung — fordern, daß der Waffenstillstand abgelehnt und der Vor-

*) In der Hauptarmee allein will man Mitte Februar 50.000 Kranke gezählt haben.

marsch nach Paris, selbst auf die Gefahr neuer Kämpfe, fortgesetzt werde. Dort solle man einer aus Mitgliedern der offiziellen Körperschaften gewählten Versammlung die Thronfrage unterbreiten. Spreche sie sich für Napoleon aus, dann könne man immer noch mit Diesem Frieden machen. Selbst das eifrige Zureden seines Freundes Friedrich Wilhelm vermochte diese Anschauung des Zaren nicht zu erschüttern, der jetzt zwar nicht mehr mit Bernadotte, wohl aber, auf das Zureden Steins und Pozzos, mit den Bourbons rechnete, in denen er, wenn er sie auf den Thron brachte, ergebene Freunde, in dem jungen Herzog von Berry vielleicht einen Gemahl für seine Schwester Anna zu gewinnen gedachte. Damit war eine neue Krisis unter den Verbündeten ausgebrochen, die nur durch die Ereignisse im Felde beigelegt wurde. Denn erst als Alexander erfuhr, Napoleon habe die Offensive ergriffen und gegen Blücher nennenswerte Erfolge errungen, kühlte sich sein Kriegseifer, der gerade auf Blücher die größten Hoffnungen setzte, merklich ab, und er gab zu, daß man mit Caulaincourt über einen Präliminarfrieden auf der Basis der alten Grenzen weiter verhandle. Komme es unterdes in Paris zu einer spontanen Bewegung gegen den Kaiser, so würde man Ludwig XVIII. begünstigen. Als die Verbündeten sich Mitte Februar hierüber einigten, war ihnen das letzte Ergebnis des Waffenganges zwischen Napoleon und Blücher noch gar nicht bekannt; es stellte sich bald als unerwartet nachteilig für die Koalition heraus, ganz danach angetan, das politische Bild wesentlich zu verschieben.

Kurz nach La Rothière hatten sich die beiden Armeen der Koalition, schon der Verpflegung wegen, wieder getrennt, um in parallelen Märschen die Richtung auf Paris zu nehmen: Schwarzenberg hielt die Straße nach Troyes und Fontainebleau, und Blücher zog mit den Korps Sacken und Olssuwiew — etwa 40.000 Mann — zunächst nordwärts, um dann über Fère Champenoise nach Westen zu gehen. Er sollte Yorck, der von Châlons her hinter Macdonald über Epernay die Marne entlang marschierte, und Verstärkungen, die unter Kleist und Kapzéwitsch aus Deutschland nachrückten, an sich ziehen. Das setzte langsame Bewegung voraus, wie denn auch

Schwarzenberg nur bedächtig vorwärtsging. Da faßte aber ganz plötzlich Blücher den Plan, mit seinen zwei russischen Korps nordwestwärts über Montmirail voreilend, Macdonald an der Marne den Weg zu verlegen, ihn von Paris abzuschneiden und zwischen sich und Yorck zu erdrücken. Er wartete jetzt jene Verstärkungen nicht erst ab, und hatte so seine Armee in drei weitgetrennte Kolonnen verteilt. Napoleon, der Macdonald in Gefahr sah, entschied sich, noch an jenem 8. Februar, mit etwa 30.000 Mann (Ney, Marmont und der Garde) eine Diversion zu dessen Gunsten zu unternehmen, und eilte von Nogent, nachdem er dort Oudinot und Victor etwa ebenso stark zur Beobachtung Schwarzenbergs zurückgelassen hatte, über Sézanne nach Norden auf Champaubert los, um „die tüchtigste Armee der Verbündeten", wie er Blüchers Streitmacht nannte, anzugreifen. In Champaubert befand sich am 10. Februar das Korps Olssuwiews im Marsche, während Sacken bereits nach Montmirail vorausgegangen war; der Rat Gneisenaus, die Korps beizeiten zurückzunehmen, war von Blücher abgelehnt worden. So wird an diesem Tage Olssuwiew nahezu vernichtet, und Napoleon stürmt, Marmont zurücklassend, Sacken nach, der ihn bei Montmirail — Front gegen Osten — empfängt. Hier läßt am Vormittag des 11. der Kaiser hinter der Schutzwand seiner trefflich bedienten Artillerie, die dem Gegner den Durchbruch verwehrt, seine Truppen herankommen, schwächt absichtlich den eigenen linken Flügel, um Sackens Angriff dorthin zu leiten, während er dessen Linke mit überlegenen Kräften bedrängt. Dadurch hat er die Vereinigung mit Yorck, der von Château-Thierry heranrückt, unmöglich gemacht; Yorck wird zurückgedrückt und Sacken inzwischen total geschlagen. Beide ziehen hierauf nach großen Verlusten, während die der Franzosen gering sind, nach Château-Thierry, wohin sie der Kaiser am 12. verfolgt und wo ihnen, zu seinem Bedauern, Macdonald nicht den Weg verlegt. Diesen schickt er dann mit Verstärkungen nach Montereau an die Seine. Er selbst wendet sich aber noch nicht sogleich gegen Schwarzenberg, denn er hat vernommen, daß Blücher mit den Korps von Kleist und Kapzéwitsch selbst nun auf Montmirail vorrückt, wohin Marmont vor ihm zurückweicht. Er hält deshalb in

seiner Verfolgung der in den letzten Tagen geschlagenen Gegner inne und wendet sich rasch von Château-Thierry südwärts, um auch der dritten Kolonne das Schicksal der beiden ersten zu bereiten. Bei Vauchamps treffen am Mittag des 14. Februar die Franzosen auf die feindliche Vorhut und werfen sie, worauf Blücher sofort den Rückzug beschließt. Dieser geht aber nur unter fortwährenden verlustreichen Kämpfen vor sich, namentlich als Napoleon ein Kavalleriekorps unter Grouchy im weiten Bogen dem weichenden Feinde bei Etoges zuvorkommen läßt. Hier gelingt zwar der Durchbruch den tapferen, in bester Ordnung retirierenden Truppen, jedoch nur unter den größten Opfern. Bis Châlons ziehen sie sich dann zurück, wo sich auch Yorck und Sacken mit den Resten ihrer Streitkräfte wieder einfinden werden. 16.000 Mann waren verloren.

Man hat diese rasch aufeinanderfolgenden Aktionen bei Champaubert, Montmirail und Vauchamps mit schlecht verpflegten Truppen auf grundlosem Terrain mit den ersten Siegen des jungen Feldherrn verglichen, und in der Tat, es ist dasselbe Feuer, dieselbe kühne Energie, dieselbe (jetzt durch eine reiche Erfahrung geläuterte) Kraft des Geistes. Aber wird das alles zureichen, um einen so ungleichen Kampf zu einem erträglichen Ende zu führen? Und wenn der General das Seinige tat, wird auch der Kaiser ihm nicht wieder, wie so oft in den letzten zwei Jahren, das Werk stören? Napoleon durfte nach dem dritten Siege, den er binnen fünf Tagen errungen, nicht mehr daran denken, der schlesischen Armee weiter zu folgen. Es war höchste Zeit, sich gegen Schwarzenberg zu wenden, der in der Absicht nach Westen weitergegangen war, den Kaiser auf sich und von Blücher abzulenken.*) So blieb

*) Man wird heute nicht mehr, wie es ehedem geschehen ist, die selbstverschuldeten Niederlagen Blüchers dem Oberfeldherrn zur Last legen, weil dieser ihm nicht rechtzeitig zu Hilfe gekommen sei. Abgesehen davon, daß Blüchers Meldungen den ganzen Umfang seiner Unfälle nicht entfernt erkennen ließen, glaubte man im Hauptquartier, wo man nicht gerade auf große Schlachten erpicht war, Jener werde sich — etwa wie seinerzeit in Schlesien — vor Napoleon rechtzeitig zurückziehen können und überdies durch Schwarzenbergs Vorwärtsbewegung am sichersten von ihm befreit werden. Diese Bewegung ist

nur Marmont Blücher gegenüber stehen, um sich bei dessen nächster Offensive über Montmirail langsam zurückzuziehen und die Verbindung mit Napoleon wieder zu gewinnen. Dieser vermutete die feindliche Hauptarmee schon weit jenseits der Seine über Montereau hinaus und begab sich mit den Truppen Neys, Gérards und den Garden in unglaublicher Eile nach Guignes am Yères, wo er auch Macdonald, Oudinot und Victor vorfand und, bis auf Marmont, seine ganze Armee am 16. Februar versammelte. Vielleicht — seine Hoffnungen sind durch die letzten Erfolge ins Maßlose gestiegen — gelingt mit dem zweiten, weitaus mächtigeren Gegner, was mit dem ersten so trefflich gelungen war; vielleicht lassen sich auch die Kolonnen Schwarzenbergs nacheinander schlagen. Und fast will es den Anschein gewinnen. Am 17. von Guignes gegen Nangis vordringend trifft Napoleon bei Mormant auf die Avantgarde des feindlichen rechten Flügels unter Wittgenstein, der etwas eigenmächtig von Nogent über Provins nach Paris strebte, und vernichtet sie; und hätte noch am selben Tage, wie ihm befohlen war, Victor bei Montereau über die Seine vorstoßen können, immer möglich, daß dann das österreichische Korps Bianchis, das am 15. bis Fontainebleau vorgerückt war und nun eilends zurückbefohlen ward, abgeschnitten wurde wie Sacken bei Montmirail. Dieser Vorstoß konnte aber erst am 18. von Napoleon selbst unter-

in diesen Tagen auch niemals zum Stillstand gekommen, und wenn man von einem Befehl des Kaisers Franz vom 13. hat wissen wollen, der den Generalissimus anwies, nicht über die Seine zu gehen, so ist ein solcher Befehl allerdings erlassen worden, aber erst am 16., als man in Troyes bereits wußte, daß Blücher wieder in Sicherheit und Napoleon gegen die Hauptarmee im Anmarsch war. (Siehe hierüber meinen „Kongreß von Châtillon“, S. 145.) Über die Auffassung der Sache in der Umgebung Friedrich Wilhelms III. vergleiche man die Notiz im Tagebuche seines Sohnes, des späteren Kaisers, zum 20. Februar: „Gneisenau schob alles auf die zu große Bravour der Truppen . . . Die Hauptarmee ging in verschiedenen Kolonnen und Wegen ruhig vorwärts, an keine Konzentration denkend, da man Napoleon hinlänglich mit Blücher beschäftigt glaubte, dem man durch den ununterbrochenen Marsch der Schwarzenbergischen Armee Luft zu machen hoffte.“ (Dechend, Das Treffen bei Bar sur Aube, Beihefte zum Mil.-Wochenblatt 1897, S. 127.)

nommen werden, nachdem Schwarzenberg Zeit gefunden hatte, all seine Kräfte hinter die Seine und Yonne zurückzuziehen.

Der Oberfeldherr der Alliierten, schon durch das Schicksal Blüchers tief verstimmt, geriet, als er Napoleons so überaus raschen Heranmarsch gegen die Seine erfuhr, während er ihn, durch die schlechten Wege aufgehalten, noch weit entfernt vermutete, in helle Verzweiflung. „Um nicht im Einzelnen geschlagen zu werden,“ schreibt er aus Bray an Metternich, der mit seinem Kaiser in Troyes zurückgeblieben war, „werde ich mich darauf beschränken, die Brücken von Bray und Nogent hartnäckig (sérieusement) zu verteidigen, und meine Streitkräfte hinter der Seine und Yonne vereinigen.“ Er ist außer sich, daß Alexander damals den von Caulaincourt begehrten Waffenstillstand verworfen hatte, den er selbst nun dringend zu benötigen glaubte, um es nicht zu einer Schlacht kommen zu lassen. Er will das Versäumnis wieder gutmachen und läßt sich in Bray vom Zaren und von König Friedrich Wilhelm autorisieren, noch am 17. in ihrem Beisein einen Brief an Berthier zu schreiben, in dem er selbst die Waffenruhe anregt, da die Bevollmächtigten in Châtillon Auftrag erhalten hätten, die Präliminarien nach dem Antrage Caulaincourts abzuschließen und dies am 16. hätten tun sollen. Das Letztere war jedoch nur eine Finte und wurde von Napoleon sofort als solche erkannt. Er gewahrte des Gegners schlecht verdeckte Verlegenheit und richtete sich hoch auf. „Nach den letzten Nachrichten“ — schreibt er am 18. an Joseph — „ist bei den Verbündeten alles anders geworden. Der Kaiser von Rußland, der noch vor wenig Tagen die Verhandlungen abgebrochen hatte, weil er Frankreich noch schlechtere Bedingungen als die „alten Grenzen“ stellen wollte,*) wünscht sie wieder anzuknüpfen, und ich hoffe, daß ich doch noch einen Frieden auf der Basis von Frankfurt erlangen werde, das Minimum, worauf ich mit Ehren paktieren kann. Hätte

*) Dies war richtig. Alexander hatte sein Projekt, Österreich für Galizien mit dem Elsaß zu entschädigen (siehe oben), in Troyes noch nicht völlig aufgegeben. Erst gegen Ende Februar erklärte er, daß er nur Westgalizien beanspruche, das nicht mehr zu Österreich gehöre. (Kongreß von Châtillon, S. 303.)

ich (vor den letzten Operationen) einen Frieden mit den alten Grenzen unterzeichnet, so würde ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen gegriffen und der Nation gesagt haben, das sei kein Friede gewesen, sondern eine Kapitulation. Nach dem neuen Stande der Dinge könnte ich dies nicht mehr sagen, da das Glück zu mir zurückgekehrt ist und ich wieder Herr meiner Bedingungen geworden bin."*) Ähnlich hatte er schon nach dem Siege von Montmirail durch Bassano an Caulaincourt schreiben lassen: „Es gibt keinen vernünftigen Frieden außer dem auf der Basis von Frankfurt, jeder andere wäre nur ein Waffenstillstand."**) Danach ward am 17. Caulaincourts unbedingte Vollmacht beschränkt, und so kam es, daß, während vor zehn Tagen die Verbündeten in Châtillon die Verhandlungen hinausgezogen und Caulaincourt zur Verzweiflung gebracht hatten, jetzt Dieser temporisierte, indem er den gegnerischen Friedensentwurf eingehend prüfen zu wollen erklärte und ihn an Napoleon sandte. Eugen erhielt Ordre, sich in Italien zu behaupten.

Napoleon hatte Recht, es war „alles anders geworden". Unter dem Druck seiner Siege über Blücher hatte sich Alexander den Forderungen der drei anderen Mächte gefügt, die Verhandlungen in Châtillon waren wieder aufgenommen worden, und Schwarzenberg, der auf seinen Waffenstillstandsantrag keine Antwort erhalten, dagegen am 18. bei Montereau, wo ein württembergisches Korps besiegt worden war, eine Schlappe erlitten hatte, weicht bis Troyes zurück. Der Oberfeldherr glaubt damit weniger dem Sieger als dem Frieden das Feld geräumt zu haben, und wenn er Blücher, der sich rasch wieder erholt hatte, von Châlons herbeiruft, so ist es nur für den äußersten Fall. Eine Schlacht will er, trotzdem daß die Verbündeten sicher über 150.000, der kühn nach Troyes heranrückende Napoleon aber nur über 70.000 Mann verfügen, nicht wagen, auch schon deshalb nicht, weil erst vor Kurzem von dem nach Süden detachierten General Bubna die Nachricht gekommen war, Augereau habe bei Lyon 30.000 Mann zusammengebracht, mit denen er auf Basel operiere,

*) Correspondance, XXVII., 21.293.
**) Houssaye, „1814", p. 103.

was die Entsendung von 15.000 Mann zu Bubnas Verstärkung notwendig machte. Diese Sorge von Süden her läßt von da ab Schwarzenberg nicht mehr los. Er geht auch am 23. Februar nach Bar sur Aube zurück und denkt sogar bis auf das gepriesene Plateau von Langres zu weichen, wenn der gefürchtete Feind ihm noch weiter folgen sollte.*) Aber die Friedenshoffnungen des Oberfeldherrn sollten sich nicht erfüllen. Als am 17. in Châtillon die Mächte als Bedingungen des Präliminarfriedens die Grenzen von 1792 und als Garantie nicht nur die Räumung aller außerhalb Frankreichs besetzten Festungen, sondern auch die der französischen: Belfort, Besançon und Hüningen, verlangten und Caulaincourt davon Meldung machte, erhielt er von Napoleon zur Antwort: „Ich bin so erregt über dieses Projekt, daß ich mich schon durch die Proposition entehrt glaube.“ Er selbst werde sein Ultimatum stellen. Es blieb aus. Der Feldzug absorbierte ihn völlig. Denn soeben war wieder eine entscheidende Wendung eingetreten. Blücher, der zwar bis Méry herangekommen war, den ruhmlosen Rückzug aber nicht mitmachen wollte, hatte sich — auf den Rat Oberst Grolmans, des Generalstabschefs von Kleist — von den Monarchen die Erlaubnis erbeten, nochmals rechts abzumarschieren, sich mit Bülow und Winzingerode, die aus Belgien kamen, zu vereinigen und so verstärkt auf Paris loszugehen. Ein Kriegsrat, der am 25. in Bar abgehalten wurde, nahm, nachdem er den vom Zaren und Friedrich Wilhelm befürworteten Gedanken, eine Schlacht zu wagen, abgelehnt hatte, den Blücherschen Antrag an.**)

Das war ein folgenreicher Entschluß. Denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn auch Blücher sich der Rückwärtsbewegung angeschlossen hätte. Die Stimmung im Lande war unter dem schweren Druck der Invasion immer erbitterter geworden, so daß, namentlich seitdem Napoleon durch seine letzten Siege wieder hoch in Geltung gekommen war, überall das Landvolk sich der fremden Bedränger zu erwehren

*) Napoleon hat die Situation ganz richtig erkannt, als er am 23. an Joseph schrieb: „Sie scheinen eine Hauptschlacht und ihre Folgen zu fürchten.“ (Corresp., XXVII., 21.356.)

**) Kongreß von Châtillon, S. 166 f.

suchte.*) Der Enthusiasmus für den Besieger der feindlichen Eindringlinge wuchs mit jedem Tage, und wenn es dem Kaiser im Januar nicht gelungen war, den Landsturm aufzuregen, so konnte es ihm, wenigstens in der östlichen Hälfte Frankreichs, im März nicht ganz unmöglich sein.**) Nun, Blüchers Abmarsch nach vorwärts ließ derlei nicht zu und zog Napoleon, dem um die Hauptstadt bangte, von Schwarzenberg ab. Denn die schlesische Armee war sozusagen zur Hauptarmee geworden, während diese ungefähr die Rolle übernahm, die jener im Herbstfeldzug zugefallen war. So schrieb es Friedrich Wilhelm an Blücher. Und da es jetzt auch noch eine eigene Südarmee gab, so bildeten sich durch diese Dreiteilung der verbündeten Kräfte ähnliche Verhältnisse heraus, wie sie im letzten Oktober zum Zusammenbruch des französischen Heeres geführt hatten. Für Österreich lag darin, daß Preußen und Russen den offensiven Kampf allein auf sich nahmen, der Vorteil, seine durch Krankheiten und Abgaben geschwächten Truppen mehr geschont zu sehen.

Schwarzenberg war denn auch nur zu sehr geneigt, mit ihnen noch weiter nach Osten zurückzugehen, in der Meinung, daß er Napoleon selbst hinter sich habe, über dessen Stärke ihm übertriebene Berichte zugegangen waren und dessen persönliche Gegenwart als ein Heer für sich gelten konnte, das die Gegner oft von kühner Offensive abhielt.***) Er ist auch tatsächlich mit der Avantgarde bereits über La Rothière

---

*) Man darf, seitdem durch Houssaye, „1814“, authentische Daten hierüber gesammelt sind, Napoleon in seinen Briefen nicht mehr der Übertreibung zeihen. Schreibt doch selbst der Generalquartiermeister der Blücherschen Armee an Gneisenau: „Die Offiziere wagten es kaum mehr den Soldaten etwas zu sagen“, und Schwarzenberg meinte: „Um mit diesen Völkern auf einer so großen Linie die Exzesse zu verhindern, müßte man eine Armee im Rücken der Operierenden aufstellen.“ Übrigens waren auch die Franzosen keineswegs schuldlos.

**) Siehe das Dekret vom 5. März 1814 im „Moniteur“, das jeden Maire mit dem Tode bedroht, der „anstatt den patriotischen Aufschwung des Volkes anzuregen, ihn unterdrückt oder den Bürgern von einer legitimen Verteidigung abrät.“

***) „Ich habe 50.000 Mann“, sagte der Kaiser einmal zu dem General Poltaratzky, „und ich, macht 150.000.“

hinausgelangt, als er inne ward, daß ihm nur zwei Armeekorps unter Oudinot und Macdonald folgten; da gibt er den Rückzug auf, schlägt die Franzosen am 27. Februar bei Bar-sur-Aube und drängt sie bis an die Seine zurück. Damit war allerdings Napoleons Plan gestört, der gehofft hatte, es werde den Marmont und Mortier, die er gegen Blücher zurückgelassen hatte, gelungen sein, Diesen in der Front aufzuhalten, indes er hinter ihm nachdrängt und ihn so zwischen zwei Feuer bringt — und all das, ehe Schwarzenberg seine Abwesenheit merkt.

Nun spielten sich die Ereignisse ganz und gar nicht mehr nach seinen Wünschen ab. Zwar haben sich am 28. Marmont und Mortier östlich von Meaux auf dem rechten Ufer der Marne mit Erfolg Blüchern in den Weg gelegt und dessen Vorhut geworfen, aber Napoleon ist durch späten Aufbruch und grundlose Wege abgehalten worden, sich schon an diesem Tage am Kampfe zu beteiligen; die schlesische Armee kann nordwärts nach Soissons ausweichen, wo eben jetzt die beiden Korps von Bülow und Winzingerode angelangt sind und den wichtigen Platz zur Übergabe gezwungen haben. So ist Blücher nicht nur dem ihm von Napoleon zugedachten Schicksal entgangen, er hat auch noch — Bülow und Winzingerode werden seinem Befehl unterstellt — seine Stärke auf 100.000 Mann gebracht. Und da nun auch die Hauptarmee wieder avanciert war, so gestaltete sich plötzlich des Kaisers Lage überaus schwierig. Wendete er sich von der Marne zurück zu Schwarzenberg — und er dachte daran — so warf Blücher Marmont und Mortier über den Haufen und besetzte Paris. Diese schwere Sorge will er los sein, und so hält er sich zunächst an diesen Feind. Er hofft ihn, dessen Kräfte er unterschätzt, mit den 55.000 Mann, über die er verfügt, weit nach Norden zurückzuschlagen, um dann, während Macdonald Schwarzenberg an der Seine festhält, über Reims, Châlons, Saint-Dizier und Joinville in die Flanke und den Rücken der Hauptarmee zu operieren. Augereau hätte von Süden her diese Bewegung durch einen Vorstoß über Besançon zu unterstützen, die kaum blockierten Festungen in den Ardennen und an der Mosel könnten mit ihren Besatzungen das kaiserliche Heer verstärken, und flammt dann zugleich auch der

Volkskrieg auf, so war es möglich, die Feinde zum Rückzug an den Rhein zu nötigen.*) Ein überkühner Plan, der den Kaiser nicht mehr loslassen wird, obgleich er gleich in seiner ersten Voraussetzung an der hartnäckigen Tapferkeit der Blücherschen Armee scheitern sollte.

Napoleon ist nordostwärts nach Berry vorgegangen, um sich der Straße von Rheims zu versichern. Von da rückt er gegen Blücher vor, der sich, einem Rate Bülows folgend, defensiv verhält. Bei Craonne wird am 7. März ein vorgeschobenes russisches Korps mit großen Opfern zurückgedrängt, und zwei Tage später kommt es bei Laon, wo Blücher in starker Position bereit steht, zur Schlacht. Napoleon hat die Straße von Soissons gewonnen, während er Marmont von Berry auf der Rheimser Straße vorschickt, so daß die Armee in zwei Teilen auf Laon vorrückt, die sich jedoch vor dieser Stadt nur schwer verständigen können, da dort sumpfiges Gelände die beiden Wege scheidet und überdies starke Kosakenpatrouillen den Kourierdienst erschweren. So kann am 9. Napoleon, der sich der nächstliegenden Dörfer Sémilly und Ardon bemächtigt und wieder bemächtigt, den Tag über nicht erfahren, daß Marmont, statt am Morgen, erst nach Mittag vor Laon erschienen ist und erst am Abend das Dorf Athies erobern konnte, aus dem ihn dann, als er nach Einbruch der Dunkelheit die blutige Arbeit beendet glaubte, die Preußen wieder vertrieben, so daß seine Truppen in wilder Flucht auf der Straße, die sie gekommen waren, bis Corbény zurückeilen. Glücklicherweise beeinträchtigte das Eingreifen von ein paar Tausend Mann, die unter Fabvier ausgesandt worden waren, um die Verbindung mit Napoleon zu suchen, und nun umkehrten, eine nachhaltige Verfolgung. Von all dem hat der Kaiser erst um Mitternacht erfahren, da auch sein rechter Flügel aus Ardon wieder verdrängt und die Kommunikation mit Marmont dadurch noch schwieriger geworden war. Er war außer sich über das Vorgehen des Letzteren, der sich „wie ein Leutnant“ benommen habe. Freilich konnte er nicht ahnen, daß der Herzog von Ragusa

*) Corresp., XXVII., 21.426, 21.448, u. a. a. O.

seit dem Falle von Soissons und der Verstärkung Blüchers die Sache seines Herrn verloren gab und eben nur noch das Nötigste tat, und auch dies nicht immer. Napoleon merkte davon nichts, er sah nur, daß er einen in Unordnung gebrachten wichtigen Teil seiner Armee vor einer vernichtenden Verfolgung zu bewahren hatte. Deshalb bleibt er kühn der mehr als doppelten Übermacht gegenüber noch am 10. in Schlachtordnung stehen und erreicht es, da Blücher den Kampf nicht erneuert, wirklich, daß Marmont sich gesammelt zurückziehen kann. Dann erst wendet auch er sich nach Soissons, doch nur, um schon am zweitnächsten Tage von hier, gleichsam unter den Augen des siegreichen Gegners, nach Reims hinüberzueilen und ein detachiertes Russenkorps, das die Stadt mittlerweile besetzt hatte, daraus zu vertreiben, was am Abend des 14. März gelingt. Dann gönnt er sich und seinen abgehetzten Truppen ein paar Ruhetage.

Im Hauptquartier der Verbündeten war man unterdessen, zwar nicht militärisch, wohl aber politisch zu einem neuen Entschluß gelangt. Daß Caulaincourt die Anerbietungen vom 17. Februar nicht angenommen und Napoleon selbst in einem Briefe an Kaiser Franz vom 21. das Frankfurter Programm als sein und Frankreichs Ultimatum bezeichnet hatte, machte einen solchen nötig. Castlereagh, der schließlich wissen wollte, wofür England sein Geld ausgab, tat sein möglichstes hierzu. Am 28. Februar, in der vierten Sitzung des Kongresses zu Châtillon, wurde dem Abgesandten Napoleons bedeutet, er habe bis längstens 10. März Gegenvorschläge zu machen, die jedoch keinesfalls von seinen Propositionen vom 9. Februar wesentlich abweichen dürften. Waffenstillstandsunterhandlungen, zu denen es endlich doch gekommen war, wurden jetzt, nachdem seit dem 27. die Verhältnisse sich gebessert hatten, von den Verbündeten abgebrochen. Und da man nun auch sicher war, daß der Krieg fortging, durch den allein Napoleon zum Frieden gezwungen werden konnte — denn das von Caulaincourt begehrte Gegenprojekt blieb aus — schlossen die vier Großmächte England, Österreich, Preußen und Rußland am 9. März zu Chaumont einen Vertrag ab, der das britische Reich verpflichtete, das Jahr hindurch fünf Millionen Pfund

an die drei Kontinentalmächte zu zahlen, die ihren in Châtillon vorgelegten Entwurf, d. i. Rückkehr Frankreichs in seine Grenzen von 1792 und volle Unabhängigkeit Hollands, Italiens, Spaniens, der Schweiz und Deutschlands, mit den Waffen durchzusetzen sich verbindlich machten, auch wenn die Anstrengungen hierzu zwanzig Jahre währen sollten. Jede dieser Mächte wollte sich mit 150.000 Mann beteiligen, wozu sich übrigens auch England bereit erklärte. Der „defensive Allianzvertrag“, wie man ihn nannte, wurde auf den 1. März zurückdatiert. Er erhielt erst durch den Sieg bei Laon volle Geltung. Denn Schwarzenberg war zwar nach seinem Erfolge bei Bar-sur-Aube bis nach Troyes vorgegangen, dort aber seit dem 4. März unbeweglich stehengeblieben, obgleich der Zar in ihn drang, nach rechts hin Blücher zu unterstützen. Man würde, erklärte der Fürst dem Monarchen, jedenfalls zu spät kommen und dann allein eine Hauptschlacht riskieren. Unterdes hätte man die Verbindung mit der Südarmee eingebüßt und müßte, auch wenn man die Schlacht gewänne, doch wieder an die Seine zurück, um die Operationen gegen Paris fortzusetzen. Schwarzenberg glaubte dabei ganz im Sinne der ursprünglich angenommenen Kriegsgrundsätze zu handeln, ähnlich wie er im Februar getan und wie es zur gleichen Zeit (5. März) Boyen Gneisenau mit den Worten empfohlen hatte: „Unsere eigentliche Aufgabe ist, durch gleichzeitige Bewegungen und gut gewählte Stellungen den Feind einzuengen; selbst der augenblickliche Schimmer einer kühnen Waffentat muß dieser größeren Ansicht untergeordnet werden.“*) Alexander aber ließ die Argumente des Oberfeldherrn nicht gelten, und als Dieser Operationsentwürfe vorlegte, mit denen er vorerst den Ausgang des Kampfes zwischen Napoleon und dem an Kräften überlegenen Blücher abwarten wollte, kam es in Chaumont zu einer erregten Szene, wobei der Zar Metternich geradezu fragte, ob Kaiser Franz etwa seinem General befohlen habe, sich nicht zu schlagen und an den Rhein zurückzugehen, und Friedrich Wilhelm sich sogar zum Vorwurf des Verrats verstieg, da

*) Meinecke, Boyen, I., 367.

man Blücher opfern wolle.*) Erst als Schwarzenberg sich gegen jene Vorwürfe verwahrt hatte und endlich Nachrichten von der Schlacht am 9. März und ihrem günstigen Ausgange eingetroffen waren, glich sich der häusliche Zwist aus, und schon in den nächsten Tagen wird auch die Hauptarmee kräftiger in die Aktion treten.

Freilich, auf dem Kongreß in Châtillon gestalteten sich nunmehr die Dinge immer hoffnungsloser. Zwar hatte Metternich Brief auf Brief an Caulaincourt geschrieben, auf daß er seinen Herrn zu größerer Nachgiebigkeit bestimme, denn das russische Projekt, den Herzog von Berry auf den französischen Thron zu bringen, machte ihm auch jetzt noch den Frieden mit Napoleon wünschenswert; zwar hatte der delegierte Minister des Kaisers in seiner unerquicklichen Doppelstellung als Bevollmächtigter Frankreichs und Napoleons Diesem gegenüber mit Vorstellungen nicht gespart, die ihn überzeugen sollten, daß, wenn man nicht ein Gegenprojekt vorlege, das von den Frankfurter Grundlagen abweiche, alles verloren sei; zwar mahnte Joseph, der als Generalstatthalter der Kaiserin zur Seite geblieben war, man müsse, angesichts der Stimmung in Paris, den Frieden haben, er sei gut oder schlecht, und wenn er auch schlecht wäre, so würde den

*) Diese Anschauung ist dann auch in die Geschichtschreibung übergegangen, scheinbar unterstützt von einer Denkschrift Radetzkys aus dem November 1813(!), worin Dieser der Preußen erwähnte, „denen beim einstigen Frieden, so wie sie sich jetzt zeigen, die wenigsten Truppen zu wünschen sind.“ Diese Stelle reicht aber doch nicht aus, um dem Oberfeldherrn vier Monate später die absichtliche Preisgebung einer ganzen Armee zur Last zu legen, und in neueren Werken findet sich auch jene Auffassung nicht mehr vor. Schwarzenbergs stete Furcht vor dem Verhungern, seine Angst vor der Levée en masse, die er schon in nächster Nähe organisiert sieht, seine Besorgnis, die österreichischen Korps im Süden nicht unterstützen zu können, reichen, im Zusammenhang mit den aus dem Feldzug von 1813 herübergenommenen Grundsätzen, zur Erklärung seiner Haltung vollkommen aus. Nimmt man endlich noch hinzu, daß er von Metternich darin bestärkt wurde, „das Heil nicht in der Schlacht, sondern in der militärischen Attitüde zu sehen“, so bedarf es gewiß keines weiter reichenden Verdachtes. Siehe Metternich-Klinkowström, Österreichs Teilnahme etc., S. 814 ff. und den ostensiblen Brief Metternichs an Stadion vom 13. März in „Kongreß von Châtillon“, S. 344.

Kaiser nicht die Schuld treffen, da ihn alle Volkskreise wünschen: aber alles fand an Napoleons heroischem Eigensinn einen unüberwindlichen Widerstand. Höchstens zur Abtretung von Wesel, Kehl und Castel wollte er sich verstehen, im übrigen sollte sein Unterhändler die Verhandlungen weiter spinnen. Als dann der Verfallstermin des 10. März herankam, war Caulaincourt genötigt, aus den unterschiedlichen Weisungen, die er erhalten hatte, selbst einen Vertragsentwurf auszuarbeiten und vorzulegen, der weit von den Forderungen der Mächte abwich.*) Da darnach nicht nur die „natürlichen Grenzen“ festgehalten waren, sondern auch auf das Königreich Italien bloß zugunsten des Vizekönigs Eugen verzichtet wurde, während Elba und Lucca in französischen Händen blieben, konnte auch Metternich den Kongreß nicht mehr retten. Er löste sich am 19. März auf.

Und wenn der österreichische Minister selbst dann noch gehofft hatte, zu einem befriedigenden Ende zu gelangen, so ward er jetzt binnen wenig Tagen anderer Meinung. Einmal, weil auch Preußen und England Napoleon definitiv aufgegeben und den Emissären der Bourbons, wenn auch nicht ihre Initiative zugesagt, so doch ihr Entgegenkommen in Aussicht gestellt hatten, dann weil Hardenberg, wenn Metternich Napoleon fallen ließe, sich zu Bemühungen bei Alexander in der polnischen Frage anheischig machte, und endlich weil am 20. März ein Brief Marets an Caulaincourt vom Vortage aufgefangen wurde, worin der Minister die Weisung erhielt, wenn er auch noch Mainz, Antwerpen und Alessandria abtreten müßte, dies nur in vagen Ausdrücken zu tun, da Napoleon selbst nach der Ratifikation des Vertrages sich bloß von militärischen Rücksichten leiten lassen, d. h. je nach Umständen das Abkommen brechen werde.**) Da es auf solche Art klar geworden war, daß der Franzosenkaiser durchaus nicht „ver-

*) Gedruckt bei Fain, p. 388, bei D'Angeberg, Congrès de Vienne, I., 130 ff. u. a. a. O. Ein Auszug findet sich in meinem „Kongreß von Châtillon“, S. 218.

**) Siehe meine Abhandlung „Der Brief Marets an Caulaincourt vom 19. März 1814“ in der Histor. Vierteljahrschrift, 1900, wo ich die von Houssaye und den älteren französischen Historikern bezweifelte Echtheit feststellen konnte.

nünftig" werden wollte, war auch der Minister Österreichs — schon um nicht isoliert zu bleiben — bereit, ihn aufzugeben, und es handelte sich nun nur noch darum, ihn möglichst rasch im Felde zu besiegen.

Napoleons unnachgiebige Haltung könnte unbegreiflich erscheinen, wenn es sich hier nur um seine persönliche Herrschaft über Frankreich und nicht um ein großes Prinzip handelte, das er vertrat und dem im Lager der Verbündeten ein anderes sich entgegenstellte. Es war für den Repräsentanten der allerwärts ausgreifenden, die Grenzen zwischen Staaten und Ständen nicht achtenden, weltbürgerlichen Revolution schlechthin unmöglich, sich in das Gleichgewichtssystem der vorrevolutionären Zeit einzufügen, und nur durchaus logisch, daß er einen Frieden auf der Basis des alten bourbonischen Territorialstaates als eine bloße Kapitulation ansah. Da nun aber die Idee der Revolution und ihre unumgängliche Konsequenz der Schrankenlosigkeit längst nur noch in diesem einzigen Menschenwillen ihre Verkörperung fand, während das französische Volk bereits notgedrungen in die nationale Bahn eingelenkt hatte, war ein Konflikt entstanden, der jetzt endlich zur Lösung kommen mußte. Als man in der Hauptstadt, wo nach den Februarsiegen die alte Zuversicht eingekehrt war, im März bloß von einem Rückzuge Macdonalds und von der Niederlage Soults hörte, den Wellington bei Orthez am 27. Februar geschlagen hatte, und gar nichts von Napoleon, fiel die Rente auf 51, und man schied sich innerlich wieder von dem, der den ersehnten Frieden weder sich noch anderen abzuringen vermochte.

Napoleon aber sann in Reims nur darauf, dem Kriege noch eine günstige Chance abzugewinnen. Er überlegte, ob er sich nicht mit Macdonald vereinigt der Hauptarmee bei Meaux in den Weg legen sollte, um ihr dort den Zugang zur Hauptstadt streitig zu machen, kam dann aber auf jenen weitaus kühneren Plan zurück, dessen Grundzüge er schon vor der Schlacht bei Laon entworfen hatte, und will ihn nun jenem ersten Mißerfolg zum Trotz ausführen. Zunächst aber wird er eine „Diversion" unternehmen, von der er sich „unberechenbare Erfolge" verspricht. Er wird Macdonald in der Front

Schwarzenbergs stehen lassen, den er fast mit der ganzen Armee jenseits der Seine über Nogent hinaus vermutet, und selbst mit etwa 22.000 Mann in dessen Rücken auf Méry oder Troyes operieren. Mortier und Marmont bleiben unterdes in und bei Reims gegen Blücher zurück, um ihm den Weg nach Paris zu wehren. Noch am 17. bricht er nach Süden auf und ist am 19. bei Plancy, während eine Abteilung auf Arcis a. d. Aube marschiert, wohin Schwarzenberg vorgegangen war, um zur Unterstützung Blüchers, wenn dieser nochmals angegriffen werden sollte, einzugreifen. Als hier die Nachricht eintrifft, Napoleon habe sich gegen Süden gewendet, ist Kaiser Alexander, den die Wegnahme von Reims mutlos gemacht hat, für einen möglichst weiten Rückzug, Schwarzenberg dagegen begnügt sich, nach Trannes zurückzugehen, wo er seine auseinanderliegenden Streitkräfte von West und Ost her konzentrieren will, um dann aufs neue die Offensive zu ergreifen. Die Konzentrierung war noch nicht vollendet, drei von Westen herzukommandierte Korps unter dem Kronprinzen von Württemberg waren erst bis Troyes gelangt, als man im Hauptquartier der Verbündeten vernahm, Napoleon sei bereits bei Plancy über den Fluß gegangen. Nun ließ Schwarzenberg jene drei Korps von Troyes nach Norden abschwenken und rückte selbst mit dem Korps Wredes und den russischen und preußischen Garden gegen Arcis wieder vor, um den Gegner, ehe er noch mit allen Streitkräften die Aube passiert hat, zurück und, wenn Blücher ihm nachgerückt war, diesem entgegenzuwerfen. Damit war die Absicht Napoleons, die Linie der Hauparmee zu durchbrechen und ihre westliche Gruppe zwischen sich und Macdonald zu zerdrücken, vereitelt. Er selbst aber hielt jene Konzentrationsbewegung des Gegners für dessen Rückzug nach Osten und sieht sich, als ihm am 20. die Zurücknahme der feindlichen Vortruppen von Arcis gemeldet wird, in der Meinung bestärkt, daß er einen weichenden Feind vor sich habe, den er verfolgen und möglicherweise überflügeln müsse, schon um dessen Vereinigung mit Blücher zu stören. Der Entschluß, den er dabei faßt, entspricht durchaus seinem großen Plane: er wird nach Vitry marschieren, diese Stadt, die vom Feinde besetzt ist, erobern, dorthin Marmont und

Mortier und die Besatzungen von Metz und Nancy heranziehen, Macdonald über Arcis nachrücken lassen und so mit einer kompakten Heeresmacht von etwa 90.000 Mann auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners fallen. Er selbst verläßt am Mittag des 20. März Plancy und nimmt den Weg über Arcis, um Schwarzenberg um so sicherer in der Defensive zu halten. Hier aber soll er eine bittere Enttäuschung erleben.

Schon am Vormittag hatten Bauern den über Arcis ostwärts avancierenden Franzosen das Nahen feindlicher Heeresmassen von Süden her gemeldet. Napoleon glaubt nicht daran. Er sendet einen Ordonnanzoffizier aus, der nicht weit genug vorreitet, um die feindlichen Kolonnen zu gewahren, und den Kaiser in seinem Irrtum bestärkt. Kurz darauf wird die Armee im Marsch von überlegenen Kräften angegriffen und ein Teil in wüstem Gemenge fliehend nach Arcis zurückgetrieben. Dort an der Brücke über die Aube stellt sich den Flüchtigen ein Offizier mit gezogenem Degen an der Spitze eines kleinen Infanteriekarrees in den Weg und ruft: „Wer will eher hinüber als ich?“ Sie erkennen Napoleon und lassen sich von neuem gegen den Feind führen. Zu gleicher Zeit wird die Avantgarde unter Ney im Osten der Stadt von Wrede bei Torcy angegriffen. Ney hält den Ort gegen die andringende Übermacht, und auch um Arcis wird mit Todesverachtung gekämpft, so daß der Gegner keinen nennenswerten Erfolg zu erringen vermag, um so weniger, als nur Schwarzenbergs rechter Flügel am Kampfe teilgenommen hat, während das Gros noch von Troyes her im Anmarsch war. Die Beobachtung, daß bloß ein Teil der feindlichen Stärke mitgestritten hatte, verführt Napoleon, das Ganze für ein Nachhutgefecht zu halten und befestigt ihn nur noch mehr in der Meinung, das Gros des Feindes sei auf dem Rückzuge. Er bleibt daher dabei, in der einmal gewählten Richtung weiter zu gehen, und avanciert in gutem Glauben am Vormittage des 21. gegen die vermeinte Arrieregarde des Feindes, bis rechter Hand die Korps des Kronprinzen von Württemberg in Aktion treten und er es mit einem Male mit der ganzen großen Hauptarmee zu tun hat. Nun kommandiert er freilich den Rückzug über die Aube, und nur der Langsam-

keit Schwarzenbergs — oder vielleicht dem jetzt jeder Offensive widerstrebenden Zaren — hat er es zu danken, daß er unter den Augen des Feindes den größten Teil seiner Truppen fast unbehelligt auf das andere Ufer bringt. Der Rest kann sich, als endlich der Angriff der 100.000 Mann gegen die 30.000 erfolgt, nur noch durch heroisches Streiten den Rückweg sichern. Die Schlacht bei Arcis war verloren.

Über vierthalbtausend Mann hat dem Kaiser sein Irrtum über des Gegners Absicht gekostet. Aber seinen Plan hat er trotzdem nicht aufgegeben. Nur muß er jetzt seinen Marsch auf Vitry jenseits der Aube fortsetzen, und er tut dies so rasch, daß man im Hauptquartier der Verbündeten bald nicht mehr weiß, wohin er sich eigentlich gewendet hat. Macdonald, der an der Schlacht nicht mehr hatte teilnehmen können, marschiert ebenfalls jenseits des Flusses nach Nordosten und kommt mit geringen Schäden seiner Nachhut davon. Bei dieser Gelegenheit, am 23. März, wird von den Österreichern ein Kourier aufgefangen, der dem Marschall einen Brief Berthiers zu überbringen hatte, des Inhalts, der Kaiser stehe zwischen Vitry und Saint-Dizier im Rücken der großen Armee und habe seine Kavallerie bereits bis Joinville vorgeschoben. Und zur selben Zeit läuft den Kosaken ein zweiter Bote ins Garn, mit einem Schreiben Napoleons an die Kaiserin nach Paris, das sie in seinen Plan einweiht, sich der Marne und den festen Plätzen im Osten zu nähern, „um die Feinde von der Hauptstadt abzuhalten". Diese Briefe und einige andere aus der Residenz, welche die Unfähigkeit, sie zu verteidigen, und die dort herrschende trostlose Stimmung schildern, dazu die Kunde, daß am 12. März die Engländer Bordeaux besetzt und die Einwohner sich für die Bourbons erklärt haben, endlich der Heranmarsch Blüchers über Reims auf Châlons: all das bringt die alliierten Monarchen dazu, von der Verfolgung Napoleons, die sie anfänglich geplant hatten, abzusehen und den gemeinsamen Zug beider Armeen auf Paris zu beschließen. Ein Manifest an die Franzosen, vom 25. März datiert, legt noch einmal all die Schuld des blutigen Unfriedens dem Kaiser und seinem unersättlichen Ehrgeiz zur Last und klagt zugleich das Prinzip an, das er vertritt.

„Frankreich hat nur seine eigene Regierung verantwortlich zu machen“, heißt es darin, „für all die Übel, die es erduldet. Der Friede allein kann die Wunden schließen, die ein Geist allseitiger Eroberung, wie ihn die Annalen der Welt nicht kennen, geschlagen hat. Dieser Friede wird der Friede Europas sein, jeder andere ist unzulässig. Es ist endlich an der Zeit, daß die Fürsten, ohne Störung und Einfluß von außen her, über das Wohl ihrer Völker wachen können, daß die Nationen ihre wechselseitige Unabhängigkeit respektieren und daß die sozialen Einrichtungen gegen tägliche Umsturzversuche geschützt, das Eigentum gesichert, der Verkehr frei seien.“*)

Ging das französische Volk hierauf ein, so kehrte es dem politischen Programme der Revolution endgültig den Rücken, und der Mann, der es bisher mit der ganzen Kraft seiner Genialität und seines ehrsüchtigen Willens verfochten hatte, war vernichtet.

Es ist Napoleon zum Vorwurf gemacht worden, daß er nach dem zweiten Schlachttage von Arcis, als er von der Offensivtendenz des Feindes überzeugt sein mußte, doch nach Osten weiterzog, anstatt westwärts mit all seinen verfügbaren Truppen der Hauptstadt zuzueilen, wo er einen tüchtigen

*) D'Angeberg, Congrès de Vienne, I., 143. Es hieß nun darin freilich von Frankreich nicht mehr, seine Grenzen sollten weiter gesteckt sein „als je unter den Königen“; man dachte es nur noch in jenem Umfange, „den ihm Jahrhunderte des Ruhmes und der Wohlfahrt unter seinen Königen gesichert hatten.“ Die Mächte hätten sich zwar bereit erklärt, „Abänderungen über die Grenzen vor den Revolutionskriegen hinaus“ zu erörtern, darauf sei aber erst am 15. März ein Gegenprojekt mit unannehmbaren Bedingungen vorgelegt worden. Staatsrat Ancillon, der Erzieher der preußischen Prinzen und einer der vertrauten Berater Friedrich Wilhelms III., hatte auch einen Entwurf verfaßt, der es nicht verschweigen wollte, daß man seinerzeit in Frankfurt, wenn auch nur ganz allgemein und unbestimmt, günstigere Bedingungen gestellt, sie aber, als Englands Minister die Rückgabe der französischen Kolonien an die Bedingung der alten Grenzen knüpfte, einzuschränken sich verpflichtet gefühlt habe. Natürlich wurde dieser Entwurf als höchst undiplomatisch abgelehnt. Es fehlte auch nur noch, daß Ancillon den Franzosen erzählt hätte, man habe Englands Wünschen deshalb Rechnung getragen, weil man sein Geld brauchte. (Siehe „Kongreß von Châtillon“, S. 237, Anmerkung.)

Vorsprung vor dem Gegner und Zeit gehabt hätte, Maßregeln zur Verteidigung zu treffen. Aber wer möchte es leugnen, daß nicht auch der Plan des Kaisers seine großen Vorteile haben konnte, wenn nicht der Zufall ihn verdarb? Napoleon war von Vitry weiter über Saint-Dizier und dann südwärts bis nach Doulevent gelangt, wo er den 25. März verweilte und nach dem Feinde aushorchte, von dessen Direktion er nichts wußte. Von dort schrieb Caulaincourt, der ihn begleitete, Briefe an Metternich, die aufs neue den Frieden anboten, und dem Schreiber schien es jetzt, als ob es seinem Herrn damit Ernst wäre.*) Er wußte aber zu gleicher Zeit auch, daß es bereits zu spät war. In der Tat ging an demselben 25. März aus dem österreichischen Hauptquartier Graf Bombelles zum Grafen Artois nach Vesoul, um mit ihm über die Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich zu verhandeln. Dem Kaiser blieb danach nur noch sein Degen übrig. Noch legte er ihn nicht aus der Hand.

Napoleon erfuhr in Doulevent bloß eins bestimmt: daß ein starkes Korps in der Nähe von Saint-Dizier sich gezeigt habe. Hatte sich der Feind geteilt und zerstreut? Dann war er vielleicht, wie ehedem bei Champaubert und Montmirail, zu besiegen. Er rückte sofort gegen dieses Korps und schlug es am 26. in die Flucht. Es waren 10.000 Mann unter Winzingerode, welche die Verbündeten gegen den Kaiser zurückgelassen hatten. Diesem fiel es auf, daß es nicht Soldaten Schwarzenbergs, sondern Blüchers waren, die man gefangen einbrachte, und er wurde nun ganz unsicher. Er will nach Vitry zurück, um dort Gewißheit zu erlangen. Schon in Saint-Dizier fand er sie: alle Nachrichten, die hier bei ihm eintrafen, stimmten überein, daß die Feinde allesamt auf Paris marschierten. Seine Rechnung auf ihren Rückzug nach Osten war also falsch gewesen. Was sollte er nun tun? Ihnen vor der Hauptstadt zuvorzukommen war nicht mehr möglich; sie hatten drei Tagmärsche voraus. Sich weiter ostwärts wenden, die Garnisonen an sich ziehen, den Landsturm aufrufen? Vielleicht wäre dies von Erfolg gewesen, denn im ganzen Osten

*) An Hauterive schreibt er am 28.: „Seine Majestät scheint entschlossen. die nötigen Opfer zu bringen.“ (Houssaye, „1814“, p. 397.)

waren die Bauern bereit zum Widerstande, in Banden durchzogen sie das Land und brachten Gefangene ins Hauptquartier. Macdonald war deshalb der Meinung, den Krieg im Elsaß und in Lothringen zu führen, und man hat gewiß nicht mit Unrecht vermutet, daß auch dem Kaiser dieser Gedanke mehr einleuchtete, als der andere, den ihm seine Umgebung, Caulaincourt, Maret, namentlich aber Berthier und Ney, nahelegten, alles zur Rettung der Hauptstadt zu versuchen. Es waren Stunden äußerster Nervenanspannung, die er in seinem Arbeitszimmer zu Saint-Dizier eingeschlossen zubrachte, um sich für dies oder jenes zu entscheiden. Endlich entschloß er sich doch, über Bar, Troyes, Fontainebleau nach Paris zu gehen, um dort die letzte große Schlacht zu schlagen. So erklärte er sich gegen den österreichischen Diplomaten Wessenberg, der am 28. März hier kriegsgefangen vor ihn gebracht worden war und den er in ein politisches Gespräch verwickelte, das seine Friedensabsicht dokumentieren sollte. „Ich habe verlangt," sagte er, „daß man Frankreich in den Grenzen belasse, in denen ich es bei meiner Thronbesteigung fand.*) Aber ich behaupte nicht, daß ich nicht auch, gezwungen, auf ungünstigere Bedingungen hin Frieden schließen würde." Nur auf dem Besitz von Antwerpen müsse er bestehen, da ohne diesen Platz Frankreich es noch lange nicht zu einer Marine bringen könnte. Österreich sollte von den anderen Mächten beauftragt werden, den Frieden zu verhandeln, und er wäre sicher rasch abgeschlossen. Dann fuhr er fort: „Die Kaiserin wird von den Franzosen geliebt. Ihrer Regentschaft und der des Senats werden sie vor einer Regierung der Bourbons den Vorzug geben. Sie hat während meiner Abwesenheit in der öffentlichen Meinung sehr viel gewonnen, und ich bin der Mann dazu, das Regiment in ihre Hände zu legen." Wessenberg bezweifelte diesen Entschluß. „Nein, nein," erwiderte der Kaiser, „auch der Ehrgeiz nützt sich ab. Sie sehen, was das Genie vermag: noch vor zwei Jahren gehorchte mir die Welt, heute ist sie wider mich." Damit und

*) Die ersten Worte des Kaisereides lauteten nach der Verfassung von 1804: „Ich schwöre die Integrität des Reiches zu behaupten."

mit der Versicherung, große Opfer bringen zu wollen, entließ er den Diplomaten zu seinem Monarchen.*)

Als Napoleon so resigniert sprach, wenn auch freilich nur, um an den Vater seiner Gattin um Unterstützung zu appellieren, mußte sich ihm seine militärische Lage als recht verzweifelt verraten haben. In der Tat wußte er bereits, daß Marmont am 25. bei Fère-Champenoise geschlagen worden war und daß die Verbündeten ihn und Mortier vor sich hertrieben. Am Abend des 28. — die Truppen waren an diesem Tage aufgebrochen — wurde ihm in Doulevent ein Brief des Generalpostmeisters Lavalette gebracht: seine Anwesenheit in der Hauptstadt sei unbedingt nötig und, wenn er sie nicht verlieren wolle, kein Augenblick zu versäumen. Bald darauf muß er hören, daß die Feinde schon bei Meaux angekommen sind. Seine Ungeduld steigert sich zum Fieber. In Troyes angelangt, schläft er kaum. Er übergibt Berthier das Kommando und reitet, nur von den Schwadronen seiner Leibgarde begleitet, vorwärts, bis er in Villeneuve-sur-Vannes auch diese Eskorte verläßt, sich mit Caulaincourt in einen Wagen wirft und in unerhörter Eile dahinrast.

Unterdessen waren die Verbündeten in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt gelangt, und am 29. floh Marie Luise mit dem König von Rom nach Blois. Die Räte der Regentschaft hatten mit Recht dagegen gesprochen, aber eine ausdrückliche Ordre Napoleons, seinen Sohn keinesfalls dem Schicksale des Astyanax auszusetzen, forderte dessen Entfernung.**) Das machte tiefen Eindruck in Paris, wo die Be-

*) Arneth, Wessenberg, I., 188 ff.

**) Am 16. März 1814 an Joseph: „Sollten die Feinde in großer Stärke gegen die Hauptstadt heranziehen und jeder Widerstand unmöglich sein, dann lassen Sie die Regentin, meinen Sohn, die Großwürdenträger und Minister, die Vorstände des Senates, die Präsidenten des Staatsrats, die Großoffiziere der Krone und den Baron Bouillerie (Schatzmeister der außerordentlichen Domäne) mit dem Tuilerienschatz in der Richtung auf die Loire abgehen. Verlassen Sie meinen Sohn nicht und erinnern Sie sich, daß ich ihn lieber in der Seine als in den Händen der Feinde Frankreichs sähe. Das Schicksal des von den Griechen gefangenen Astyanax ist mir immer als das unglücklichste in der Geschichte erschienen." (Corresp., XXVII., 21.497.) Schon am 8. Fe-

völkerung durch die zahlreich anlangenden Verwundeten, die vom Lande hereinflüchtenden Bauern und durch die schrecklichen Prophezeiungen des offiziösen Preßbureaus über das der Stadt bevorstehende Schicksal, wenn man sich nicht wehre, in unerhörter Angst erhalten wurde. Die Rente fiel bis auf 45. Joseph, der zurückblieb, verstand es nicht, das Vertrauen zu heben. Seine Proklamation an die Pariser, sie sollten dem Feinde widerstehen, da ihm der Kaiser auf dem Fuße folge, erzeugte keine Begeisterung. Und wenn selbst, so hätte es an Widerstandsmitteln gefehlt und an Waffen für die Bereitwilligen. Die Befestigungen, die man angelegt, waren unvollendet. Es gab kaum über 30.000 Nationalgarden in Paris. Diese allerdings haben sich im Verein mit den Truppen Macdonalds und Mortiers am 30. März in einer Schlacht vor der Stadt heldenmütig geschlagen. Erst spät am Nachmittag, als die Übermacht der Preußen den Montmartre erobert und dort eine Anzahl Kanonen aufgepflanzt hatte, trat Waffenruhe ein. Von Joseph, der schon um Mittag geflohen war, ermächtigt, schloß dann Marmont am Abend eine Kapitulation ab, die den Verbündeten die Stadt überlieferte.

Zu derselben Stunde ordnete Mortier einen seiner Generale in südlicher Richtung ab, um für die von Paris sich zurückziehenden Kolonnen Kantonnements einzurichten. Bei der Raststation Cour de France traf der Bote in der Dunkelheit der Nacht auf Reisende, die den Pferdewechsel abwarteten, und ward von einem derselben angerufen. Es war der Kaiser, der jetzt den Verlust seiner Hauptstadt erfuhr. Er geriet außer sich über Joseph und den Kriegsminister Clarke, denen er diesen Verlust ungerechterweise zur Last legte, wollte sofort nach Paris weiter und ließ sich erst überzeugen, daß es zu spät sei, als sich die Feuer von Mortiers Vortrab zeigten und General Flahault, den er an Marmont geschickt hatte, mit einem Briefe des Marschalls wiederkam, der die Stimmung der Pariser als durchaus unlustig zu weiterem Widerstande kennzeichnete. Darauf begab er sich nach Fontainebleau zurück.

---

bruar hatte er dem Bruder geschrieben: „Ich würde es vorziehen, daß man meinen Sohn erwürge, als daß ich ihn als österreichischen Prinzen in Wien aufwachsen sähe.“ (Corresp., XXVII., 21.210.)

Am nächsten Morgen, es war der 31. März, hielten der Zar und Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in die eroberte Stadt. Kaiser Franz von Österreich war nach der Schlacht von Arcis von Schwarzenberg geraten worden, sich nach Dijon unter den Schutz der Südarmee zu begeben. Dort war er mit Metternich zurückgeblieben — wohl mit Absicht, um nicht als Triumphator über seinen Verwandten im Vordergrunde zu erscheinen. Die Monarchen werden in Paris von einer kleinen, aber unendlich rührigen Partei von Royalisten mit Hochrufen auf Ludwig XVIII. empfangen und dadurch vollkommen über die Stimmung der Bevölkerung getäuscht. Dieser waren die Bourbons durchaus gleichgültig geworden. Man dachte kaum an sie, und am wenigsten daran, sie zurückzurufen. Auf Ergebenheit und Sympathien konnten sie nur im Umkreise des Faubourg Saint Germain rechnen, wo die Trauer über die eingebüßten Vorrechte und die bornierte Abneigung gegen alle anderen Menschenklassen mit dem alten Hofe die alte Zeit zurückzuerlangen wähnte. Vergebens hatte Napoleon die Altadeligen Frankreichs für sich zu gewinnen gesucht. Nur wenige unter ihnen, die mit klarem Blick den Wandel der öffentlichen Dinge durchschauten, anerkannten und respektierten sein Reformwerk. Alle übrigen sannen längst auf seinen Fall. Gar mancher ließ sich gerne von heimlichen Feinden des Kaisers gebrauchen, die seit Jahren schon den Sturz des nimmersatten Eroberers ins Auge gefaßt hatten. Jetzt wissen sie den fremden Souveränen ihre Stimmung als die des Volkes vorzuspiegeln, und da Talleyrand, der ursprünglich mit der Regentschaft Marie Luisens kokettiert, sie dann aber fallen gelassen hatte, ihre Sache führt, ist sie bald gewonnen. Der Zar hat in seinem Hause Quartier genommen. Nur noch schüchtern und zweifelnd spricht Alexander da den Namen Bernadottes aus, der in Paris zu intriguieren fortfuhr,*) um sofort von seinem Wirte zu erfahren, daß Frankreich keinen Soldaten mehr wünsche. „Wollten wir einen, so würden wir den behalten, den

*) „Der Kronprinz hat Skioldebrand zu Alexander geschickt; er rät ihm zum Frieden. Seine Intriguen in Paris,“ schreibt Hardenberg am 31. März in sein Tagebuch. (Berl. St. A.)

wir haben, er ist der erste der Welt. Nach ihm würde ein anderer gewiß nicht zehn Mann hinter sich herziehen.“ Es gebe nur Napoleon oder Ludwig XVIII., nichts drittes. Und der Zar stimmte zu. In einer Erklärung, welche die Verbündeten — d. h. Alexander, ohne erst die Zustimmung des Kaisers Franz einzuholen, die er, wie er sagte, voraussetzte — am 31. März durch den Fürsten von Benevent an den Senat gelangen ließen, und die alsbald in tausend Exemplaren die Straßenwände deckte, hieß es: „daß sie nicht mehr verhandeln werden mit Napoleon Bonaparte noch mit irgendeinem Mitgliede seiner Familie, daß sie aber die Konstitution anerkennen wollen, die das französische Volk sich geben würde.“ Und der Senat — derselbe Senat, der noch vor wenig Wochen seinem Herrn und Schöpfer so sklavisch zu Diensten gestanden — sprach, nachdem er am 1. April seine eigene Unentbehrlichkeit dekretiert hatte, am Tage darauf die Absetzung des Kaisers aus und entband Nation und Armee ihres Treueides gegen ihn. Die Nation hatte nichts dagegen einzuwenden: der Gesetzgebende Körper bestätigte das Votum des Senats, und die hohen kaiserlichen Ämter, der Rechnungshof, der Kassationshof u. A. gingen ins andere Lager über. Es kam wie ein Gefühl der Scham über sie, daß fremdes Kriegsvolk — seit vier Jahrhunderten war es dazu nicht gekommen — in Paris herrschte, und sie grollten dem, der dieses Schicksal heraufbeschworen hatte. Wird sich aber auch die Armee, dieses treue Werkzeug, dem Künstler des Krieges und der Schlachten aus den Händen winden lassen?

Noch in Cour de France hatte Napoleon Caulaincourt zu Alexander gesandt und ihn mit aller Vollmacht zum Frieden, wie ihn die Verbündeten in Châtillon gewünscht, ausgestattet. Jetzt kehrte Jener nach Fontainebleau zurück, und was er als des Feindes Antwort mitbrachte, waren im Grunde nur Napoleons eigene Worte: der Friede mit ihm wäre nur ein Waffenstillstand, und selbst für die Anerkennung des Sohnes sei der Vater ein Hindernis. Doch benahm Alexander, was die Regentschaft betraf, dem Boten nicht alle Hoffnung; nur müsse der Kaiser vorerst abdanken. Dieser dachte nicht daran. Man hatte ihn besiegt, aber keineswegs überwunden. Er hatte

noch Truppen. Da standen Marmonts 12.000 Mann bei Corbeil und Essonnes, dahinter Mortier mit 8000; am 1. April war die Tête der bei Arcis geschlagenen Armee angelangt, am 2. die Garden, während der Rest noch von Troyes her auf dem Marsche war. In Kürze konnte er hier nahe an 60.000 Mann zusammenbringen und brauchte nur die 100.000 Mann, die seine Persönlichkeit nach seinem eigenen Ausspruch und den Erfahrungen dieses Feldzuges dem Feinde galt, hinzuzurechnen, um zu dem Schlusse zu kommen, daß man die Flinte noch keineswegs ins Korn zu werfen brauche. Und außerdem stand Maison mit einer Abteilung im Norden, Augereau, der allerdings Lyon in verdächtiger Eile aufgegeben hatte, im Süden, Soult und Suchet gegen Engländer und Spanier. Und von den Soldaten und Offizieren, wenn auch mancherlei Unzufriedenheit unter ihnen herrschen mochte, waren doch noch die allermeisten für ihn gestimmt. Bei einer Revue am 3. April hatten die Garden seine Anrede mit dem stürmischen Rufe „Nach Paris!“ beantwortet. Anders freilich die Führer. Zwar gab es auch unter ihnen feurige Partisane des Kaisers für alle Fälle, wie Mortier, Drouot u. A. Aber die meisten von denen, die an zweithöchster Stelle kommandierten, die Marschälle, Herzoge, Fürsten und Grafen, reichverdient und reichdotiert, hatten schon im Jahre zuvor den Krieg nur verdrossen weitergeführt, kein Ende absehend und sich doch so sehr nach ruhigem Genießen der Früchte ihrer tapferen Arbeit sehnend. Jetzt noch weiterzukämpfen, erschien ihnen völlig aussichtslos. Und wenn man siegte, mit welchen Opfern! Und gab es dann Frieden? Wie leicht war, was folgte, nur der Bürgerkrieg. Zwar die Rückkehr der Bourbons war ihnen verhaßt, aber es gab noch einen andern Weg. Daß Caulaincourt die Idee einer Abdankung des Kaisers zugunsten seines Sohnes aus Paris zurückgebracht und Napoleon mit seiner Umgebung darüber gesprochen hatte, erfuhren die Marschälle, wie sie von dem Absetzungsdekret des Senats und der Erklärung der Verbündeten erfahren hatten, und sahen hierin das einzige Mittel, das herrschende System und mit ihm ihre Stellen und ihre Geltung zu retten, ohne sich neuen Mühen und Unruhen auszusetzen. Am 4. April, nach der Parade, faßten sie sich ein Herz. Ney,

Lefebvre, Oudinot und Macdonald traten als Abgesandte der übrigen vor den Kaiser, bei dem sich auch Berthier neben Caulaincourt und Maret befand, und trugen ihm vor, daß jetzt, wo der Senat wider ihn entschieden habe und der Friede versäumt worden sei, nur seine Abdankung übrig bleibe. Die wollten sie zugunsten seines Sohnes und der Kaiserin als Regentin; die Bourbons wollten sie nicht. Darauf soll Napoleon dem Senat das Recht bestritten haben, ihm die Herrschaft zu nehmen, soll ihnen die schlechte Aufstellung der Feinde gezeigt, seine Streitkräfte aufgezählt, seinen Angriffsplan entwickelt haben: alles umsonst, er mußte nachgeben und unterschrieb das verlangte Dokument. Es lautete: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, erklärt Kaiser Napoleon, treu seinem Eide, daß er bereit sei, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen für des Vaterlandes Wohl, das untrennbar ist von den Rechten seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und den Gesetzen des Kaiserreichs."*)

Als Napoleon sich hierzu entschloß, lag ihm wohl der Gedanke nicht fern, die Verbündeten könnten diese bedingte Abdankung ablehnen. Er wünschte es geradezu, denn dann konnte er diejenigen, die ihn dazu gedrängt, überzeugen, daß ihnen nur noch Ludwig XVIII. in Aussicht stehe, und da würden sie ihm ihre Unterstützung nicht mehr versagen. Es

*) Es ist nicht ohne Interesse, auch den ersten Entwurf dieser Abdankungsurkunde zu kennen, den der Kaiser selbst unterschrieb und aus dem er dann gewisse Stellen strich. Er hatte folgenden Wortlaut: „Nachdem die verbündeten Mächte den Kaiser Napoleon als das einzige Hindernis der Herstellung des Friedens in Europa bezeichnet haben, und der Kaiser gewiß nicht, ohne seinen Eid zu brechen, irgendeines der Departements dahingeben kann, die bei seiner Thronbesteigung mit Frankreich vereinigt waren, erklärt Kaiser Napoleon, daß er bereit sei, vom Throne herabzusteigen, aus Frankreich zu ziehen und selbst das Leben zu lassen für das Wohl des Vaterlandes und um die Rechte seines Sohnes, des Königs, der Regentschaft der Kaiserin und der Gesetze und Institutionen aufrecht zu erhalten, die bis zum definitiven Friedensschluß und solange die fremden Heere auf unserem Gebiete stehen, keine Veränderung erfahren sollen." (Corresp., XXVII., 21.555.) S. S. 285.

war nur eine Folge dieses Ideenganges, wenn er nicht Caulaincourt allein mit seiner Erklärung nach Paris sandte, sondern ihm auch Ney und Macdonald zur Seite gab, damit sie selbst als Sendboten der Armee für ihre Sache einständen. Als solche empfing sie Alexander am Abend des 4. April. Er schien fast wankend werden zu wollen, namentlich als Macdonald ihm versicherte, die Armee könne nur mit Abscheu der Wiederkehr des Königtums entgegensehen, da es ihren Taten fern und ihrem Ruhme fremd geblieben sei. Lehne man dieses Opfer des Mannes ab, dem sie so lange treu angehangen habe, so würde sie möglicherweise wieder zu ihm zurückkehren. Sie sei keineswegs so sehr erschüttert, wie man annehme. Aber diese Worte sollten noch in derselben Nacht eine eklatante Widerlegung erfahren. Marmont hatte sich schon zur Zeit, als er von der Verteidigung der Hauptstadt abstehen mußte, von Talleyrand gewinnen lassen. „Armee und Volk" — schrieb er am 3. April an Schwarzenberg — „sind durch das Senatsdekret von ihren Treueiden gegen Napoleon entbunden. Ich bin bereit, eine Annäherung von Volk und Armee herbeiführen zu helfen, welche die Möglichkeit eines Bürgerkriegs und neues Blutvergießen hintanhalten soll." Darauf ward zwischen ihm und einem Abgesandten der provisorischen Regierung, die sich in Paris gebildet hatte, vereinbart, daß sein Korps in der Nacht vom 4. auf den 5. sich von Essonnes weg nach Versailles, d. h. in den Bereich der feindlichen Linien begeben werde. Als dann die Abgesandten Napoleons sein Lager passierten und ihm von ihrer Mission erzählten, mochte ihn sein eigenmächtiger Schritt gereuen und er begab sich mit ihnen nach Paris, seinem Untergeneral Souham, den er eingeweiht hatte, auftragend, nichts weiteres vor seiner Rückkehr zu unternehmen. Souham aber, der Verrat fürchtete oder vielleicht auch Marmonts wahre Intentionen genauer kannte, marschierte dennoch im Dunkel der Nacht mit 12.000 Mann, denen man vorgespiegelt hatte, es gehe gegen den Feind, mitten zwischen die österreichischen Divisionen hinein. Als der Morgen anbrach, sahen die Tapferen zähneknirschend das Werk ihrer Führer. Alsbald war dem Zaren davon Mitteilung gemacht worden, der jetzt das Hauptargument der Sendlinge leichter

Hand zu widerlegen imstande war und den Gedanken an die Regentschaft, den auch Österreich nicht hege, von sich wies. Man erwarte Napoleons bedingungslose Abdankung. Nun gaben auch Ney und Macdonald die Sache des Kaiserreichs verloren. Auf dem Rückwege schlossen sie mit Schwarzenberg eine Waffenruhe ohne Vorwissen Napoleons.*)

Dieser hatte inzwischen vom Abfall Marmonts gehört und, da nun seine Stellung nördlich von der Loire ganz unhaltbar geworden war, noch am 5. April den Befehl zum Marsch auf Pithiviers und Orléans erteilt. Zugleich soll er auch davon gesprochen haben, sich nach Italien zu werfen, mit Eugen zu vereinigen, die nationale Idee durch ein Heer und seinen Genius zu unterstützen, um an Stelle Frankreichs, das ihn fallen ließ, eine neue Basis für seine heimatlose Politik zu ge-

---

*) Sorel, VIII., 330, hält auch noch für diese Zeit seine Meinung fest, Österreich sei es nur um die Regentschaft zu tun gewesen. (Siehe oben S. 244). Das ist um so erstaunlicher, als er dafür einen von mir, „Kongreß von Châtillon“, S. 356, mitgeteilten Brief Metternichs an Hudelist vom 9. Februar (!) 1814 anführt, worin es heißt: „Die Frage der Bourbons, welche mit jedem Tage an Kraft wächst, ist noch sehr problematisch. Die allgemeine Stimme Frankreichs ist: Napoleon weg! Das leichtsinnige Volk hat aber noch nicht gedacht, wen man an Napoleons Stelle setzen könne. Eine Regentschaft ist in der jetzigen gräulichen Spannung kaum mehr denkbar.“ Sie war es natürlich in den ersten Apriltagen noch weniger. In meinem Aufsatz „Marie Luise und der Sturz Napoleons“ (D. Rundschau, September 1902), der auch französisch in der „Revue historique“, 1903, erschien, habe ich (S. 396) eine Anzahl authentischer Briefstellen zitiert, die jeden Zweifel ausschließen. So schreibt Metternich am 7. April 1814 an den Staatsrat Hudelist nach Wien: „Der Kaiser von Österreich wird derjenige sein, der die Bourbons einsetzt“, am 13. April an seinen Kaiser: „Das Publikum läßt sichs nicht nehmen, daß E. M. mit der Regierungsveränderung keineswegs einverstanden sind, und Kaiser Napoleon hat unter der Hand verbreiten lassen, daß Österreich sicher keine Gelegenheit versäumen werde, die napoleonische Dynastie wieder auf den Thron zu bringen“, und am 21. April an Hudelist: „Da wir die Kaiserin und den Prinzen wegführen, so bleibt die Partei der Regentschaft ohne eigentlichen Anhaltspunkt.“ Bedarf es danach noch einer Bestätigung, so liefert sie Macdonald, der in seinen Souvenirs, p. 272, von einer Begegnung der Marschälle am 4. April mit Schwarzenberg erzählt und wie der Fürst zu ihrer großen Überraschung sich dem Gedanken der Regentschaft ernstlich widersetzt habe.

winnen. Aber die französischen Soldaten hatten noch eine Heimat, und daran mußten solche Pläne scheitern. Darum ist auch nur sein Befehl, über die Loire zu gehen, verbürgt. Die zurückgekehrten Marschälle weigern sich nun ganz offen, ihm Folge zu leisten und erklären am 6. April, daß man bloß noch über schwache Trümmer der Armee verfüge, daß diese zerniert seien und daß, wenn man auch hinter die Loire entkäme, nur der Bürgerkrieg daraus entstehen würde. Sie raten dem Kaiser, nunmehr bedingungslos abzudanken. Napoleon zögerte wieder, schrieb aber dann doch, von seinen Kapitänen im Stich gelassen, eine neue Abdankungsurkunde nieder, in der er „für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien“ verzichtete.*)

Mit dieser neuen Erklärung begaben sich die Unterhändler — Caulaincourt und die beiden Marschälle — nochmals nach Paris, um dort auf solcher Grundlage mit den Verbündeten einen Vertrag abzuschließen, der Napoleon den Kaisertitel, die souveräne Herrschaft über Elba, eine Revenue von zwei Millionen Franken und vierhundert Mann seiner Garden als Schutzwache, der Kaiserin Marie Luise das italienische Herzogtum Parma, der Mutter und den Brüdern Pensionen zusicherte.**) Elba war von Alexander gegen den mahnenden Einspruch Talleyrands und Metternichs zugestanden worden. Selbst Kaiser Franz fand die Nähe des entthronten Cäsars etwas beunruhigend, und Hardenberg machte dem Zaren Vorwürfe.***) Und so ging es nicht ohne Widerrede ab, ehe dem einstigen Diktator des Weltteils dieser geringe Brocken hingeworfen ward, mehr ein Hohn auf den Begriff der

*) S. auch Houssaye, „1814“, p. 635. Houssaye ist übrigens für die Vorgänge dieser Tage — und er erklärt es selbst — nicht genügend unterrichtet. Seither sind in Pasquiers und Macdonalds Memoiren, von denen der Erste der provisorischen Regierung, der Zweite der militärischen Mission angehörte, neue Quellen veröffentlicht worden, die, einander ergänzend und teilweise berichtigend, mehr Licht verbreiten.

**) De Clercq, II., 402.

***) „Ich erlaubte mir dem Kaiser Alexander Vorwürfe wegen der Konvention mit Napoleon zu machen. Er berief sich auf das Christentum, das den Feinden zu vergeben gebiete.“ (Tagebuch zum 11. April, Berl. St. A.)

Souveränität, als ein Beweis, wie eng man ihn zu fassen vermochte. Am 11. April ward die Urkunde des Vertrags von Fontainebleau in Paris von Ney, Caulaincourt, Macdonald und den vier Ministern der verbündeten Mächte unterzeichnet. Bald darauf, am 12., setzte auch Napoleon seinen Namen darunter und machte damit seinen Verzicht perfekt. Mit welchen Empfindungen! War es Resignation ohne Hoffnung, was ihn erfüllte? Oder fand sein energischer Geist noch einen Vorbehalt, den er seinem Schicksal entgegensetzte? Fühlte er sich überwunden oder nur geschlagen — hier im Leben, wie dort im Felde? Einige Tage vor dem Abschluß des Traktats hatte er Caulaincourt beauftragt, die Abdankung zu widerrufen und die Verhandlungen abzubrechen, weil ein treuer General, Allix, von einem österreichischen Kurier vernommen haben wollte, Kaiser Franz werde seine Tochter nicht vom Throne stoßen lassen. Die Sache hatte sich sofort als irrig herausgestellt und die Konferenz ihren Fortgang genommen. Und noch ein zweites Mal, als die Urkunde bereits unterzeichnet war, erging ein ähnlicher Befehl an den Unterhändler; da war es aber zu spät. Nun stand er vor der vollendeten Tatsache. Seine Herrschaft hatte unwiderruflich ein Ende. Die Rechnung auf Österreich hatte sich als falsch erwiesen. Als er vor einigen Tagen an Marie Luise, die sich in Blois befand, einen Boten mit einem Briefe sandte, des Inhalts, seine Stunde habe geschlagen, er wolle sie nicht in sein Unglück verflechten, sie solle sich ganz in die Arme ihres Vaters werfen, da nahm die charakterschwache Frau den Wink wörtlich, wollte nur noch Rat von Kaiser Franz annehmen und weigerte sich schließlich, nach Fontainebleau zu gehen, wohin sie des Zaren Generaladjutant, Graf Schuwalow, geleiten sollte.*) Einzelne aus Napoleons Umgebung, die sich von seiner Autorität zu urteilsloser Hingebung hatten bestimmen lassen, mochten sich ihren Herren nicht denken, wie er jetzt noch weiterlebte. Maret hielt ihn zum

*) Siehe hierüber „Maria Luise und der Sturz Napoleons", a. a. O. und Wertheimer, „Der Herzog von Reichstadt", S. 104, nach denselben Quellen, gegen Massons gegenteilige Ansicht in dessen „Marie Louise", p. 578 f. S. auch „Neue freie Presse", Nr. 14497 u. 14588 von 1905.

Selbstmord entschlossen und räumte seine Pistolen beiseite. Männer freilich, die nicht unmittelbar im Banne seiner Persönlichkeit standen und ihn nicht über alle Kritik erhaben glaubten, wie Metternich, Fouché u. A., muteten ihm einen derartigen Schritt nicht zu. Und so bestimmt die Nachricht auch auftritt, der Kaiser habe in der Nacht vom 12. zum 13. April Gift genommen, der unbefangene Geschichtschreiber wird sich doch nur sehr schwer entschließen können, darauf einzugehen. So gar unendlich wenig stimmt sie zu dem ganzen Wesen dieses Mannes, der noch auf St. Helena seine Rolle in der Welt nicht als beendet ansehen wird, daß man viel eher als an Gift geneigt ist an einen jener Krankheitszufälle zu denken, mit denen sich schon jetzt sein kommendes tödliches Leiden ankündigte, wie damals nach der Dresdner Schlacht in Pirna, oder anzunehmen, daß er die ungeheure Aufregung der Nerven durch ein Narkotikum zu dämpfen suchte, das ihm übel bekam. Jedenfalls war Napoleons Unwohlsein am folgenden Tage behoben und er in der nächsten Zeit voll neuen Mutes, voll Zuversicht, voll Hoffnung, und nur um Eins besorgt: um sein Leben.*)

---

*) Fain, der Sekretär Napoleons, hat nach dem Tode des Kaisers in seinem „Manuscrit de 1814" zuerst von dem Selbstmordversuch gesprochen; ihm folgend erzählt Pasquier den Vorfall in seinen Memoiren II., 525; ausführlicher ist in Ségurs Histoire et Mémoires (VII., 196 ff.) davon gehandelt. Ségur will sogar von dem Leibchirurgen Iwan direkt Mitteilung gehabt haben, der, „nachdem er das Leben seines Herrn außer Gefahr gesetzt hatte, nicht mehr dafür verantwortlich sein wollte," eine Verdächtigung befürchtend „den Kopf verlor" und davonlief. Aber in Ségurs Darstellung fehlt es nicht an Widersprüchen. Auch weicht hiervon Fains Mitteilung das vermutete Gift betreffend ab. Einen Tag zuvor noch hatte Napoleon Bausset, der einen Brief Marie Luisens überbrachte, erzählt, wie ihn der Tod auf dem Schlachtfelde von Arcis an der Aube gemieden habe und hinzugefügt: „Ein Tod, den ich nur durch einen Akt der Verzweiflung finden könnte, wäre eine Feigheit. Der Selbstmord entspricht weder meinen Grundsätzen noch dem Range, den ich in der Welt einnahm." Demselben Boten erschien er „erfüllt von einer Sorglosigkeit, die sich hinter dem Namen Philosophie verbarg, und von einem eigentümlichen Vertrauen in das Schicksal, das alles regelt und dem sich niemand entziehen kann." (Hérisson, Cabinet noir, p. 299.) Macdonald, der den unterzeichneten Vertrag aus Paris brachte, spricht (Souvenirs, p. 29) nur von einem Unwohlsein,

Schon vor der Abdankung hatte der Palast von Fontainebleau viele seiner militärischen Gäste verloren; bald wurde es öde um den gestürzten Kaiser. Auch Berthier nahm Urlaub, um nicht wiederzukehren. Nur wenige Getreue blieben, bis Napoleon am 20. April in Begleitung von Kommissaren der verbündeten Mächte — halb Wache und halb Bedeckung — die Stätte verließ, von der er so oft Europa seinen Willen verkündet hatte. Bevor er in den Wagen stieg, nahm er von der

---

das den Kaiser, den er „ruhig und heiter" fand, später hinderte am Diner teilzunehmen. Am nächsten Morgen habe er sein Antlitz allerdings wesentlich verändert, ihn selbst wie aus Träumen erwachend gefunden. Von einem Selbstmordversuch erwähnt er nichts. Napoleon selbst sagte später zu dem österreichischen General Koller, der ihn nach Elba zu begleiten hatte, noch vor seiner Abreise: „Man will mich tadeln, daß ich meinen Fall überleben konnte. Mit Unrecht. Ich sehe nichts Großes darin sein Leben zu enden, wie einer, der sein Geld im Spiel verlor." (Helfert, Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 81.) So spricht doch kaum, wer eine Woche zuvor sich töten wollte. Méneval in seinen Erinnerungen (III., 297) will nach mündlichen Mitteilungen Caulaincourts und des Obersten Montesquiou wissen, Iwan habe tags vorher einen Teil jenes Opiumpräparats, das Napoleon seit dem russischen Feldzuge — nach Ségur seit dem spanischen — bei sich trug, weggeschüttet; mit dem Reste habe sich der Kaiser vergiften wollen. Aber nach dieser Darstellung hätte Napoleon selbst dabei zugesehen, wie sein Chirurgus die Dosis des Pulvers — doch wohl bis zur Unschädlichkeit — verminderte, und konnte daher auf eine sichere Wirkung nicht mehr rechnen. Die Dosis mochte aber noch immer stark genug sein, um ernste Beschwerden hervorzurufen, woraus sich Iwans Verzweiflung leichter erklären ließe als sonst. Thiers sucht das Vorkommnis in der Nacht vom 11. auf den 12., was sicher unrichtig ist. Marets (Ernouf, p. 641) eigene Notizen berichten nur, daß der Kaiser mit ihm an jenem Tage über den Selbstmord viel gesprochen, ihn aber verurteilt habe. Die lebendigste Schilderung der Vorgänge in jener Nacht entwirft Charlotte v. Soor (Napoléon et le Duc de Vicence, II., 213), doch sind diese Denkwürdigkeiten durchaus nicht über allen Zweifel erhaben. Ebensowenig Napoleons Erzählung davon auf St. Helena in Gourgauds Journal. Nur authentische Aufzeichnungen Caulaincourts könnten die Sache entscheiden. Über Napoleons Besorgnis für sein Leben in der nächsten Zeit finden sich bestimmte Zeugnisse bei Helfert a. a. O. S. 82 und Campbell, Napoleon at Fontainebleau, S. 199. Doch läßt es sich immerhin denken, daß er vor dem Gedanken zurückschreckte, unter den Händen empörter Untertanen enden zu sollen. Nichts war entschuldbarer als solche Furcht.

alten Garde Abschied. Er dankte ihr für den edlen Eifer, den sie stets bewiesen. Obgleich ein Teil der Armee ihn verraten und verlassen habe, hätte er mit der übrigen den Krieg doch noch zwei bis drei Jahre hinter der Loire oder auf seine Festungen gestützt weiterführen können. Aber der Bürgerkrieg würde den Boden Frankreichs durchwühlt haben, und seitdem ihm dies klar geworden sei, habe er alle seine persönlichen Rechte und Interessen dem Glück und dem Ruhme des Vaterlandes geopfert. Sie sollten — ermahnte er — auf dem Wege der Pflicht und der Ehre fortschreiten und treu dem Souverän dienen, den sich die Nation erwählt habe. Er hätte seine Existenz enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großtaten seiner Krieger zu verkünden.*) Dann küßte er den General Petit, der die Garden kommandierte, küßte ihre Fahne, rief seinen „alten Brummbären“ noch einen letzten Gruß zu und fuhr von dannen. „Man hörte nur seufzen in allen Reihen“, schreibt Coignet in sein Heft, „und ich kann sagen, daß auch ich Tränen vergoß, als ich meinen teuren Kaiser abreisen sah.“

Am 4. Mai 1814 warf der „Undaunted“ im Hafen von Portoferrajo Anker, und der entthronte Imperator stieg ans Land. Er hatte kaum einer Deputation der Einwohner seines Miniaturreiches erklärt, daß er ihnen die Fürsorge eines Vaters widmen wolle, als er auch schon zu Pferde stieg, um die Befestigungen der Insel zu besichtigen. Er schien damit nicht eben unzufrieden, hielt aber doch manche Verbesserung für notwendig und gab auch in der Tat schon in der nächsten Zeit Ordre, das Eiland Pianosa im Süden mit zwei Batterien auszurüsten. „Es ist ein Gefängnis, was man mir da zuerkennt“, hatte er im April zu Caulaincourt gesagt, „aber ich habe

*) Der Text der Anrede ist in offizieller Redaktion von Fain, Manuscrit de 1814, mitgeteilt worden und so in die Correspondance, XXVII., 21.561, übergegangen. Die oben zitierten tatsächlich gesprochenen Worte sind von den Kommissaren Koller (Österreich), Truchseß-Waldburg (Preußen), Campbell (England) ihren Berichten beigelegt und später gedruckt worden. Helfert, (Napoleons I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba. S. 67.) S. unten S. 312.

dessen Schlüssel in Händen. Man soll mich dort nicht kriegen. Ich kann mich sechs Monate lang verteidigen und schließlich in die Luft sprengen".*) Er fühlte sich nicht sicher genug. Seine Fahrt durch den Süden Frankreichs hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, der ihn noch lange nicht zu völliger Ruhe kommen ließ. Das war auch, trotz der Begleitung der fremdländischen Kommissare, eine Reise voll Gefahr gewesen, so ingrimmig hatte sich das Volk der Provence gegen ihn erklärt. Nur daß er seinen Platz im Wagen tauschte, eine österreichische Uniform anzog und die weiße Kokarde der Bourbons aufsteckte, vermochte die Wut seiner bisherigen Untertanen von ihm abzulenken. Mehr als einmal an diesen Tagen gewahrte seine Umgebung Tränen des Kleinmuts in seinen Augen und alle Zeichen der Furcht in seinen Worten und Mienen. Royalistische Agenten hätten das Volk wider ihn erregt, hatte man ihm gemeldet; und daß die provisorische Regierung dabei die Hand im Spiele hatte, ließ er sich nicht nehmen. Erst auf der englischen Korvette, die ihn von Fréjus — demselben Fréjus, wo er, von Ägypten kommend, einst gelandet war — an Korsika vorüber nach Elba trug, hatte er ein Gefühl der Sicherheit, und mit ihm auch sofort den hohen Ton des Regenten wiedergefunden, der ihm in diesen angstvollen Tagen abhanden gekommen war. Es war ihm dann ganz recht, daß der britische Bevollmächtigte Campbell, mehr Bürge als Wächter, in Portoferrajo blieb, wo nach drei Wochen auch die 400 Grenadiere der alten Garde anlangten, die er sich im Vertrage von Fontainebleau ausbedungen hatte. Diese, mit einer Anzahl polnischer Lanzenreiter, die sich den Garden angeschlossen, einem Teil der französischen Garnison, der in seinen Dienst trat, und der einheimischen Wehrkraft bildeten zusammen immerhin eine kleine Armee von über tausend Mann, für die der Kaiser — wir wissen, er hatte diesen Titel zu Recht behalten — nun mit demselben umsichtigen Eifer sorgte, den er ehedem an die riesigen Völkerheere seiner Weltkriege gewendet hatte.

Doch absorbierte dies und die Bemühung um seine kleine

*) „Kongreß von Châtillon", S. 238.

Flotille — er erwarb zu einer ihm zugestandenen Korvette noch zwei weitere Fahrzeuge — nicht seine ganze Tätigkeit. Der ruhelose Mann, der jeden Augenblick beschäftigt sein mußte, vertiefte sich in das kleinste Detail seiner kleinen Regierung. Er hatte auch hier seinen Staatsrat, in den er neben den Generalen Drouot und Bertrand ein Dutzend Einwohner berief. Die Beschlüsse desselben galten zunächst der Erhöhung des Ertrages der Eisengruben von Rio und der Salinen; beides wurde erreicht. Dann wurden neue Straßen gebaut, Maulbeerbäume daran gepflanzt, sanitätspolizeiliche Anordnungen getroffen u. a. m. Aber auch sein eigenes Haus verwaltete Napoleon bis ins Einzelne, so daß er z. B. viel besser als sein Hofmarschall wußte, wie viel Matratzen, Laken, Bettstellen u. dgl. er besaß. In Geldsachen war er von der peinlichsten Genauigkeit. Nicht ohne Grund. Die vier Millionen Franken, die er vom Tuilerienschatze für sich gerettet, werden nicht lange vorhalten, und Ludwig XVIII. bezahlte die vertragsmäßig bedungenen zwei Millionen Rente nicht. Wer will es ihm da verargen, daß er die Steuern seines Ländchens ohne Nachsicht eintrieb? Mußte er doch sogar seinen geliebten Grenadieren ihr Stückchen Brot beschneiden. Das Wort, das er im Jahre 1812 auf der Rückfahrt aus Rußland in Warschau zu de Pradt geäußert hatte: vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt, war damals nicht zutreffend; jetzt hätte es viel eher gepaßt. Auch der Souverän von Elba hatte seinen Hofhalt mit derselben Etikette, wie sie in Paris Gesetz gewesen war. Aber welcher Kontrast! Zwar gab es auch in Portoferrajo, in einem Gebäude von wenig Ansehnlichkeit, das erst durch Ausbau in Stand gesetzt wurde, allsonntäglich Empfang und Cercle — aber wo waren die stolzen Namen, die ehedem nach einem Blick aus den Augen des Mächtigen gegeizt hatten? Er mußte sich mit den Bürgern der kleinen Stadt und deren Ehehälften begnügen, unter denen Campbell eine Frau gewahrte, die ihm kurz zuvor seine Uniform ausgebessert hatte. Zwar gab es auch hier einen Obersthofmarschall, General Bertrand, der mit Frau und Kindern mitgegangen war — aber wie klein und kleinlich umgrenzt war sein Ressort! Von der großen Schar der Kämmerer von ehemals war kein einziger da; die vier Herren,

die man jetzt so nannte, waren Einheimische. Ein Arzt außerdem, ein Apotheker, Peyrusse als Schatzmeister, zwei Adjutanten, von denen der eine die Dienste eines Palastpräfekten, der andere die eines Stallmeisters versah, und der Sekretär Rathéry bildeten den ganzen Hofstaat. Auch hier war das Arbeitskabinett eingerichtet wie in Paris, und Rathéry saß an seinem Schreibtisch, wie dort Méneval und Fain gesessen hatten; auch hier diktierte Napoleon mit gewohnter Hast seine Dekrete und Billets in reicher Anzahl — aber wie sehr war, was sie enthielten, von dem verschieden, was dort die welthistorische Bedeutung seiner Briefe ausgemacht hatte! „Schelten Sie den Gärtner dafür aus," beginnt ein langes Schreiben an Bertrand, „daß er drei Gehilfen aufgenommen hat für einen Garten so groß wie eine Hand." „Sie verlangen", heißt es ein andermal, „fünfzehnhundert Franken mehr für Kleidung der Hofleute; das kann ich Ihnen nicht bewilligen ... Nehmen Sie dem Portier die Epauletten, sie stehen ihm nicht gut." All das hätte er dem Adressaten natürlich sehr leicht kurzer Hand mündlich mitteilen können; aber das hätte jeder reiche Eigentümer getan, während er doch Souverän war und den Apparat des Regierens nicht missen konnte, noch wollte.*)

Als die Sommerhitze den Aufenthalt in Portoferrajo unangenehm machte, zog sich Napoleon auf die Höhe von Marciana zurück, wo er mit seiner Begleitung in Zelten wohnte. Das war ein herrlicher von alten Kastanienbäumen beschatteter Punkt, von dem aus der Blick weit über das Meer schweifen konnte, nach dem korsischen Bastia hinüber und nach dem toskanischen Livorno, ein Lugaus ganz nach seinem Herzen. Hier empfing er den Besuch der Gräfin Walewska, derselben, die er im Jahre 1807 in Polen kennen gelernt, mit der er seitdem intime Beziehungen unterhalten und die er in Fontainebleau nach Elba eingeladen hatte. Sie kam mit einem Knaben, seinem Sohne.**) Das tiefe Geheimnis, mit dem der Besuch

*) Pélissier, Le Registre de l'île d'Elbe, hat aus einer in Carcassonne erhaltenen authentischen Abschrift nach den Kopien Rathérys an 200 Briefe Napoleons herausgegeben, die zum größten Teile über derartige untergeordnete Dinge in der hergebrachten Form handeln.

**) Graf Alex. Florian Walewski, unter Napoleon III. Minister

umgeben wurde, ließ die öffentliche Meinung in ihr die Kaiserin vermuten. Diese freilich kam nicht. Ihr Vater hatte sie bewogen, nach Österreich zurückzukehren, und sie ließ sichs gleichmütig gefallen. Im Sommer gebrauchte sie eine Badekur in Aix in Savoyen, zu der ihr Napoleon selbst geraten hatte, der sie erst im Herbst, erholt und gekräftigt nach den ausgestandenen Mühsalen, wiederzusehen gedachte. Doch auch dann kam sie nicht, was ihn zu harten Vorwürfen veranlaßte, die wenig Eindruck machten. Die Politik hinderte den Verkehr der beiden Gatten, und Marie Luisens Neigung wird, nicht lange nachher, ganz andere Wege wandeln. Sieben Jahre später, nach dem Tode Napoleons, schrieb sie einmal an eine Freundin: sie habe für ihn niemals eine lebhaftere Empfindung gehegt, doch hätte sie ihm, der ihr stets Aufmerksamkeit erwiesen, gerne noch manches glückliche Jahr gegönnt, „vorausgesetzt, daß er recht weit von mir wegblieb"*). Napoleon hat sich auf Elba zu trösten gesucht, obgleich er oft genug des kleinen Königs von Rom gedachte und Briefe seiner Gemahlin, wenn auch vielleicht nur aus politischen Gründen, schmerzlich vermißte. Nach dem kurzen Aufenthalte der Walewska kam Pauline Borghese, die — man will in ihren eigenen vertrauten Briefen den Beweis dafür gefunden haben — dem entthronten Cäsar hier gleichfalls mehr als eine Schwester gewesen sein soll.**) Von den andern Geschwistern kam niemand. Nur

des Äußern, war am 4. Mai 1810 geboren worden. Er war nicht der einzige uneheliche Sohn des Kaisers. Von anderen kennen wir nachweislich: einen Grafen Léon, geb. 1806, dessen Mutter, Frau Revel, dem Hofstaate der Prinzessin Karoline zugeteilt war, ferner einen sichern Devienne, geb. 1802 zu Lyon, endlich den Sohn der Beschließerin auf St. Helena, die später einen Mr. Gordon heiratete. Gordon-Bonaparte starb 1886 in San Francisco als Uhrmacher. (Siehe hierüber die Zeitschrift „Le Curieux" Nr. 8 von 1884 und Nr. 40 von 1887.)

*) „Correspondance de M. Louise", p. 226.

**) Siehe den Pelletschen Aufsatz in der „Révolution française" von 1904 an der Hand Beugnotscher Papiere, und oben Bd. II, S. 5. die Note. Man entschließt sich schwer, so krassen Dingen rückhaltlosen Glauben entgegen zu bringen. Ein geheimer Agent der Bourbons meldet übrigens im Januar 1815, daß eine schöne Griechin, Madame Théologo, deren Mann einen Posten als Dolmetsch erhalten hatte, die intime Neigung Napoleons genoß. (Firmin-Didot, Royauté ou Empire, p. 197.)

Mutter Lätitia wollte nicht fernbleiben und übersiedeite nach Elba.

Nicht daß der Kaiser ohne alle Verbindung mit seinen Verwandten gewesen wäre. Wenigstens wollte die Geheimpolizei von Livorno, besonders der französische Konsul Mariotti daselbst und dessen Agenten auf der Insel, von einem sehr regen Verkehr, namentlich mit Murat, erfahren haben, der unsicher, ob die verbündeten Mächte Europas ihm auch den Preis seines Abfalls von Napoleon, seine Herrschaft über Neapel, nicht streitig machen würden, aufs neue zu dem Schwager in heimliche Beziehung trat. Was unter ihnen verhandelt wurde, wenn überhaupt verhandelt wurde, läßt sich im Einzelnen um so schwerer feststellen, als die Mitteilungen wohl nur durch vertraute Boten mündlich besorgt worden sein dürften. War es die Absicht, einen Plan zur Insurgierung Italiens, wie er Napoleon im Juni 1814 von einer Anzahl Verschwörer zugeschickt wurde, zu unterstützen? Oder war es die andere, in Frankreich wieder emporzukommen? Allzu offen dürfte sich Napoleon dem abtrünnigen Murat nicht gegeben haben, für den übrigens, außerhalb Neapels, die Stimmung in Italien keineswegs sehr günstig war. Dagegen empfing der Kaiser im Herbste viele Italiener in Portoferrajo, die ihm aus ihrem Mißvergnügen mit der wiedergekehrten österreichischen Herrschaft und aus den Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, kein Hehl machten. Immer möglich, daß er sich ihnen nicht ganz versagte. Sollte etwa die Erinnerung an seine Erlebnisse in der Provence seine Rechnung auf einen neuen Umschwung in Frankreich etwas beirrt und seine Blicke nach anderer Richtung gewendet haben?*) Aber gewiß trat dieses Moment,

*) Diese Ansicht vertritt Livi in seinem „Napoleone all' isola d'Elba“. Ob er freilich gut tut, eine von dem anonymen Verfasser der Broschüre „La vérité sur les Cent-Jours“ S. 218 mitgeteilte Rede Napoleons für völlig authentisch zu halten, ist zu bezweifeln. Denn wenn darin der Kaiser von einem einigen italienischen Nationalreich mit Rom als Hauptstadt spricht, so mußte er völlig vergessen haben, was er im Dezember des Vorjahres zu La Besnardière über Murat gesagt hatte, der denselben Plan verfolgte: „Sieht denn dieser Unsinnige nicht ein, daß nur meine außerordentliche Übermacht in Europa die Anwesenheit des Papstes in Rom verhindern konnte? Es ist das Interesse und der Wunsch

wenn es je mehr als ein flüchtiger Gedanke war, sogleich wieder völlig in den Hintergrund, als ihm geheime Nachrichten und die Blätter keinen Zweifel mehr ließen, daß sich im französischen Volk ein Wechsel der Gesinnung vollzog, der ihm nur förderlich sein konnte.

In der Tat, das Regiment Ludwigs XVIII. erfreute sich bald einer immer mehr zunehmenden Abneigung. Am 30. Mai hatte der König seinen Frieden mit den Mächten — darunter mit England, welches die meisten der eroberten Kolonien herausgab — gemacht, und wenig Tage später auch mit der Revolution eine Art Vergleich geschlossen, indem er Frankreich eine Verfassung, die Charte, verlieh. Diese Konstitution war, trotz unterschiedlichen Fehlern und Mängeln, immerhin ein wertvolles Zugeständnis und ließ der Teilnahme des Volkes an der Gesetzgebung jedenfalls mehr Raum, als Napoleon ihr je gestattet hatte. Auch war der König ein besonnener Mann, der den neuen Verhältnissen viel guten Willen entgegenbrachte, nur alt, sehr schwerfällig und kränklich und nicht imstande, all die reaktionären Elemente im Zaume zu halten, die seinen Pakt mit dem Aufruhr höchlich mißbilligten. Das war vor allem sein eigener Bruder, der Graf von Artois, jetzt das Haupt einer ultraroyalistischen Partei von Emigranten, die nach den alten Zuständen zurückstrebte, die Regierung kompromittierte und ihr die Masse der Bevölkerung völlig abgeneigt machte. Denn von großen Sympathien für die Bourbons, von denen Wellington richtig sagte, sie seien dem Lande so fremd geworden, als ob sie es nie regiert hätten, kann man überhaupt nicht sprechen. Schon daß sie unter dem Schutze der Fremden den Thron bestiegen, diskreditierte sie. Eine Karrikatur hatte Ludwig XVIII. gezeigt, wie er hinter einem Kosaken zu Pferde sitzend über die Leichen französischer Krieger hinweggaloppiert. Es war unklug von dem Monarchen, seinem Freunde, dem Prinzregenten Georg von England, immer und immer

Europas, daß er dahin zurückkehre." (Pallain-Bailleu, Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. S. 163.) Überdies zerstörte ein Plan auf ganz Italien für immer jede halbwegs mögliche Beziehung zu Österreich, welche Beziehung doch bei einer Wiederkehr nach Frankreich geltend gemacht werden sollte. S. oben S. 293.

wieder seine Dankbarkeit für die bewiesene Protektion zu bezeigen, sowie es anderseits nicht klug war, sich durch ein veraltetes Zeremoniell von den eigenen Untertanen völlig abzuschließen. Und dazu kam vieles andere. Schon daß die neue Verfassung sich als ein königliches Geschenk darstellte, verletzte den Grundsatz der Volkssouveränität, der bei der eitlen Nation tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Nun war darin verbürgt, daß den neuen Besitzern von Nationalgütern ihr Eigen unangetastet bleiben solle, und dennoch sprach einer der Minister in der zweiten Kammer die Hoffnung auf Rückerstattung an die „rechtmäßigen" Eigentümer, d. i. an die heimgekehrten Emigranten aus. Diese machten jetzt die Opfer ihrer Treue geltend und ließen sich — da sie zur Beamtentätigkeit meist nicht zu brauchen waren — durch Pairssitze, Sinecuren und Pensionen belohnen, genug, um die gesamte arbeitende Staatsdienerschaft das frühere Regime zurückwünschen zu lassen. Das Geld zu diesen reichen Dotationen verschaffte sich der Hof, indem er die „außerordentliche Domäne" Napoleons willkürlich zur Zivilliste schlug und das feierliche Versprechen, die indirekten Steuern abzuschaffen, widerrief, was selbst in der Vendée und der Provence zu Aufläufen Anlaß gab. Und trotz solchen Benefizien blieb das Streben der Heimgekehrten doch immer auf die Wiedererlangung ihrer alten Güter gerichtet, worin sie von dem sinnesverwandten Klerus wesentlich unterstützt wurden. Dieser mißbrauchte sogar nicht selten die Beichte, um Sterbende durch Skrupel an der Rechtmäßigkeit ihres Besitzes zur Restitution zu bewegen. Begünstigt durch eine frömmelnde Hofpartei brachte er es außerdem noch zu ganz anderen Erfolgen. Das unter Napoleon schließlich eingegangene Amt eines Großalmoseniers wurde mit seinem ehemaligen Wirkungskreis wieder hergestellt und beirrte den des Kultusministers; eine polizeiliche Verordnung gebot Sonn- und Feiertagsheiligung bei Strafe, trotz der in der Charte verbürgten Kultusfreiheit und trotzdem daß das französische Volk längst nur noch die durch das Konkordat von 1801 angeordneten Festtage einhielt; die Straßenprozessionen wurden wieder eingeführt; ja, es ereignete sich, daß einer beliebten Schauspielerin des Pariser Théâtre français das kirchliche Begräbnis

verweigert wurde, was dann freilich einen öffentlichen Tumult hervorrief.

Machte man schon mit solchen Übergriffen die bürgerliche Bevölkerung unzufrieden, so verschärfte es diese Stimmung noch, als die Regierung — aus Dankbarkeit — freie Getreideausfuhr nach England dekretierte, was in den Städten die Lebensmittelpreise hob und überdies die arme Küstenbevölkerung, die ihren Verdienst am Schmuggel schwinden sah, in Verzweiflung brachte. Daneben beging man der Armee gegenüber Akte einer geradezu beispiellosen Unvernunft. Nicht nur daß der alte Adel, die Prinzen obenan, über die neue Nobilität der Marschälle und Generale spöttelte, man verfeindete sich das ganze Heer. Dieses war nach der Heimkehr der kriegsgefangenen Besatzungen aus dem Osten und der spanischen und italienischen Armee nicht unbeträchtlich an Zahl und zu groß für friedliche Zeiten. Man ließ starke Reduktionen eintreten, verkürzte die Löhnung der alten Garde und setzte Tausende von Offizieren auf Halbsold. Dagegen wäre nun nicht allzuviel einzuwenden gewesen, wenn nicht dafür ebensoviele Royalisten zu Offizieren ernannt, aus Emigranten und Adeligen eine neue königliche Garde — 6000 Mann mit Offiziersrang — errichtet und reich dotiert und eine adelige Militärschule gegründet worden wären, was nicht nur große Kosten verursachte, sondern auch die Wiederkehr der alten Ungleichheit in der Offizierskarriere befürchten ließ. Als man vollends die Erziehungshäuser für die Waisen der Ehrenlegionäre aufhob, erzeugte dies eine ungeheure Entrüstung, selbst in unbeteiligten Kreisen. Was Wunder, daß unter solchen Umständen das Heer völlig bonapartistisch gesinnt war und daß sich, namentlich unter einigen jüngeren Generalen eine Verschwörung bildete, die, wenn sie gleich ohne Folgen blieb, doch bekannt genug wurde, um den Verbannten von Elba über die Stimmung im Lande zu orientieren? Was Wunder auch, daß dessen Kredit von Tag zu Tag aufnahm? „Die Franzosen," sagt ein Zeitgenosse, Fleury de Chaboulon, „von Natur geneigt, Meinung und Empfindungen zu wechseln, gingen von ihrer früheren Voreingenommenheit gegen Napoleon zu Ausbrüchen der Begeisterung über; sie verglichen den

Zustand der Unordnung und Erniedrigung, in den Frankreich unter dem Könige verfallen war, mit dem Aufschwung, der Kraft, der Verwaltungseinheit unter Napoleon, und Napoleon, den sie vorher als den Urheber aller Übel angeklagt hatten, erschien ihnen nur noch als großer Mann, als Held im Unglück.“ Gewiß, niemand hatte Lust, ihn herbeizurufen; aber man begann ihn zu entschuldigen und haßte seine Nachfolger.

Es fehlte nicht an Einsichtigen, welche die Gefahr erkannten, die dieser Umschwung der Gesinnung in sich barg. Einer der klügsten, Talleyrand, war jenerzeit nicht in Paris, sondern weilte als Bevollmächtigter Ludwigs XVIII. beim großen Kongreß in Wien, wo entschieden werden sollte, was an politischen Fragen der Völkerkrieg noch ungelöst gelassen hatte. Sein scharfes Auge sah auf Elba den Funken glimmen, der den in Frankreich sich aufhäufenden Zündstoff zu neuem völkerverheerenden Brande entflammen konnte, und er gedachte, ihn auszutreten. Sein nächster Gedanke war, Napoleon heimlich entführen zu lassen. Mariotti, sein Vertrauter in Livorno, erklärte dies für sehr schwierig und nur, wenn man einen der Kapitäne von des Kaisers Schiffen gewänne, für möglich. Man soll dies versucht, aber Napoleons Wachsamkeit die Absicht getäuscht haben.*) Auch der Chouan Bruslart, der einmal in früheren Jahren dem Kaiser den Tod geschworen hatte, war offenbar nur in der Absicht zum Präfekten von Korsika ernannt worden, um von dort aus eine Entführung, wenn nicht noch mehr, zu unternehmen, was gleichfalls mißglückte.**) Talleyrand wandte sich in der Sache an die Kongreßmächte und schlug ihnen — im Oktober 1814 — vor, den Verbannten nach den Azoren, „fünfhundert Lieues vom Festlande“, zu versetzen, eine Idee, die Ludwig XVIII. „exzellent“ fand.***) Aber

*) Siehe Jung, Mémoires de Lucien Bonaparte, III., 222 und Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, S. 62. Wenn aber Jung von Entlassung des Kapitäns Taillade spricht, so steht dem die mehrfach verbürgte Meldung entgegen, wonach Taillade im Dienste blieb und später auf der Fahrt nach Frankreich die Brigg des Kaisers führte.

**) Siehe die Belege bei Houssaye „1815“, I., 172.

***) Noch am 4. Dezember schreibt der Minister an den König, man müsse eilen, sich des Mannes von Elba und Murats zu entledigen es sei auch schon Castlereagh dafür gewonnen, nur Metternich noch

die Mächte haben vorläufig wichtigeres zu tun: Rußland sorgt sich nur darum, wie es seine polnische Beute ungeteilt in Sicherheit bringen könne, Preußen will Sachsen ebenso vollständig für sich gewinnen, und mit solcher Bestimmtheit verfechten beide ihre Absichten, daß darüber ein allgemeiner Konflikt droht. Frankreich, das die europäische Koalition sprengen, sein Ansehen wiedergewinnen und zugleich das verwandte Sachsen — Ludwigs XVIII. Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen — vor Schaden bewahren will, England, das einem Übergewicht Rußlands entgegenarbeitet, und Österreich, dem die Machtvergrößerung seiner beiden Nachbarn ein Dorn im Auge ist, verbünden sich am 3. Januar 1815 für alle Fälle. Ist dieses Abkommen auch zunächst geheim geblieben, so war die Spannung der Mächte doch zu offenkundig, als daß Napoleon auf Elba von ihr nicht ebenso unterrichtet worden wäre wie von der heimlichen Absicht, ihn aus Europa zu entfernen. Diese war ihm schon Anfang Dezember bekannt geworden, und er hatte sich bereits auf eine Belagerung eingerichtet, die Schutzwerke ausbessern und seine Kanoniere übungsweise Bomben werfen lassen. Am liebsten hätte er wohl sogleich Elba verlassen. Aber damals wäre das eine grundlose Vermessenheit gewesen. Später lieferte, neben den Verwicklungen auf dem Kongreß, die Wandlung in Frankreich dem Gedanken eine Basis. Nur die passende Gelegenheit mußte sich noch finden. In der Unterredung mit Fleury de Chaboulon, der als geheimer Bote Marets in der zweiten Februarwoche nach Portoferrajo kam, bezeichnete er den 1. April als wahrscheinlichen Termin für seine Abreise nach dem Festlande. Bis dahin, meinte er, würden die Fürsten den Kongreß, wahrscheinlich im Unmut, verlassen haben und, einmal daheim angelangt, keine Lust

dagegen. (Pallain-Bailleu, S. 151.) Dieser Eifer Talleyrands kühlte sich aber zuweilen merklich ab, wenn Murats Chancen auf dem Kongreß stiegen, denn dieser hatte dem geldgierigen Diplomaten Aussicht auf den günstigen Verkauf seines Fürstentums Benevent eröffnet. In solchen Momenten konnte er sogar, wenn z. B. Pozzo di Borgo ihn aufforderte, dem Kongreß die Verhaftung Napoleons nahezulegen, antworten: „Sprechen Sie doch davon nicht, das ist ein toter Mann.“ (M. Lehmann, Tagebuch des Freiherrn vom Stein, Histor. Zeitschrift, N. F., XXIV., 446.)

mehr verspüren, sich aufs neue in den Krieg zu stürzen. Nur solange sie noch beisammen seien, wäre zu besorgen, daß sie aus dem Widerstande gegen ihn eine Art Ehrensache machten. Soviel empfand er doch, daß man, was er nun vorhatte: Friedensbruch, Treubruch und Verleitung zu diesem, nicht mit Gewissensruhe mitansehen werde.

Und doch hat er sich schon kurz darauf, noch im Februar, entschlossen, seinen Plan ins Werk zu richten. Was ihn so bald dazu vermochte, ist nicht aufgeklärt. Hatte er von dem vorläufigen Vergleich der Mächte in der sächsischen und polnischen Frage am 8. Februar gehört, von der Abreise Castlereaghs und von den Zurüstungen der Souveräne, den Kongreß zu verlassen, und hielt er nun den richtigen Zeitpunkt für gekommen? Oder hatte er von dem Ausgleich keine Kenntnis und wünschte die herrschende Uneinigkeit noch rasch für sich zu benützen? Oder brachten ihn die Schilderungen Fleurys von dem hohen Grade der allgemeinen Unzufriedenheit in Frankreich auf den Gedanken, der bourbonischen Regierung keine Zeit zu beruhigenden Maßregeln zu lassen? Machte es ihn unruhig, daß immer mehr von seinen alten Grenadieren, der wenig befriedigenden Existenz auf der Insel überdrüssig, um ihren Abschied baten? War der erste April im Gespräch mit Fleury, den er nicht nach Frankreich zurückkehren ließ, sondern nach Neapel schickte, nur in der Absicht als Termin bezeichnet, um auch diesem Sendboten seinen Entschluß nicht zu verraten und das Geheimnis zu wahren? In Paris hat er später erklärt: „Ich wählte den Augenblick, wo der Kongreß beendet sein durfte und die Nächte noch lang genug waren, um meine Flucht zu verbergen.“*) Mag sein. Jedenfalls wissen wir, daß er seine alten Krieger wiederholt mit den Worten zu beschwichtigen trachtete: „Ein wenig Geduld, meine Freunde, wir werden zusammen fortgehen“, daß er schon am 16. Februar Drouot beauftragte, die Schiffe für den 25. in Stand zu setzen, bis er am 24. — der britische Bevollmächtigte, Campbell, der England zugleich auch am toskanischen Hofe vertrat, hatte sich eben nach dem Festlande begeben — seinen Truppen

*) Thiers, XIX. 199. Einen andern Beweggrund S. u. S. 321.

Befehl erteilte, sich zur Abfahrt bereit zu machen, indes er die Insel mit der Küstensperre belegte, so daß keine Nachricht hinausdringen konnte.*) Auf Elba freilich blieb diese Absicht nicht verborgen. Am 24. abends noch empfing er Deputationen der Behörden, die ihm ihr Bedauern über sein Scheiden ausdrückten. Am 26., einem Sonntage, schifften sich 1100 Mann mit einigen Kanonen auf sieben Fahrzeugen ein, und bei eingetretener Dunkelheit ging Napoleon selbst auf dem „Inconstant“ an Bord, nachdem er von Mutter und Schwester Abschied genommen hatte. Beide hatten sein Vorhaben gebilligt, einzelne seiner Höflinge, wie Bertrand, es mit Enthusiasmus begrüßt, desgleichen die Truppen; nur der ehrliche Drouot machte aus seinen Bedenken kein Hehl. Aber wer hätte den tollkühnen Spieler, der jetzt, gedrängt und gelockt, seinen letzten verzweifelten Wurf wagte, zurückzuhalten vermocht?

Auf der Fahrt begegnete man einem französischen Kreuzer, der nach Livorno steuerte, um sich dort dem Konsul Mariotti zur Verfügung zu stellen. Seine Bestimmung war, Elba im Auge zu behalten. Er kam zu spät. Wenn hinterher Mariotti diese Säumnis beklagte und meinte, er würde mit dem Schiffe Napoleons Entweichen gehindert haben, so ist dies doch eine arge Übertreibung. Viel richtiger antwortete Castlereagh im britischen Parlament auf den Vorwurf, er habe den Kaiser entwischen lassen, indem er daran erinnerte, daß Dieser sich nicht als Gefangener auf Elba befand und daß jeder Zwang den mit ihm geschlossenen Vertrag verletzt hätte — abgesehen davon, daß eine Überwachung gar nicht tunlich gewesen wäre, da die ganze englische Marine nicht hinreichen würde, das Entkommen eines Menschen von der Insel unmöglich zu machen.**)

---

*) Firmin-Didot, p. 261. Vgl. auch Houssaye, „1815“, I., 177.

**) Hansard, Parliamentary debates, XXX., 426. Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, S. 84, scheint von dem geheimen Einverständnis Campbells, ja Englands, völlig überzeugt zu sein, und das war ja auch damals eine vielverbreitete Meinung. Einige Tage vor der Abfahrt Napoleons hatte der geheime Agent Mariottis an Diesen berichtet: „Die von den Engländern begünstigte Abreise Seiner Majestät wird nächstens

Am 1. März warf die Flotille im Golf von Jouan zwischen Cannes und Antibes Anker, und General Cambronne schiffte die Garden aus. Bald stand Napoleon wieder auf französischem Boden. Noch an Bord hatte er sich über die Expedition zu seiner Umgebung geäußert: er rechne auf die Überraschung der Bevölkerung, auf die öffentliche Meinung, den Widerwillen gegen die Alliierten, die Liebe seiner Soldaten, kurz auf alle napoleonischen Elemente Frankreichs — vor allem aber auf die Verblüffung, welche eine so große Neuheit (une grande nouveauté) hervorbringen müsse, und auf die Ratlosigkeit der Geister unter dem Eindruck einer so unerwarteten und verwegenen Tat. Aber er mußte doch auch noch mit Anderem rechnen. Er weiß, daß nicht überall in Frankreich die öffentliche Meinung sich von der neuen Regierung abgekehrt hat und daß, wenn er sich z. B. jetzt von Cannes auf der großen Straße fortbewegte, die über Aix und Avignon nach Norden führt, sein waghalsiges Unternehmen an dem überlegenen Widerstande der unerschütterlich royalistischen Bevölkerung der Provence scheitern würde. Er wird deshalb die Mühsal nicht scheuen dürfen, die einen Marsch über die noch verschneiten Pfade der Seealpen begleitet, die Kanonen, die er mitgeführt, zurücklassen müssen und über Grasse und Sisteron das Dauphiné zu erreichen streben, wo das Landvolk, den Priestern und Emigranten durchaus abgeneigt, seinen größtenteils aus Nationalgütern erstandenen Grundbesitz ungestört zu behalten wünscht. Und in der Tat erwies sich die Einwohnerschaft der

stattfinden." Aber wer möchte daraufhin die Richtigkeit der Meldung annehmen? Man vergleiche damit, was Napoleon zu dem Sendling Marets sagte: „Sie werden doch nicht glauben, daß die Polizei alles weiß? Die Polizei erfindet viel mehr als sie entdeckt. Die meinige war gewiß ebensoviel wert wie die dieser Leute, und doch wußte sie gar oft nur, was sie nach ein oder zwei Wochen durch Zufall, Unklugheit oder Verrat erfuhr." Tatsache ist, daß er sein Unternehmen als von Großbritannien begünstigt hinstellte, so wie er sich auf gute Beziehungen zu Österreich berief — beides in der Absicht, irre zu führen. Für die wirkliche Haltung Englands bleibt die intime Beziehung des Hofes zu Ludwig XVIII. und die Politik Castlereaghs maßgebend, die in dem Bourbon die sicherste Garantie dafür erblickte, daß die gegenüberliegenden Niederlande, die der Kongreß durch Belgien vergrößert hatte, nicht wieder in Frankreichs Hände fielen.

Bergtäler auf dem Wege nach Gap und darüber hinaus durchaus freundlich und unterstützte die abgehetzten Soldaten nach Möglichkeit. Aber die Hauptfrage für Napoleon war doch die, ob die Truppen, die man auf dem Wege antreffen wird, zu ihm übergehen, wie er hoffte, oder ihrem Fahneneide, den sie Ludwig XVIII. geleistet, treu bleiben werden, wozu er selbst sie bei seinem Scheiden im vorigen Jahre ermahnt hatte.*) Wenn das letztere geschah, war er verloren.

Von Sisteron weg marschierte man in drei Abteilungen: ein kleiner Vortrab von hundert Mann unter Cambronne voraus, dann das Gros unter dem Kaiser und der Nachtrab mit der Kasse. Bei La Mure traf man auf die Quartiermacher eines entgegenkommenden Bataillons, das sich schwierig zeigte, und Cambronne blieb stehen, um Napoleons Befehle abzuwarten. Dieser entschloß sich, selbst an die Truppe heranzutreten, die bei Laffray in guter Position stand. Er ließ das Bataillon durch Parlamentäre von seiner Anwesenheit unterrichten und ging ihm dann an der Spitze seiner Avantgarde entgegen. Der kritische Augenblick war gekommen, da die Offiziere bereit schienen, ihrer Pflicht mehr Gehör zu geben als ihren Sympathien. Die Entscheidung fiel, indem die Truppen den Befehl, auf die Ankömmlinge zu feuern, nicht befolgten. Und als nun Napoleon auf Pistolenschußweite an sie heranschritt, seinen grauen Überrock lüftete und, seine Brust darbietend, hinüberrief: „Wer von Euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ da nahmen die Soldaten ihre Mützen ab, steckten sie auf ihre Bajonette, hielten die Gewehre hoch und riefen „Vive l'Empereur!“ Dann mischten sie sich unter das Gefolge von Elba und marschierten begeistert hinter dem verehrten Manne drein. Die Offiziere mußten dem revolutionären Zug ihrer Truppen folgen, und sie taten es gerne.

In Grenoble, der Hauptstadt des Dauphiné, die eine starke Garnison beherbergte, hat unterdes Napoleon auf heimlichen Wegen ein Manifest an die französische Armee verbreiten

*) Siehe oben S. 298. Der Satz lautete: „Dienet treu dem Souverän, den die Nation erwählt hat.“ Die später redigierte offizielle Fassung seiner Ansprache im Schloßhofe zu Fontainebleau änderte dies in: „Fahret fort Frankreich zu dienen.“

lassen, das er noch auf Elba kurz vor der Abfahrt verfaßt hatte. „Soldaten, wir sind nicht besiegt worden“, begann es. „Zwei Männer aus unseren Reihen (Marmont und Augereau) haben unsere Lorbeeren, ihr Vaterland, ihren Fürsten, ihren Wohltäter verraten. Und nun sollten jene, die wir fünfundzwanzig Jahre hindurch Europa durchreisen sahen, um uns Feinde zu erregen, die ihr Leben damit hingebracht haben, in fremden Armeen gegen uns zu fechten und unser schönes Frankreich zu verwünschen, nun sollten sie beanspruchen dürfen, den Befehl zu führen und unsere Adler anzuketten, deren Blicke sie nie ertragen konnten? . . . Euer Rang, Euer Besitz, Euer Ruhm, Besitz, Rang und Ruhm Eurer Kinder haben keine ärgeren Feinde als diese Fürsten, welche die Fremden uns aufgenötigt. . . . Ihre Ehrenzeichen, ihre Belohnungen, ihre Gunst gehören nur denjenigen, die ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben. Soldaten! kommt und reihet Euch unter die Fahnen Eures Führers. Sein Dasein besteht ja nur in dem Euren, seine Rechte sind nur die des Volkes und die Eurigen, sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind Euer Interesse, Eure Ehre, Euer Ruhm. Kommt! Dann wird der Sieg im Sturmschritt einherziehen und der Adler mit den nationalen Farben von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis hin zu Notre-Dame.“*) Dies und noch manches mehr sagte er den Soldaten Frankreichs, und sie lauschten mit Begeisterung. Das war dieselbe Sprache, die ihnen so oft für ihre Siege gedankt und neuen Triumph verheißen hatte, die Sprache des Mannes, der seine Krieger voll zu schätzen wußte, und wenn auch nur als ein Werkzeug seiner Größe, so doch zu schätzen wußte, während der Schützling des Engländers sie bloß als eine Last ansah, und nicht einmal ansah. Und die Garnison von Grenoble, das Regiment des Obersten Labédoyère voran, ging über, wie das Bataillon bei Laffray. Die eisenharten Männer erlagen der Verführung dieses Einen, wie die Kinder von Hameln der Pfeife des Rattenfängers. Er war seines ganzen Erfolges nunmehr sicher. Daß seine Marschälle, die Macdonald, Oudinot und andere, die ihre Karriere hinter

*) Corresp. XXVIII., 21.682.

sich und ihre lang und tapfer erkämpfte Ruhe lieb hatten, nicht zu ihm übertraten, war ihm begreiflich. Andere aber, wie Massena in Marseille und Ney, der sich sogar vermessen hatte, den Ankömmling gefesselt vor den König zu bringen, wurden angesichts der allgemeinen Stimmung unter den Truppen wieder kaiserlich.

So ward das Heer sein. Vollends nachdem er ihm versichert hatte, daß er gewiß keinen Krieg machen werde. Denn Krieg wollte die Armee nicht mehr. „Wir müssen vergessen, daß wir die Herren der Völker gewesen sind", hatte er ihr in jenem Aufruf gesagt. Und dasselbe, nur noch viel eindringlicher, erklärte er jetzt auch bei jeder Gelegenheit den Bürgern der Städte, die — namentlich die Besitzenden — trotz mancher Sympathie für ihn und aller Abneigung gegen den Hochmut der Aristokraten, bei seinem Erscheinen doch mit Grund den Frieden gefährdet sahen. „Die Franzosen", hatte ihm Labédoyère mit der größten Offenheit erklärt, „werden alles für Ew. Majestät tun, aber Ew. Majestät müssen auch für sie alles tun: kein Ehrgeiz mehr, kein Despotismus, wir wollen frei und glücklich sein. Darum muß man auch, Sire, das System der Eroberung und der Gewalt abschwören, das Frankreich und Ihnen zum Unglück gereichte." Napoleon hatte es sich gesagt sein lassen. Als er kurz darauf die Vertreter der Behörden Grenobles empfing, scheute er sich nicht, ihnen zu gestehen: „Ja, ich habe den Krieg zu sehr geliebt; ich werde fortan meine Nachbarn in Ruhe lassen; wir müssen vergessen, daß wir die Herren der Welt waren." Er habe die zehn Monate seines Exils benützt, die Vergangenheit zu überdenken; die Kränkungen, die er erfahren, hätten ihn, weit entfernt, ihn zu verbittern, nur belehrt; er sehe, was Frankreich nottue: Friede und Freiheit sei die gebieterische Forderung der Zeit, er werde sie fortan zur Richtschnur seines Benehmens machen. Wohl habe er die Größe geliebt und zu sehr der hinreißenden Gewalt der Eroberung nachgegeben, nur sei er dabei nicht der einzige Schuldige gewesen, denn die Mächte Europas mit ihrer Unterwürfigkeit, die Behörden mit ihrer Eilfertigkeit, ihm Blut und Geld der Franzosen darzubieten, das Land selbst mit seinem Beifall hätten zu

dem Kriegseifer, der ein allgemeiner war, beigetragen. Darum sei die Versuchung, Frankreich zur Herrin der Nationen zu machen, entschuldbar gewesen; man dürfe sie sich vergeben, aber nicht wieder darauf zurückkommen.*) Und ähnlich lauteten seine Ansprachen in Lyon, wo er am 10. März mit 7000 Mann eintraf, vom Jubel des Volkes empfangen. Ihm gelte es jetzt, versicherte er, die Interessen und Grundsätze der Revolution vor den Emigranten zu schützen, Frankreich seinen Ruhm zurückzugeben, ohne es deshalb dem Kriege zu überliefern, den er zu vermeiden hoffe, denn er nehme die mit den europäischen Mächten vereinbarten Verträge an und werde in Frieden mit ihnen leben, es wäre denn, daß sie sich in die französischen Dinge mischten. War ihm eine ausgedehnte Macht damals nötig, als er weitreichende Eroberungspläne hegte, so reiche jetzt eine weise begrenzte Gewalt hin, um einen friedlichen und glücklichen Staat zu regieren. Man müsse sich begnügen, die angesehenste Nation zu sein, ohne den Anspruch, die anderen zu beherrschen. Nicht was er in früheren Jahren so oft zur Rechtfertigung seiner aggressiven Politik vorgebracht hatte: daß er immer wieder nur durch die übrigen Mächte aus seiner friedlichen Haltung zu Kampf und Eroberung gedrängt worden sei, machte er jetzt geltend. Das hätte ihm in Frankreich niemand mehr geglaubt. Er mußte seinen kriegerischen Hang nach Ruhm und Größe eingestehen, wenn er Eindruck machen wollte. Es klang wie eine Beichte des großen Eroberers.

In Lyon war er schon wieder ganz Monarch.**) Er löste die Kammern auf und berief eine aus den früheren Wahlkollegien zu entsendende Reichsversammlung nach Paris, der er den karolingischen Namen „Maifeld“ gab, um die Verfassung zu ändern und zu bessern und an der Krönung der Kaiserin und seines Sohnes teilzunehmen. Damit sollte angedeutet sein, daß seinem Unternehmen zum mindesten von Österreich keine Gefahr drohe, ja, daß vielmehr ein Einvernehmen zu hoffen sei

*) Fleury de Chaboulon, Mémoires de 1815, I. 179 ff.; Thiers, XIX. 91f.; Berriat-S. Prix, Napoléon à Grenoble, im Anhang.

**) „Von Cannes bis Grenoble war ich ein Abenteurer; in dieser Stadt wurde ich wieder ein Souverän.“ Gourgaud, Journal inédit, I. 378.

— eine grobe Täuschung, wie er selbst später einigen Vertrauten gegenüber eingestand. Ein anderes Dekret wies alle erst 1814 zurückgekehrten Emigranten aus und konfiszierte ihre Güter. Außerdem hob Napoleon den alten Adel auf, ächtete Talleyrand, Marmont, Augereau, den Herzog von Dalberg u. A. als Verräter Frankreichs an die Fremden, entsetzte alle durch Ludwig XVIII. zu Offizieren ernannten Aristokraten ihrer Posten und löste die Königsgarde, das sogenannte „militärische Haus“ des Königs, auf.

An dem bedrohten Hofe zu Paris war man anfänglich geneigt, das Unternehmen des „Mannes von Elba“ als einen dreisten Putsch anzusehen, der notwendig scheitern müsse; man war der sicheren Meinung, er wolle sich über das Gebirge einen Weg nach Italien suchen, um dort das Volk aufzurufen, und verbreitete noch lange falsche Nachrichten im „Moniteur“ über seinen bevorstehenden Untergang, als Jener schon über das Herz des Heeres gesiegt hatte. In den Kammern fand der König zwar die Unterstützung der Liberalen, der Frondeurs von 1800 unter Benjamin Constant und der von 1813 unter Lainé, aber es geschah nichts, als daß man sich in großen Worten erschöpfte. Denn alle Beschlüsse, wie z. B. der, daß der Besitz von Nationalgütern unwiderruflich sei und jeder Angriff darauf mit Gefängnis bestraft werde, kamen zu spät und erweckten, weil durch die Not des Augenblicks diktiert, kein Vertrauen. Noch am 18. März, als Napoleon schon bis Fontainebleau gelangt war, schrieb Ludwig eigenhändig ein Manifest an die Armee auf, in dem er auf sein für ihre Treue verpfändetes Wort, auf den Bürgerkrieg im Lande, auf den Kampf mit den Fremden, der neuerdings drohe, hinwies — vergebens; ein Reserveheer im Süden der Hauptstadt ging gleichfalls zu Napoleon über. Der König mußte schließlich an seine Sicherheit denken und verließ die Hauptstadt am nächsten Tage.

Am Abend des 20. März schritt Napoleon, auf den Arm eines seiner Getreuesten gestützt, die Stufen zu den Tuilerien empor. In den Straßen der Hauptstadt hatten meist militärische Elemente Besitz von dem Terrain ergriffen, das sie nun ausschließlich für sich beanspruchten. Vor dem Schloß jauchzte

ihm die begeisterte Schar seiner Anhänger zu. In der übrigen Bevölkerung aber war mehr Resignation als Interesse wahrzunehmen. Sie hielt sich abseits. Von dem Enthusiasmus, mit dem sie ihn 1799 oder 1806 empfangen hatte, keine Spur. „Alles war düster," erzählt Broglie, „ruhig, indifferent, ohne zu klagen, ohne zu hoffen, doch nicht ohne Besorgnis." Und der Kaiser selbst, der heute mit verzehnfachter Aufmerksamkeit auf die Stimme der Nation horchte, empfing den gleichen Eindruck. „Sie haben mich kommen lassen", sagte er zu Mollien, „wie sie die anderen gehen ließen."

Fünftes Kapitel.

Waterloo.

„Friede und Freiheit", so lautete jetzt die Devise Napoleons, mit der er sich den Franzosen zu empfehlen und das Mißtrauen zu besiegen suchte, das ihm in bürgerlichen Kreisen doch allenthalben entgegentrat. „Friede!" Wie oft hatte er ihn bisher versprochen, wie oft gebrochen! Und „Freiheit!" wie vielfältig hatte er sie unterdrückt! Wenn er jetzt sie zu geben und zu schützen versprach, wird man ihm glauben? Noch am Tage seiner Ankunft in Paris versicherte er es auch seinen Getreuen, den Maret, Cambacérès, Davout und Andern, die sich in den Tuilerien eingefunden hatten, es handle sich nun nicht darum, mit der Vergangenheit wieder anzufangen, man müsse von den Fehlern der Gegner, und von den eigenen, Vorteil ziehen; er wisse jetzt, was man zu vermeiden und was man zu wollen habe; die Gewalt habe er nur geliebt, solange er die Gründung eines riesigen Reiches plante, dazu war sie ihm unumgänglich nötig; heute sei davon nicht mehr die Rede. Und sie vertrauten seinen Worten. Maret übernahm wieder das Staatssekretariat, Davout ließ sich zum Kriegsministerium bereden, Cambacérès erklärte sich bereit, provisorisch die Geschäfte des Justizministers zu führen, Gaudin und Mollien erhielten die Portefeuilles der Finanzen und des Schatzes wieder, Caulaincourt das des Äußern und Decrès das der

Marine. Aber das war nicht allzu schwierig gewesen, diejenigen zu gewinnen, die immer zu ihm gehalten hatten und mehr oder weniger ohnehin auf ihn angewiesen waren. Das Wichtigste bestand darin, der Bevölkerung Garantien zu bieten, daß er als ein völlig anderer wiederkehrte. Und da war mit Worten nichts getan, wenn er auch in Paris beim Empfang der obersten Behörden noch so feierlich versicherte, was er bereits in Grenoble und Lyon verkündet hatte: er wolle vergessen, daß Frankreich je der Herr der Welt gewesen, habe auf die Idee des Weltreichs (Grand Empire), zu dem er in fünfzehn Jahren allerdings erst den Grund gelegt habe, verzichtet, denke nur noch an das Glück und die Festigung des französischen Kaiserreichs (Empire français), strebe keine Willkür mehr an, sondern nur die Achtung der Person, den Schutz des Eigentums, den freien Kreislauf der Gedanken; denn die Fürsten seien bloß die ersten Bürger der Staaten. All das genügte nicht. Taten wollte man sehen. Napoleon lieferte auch diese. Vor allem ließ er sich — nicht ohne Widerstreben und Mißtrauen — Fouché als Polizeiminister aufnötigen, in dessen Vergangenheit die radikalen und liberalen Kreise eine gewisse Bürgschaft erblickten und den jetzt selbst die Maret und Caulaincourt als unentbehrliches Werkzeug empfahlen, da er Fühlung nach allen Seiten und namentlich auch mit der fremdländischen Diplomatie habe. Dann hob er die Zensur auf, die früher ihm, dann den Bourbons arg verübelt worden war, und ließ namentlich den Zeitungen ein größeres Maß von Freiheit. Ihm kostete dies jetzt keine sonderliche Überwindung mehr, denn er meinte richtig, nach dem, was die Presse seit einem Jahre wider ihn geschrieben habe, bleibe ihr von ihm nichts mehr, doch manches über seine Feinde noch zu sagen. Aber viel wirksamer noch als diese Maßnahmen war die Gewinnung Carnots, des alten, ehrbaren, genialen Verteidigers der Republik, für das Ministerium des Innern, und Benjamin Constants, des Führers der Partei der konstitutionellen Monarchie, die ihm zur Zeit des Konsulats vergeblich widerstrebt hatte, für den wieder eingerichteten Staatsrat.

Noch kurz vor dem Eintreffen des Kaisers hatte ihn Constant im „Journal des Débats", das bereits damals eines der

führenden Tagesblätter war, aufs heftigste angegriffen, ihn mit Attila und Tschengis Chan verglichen, und im Namen der Freiheitsfreunde die Versicherung abgegeben, er werde sich nie mit ihm verbinden. Jetzt ließ ihn Napoleon — wie es heißt, auf den Rat seines Bruders Joseph, der mit der Staël, der intimen Freundin Constants, in Verbindung stand — zu Hofe bitten und sprach so offen und vertrauensvoll zu ihm, daß der feindlich gesinnte Tribun gewonnen ward und es sogar über sich nahm, dem Kaiserreich zu dienen. Die Nation, sagte er ihm, habe nunmehr zwölf Jahre lang ausgeruht von inneren politischen Stürmen, seit einem Jahre ruhe sie vom Kriege aus: diese Ruhe habe ein Bedürfnis nach Betätigung in ihr erweckt. Sie wünsche jetzt wieder eine Tribüne und Versammlungen. Das habe sie nicht immer gewollt. „Sie hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich zur Macht kam; Sie müssen sich dessen entsinnen, da Sie damals Opposition versuchten. Wo war Ihr Rückhalt, wo Ihre Kraft? Nirgends. Ich habe mir weniger Gewalt genommen als mir gegeben ward. Heute ist alles anders. Der Geschmack an Verfassungen, Debatten und Reden scheint zurückgekehrt, nachdem eine schwache, den Nationalinteressen feindliche Regierung zur Kritik der Autorität herausgefordert hat. Aber es ist doch nur die Minderheit, die solches will, täuschen Sie sich darüber nicht. Das Volk, oder, wenn Sie lieber wollen, die Masse will nur mich. Sie haben sie nicht gesehen, wie sie sich um mich drängten, wie sie von der Höhe der Berge herabstürmten, um mich zu rufen, zu suchen, zu grüßen. Ich bin nicht, wie man gesagt hat, ein Soldatenkaiser, ich bin der Kaiser der Bauern und der Plebejer Frankreichs. Deshalb sehen Sie, wie das Volk zu mir kommt, trotz allem was geschah. Es besteht eine Gefühlsgemeinschaft zwischen uns. Ich bin aus den Reihen des Volkes hervorgegangen, es hört auf meine Stimme. Ich habe Montmorencys, Rohans, Noailles, Beauvaus, Mortemarts um mich gehabt, aber keinerlei Sympathie hat zwischen uns geherrscht. Sehen Sie diese Konskribierten, diese Bauernsöhne; ich habe ihnen nicht geschmeichelt, habe sie rauh behandelt, und doch scharten sie sich um mich und riefen: Es lebe der Kaiser! Sie betrachten mich als ihren Halt, ihren Retter gegen die Edelleute. Ein

Wink von mir und die Adeligen werden in allen Provinzen gemordet. Ich will aber nicht der König eines Bauernkrieges sein. Darum, wenn es möglich ist, mit einer Verfassung zu regieren, gut, so sei es. Weil ich ein Weltreich gewollt, hatte ich, um es zu begründen, eine unumschränkte Macht nötig gehabt. Und wen an meiner Stelle hätte nicht nach der Weltherrschaft gelüstet? Eilten nicht Souveräne und Untertanen um die Wette unter mein Zepter? In Frankreich hab' ich bei einigen unbekannten und waffenlosen Franzosen mehr Widerstand gefunden als bei all den Königen, die heute so stolz sind, daß keiner aus dem Volke ihnen gleicht. Nun bin ich kein Eroberer mehr, kann es nicht sein, denn ich weiß, was möglich ist und was nicht; das Werk von fünfzehn Jahren ist zerstört; es läßt sich nicht wieder beginnen, man müßte denn weitere zwanzig Jahre und zwei Millionen Menschen opfern. Und um nur Frankreich zu regieren, ist eine Verfassung vielleicht besser. Sehen Sie nun zu, was Ihnen ausführbar scheint und legen Sie mir Ihre Pläne vor; öffentliche Verhandlungen, unabhängige Wahlen, verantwortliche Minister, freie Presse, das alles ist mir recht. Daneben will ich den Frieden. Ich werd' ihn durch Siege erstreiten. Ich mag in Ihnen keine falschen Hoffnungen erwecken. Wenn ich auch aussprengen lasse, daß Verhandlungen mit den Mächten im Zuge seien: es gibt keine Verhandlungen. Ich sehe vielmehr einem schweren und langwierigen Kriege entgegen. Um ihn zu bestehen, muß die Nation mich unterstützen. Dafür wird sie die Freiheit fordern. Sie soll sie haben.“ So sprach der Kaiser zu Constant, der selbst uns die Worte überliefert hat, die ihn gefangennahmen. Die Unumwundenheit, mit der Napoleon seine Lage zeichnete, machte Eindruck auf ihn. Er erklärte sich bereit, einen Verfassungsentwurf herzustellen.

Also nicht „Frieden und Freiheit!“ wie es von allen Mauerecken Frankreichs widerhallte, sondern im besten Falle „Krieg und Freiheit!“ Und so war es wirklich. Niemand weniger als der Mann von Elba konnte von den europäischen Mächten erwarten, daß sie ruhig zusehen würden, wie er, seine eingegangenen Verträge brechend, wieder Besitz ergriff von der Herrschaft über eine der unruhigsten Nationen der Welt,

die Europa mit einem zwanzigjährigen Kampfe beschäftigt hatte. Sollte denn der ganze riesige Aufwand an Gut und Blut, mit dem man endlich das alte „legitime“ System des Gleichgewichts der Staaten hergestellt, umsonst gewesen sein, bloß weil es einem Einzigen nicht gefiel, sich mit der Souveränität von Elba zu begnügen? Niemand hatte ihn gerufen, keine nennenswerte Konspiration, auch im französischen Heere nicht, seine Wiederkehr begehrt, denn ein Komplott in den nördlichen Garnisonen hatte sich von Fouché nur für den Gedanken einer Regentschaft für seinen Sohn gewinnen lassen.*) Unversehens war er erschienen, um durch „Verblüffung“ zu siegen, und zur Revolte hatte es erst seiner Verführung bedurft. Und in welchen revolutionären Formen war sie zutage getreten! In welchen revolutionären Akzenten waren seine Aufrufe von Lyon erklungen!**) Nein, die europäischen Mächte konnten diesen dreisten Eingriff in das verbriefte Recht ihrer Politik nicht dulden, sie, die es in ihrer Erklärung vom letzten März 1814 feierlich ausgesprochen hatten, nie und nimmer mit Bonaparte Frieden zu schließen und denen gegenüber er in Fontainebleau gelobt hatte, für immer auf die Herrschaft über Frankreich zu verzichten. Daß sie seinem Unterfangen widerstehen würden, das wußte er — er hat es ja Constant offen einbekannt — sehr gut. Er wußte daher auch, daß er, indem er noch einmal nach der Krone Frankreichs griff, diesem Lande aufs neue überlegene Feinde schuf und einen neuen entsetzlichen Krieg heraufbeschwor. Und darin lag sein unsühnbarer Frevel.

*) Daß man unter den Gegnern der Bourbons an eine Regentschaft gedacht hatte und nicht ausschließlich an ihn, regte ihn, als er durch Fleury davon hörte, gewaltig auf und war wohl mit einer der Beweggründe, die ihn so früh von Elba fortscheuchten. (Vergl. Fleury de Chaboulon, I. 126).

**) Am 20. Juli 1815, als alles vorüber war, schrieb Metternich an Hudelist u. a.: „Zwischen Frankreich im Jahre 1815 und im Jahre 1814 ist der Unterschied nicht geringer als zwischen demselben Frankreich in den Jahren 1814 und 1793. Das einzige Verdienst, welches Bonaparte um Frankreich und um Europa hatte, war die Zügelung des Jakobinismus; aber auch dieses Verdienst sollte ihn nicht überleben, und er hat den Jakobinismus zum Abschiede an die Welt wieder freigegeben.“ (W. St. A.)

Am Morgen des 6. März war die Kunde von der Abfahrt Napoleons und seiner Truppen von Portoferrajo nach Wien gelangt, wo der Kongreß keineswegs, wie Jener gehofft, sich schon aufgelöst hatte, sondern Fürsten und Diplomaten noch fast vollzählig anwesend waren. Unter dem gewaltigen Eindrucke der Botschaft fanden sich zunächst die Monarchen Rußlands und der deutschen Großmächte in dem Entschluß, dem „Abenteurer", wie ihn Kaiser Franz nannte, mit einmütiger Kraft zu begegnen, und da man anfänglich über das Ziel seiner Fahrt im Unklaren war und Talleyrand Italien als solches für wahrscheinlich hielt, wurde dem kommandierenden österreichischen Feldmarschall Bellegarde der Befehl erteilt, ihn „sofort anzugreifen und aufzureiben". Castlereagh war zwar abgereist, aber Wellington, sein Vertreter, autorisiert, im gleichen Sinne sich zu verpflichten. Die beiden trennenden Hauptfragen, die polnische und die sächsische, hatten bereits durch Alexanders I. notgedrungene Mäßigung ihre Lösung gefunden. Dieser hatte, um sein Prestige als Weltbefreier und Friedensbringer besorgt, schließlich von Polen so viel Land an Preußen überlassen, daß es sich mit der Hälfte von Sachsen (neben der Rheinprovinz) begnügen konnte, womit sich auch England und Österreich, und schließlich Friedrich August selbst, einverstanden erklärten. Und so erwies sich die Rechnung Napoleons auf die Zwietracht der Kabinette, wenn er je darauf gerechnet hatte, als eine falsche. Sie hatten jetzt vielmehr alle ein sie verbindendes Interesse, sich einträchtig wider ihn zu wenden: England, das für das neue Königreich der Niederlande, Preußen, das für seine Provinz am Rhein besorgt war, Rußland, dessen Zar den Vorwurf, den Korsen nach Elba gebracht zu haben, durch energische Feindseligkeit gegen ihn parieren wollte, und Österreich, dessen Monarch nicht scheinen mochte, als verbände ihn noch irgend etwas mit dem Sohne der Revolution, als der sich Napoleon in seinen Lyoner Dekreten aufs neue gezeigt hatte. Am 13. März hatte der Kongreß eine Achtserklärung wider ihn erlassen, in der man ihn „als Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt" der öffentlichen Ahndung preisgab, und am 25. erneuerten die vier Großmächte ihren Vertrag von Chaumont,

indem sie sich verpflichteten, je 150.000 Mann — England das Äquivalent an Geld für die Truppen, mit denen es hinter dieser Zahl zurückbleiben würde — beizustellen und „die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor Bonaparte nicht völlig außerstande gebracht ist, je wieder Unruhe zu stiften und seine Versuche, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen, zu erneuern.“ Die andern Staaten schlossen sich an.

So war Napoleon von dem Kontinent verfehmt, den er einst zu seinen Füßen gesehen hatte. Er tat jetzt alles mögliche, um den ungünstigen Eindruck, den dieses Welturteil auf das französische Volk machen mußte, abzuschwächen, oder vielleicht in Wien selbst eine Milderung zu erreichen. Aber er hatte gut die Deklaration vom 13. März als ein Machwerk der Agenten Ludwigs XVIII. hinzustellen: die Wahrheit wurde doch bald offenkundig, als die fremden Diplomaten ihre Pässe begehrten und abreisten. Er hatte gut aller Welt zu versichern — und es war ihm gewiß Ernst damit — daß er den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 respektieren werde, und (am 4. April) an alle Souveräne zu schreiben, daß es sein liebster Gedanke sei, den Kaiserthron Frankreichs für die Befestigung der Ruhe Europas nutzbar zu machen.*) Wenn er nur einen Rechtstitel auf diesen Thron hätte geltend machen können und die Zustimmung der Nation in einer gültigeren Form als sie im Zuruf revoltierender Truppen oder revolutionärer Bauernscharen zum Ausdruck kam. Aber das konnte er nicht, und so war die Antwort nur, daß die Mächte ihre Heere, die sie noch nicht völlig auf Friedensfuß gesetzt hatten, nach Westen dirigierten. Es half ihm nichts, daß er schon am 21. März durch Fouché einem englischen Agenten nahelegen ließ — und jetzt war es ihm auch damit Ernst — er sei bereit, jeden Vorschlag Britanniens entgegenzunehmen, der einen für beide Teile ehrenvollen Frieden verbürge: es kam keine Antwort. Es half ihm auch nichts, daß er durch heimliche Boten Brief auf Brief an Marie Luise schickte, die sie nach Frankreich riefen, und den Kaiser Franz um die Rücksendung seiner Gemahlin und seines Kindes bat, da er deren Krönung den

*) Corresp. XXVIII. 21.769.

Franzosen in Aussicht gestellt habe: Kind und Gattin blieben fort. Die Letztere ließ es schon am 12. März durch Metternich die vornehmsten Geschäftsträger des Kongresses wissen, daß sie den Entwürfen Napoleons durchaus fernstehe und sich unter die Obhut der Verbündeten stelle, und versicherte bald darauf ihrem Vater in einem ebenso ostensiblen Schriftstücke, wie sie nur seinem Schutz und seiner Leitung anheimgegeben sein wolle.*) Der Prinz aber wurde, seitdem ein (übrigens haltloses) Gerücht dem Grafen Anatole von Montesquiou die Absicht zugeschrieben hatte, ihn nach Paris zu entführen, streng behütet. Und es half Napoleon auch nichts, daß er, um neue Zwietracht zwischen den Höfen zu säen, den geheimen Trutzvertrag vom 3. Januar Alexander bekannt werden ließ, nichts, daß er mit Talleyrand in Verbindung treten wollte, der soeben davon erfahren hatte, er sei mit Marmont, Bourrienne und zehn andern geächtet worden, und natürlich sich nicht finden ließ. Zwar erwogen die Fürsten und ihre Räte in Wien, ob etwa dadurch, daß das französische Volk die Herrschaft Napoleons duldete, ein andres Benehmen einzuhalten wäre als das verabredete. Aber sie entschieden in einem von allen Bevollmächtigten am 12. Mai gezeichneten Protokoll, daß dies in ihren Entschlüssen keinen Wechsel hervorbringen könne: „Die Mächte seien zwar nicht befugt, Frankreich eine Regierung zu geben, aber sie würden niemals auf das Recht verzichten, zu verhindern, daß sich unter dem Titel „Regierung" dortselbst ein Herd von Unordnungen und Umwälzungen für die andern Staaten ergebe." Das Anerbieten des Kaisers, den Frieden von Paris zu respektieren, wiesen sie zurück, denn sie hätten diesen Frieden mit einer Regierung geschlossen, die für die Ruhe des Weltteils genügende Bürgschaft bot, würden ihn aber niemals mit Bonaparte eingegangen sein, ohne weit stärkere Garantien zu verlangen.**) An Fouché, der angesichts des europäischen Widerstandes gegen Napoleon alsbald auch schon wider ihn zu intriguieren begann und in Wien heimlich an-

*) S. Méneval, Mémoires III. 418; meine Abhandlung „Marie Luise und der Sturz Napoleons", S. 411.

**) D'Angeberg, Congrès de Vienne, I. 1184 f. Auch Talleyrand, Dalberg und Noailles unterzeichneten die Urkunde für Frankreich.

klopfte, schrieb Metternich: „Die Mächte wollen nichts von ihm wissen. Sie werden ihn aufs äußerste bekriegen, wollen aber Frankreich nicht bekämpfen."*) Da war es nun wieder die Alles beherrschende Frage, ob sich die beiden auseinanderhalten ließen?

Bald war es allen Franzosen bekannt, daß des Kaisers Vorgeben von Verhandlungen mit Österreich und andern Staaten nichtige Täuschung gewesen sei und daß man vor einem neuen Kriege stehe, der nur auf seine Rechnung komme, da er nur durch sein Erscheinen hervorgerufen ward. Der Eindruck, den diese Erkenntnis auf die Bevölkerung machte, war ein tief verstimmender und hat — man kann es nicht anders ansehen — über das Schicksal Napoleons endgültig entschieden. Die Rente, die auf seine Vorspiegelungen hin etwas gestiegen war, fiel von nahezu 80, wo sie Anfang März gestanden hatte, auf 57 im April, was die Besitzenden und insbesondere die Masse der kleinen Rentiers von ihm trennte. Und nicht die Börsen der Franzosen allein verfeindete er sich, auch ihre Herzen. Jahrzehntelang hatten sie sehnsüchtig nach dem Frieden ausgeschaut und ihn erst erreicht, als das Kaiserreich zusammenbrach. Nun ward es wieder aufgerichtet, und schon drohte die blutige Not aufs neue allen Familien, deren Sorge sich an ein vom Kriege gefährdetes Leben heftete. „Ich kann es nicht verschweigen," rapportierte der Staatsrat Miot von Melito, den Napoleon als Kommissar in die Norddepartements geschickt hatte, „daß Sie überall in den Frauen erklärte Feinde haben, und in Frankreich ist dieser Gegner nicht zu verachten."**) Der Kaiser mußte zugeben, daß er von anderen Sendboten das Gleiche hörte. „Aller Welt hat sich Niedergeschlagenheit bemächtigt," schrieb ein Engländer aus Paris an Castlereagh.***)

Bei diesem neuerlichen Wechsel in der öffentlichen Meinung fiel es nur gering ins Gewicht, daß es Napoleon gelang, bourbonische Bewegungen im Süden, wo der Herzog und die Herzogin von Angoulême Getreue um sich sammelten, mit Ge-

*) Metternich, Nachgelassene Papiere, II. 516.
**) Mémoires, III. 394. S. unten S. 376.
***) Historische Zeitschrift, 1866.

walt niederzuschlagen und Jenen zu einer Kapitulation, Diese zur Flucht zu nötigen. Frankreich war damit noch lange nicht überall den Bourbons entfremdet. Für die Bonaparte aber war es noch keineswegs ganz gewonnen. Die Vendée regte sich aufs neue, und es bedurfte immerhin eines Teils der Wehrkraft, sie im Zaum zu halten. Das hatte Carnot schon vor Wochen vorausgesehen, als er Napoleon fragte, ob er wirklich Zusicherungen von Österreich habe, und auf dessen verneinende Antwort hinzufügte: „Dann haben Sie noch mehr zu tun als Sie getan haben." Daß der Minister, um auf die Volksstimmung einzuwirken, von siebenundachtzig Präfekten einundsechzig entließ, half wenig, da die Nachfolger erst nach Wochen zu etwas Einfluß gelangen konnten. Und dieser fand an den Maires, die meist aus altadeligen Familien entnommen worden waren, einen zähen, passiven Widerstand. Man entfernte sie zwar, aber ohne Erfolg, weil die liberale Strömung für die Gemeinden das Recht, ihre Vorsteher zu wählen, begehrte, und der Kaiser, der nun einmal in dieses Fahrwasser geraten war, auch hier nachgab und den Städten mit mehr als 5000 Einwohnern jenes Recht zuerkannte: die Maires sollten von den Aktivbürgern gewählt werden. (Dekret vom 30. April 1815.) Da nun aber die niederen Volksmassen, Arbeiter und Tagwerker, d. i. der begeisterte Anhang des Kaisers, dabei des Stimmrechts entbehrten, so wurden meist die früheren Bürgermeister wiedergewählt und waren nun nicht mehr zu beseitigen.*) Das Heer freilich hielt unbedingt treu zu seinem berühmten Führer, aber doch auch nur, soweit es unter den Waffen stand. Wohl war jetzt im Lande ein reiches Menschenmaterial vorhanden: alle die feldgeübten Krieger, die aus der Gefangenschaft, von der spanischen und italienischen Armee heimgekehrt und dann von Ludwig XVIII. größtenteils verabschiedet oder beurlaubt worden waren oder sich ohne Erlaubnis ihrer Dienstpflicht entzogen hatten. Man berechnete sie auf 120.000 Mann, die das Heer, das anfangs kaum 200.000 zählte, für den Kriegsfall verstärken

---

*) Hierüber hat Houssaye, „1815", I. 503ff. eingehend gehandelt. Dazu vergl. Mad. Chastenay, Mémoires, II. 533.

könnten. Werden sie nicht alle mit Begeisterung herbeieilen, wenn der Held von Austerlitz und Friedland seine Adler aufpflanzt? Sie taten's nicht, oder doch beiweitem nicht alle, obwohl ihnen in dem Einberufungsdekret versichert worden war, daß sie sogleich, nachdem der Friede gesichert wäre, entlassen würden. Nicht mehr als 52.000 waren Anfang Juni in die Reihen getreten, und Napoleon hatte mindestens auf das Doppelte gerechnet.*) Natürlich. Auch der härteste Kriegsmann sehnte sich endlich nach Ruhe, und nun war er eben erst ihrer Freuden froh geworden, als ihn des Kaisers Mahnung aufscheuchte. „Wir lieben den Père Violette (d. i. Napoleon)", läßt Castlereaghs Pariser Agent einzelne Soldaten zu ihren Quartiergebern sagen, „viel mehr als den Gros Papa, den wir nicht kennen (Ludwig XVIII); aber wir sind des Krieges satt, und wenn wir uns mit ganz Europa schlagen sollen, nehmen wir lieber den Gros Papa wieder." So konnte der Kaiser bald gewahren, daß er zwar einen Reichtum an Offizieren und Cadres, aber Mangel an Mannschaften habe, die letzteren zu füllen. Eines Tages fragte er seinen Schatzmeister Peyrusse im Vertrauen, ob man denn in Paris auch überzeugt sei, daß er eine große Armee versammeln werde. „Ew. Majestät werden nicht alleinstehen", antwortete Jener. „Ich fürchte fast", gab Napoleon zurück.

Der Mangel an Kriegsmannschaft rührte übrigens namentlich daher, daß Napoleon sich — immer aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung — scheute, die verhaßte und von Ludwig XVIII. abgeschaffte Konskription wieder einzuführen. Andere Auskunftsmittel, sich Streitkräfte zu verschaffen, versagten. Da wurden z. B. fünf Fremdenregimenter errichtet, aber nur das polnische brachte es auf 800 Mann, die anderen blieben weit hinter dieser Ziffer zurück. Aus den Matrosen hoffte man fünfzig bis sechzig Bataillone zu formieren, aber es wurden höchstens fünfzehn daraus, und diese kamen notdürftig erst im Juni zustande. Freiwillige, denen der Kaiser, die mageren Staatsfinanzen schonend, kein Handgeld zahlte, fanden sich nur 15.000 bis 20.000 ein. Gewiß, es war noch das

*) S. Houssaye, „1815", II. 5 in teilweisem Widerspruch mit I. 628.

große Reservoir der Nationalgarden vorhanden, von denen Napoleon etwa 200.000 Mann im Alter zwischen zwanzig und vierzig Jahren nach einem alten revolutionären Gesetz vom Jahre 1792 mobil machen konnte. Aber er sah nur zu gut, daß die Nationalgarden in den meisten Städten jetzt durchaus demokratisch gesinnt waren und nur dann zu ihm stehen würden, wenn er ihren radikalen Wünschen entgegenkäme. Es kann daher nicht überraschen, daß er zögernd an ihre Bewaffnung schritt und sie für den offenen Krieg nicht in Rechnung brachte. Er dirigierte sie in die festen Plätze, wo sie die Linientruppen ablösten, und gestand ihnen überdies das Recht zu, Stellvertreter für sich eintreten zu lassen. Er war, wie Molé dem Lord Holland versicherte, sehr besorgt, daß die republikanische Partei die Oberhand erhalten werde, und beklagte die Unmöglichkeit, Frankreich zum Kampfe gegen die Verbündeten anders zu bewegen, als indem er zu Mitteln griff, die er immer verworfen hatte; ja, er soll seiner Umgebung gestanden haben, daß er nie Elba verlassen haben würde, wenn er die Notwendigkeit geahnt hätte, in solchem Maße willfährig gegen die Demokratie zu sein.*) All das verdüsterte ihn. „Er war sorgenvoll," schildert ihn einer seiner Räte; „das Selbstvertrauen, welches früher aus seinen Reden sprach, der Ton der Autorität, der hohe Flug des Gedankens waren verschwunden; er schien bereits die Hand des Unglücks zu spüren, die sich bald schwer auf ihn legen sollte, und rechnete nicht mehr auf seinen Stern." Andre fanden ihn leidend, erschöpft, durch die häufigen heißen Bäder, wie die einen meinten, durch ein geheimes Übel, wie die andren wußten, des Schlafes weit mehr bedürftig als sonst; er erschien allen verändert.**) Carnot sah ihn einmal, wie er vor dem Bilde seines Sohnes Tränen vergoß, der Mann, der doch sonst sich selbst so gut zu beherrschen wußte wie andre und seelischen

*) Reminiszenzen von H. R. Lord Holland, S. 166 der deutschen Ausgabe.

**) Miot v. Melito, III. 395. Über seine Krankheit s. Houssaye, „1815", I. 614. Vergl. übrigens die Mitteilung des österreichischen Generals Koller bei Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 39.

und körperlichen Schmerz ohne Mienenwechsel zu ertragen verstand. Und doch hat er die Anregung aus seiner nächsten Umgebung, zugunsten seines Sohnes abzudanken, womit nach den heimlichen Informationen Fouchés durch Metternich der Krieg zu vermeiden war, weit von sich gewiesen. „Ich bin nicht so dumm“, sagte er zu Lucian, mit dem er sich — auch ein der Öffentlichkeit dargebotenes Unterpfand seines Liberalismus — versöhnt hatte und der sich schon als Regent fühlen mochte. Und in der Tat gewährte, was der österreichische Minister einem geheimen Agenten, der in Basel mit einem Boten Fouchés zusammentreffen sollte, mitgab, nicht Sicherheit genug, um daraufhin das Opfer der Persönlichkeit zu bringen.*) Als Napoleon hinter diese Heimlichkeiten kam, war er nahe daran, seinen Polizeiminister verhaften zu lassen, unterließ es aber doch, um später oft, und bis in seine letzten Tage, seine Nachsicht dem Manne gegenüber zu bereuen, der nur noch darauf sann, sich und seine Stellung in das folgende Regime — sei es die Regentschaft, der Herzog Louis Philipp von Orleans oder wieder die Bourbons — hinüber zu retten.

Blieb nun aber Napoleon an der Spitze des Staates und wurde der Kampf unvermeidlich, dann galt es ihm vor allem auf eins zu achten: daß von dem geringen Ergebnis seines Appells an die erprobte Wehrkraft Frankreichs ja nichts ins Ausland dringe, ebensowenig wie davon, daß das Volk dem Kriegsgedanken unfreundlich gegenüberstand. Deshalb konnte sich Napoleon nicht entschließen, einer repräsentativen Versammlung die Sorge um das Zustandekommen der neuen Verfassung anzuvertrauen, die seine freiheitlichen Versprechungen wahrmachen sollte. Welche Debatten! und am Ende noch die Gefahr, daß die Volksvertretung ihm in den Arm fiel und ihm das einzige Mittel entwand, von dem er noch sein Heil erwartete: den Sieg über den auswärtigen Feind. Nein, keine Konstituante. Lieber eine Diktatur, meinte Maret. Aber so gerne der Kaiser danach gegriffen hätte, er lehnte sie dennoch ab. Er war in seinen Zusagen, öffentlichen Reden und Manifesten schon viel zu weit gegangen, um zurück zu können.

---

*) Metternich, Nachgelassene Papiere, II. 514 ff.

Er mußte ein andres Auskunftsmittel suchen und glaubte es darin gefunden zu haben, daß er, was er gewähren will und bald gewähren muß, in der Form einer Novelle zu den früher unter seinem Regiment erteilten Verfassungen von seinen Räten ausarbeiten und vom „souveränen“ Volk einfach genehmigen ließ. Dazu eben sollte ihm Constant dienen, der sich sofort an die Arbeit begab.

Am 22. April war das Werk vollendet und trat, nachdem es einer Kommission des Staatsrates und schließlich dem Plenum desselben vorgelegen hatte, unter dem Titel „Zusatzakte zu den Verfassungen des Kaiserreichs“ in die Öffentlichkeit. Constants eigene Meinung soll gewesen sein, eine völlig neue Konstitution zu geben, die gleichsam alle früheren Gesetzakte des Empires desavouiert hätte, doch dazu hatte sich der Kaiser nicht bewegen lassen. Dieser wollte vielmehr sein autokratisches Gebaren von ehedem erklärend rechtfertigen, und wie er es tat, ist schon deshalb historisch interessant, weil er jetzt, was er dort im dunklen Drange seiner Herrschsucht unternommen hatte, als ein Vorbedachtes hinzustellen und dabei seinen Weltherrschaftsplan in das Gewand einer Staatenkonföderation zu hüllen suchte. „Wir hatten damals den Zweck“, heißt es in der Einleitung zu den neuen Gesetzesartikeln, „ein großes europäisches Föderativsystem zu begründen, das wir gewählt hatten als dem Zeitgeist entsprechend und den Fortschritt der Kultur begünstigend. In der Absicht, es vollständig zu machen und ihm die möglichste Ausdehnung und Festigkeit zu geben, haben wir unterdes die Gründung mehrerer innerer Einrichtungen vertagt, die dazu bestimmt waren, die Freiheit der Staatsbürger zu verbürgen. Fortan jedoch ist unser Ziel nur das eine: die Wohlfahrt Frankreichs durch die Sicherung der öffentlichen Freiheit zu erhöhen. Daraus entsteht die Notwendigkeit wichtiger Änderungen in den Konstitutionen, Senatskonsulten und anderen Urkunden, durch welche dieses Reich regiert wird.“ Allerdings, es war eine Staatenföderation, was er gewollt hatte, aber unter der absoluten Gewalt eines Einzigen, der nach seinem Belieben einzelne Glieder dieses Bundes verschwinden ließ, wenn es ihm so taugte: so Piemont, die italienischen Kleinstaaten, den

Kirchenstaat, Holland, die Hansestädte, Oldenburg, Hannover, die spanischen Norddepartements, das Walliser Land, und wer weiß, woran er sonst noch dachte.*) Allerdings, es war eine Föderation und er selbst weit entfernt, ganz Europa etwa in Frankreich aufgehen zu lassen; aber daß es in Napoleon I. aufging, das war sein wahrer Zweck. Hatte er nicht schon im Jahre 1804 den Widerstand Österreichs gegen seinen Willen als „Rebellion“ erklärt?**) Vielleicht entsann man sich noch seiner im „Moniteur“ des Jahres 1807 veröffentlichten Mahnung an seinen Neffen, den jungen Kronprinzen von Holland, er habe als die erste seiner künftigen Regentenpflichten stets die gegen den Kaiser anzusehen. Und hatte er nicht, als er Lucian zur Übernahme eines Thrones bestimmen wollte, Diesem zur Richtschnur an die Hand gegeben, „daß Soldaten, Gesetze, Steuern, kurz alles in dem von ihm regierten Lande nur für die Zwecke der kaiserlichen Krone da sei?“***) Hatte er nicht vor fünf Jahren an den Vizekönig von Italien geschrieben, er würde dieses Land sofort in Frankreich einverleiben, wenn es sich nicht völlig seiner Zollpolitik fügte?****) Gewiß hatte das ehrgeizige Tun dieses Mannes mit den himmelweiten Zielen und der beispiellosen Energie bei all dem Unheil, das es schuf, viel Wertvolles für die Entwicklung der europäischen Welt, viel dem „Zeitgeist Entsprechendes“ und „den Fortschritt der Kultur Begünstigendes“ mit sich gebracht, und es wäre sicherlich ein arges Unrecht, das zu verkennen. Aber daß dies, wie er nun wollte, ihm stets als idealer Zweck vorgeschwebt habe, ist nichts weiter als hinterdrein ersonnene Schönfärberei.

Nach dieser Einleitung, die nebenbei den Zweck hatte, dem Ausland in der feierlichsten Form darzutun, daß das Kaisertum seine Erobererrolle endgültig ausgespielt haben wolle, folgten in siebenundsechzig Artikeln die neuen Verfassungsbestimmungen. Das Moment der „Freiheit“ trat in

---

*) Vergl. oben S. 59 die Tagebuchnotiz der Königin Karoline Baden betreffend, und S. 41 das Memorandum Champagnys über Preußen.

**) S. Band II. S. 14.

***) Lucian, Mémoires (ed. Jung) III. 111 und 326.

****) S. oben S. 22.

den letzten, Art. 59 bis 66, hervor: Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden, niemand verfolgt, eingekerkert oder verbannt werden, ehe das Gesetz gesprochen hat; Kultusfreiheit und Preßfreiheit sind zugestanden, die Letztere unter Verantwortlichkeit vor Geschworenengerichten; aller gesetzlich erworbene Grundbesitz ist unantastbar, das Petitionsrecht jedermann eingeräumt; der Belagerungszustand kann von der Regierung bloß im Falle einer feindlichen Invasion, sonst nur durch ein Gesetz erklärt werden. Im übrigen ward die Umwandlung des früheren Gesetzgebenden Körpers in eine Repräsentantenkammer von 629 Mitgliedern verfügt, die von den Wahlkollegien der Departements und der Bezirke gewählt werden, wobei die Anzahl der Wahlmänner sich von etwa 15.000 auf 100.000 hob und das passive Wahlrecht jedem französischen Staatsbürger zukam — und die des Senates in eine Pairskammer, deren Mitglieder der Kaiser ernennt, wenn sie nicht als Prinzen des regierenden Hauses ohnehin Sitz und Stimme haben; die Pairswürde ist erblich; die großen Vorrechte, die der Senat ehedem besessen hatte, gehen auf die Pairskammer nicht über. Beide Kammern beraten öffentlich, können aber selbst die Öffentlichkeit ausschließen. Beide haben das Recht, Gesetzesvorlagen zu verlangen, zu den von der Regierung vorgelegten Entwürfen Zusatzanträge zu stellen und das Budget zu bewilligen. Im Abgeordnetenhause hat die Industrie ihre besonderen Vertreter. Die Minister sind verantwortlich, können von der Repräsentantenkammer angeklagt werden und haben dann in den Pairs ihre Richter. Das Recht der Gesetzesauslegung, das früher der Staatsrat besessen hatte, fällt den Abgeordneten zu. Ein letzter Artikel schloß die Bourbons für alle Zeiten von der Regierung Frankreichs aus.

Ehe Constant seinen Entwurf dem Staatsrat überlieferte, hatte er mit Napoleon lange Diskussionen über zwei Punkte gehabt. Einmal mußte die Erblichkeit der Pairie in den liberalen und demokratischen Kreisen, denen man ja doch entgegenkommen wollte, unangenehm auffallen. Aber da meinte der Kaiser, der auf ein aristokratisches Gegengewicht jetzt so wenig wie früher verzichten wollte, nach zwei oder drei gewonnenen Schlachten würde der altfranzösische Adel ihn

wieder aufsuchen, und dann sei der Betätigung desselben im öffentlichen Leben in der ersten Kammer ein geeigneterer Boden bereitet, als seinerzeit im Senate. Ein Zweites war, daß nach Constants Vorschlag ein besonderer Artikel dem Staatsoberhaupte das Konfiskationsrecht absprechen sollte, wie er in die Charte Ludwigs XVIII. Aufnahme gefunden hatte. Doch da widersetzte sich Napoleon wieder, indem er sagte, er wolle sich nicht wehrlos den Fraktionen überliefern, und es sei nötig, daß man die alte Kraft des Kaisers bemerke. „Man drängt mich da", rief er mit flammenden Augen aus, „in eine Bahn, die nicht die meinige ist. Man schwächt mich, man kettet mich an. Frankreich sucht mich und findet mich nicht mehr. Es fragt, was wohl aus dem starken Arm des Kaisers geworden sei, aus dem Arm, dessen es zur Bezwingung Europas bedarf. Man rede mir nicht von Güte, abstrakter Gerechtigkeit, von Gesetzen der Natur. Das erste Gesetz ist die Notwendigkeit; die Gerechtigkeit liegt vor allem im öffentlichen Wohl. Ist der Friede einmal geschlossen, dann wollen wir sehen. Jeder Tag hat seine Arbeit, jedem Umstand gebührt sein besonderes Gesetz, jeder Einzelne hat seine Natur. Ich habe nicht die eines Engels und wiederhole: es ist notwendig, daß man den Arm des alten Kaisers wieder gewahre".*) Man sieht, mit dem Herzen folgte er der Strömung des Tages nicht, der er sich nur nicht entziehen konnte, weil sie ihm seine Herrschaft zu verbürgen schien. Wenn aber jedem Umstand sein besonderes Gesetz gebührte (à chaque circonstance sa loi), konnten sich nicht, etwa infolge seiner Siege, Umstände ergeben, die ganz neue Verfassungsgesetze erforderten? Zu Cambacérès, der ihn auf die starke liberale Strömung im Volke hinwies, sagte er einmal, noch vor dem Kriege in Belgien: „Noch ehe sechs Wochen vergehen, werde ich dieses hohle Geschwätz zum Schweigen gebracht haben." Und auf St. Helena versicherte er wiederholt, er habe für den Fall, daß er im Felde Sieger blieb, die Kammern beseitigen wollen.**) So bäumte sich hier der alte Autokrat in ihm auf, den er sonst so geschickt zum Schweigen gebracht hatte. Um den Rest der neuen Konsti-

*) Constant, Cent jours, p. 48 ff.

**) Chastenay, Mémoires, II. 497; Gourgaud, Journal I. 93, II. 323.

tution in Sicherheit zu bringen, gaben seine Räte in dem strittigen Punkte nach. Der Artikel blieb fort.

Das und Andres wurde aber nach der Publikation der Verfassung, die dem Volke Frankreichs ähnlich zur Annahme empfohlen ward, wie ehedem die Senatsgesetze von 1802 und 1804, sehr bemerkt. Vor allem machte der Titel „Zusatzakte" einen höchst üblen Eindruck in der Meinung der verschiedenen Parteien. Also wieder nur das alte Willkürregiment — hieß es — das Verfassungen von Beamten ausarbeiten läßt, wie ein Verwaltungsdekret, und sie dann einem Plebiszit unterwirft, damit unter aller erdenkbaren Pression nur mit Ja oder Nein abgestimmt werde, ohne die Möglichkeit einer Debatte oder eines nötigen Amendements? Das ganze politische Frankreich geriet in Entrüstung hierüber. Die Demokraten insbesondere bemängelten auch noch das Begnadigungsrecht, das sich der Kaiser vorbehalten hatte, sein Recht die Kammerpräsidenten zu bestätigen u. a. m. „Man beachtete gar nicht, was an der neuen Konstitution weise und liberal war," erzählt Broglie, „genug, es war eine aufgenötigte Charte, eine neue, durchgesehene und verbesserte Ausgabe der Verfassungen des Kaiserreichs; was brauchte es mehr, um das Geschrei eines Publikums zu entfesseln, das sich wenig um den Kern der Dinge kümmert?"

So hatte die neue liberale Verfassung bei allen ihren Vorzügen, als sie in die Öffentlichkeit trat, nicht den Erfolg, den sich der Kaiser und seine Mitarbeiter daran von ihr versprochen hatten. Die „Freiheit" wog in der Auffassung der verschiedenen Parteien den „Krieg" nicht auf, das Mißtrauen war zu groß. Auch als Napoleon sich doch noch herbeiließ, das Einberufungsdekret für die Wahlkollegien zur Wahl der Deputierten zu veröffentlichen, die sogleich nach der Verkündigung des Plebiszits zusammentreten sollten, vermochte er den üblen Eindruck nicht abzuschwächen. Das zeigte sich insbesondere bei der Abstimmung. Von den vierthalb Millionen, die im Jahre 1802 für das Konsulat auf Lebenszeit, 1804 für das Kaiserreich votiert hatten, fand Napoleon jetzt, die 244.000 Stimmen der Armee mit eingerechnet, nur 1,500.000 wieder. Von den stimmberechtigten Aktivbürgern — etwa fünf Millionen — hatten sich demnach, da die Verneinenden kaum 5000 betrugen,

über zwei Drittel abseits gehalten. Und auch die Wahlen fielen wenig günstig aus. Von den 629 Abgeordneten waren nur etwa 80 ausgesprochene Bonapartisten, die sich ihren Kaiser nicht als konstitutionellen Monarchen, sondern als uneingeschränkten Diktator wünschten. Über fünfhundert waren Liberale verschiedener Farbe, die zu dem Imperator, auch wenn er sich, wie er tat, zu ihnen bekannte, kein Zutrauen hatten und nur nach der möglichsten Beschränkung seiner Gewalt sein Regiment erträglich zu finden bereit waren. Das waren Niederlagen, die sich nicht verbergen ließen, man mochte das „Maifeld“, das der Kaiser erst am 1. Juni in Paris abhielt und wo das Resultat der Abstimmung über die Verfassung verkündet wurde, mit noch so viel theatralischem Pomp in Szene setzen.

Eine vielhundertköpfige Menge drängte sich an diesem Tage um den Champ de Mars, wo der Hof, die Minister, die obersten Regierungsbehörden, die hohe Geistlichkeit aus verschiedenen Städten, Tausende von Wahlmännern aus den Departements, zahlreiche Deputierte, Nationalgarden, Linientruppen, im ganzen an 45.000 Menschen versammelt waren und den Kaiser erwarteten, der in einem achtspännigen Galawagen, zu Pferde begleitet von vier Marschällen und einer enormen Suite, herbeikam. Es war die letzte pomphafte Manifestation des Empire. Nach einer feierlichen Messe richtete der Sprecher der erschienenen Vertreter der Wahlkollegien das Wort an Napoleon: er möge von ihnen alles erwarten, was ein Held und Begründer der Ordnung nur immer von einer treuen, tatkräftigen, in ihrem Wunsche nach Freiheit und Unabhängigkeit unerschütterlichen Nation erwarten könne. Das klang sehr loyal, doch stand dem gegenüber ein Vorbehalt. „Ihren Versprechungen vertrauend“, wurde gesagt, „werden unsere Abgeordneten mit reifer Überlegung und Weisheit unsere Gesetze durchgehen und sie mit dem konstitutionellen Systeme in Einklang setzen“, d. h. man halte das Werk der Verfassungsgebung keineswegs für beendet und das Volk werde an der Artikulierung seiner Rechte den ihm gebührenden Anteil schon noch nehmen. Zum Glücke hatte man den Redner vorher noch dazu bestimmen können, folgenden Satz zu unterdrücken: „Wir scharen uns um Sie, weil wir hoffen, daß Sie uns aus Ihrem Exil die Reue eines großen

Mannes mitbringen.“ Dagegen ward das Verhältnis zum Auslande mit Patriotismus berührt und gefragt: „Was wollen diese Monarchen, die sich mit einem so mächtigen Kriegsapparat auf uns zu bewegen? Wodurch haben wir ihren Angriff hervorgerufen? Haben wir seit dem Frieden die Verträge verletzt? Jeder Franzose ist Soldat; der Sieg wird aufs neue Ihre Adler begleiten, und unsere Feinde, die auf unsere Spaltungen rechneten, werden bald beklagen, uns herausgefordert zu haben.“ „Wir wollen nicht,“ hieß es dann, auf das von Fouché eifrig unter der Hand verbreitete Gerücht von der Abdankung des Kaisers anspielend, „wen sie uns zum Oberhaupte geben wollen, und wollen, den sie als solches nicht wünschen.“ Auf dies und auf anderes antwortete Napoleon, nachdem das Resultat der Volksabstimmung bekannt gegeben war und er die Zusatzakte unterzeichnet und beschworen hatte, in sicherer Rede. Was die Fremden wollten? Die Niederlande möchten sie vergrößern, ihnen alle festen Plätze des französischen Nordens als Grenze zuweisen, sich untereinander in Elsaß und Lothringen teilen. Das müsse zurückgewiesen werden. „Dann, wenn dies geschehen, wird ein feierliches Gesetz die verschiedenen zerstreuten Bestimmungen unserer Verfassungen im Sinne der Zusatzakte vereinigen.“ Indem er so selbst die Letztere als etwas Vorübergehendes bezeichnete, meinte Napoleon den allgemeinen Widerwillen noch besiegen zu können. Und auch den andern heiklen Punkt berührte er. Er würde den fremden Königen sein Dasein gerne opfern, gegen das sie sich so erbost zeigen, wenn er nicht sähe, daß sie es auf das Vaterland abgesehen haben, was soviel heißen sollte, als man irre sich, ihn allein für den Stein des Anstoßes zu halten, Zu einem Vertrauten sagte er richtiger: „Sie bekämpfen in mir die Revolution.“

Aber all das beruhigte die Gemüter doch nicht. Andres verdroß geradezu. Daß er, um seine unabhängige Autorität zu zeigen, nicht im Soldatenrock der Nationalgarde, sondern in einem blendenden Phantasiekostüm der Majestät erschienen war, machte einen ebenso ungünstigen Eindruck wie die Ausdrücke „Mein Volk“, „Meine Hauptstadt“ in seiner Rede. Man hatte derlei von dem Sprößling der Revolution nie gerne ge-

hört. Und vollends jetzt. Als dann, nach einem Te Deum, Napoleon vom Throne herabschritt und auf einem inmitten des Platzes gelegenen hohen Piedestal die Verteilung der Adler vornahm, bemerkten es selbst die eifrigsten Bonapartisten, daß auf seine den Nationalgarden zugerufene Frage, ob sie wohl ihre Adler mit ihrem Blute zu verteidigen bereit wären, das Echo der Begeisterung entbehrte.*) Nur die Kaisergarden schworen mit Leidenschaft. „Als sie vor dem Kaiser defilierten," erzählt ein Augenzeuge, „leuchtete es in ihren Blicken wie von einem dunklen Feuer; man glaubte auf ihren Lippen das ‚Morituri te salutant' zu lesen." So hatte das im ganzen recht ermüdende Fest der neuen Regierung nicht nur nichts genützt, sondern die Opposition eher noch mehr verschärft. Nur auf einen der Zuschauer machte es den vollen und nachhaltigen Eindruck grandioser Macht und Herrlichkeit. Das war ein siebenjähriger Knabe. Die Geschichte verzeichnet ihn als Napoleon III.

Am deutlichsten kam die Spannung zwischen Volk und Herrscher zutage, als am 3. Juni die Repräsentantenkammer zusammentrat. Napoleon hatte darauf gerechnet, daß es möglich sein werde, die Versammlung zu führen und zu beeinflussen; aber dieses Mittel versagte gleich am ersten Tage. Denn die Deputierten, die sich beeilten, ihren Wählern ihre Unabhängigkeit nach oben zu beweisen, wählten Lanjuinais, einen der wenigen Opponenten im früheren Senat, der seinerzeit gegen das Empire gestimmt hatte, zum Präsidenten. Von einer Leitung der zweiten Kammer war somit keine Rede, und es blieb, als ein Gegengewicht dazu, nur noch die Pairskammer übrig, deren Mitglieder Napoleon jetzt ernannte. Das waren, außer seinen drei in Paris weilenden Brüdern Joseph, Lucian, Jérôme, dem Onkel Fesch und Eugen Beauharnais, seine Minister, die treugebliebenen Marschälle (Davout, Massena, Suchet, Ney, Brune, Moncey, Soult, Lefebvre, Grouchy, Jourdan, Mortier), eine größere Anzahl (38) Generale, Bertrand und Drouot voran, vier Admirale, vier Erzbischöfe und Bischöfe, mehrere ehemalige Senatoren, von den Gelehrten jedoch nur Monge, Chaptal und

*) „Die Eide" — erzählt Coignet — „ertönten ohne Energie, der Enthusiasmus war schwach. Das waren nicht die Rufe von Austerlitz und Wagram. Der Kaiser bemerkte es wohl".

Lacépède, einige Vertreter des alten Adels, darunter sein Zeremonienmeister Ségur, Staatsräte, Financiers u. a. Auch Sieyès und Roger-Ducos, die Helfer vom Brumaire, fehlten nicht. Am 7. Juni eröffnete der Kaiser die Sessionen beider Häuser mit einer Thronrede, aus der alle Äußerungen fortfielen, die am 1. Juni unangenehm aufgefallen waren, und die deshalb auch einen besseren Eindruck machte. Nahestehende freilich, wie Lafayette, wollten ihm die Überwindung angemerkt haben, die ihm der formelle Verzicht auf die Autokratie kostete, als er die Worte sprach: „Ich habe die konstitutionelle Monarchie begonnen. Die Einzelnen sind unvermögend, das Schicksal der Nationen zu bestimmen; nur die Institutionen können sie gewährleisten.“ Dem fremden Ansturm gegenüber würden er und das Heer ihre Schuldigkeit tun. Und doch mußte er sehen, daß er für dieses Opfer an persönlicher Gewalt wenig Vertrauen und Anerkennung fand. Denn wenn ihm auch die Kammer der Abgeordneten am 11. in einer Adresse die Kräfte des Landes zu dessen Verteidigung zur Verfügung stellte, so hieß es doch darin, daß „selbst der Wille des siegreichen Fürsten nicht imstande sein würde, die Nation aus den Grenzen ihrer Verteidigung hinauszuziehen“, daß die Zusatzakte „fehlerhafte und unvollkommene Bestimmungen“ enthalte, die revidiert werden müßten. Und so groß blieb das Mißtrauen in den Eroberer von ehemals, daß selbst die getreue Mehrheit der Pairskammer auf die neuen Institutionen Frankreichs verwies, „die Europa Bürgschaft bieten dafür, daß die französische Regierung niemals durch die Verführung des Sieges fortgerissen werden könne“.

Doch d i e s e Sorge war eitel. Der große General, der am 12. Juni 1815, bekümmerten Sinnes, wie seine Umgebung bemerkte, zur Armee abreiste, wird schon nach neun Tagen wiederkehren, besiegt wie nie und vernichtet für immer.

Die ungünstigen äußeren und inneren Verhältnisse, unter denen Napoleon sein neues Regiment antrat, brachten es mit sich, daß ihm Anfang Juni nicht die Streitmittel zu Gebote standen, auf die er ursprünglich gerechnet haben mochte. Um ja nicht vor Europa und Frankreich als der alte Angreifer zu

erscheinen, hatte er, selbst als der Krieg bereits drohte, noch wochenlange mit den Rüstungen gezögert, und sie auch dann noch als rein defensive gekennzeichnet, indem er z. B. Paris und Lyon befestigen ließ. Wir wissen, daß er aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, und um nicht sogleich wieder die Opfer zu fordern, die ihn ehedem verhaßt gemacht hatten, die Konskription von 1815 nicht verfügt hatte. Erst nach den Wahlen wagte es der Staatsrat, die Pflichtigen des Jahres 1815, die bereits im Vorjahre zum Teil mitgekämpft hatten, als beurlaubt einzuberufen. Die Stimmung hatte sich allerdings jetzt insoferne gebessert, als die Sorge vor einer neuen Invasion der Fremden den Patriotismus belebte. Die Einberufung fand in zahlreichen Departements, namentlich im Zentrum und im Osten des Landes, weit weniger Widerstand als vor Jahresfrist, und um die Mitte des Juni standen an 50.000 Konskribierte bereit. Nun konnte man es auch unternehmen, gegen die Säumigen mit Zwangsmaßregeln vorzugehen, den Gemeinden die finanzielle Sorge für die Ausrüstung und Erhaltung der Nationalgarden aufzuerlegen, ja, von diesen 45.000 Mann als Reservedivisionen der aktiven Armee zuzuteilen, die, Garnisonen, Depots usw. abgerechnet, 180.000 Mann zählte. Die übrigen Nationalgarden, Freikorps, Matrosen usw. bildeten eine Hilfstruppe von etwa gleichfalls 180.000 Bewaffneten, die aber für den offenen Kampf nicht in Betracht kamen. Das war wenig, um gegen ganz Europa zu fechten. Und welchen Aufwand an Geschick und eifriger Sorge hatte es nicht schon gekostet, diese Kräfte parat zu stellen! Die Riesenkämpfe der letzten Jahre hatten alles Kriegsmaterial erschöpft und das friedliche Regime Ludwigs XVIII. so gut wie nichts darauf verwendet; mit fieberhafter Eile mußten diese Dinge neu beschafft werden, sowie die Tausende von Pferden für die Kavallerie und die Artillerie auf Kriegsfuß. Zum Glück hatte man in den Staatskassen 50 Millionen Franken vorgefunden, von Bankiers für mehr als 3½ Millionen Renten ein Kapital von vierzig Millionen erhalten, und da auch die Steuern nicht verweigert wurden, so konnte man immerhin die allernötigsten Auslagen bestreiten. Der Kaiser hätte nun noch zögern, Zeit gewinnen

und sich nicht unwesentlich — um 80.000 Mann binnen einem Monat, berechnete man — verstärken können, aber er tat es nicht, sondern ergriff, nachdem alle Mittel der Verständigung erschöpft waren, die Offensive. Und dies aus guten Gründen.*)

Die Verbündeten des 25. März hatten den Krieg gegen Napoleon nicht so eilig in Szene gesetzt, als er beschlossen worden war. Nur Preußen hatte rasch mobilisiert, ein am Niederrhein stehendes Korps auf den Wunsch Wellingtons nach Belgien geschoben, drei andre folgen lassen und in der zweiten Hälfte April ein Heer dort stehen gehabt, das sich Anfang Juni auf 120.000 Mann bezifferte und dessen Kommando wieder Blücher mit seinem treuen Gneisenau übernahm. Zu derselben Zeit hat auch Wellington eine aus Deutschen (Braunschweigern, Hannoveranern, Nassauern), Engländern und Niederländern zusammengesetzte Armee von 105.000 Mann, namentlich zum Schutze Brüssels und Gents, gesammelt,**) von denen übrigens 12.000 in den Festungen lagen und zu den Feldoperationen nicht herangezogen werden sollten. Beide Feldherren wünschten die Offensive, um Napoleon nicht Zeit zu Rüstungen zu lassen. Aber sie drangen in Wien nicht durch. Hier hatte man sich für einen Kriegsplan entschieden, der auf große Truppenmassen basiert war, ein möglichst sicheres, siegreiches Vorgehen bezweckte und deshalb viel Zeit erforderte, da die Russen sehr langsam nach Westen rückten, Alexander, ohne seine Streitkräfte allzu sehr zu engagieren, wieder nach der leitenden Rolle des Vorjahres geizte, und die Österreicher, die diese Absicht des Zaren zu stören hofften, und auch neuerlicher Vorgänge in Italien wegen, mit der Zögerung ganz einverstanden waren. In Italien hatte nämlich Murat im Sinne seines Schwagers schon Ende März losgeschlagen und die Italiener in einer Proklamation zum

*) Für die militärischen Rüstungen Napoleons in diesen Wochen findet man jetzt das Nötige in Houssaye, „1815“, II (Waterloo), S. 1 ff. verzeichnet.

**) Die Feldarmee Wellingtons zählte (nach Lettow-Vorbeck, Untergang Napoleons, I. 480) rund 36.000 Deutsche, 32.000 Engländer, 25.000 Holländer.

Kampf um ihre Unabhängigkeit aufgerufen. Dann war er rasch bis zum Po heraufgedrungen, mußte aber, da er die nationale Unterstützung nicht fand, die er gesucht, vor den Österreichern zurückweichen, die ihn am 2. und 3. Mai bei Tolentino besiegten, so daß ihm nur die Flucht nach Neapel und von dort nach Frankreich übrig blieb. Durch all diese Umstände veranlaßt, hatten die Mächte schließlich den Beginn der großen Kooperation gegen Frankreich, die man mit 700—900.000 Mann durchzuführen gedachte, auf den 27. Juni verschoben. Wellington erklärte sich — wohl auch aus politischen Gründen, um eine dominierende Stellung Rußlands mit geschonten Kräften hintanzuhalten — einverstanden, und wünschte überdies, daß die Aktion vom Oberrhein her beginne, ehe er und Blücher gemeinsam vorrückten, wie sie es in einer Zusammenkunft zu Tirlemont am 3. Mai verabredet hatten. Danach sollte die Offensive nach Frankreich erst am 1. Juli beginnen.

Durfte nun Napoleon den Angriff der Feinde abwarten? warten, bis ihre Heere auf gleicher Höhe, d. i. in gleicher Entfernung von Paris angekommen waren und konzentrisch, die Engländer und Preußen von Nordosten, die Russen und Österreicher von Osten und Südosten her, in Frankreich vordrangen? Seine prekäre Stellung, die Kriegsunlust der Franzosen und die Notwendigkeit eines raschen Sieges für seine persönliche Geltung erlaubten es nicht, dem Lande die Mühsal einer Invasion aufzuladen, ohne einen Schritt getan zu haben, der sie fernhielt und die ermutigende Wirkung eines Einmarsches der Gönner der Bourbons auf die royalistische Vendée und den legitimistischen Süden störte. Da nun die Mobilisierung der Gegner nicht überall mit der gleichen Raschheit erfolgt war, die englische und die preußische Armee bereitstanden, während die russische und österreichische sich erst bildeten, ergab sich die Möglichkeit, jene in einem kräftigen Ansturm zu besiegen, ehe diese völlig heran waren. Und welche politische Folgen konnte ein solcher Sieg nicht haben! Sollten die Mächte die Erinnerung an ihren letzten Zwist und das Bewußtsein der Verschiedenheit ihrer Interessen, die kürzlich fast bis zur offenen Feindseligkeit unter ihnen geführt

hatte, so rasch und völlig wieder eingebüßt haben? Napoleon wußte es gewiß genau, daß auch in Wien die Chancen der Bourbons gesunken und die Verbündeten über die Zukunft des französischen Thrones keiner einigen Ansicht waren. Unter solchen Umständen entschloß er sich — gegen die Abmahnung Carnots, wie es heißt — seine erste Absicht, in einem verschanzten Lager vor Paris mit seiner gesamten aktiven Armee den Feind zu erwarten, aufzugeben, nordwärts die Offensive zu ergreifen und zunächst in Belgien zu schlagen. Freilich hatte er nicht seine ganze Feldarmee hiefür zur Verfügung: 10.000 Mann waren in der Vendée notwendig, um den Aufstand zu dämpfen, den royalistische Agenten dort, auf dem alten Felde ihrer Wühlereien, entzündet hatten, und außerdem mußten drei Korps unter Suchet, Rapp und Lecourbe den Osten des Landes vom Rhône bis zur Mosel, drei andre kleinere Abteilungen unter Brune, Decaen und Clausel den Süden zu decken suchen, so daß ihm nur 124.000 Mann für seinen Angriff über die belgische Grenze übrig blieben. Aber sie schienen ihm nicht ungenügend.*) Es waren auch im ganzen tüchtige Kriegsleute, nur im Vollgefühl davon, daß sie allein dem Kaiser aufs neue zur Regierung von Frankreich verholfen hatten, von maßloser Überhebung und in ihrem Mißtrauen in die politische Gesinnung ihrer Oberoffiziere zu Undisziplin und Ausschreitung nur zu sehr geneigt. In aller Heimlichkeit — auch seinen Generalstabschef Soult nicht genügend von allen seinen Absichten im Einzelnen unterrichtend — hat sie Napoleon südlich von der Sambre, zwischen Beaumont und Philippeville, aufgestellt: 21.000 Garden, fünf Armeekorps unter Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gérard und Mouton und vier Reiterkorps einer unter Grouchy stehenden Kavalleriereserve. Am 14. ist er selbst in Beaumont, faßt mit dem nur ihm eigenen Geschick all diese Truppen hart an der

*) Man hat ihm in jüngster Zeit nicht ohne Grund wieder, wie schon früher Charras tat, vorgeworfen, daß er so viel von seiner aktiven Armee nach anderer Seite detachiert und nicht lieber Rapp mit seinen 20.000 Mann nach Norden gezogen habe. (Grouard, La critique de la campagne de 1815, p. 6 und 267).

Grenze Charleroi gegenüber zusammen, und beginnt am Frühmorgen des 15. die Operationen.

Wellington und Blücher, denen die schmalen Kräfte des Feindes nicht unbekannt geblieben waren, hatten sich schon deshalb, und weil bisher noch alle Gerüchte von dessen Anmarsch gelogen hatten, einer so raschen Offensive nicht versehen. Beide Heere haben ihre Korps weit zerstreut: die Engländer, weil ihr Führer „alles decken", Brüssel und Gent schützen wollte, standen in einem Raume von Binche an der französischen Grenze westwärts bis Oudenarde, mit der Rückzugslinie über Brüssel, wo das Hauptquartier und eine Reservearmee lag, ans Meer, die Preußen mit Rücksicht auf ihre Verpflegung auf einer Strecke von 15 Meilen, von Binche und Charleroi ostwärts bis über Lüttich hinaus, mit Namur als Hauptquartier und der Rückzugslinie an den Rhein. Binche bildete demnach den Berührungspunkt für die beiden Aufstellungen, und rechts davon, bei Charleroi, wo die Straßen von Brüssel und Lüttich zusammenliefen, wollte Napoleon durchbrechen. So wie er bei seinem ersten Feldzug in Italien von Savona über das Gebirge zwischen Piemontesen und Österreichern durchgedrungen war, will er auch jetzt die beiden Heere trennen und Wellington und Blücher einzeln schlagen, wie er dort Colli und Beaulieu geschlagen und auf ihre divergierenden Rückzugsstraßen zurückgeworfen hatte. Hat er dann die zwei nächsten und wichtigsten seiner Gegner besiegt, so wird er, aus den Depots verstärkt und mit Rapp vereinigt, gegen Russen und Österreicher ziehen. Das ist sein Plan. Am 15. Juni besetzt er Charleroi mit leichter Mühe, da die Preußen unterlassen hatten, die Sambrelinie zu befestigen, und teilt nun seine Armee in zwei Flügel und eine Reserve. Er schickt Ney, dem er die Korps von Reille und d'Erlon zuweist, links auf der Brüsseler Straße gegen Gosselies, Grouchy, dem er Vandamme und Gérard unterstellt, rechts gegen Fleurus vor, während er selbst sich die Garden und das Korps Moutons vorbehält, mit denen er nach seinem Ermessen entweder hier oder dort eingreifen will. Nachdem die preußischen Vortruppen bei Gosselies haben weichen müssen und Neys Reiter — vorübergehend — bis nach Quatre-Bras an die Straße Nivelles-Namur

gestreift haben, während Grouchy, dem er selbst sich anschließt, über Gilly bis nach Fleurus vorgedrungen ist, hält er die Überraschung der Gegner für gelungen, den Durchbruch für vollführt. Doch das war eine Täuschung. Er hätte mit allen verfügbaren Kräften rasch auch noch über Fleurus hinaus auf die genannte Straße vorstoßen müssen, um die Konzentrierung der durch Überläufer in letzter Stunde gewarnten Preußen zu stören und sie, isoliert und noch unvorbereitet, zu schlagen. Denn Wellington, der seinen Bundesgenossen nicht für ernstlich bedroht hielt, weil er den Hauptangriff des Feindes auf sich gerichtet glaubte und in dessen Stoß gegen die Preußen nur ein Scheinmanöver sah, unterließ es am 15., seine Truppen linker Hand zu konzentrieren, und gab erst am Abend, durch Boten Blüchers spät genug aufgeklärt, seiner Reservearmee Befehl, am nächsten Frühmorgen nach Süden vorzugehen. So hätte Napoleon an diesem Tage leicht die Preußen vereinzelt und unvorbereitet treffen und überwältigen können. Das hat er — Verzögerungen im Anmarsch und Ermüdung der Truppen mochten daran schuld sein — unterlassen. Aber er vermag es auch noch am folgenden Tage, wenn er sich nur beeilt. Denn so weit war doch Blücher überrascht worden, daß ein entfernt stehendes Korps unter Bülow am 16. noch nicht wird mitfechten können. Auf die Zusage Wellingtons hin, er werde — immer vorausgesetzt, daß der Feind nicht auch seine Front angreife — am nächsten Tage mit seiner ganzen Armee den Verbündeten zu Hilfe kommen, bleibt der Preuße dabei, sich Napoleon bei Sombreffe zu stellen.*)

---

*) Die bedingte Zusage Wellingtons liest man in einem Briefe des zu ihm als Bevollmächtigten entsendeten Müffling: „Wenn der Feind nicht bei Nivelles zugleich (d. i. zugleich mit seinem Angriff gegen Blücher) angreift, so wird der Herzog morgen mit seiner ganzen Macht in der Gegend von Nivelles sein, um Ew. Durchlaucht zu unterstützen, oder im Fall der Feind Höchstdieselben bereits angegriffen hätte, nach einer zu nehmenden Abrede gerade in seine Flanke oder in seinen Rücken zu gehen.“ Pflugk-Harttung, Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance, S. 55 u. a. a. O. Ein Brief Gneisenaus vom 17. Mittag (Lettow-Vorbeck, I. 526) erwähnt die von Wellington gemachte Voraussetzung nicht, sondern nur dessen „schriftliche Zusicherung, daß, wenn der Feind uns angreifen sollte, er in dessen

Wellington sollte nicht kommen. Er hatte doch zu viel versprochen. Ob mit Absicht, um den Preußen ihren Entschluß zum Kampfe nicht zu verleiden, der seine Stellung entlasten soll und an dem er sich gewiß nach Kräften beteiligen will, steht dahin.*) Zum Glück kommt aber auch Napoleon erst am Nachmittag. War es seine Überzeugung, die beiden Gegner bereits voneinander getrennt zu haben, oder eine physische Depression — er war gestern bei Charleroi plötzlich vom Schlaf übermannt worden — was den Kaiser hinderte, wie in den früheren Feldzügen, so auch jetzt, wo doch seine ganze Existenz an seinen ersten Erfolgen im Felde hing, den Tag bald nach Mitternacht zu beginnen? Oder war es beides? Kurz, Napoleon erteilt erst spät am Morgen des 16. Juni seinen beiden Unterfeldherren seine Befehle. Ney soll bis Quatre-Bras vorgehen und sich zum Vormarsch nach Brüssel bereit halten, während ein Armeeteil gegen Wavre hin aufklärt; Grouchy hat den Feind in Sombreffe oder in Gembloux anzugreifen und von dort zurückzutreiben, was der Kaiser selbst über Fleurus mit der Garde unterstützen will, um sich dann sofort mit Ney vereint gegen Brüssel und die Engländer zu wenden. Napoleon ist so sicher, der Preußen, deren Gros er im Rückmarsche vermutet, rasch Herr zu werden, daß er das Korps Moutons einstweilen bei Charleroi stehen läßt, um es später vielleicht von dort sogleich auf die Brüsseler Straße zu dirigieren. Als er dann bei Fleurus — es war Mittag geworden — nur das Korps Zietens vor sich sieht, das am Vortage die Sambrelinie geräumt und bei Gilly gekämpft hatte, will er es völlig unschädlich machen und beauftragt Ney, er solle, was er vom Feinde vor

Rücken ihn hinwiederum angreifen würde“. Nun haben die Franzosen zwar ihren Vorstoß nicht gegen Nivelles, wohl aber rechts davon gegen Quatre-Bras gerichtet, das, nach dem Gefecht bei Gosselies und dem Zurückweichen der dort kämpfenden Preußen nach Osten, in die Front der Engländer fiel. So ist es auch von den niederländischen Offizieren des Oranienschen Korps, Constant und Perponcher, richtig erkannt und deshalb noch am 15. besetzt und gehalten worden.

*) Wenn Lettow-Vorbeck, Untergang, I. 302, von einer durch politische Motive diktierten Absicht Wellingtons, Blücher zu täuschen, spricht, so vermag ich eine solche aus den Quellen ebensowenig herauszulesen wie des Engländers „unbedingte“ Zusage.

sich habe, nach Norden zurückdrängen und dann ostwärts den Preußen in den Rücken marschieren. Und so glaubt er noch um 2 Uhr, daß er es nur mit der preußischen Nachhut zu tun habe, während Blücher unterdes Zeit gehabt hat, noch zwei seiner Korps heranzuziehen und eins bei Sombreffe, das andre bei Ligny zu Zietens Unterstützung aufzustellen. Endlich gewahrt Napoleon Blüchers Absicht, mit starken Kräften einen Gang zu wagen. Er ist davon nicht gerade unangenehm überrascht. Denn wenn jetzt Ney die englische Arrièregarde — auch hier derselbe Irrtum — zurückgeworfen hat und mit seinen Truppen von Quatre-Bras heranrückt, so ist sicher ein entscheidender Sieg errungen, der über den Fortgang des ganzen Feldzuges zu entscheiden vermag. Mit beweglichen Worten — „das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen!“ — bestürmt der Kaiser den Helden von der Moskwa, sich nun weiter mit den Engländern nicht mehr zu befassen und mit seinem Gros unverzüglich nach rechts zu eilen. Ja, es genügt am Ende dem Kaiser, wenn nur ein einziges Korps von dorther dem Feinde in die Flanke fällt, und er befiehlt deshalb den General Drouet d'Erlon, dessen Truppen noch nicht ins Feuer gekommen waren, herzu. Wie mochte er jetzt bedauern, den Tag nicht früher begonnen, Mouton, der erst nach 4 Uhr die Ordre empfängt, nach Fleurus vorzugehen, nicht früher schon herangezogen zu haben! Denn Ney selbst kann nun nicht mehr an der Schlacht teilnehmen. Er hat bei Quatre-Bras ernsten Widerstand gefunden, der durch immer neue Truppen, die ihm Wellington in den Weg wirft, stündlich wächst, so daß er sich am Nachmittag in die Defensive gedrängt und in ein schweres Gefecht verwickelt sieht. Vom Rechtsabmarsche ist da nicht die Rede. Aber auch von seinen Truppen glaubt er nichts entbehren zu können und ruft, gegen den Befehl des Kaisers, d'Erlon zurück, der, von einem Adjutanten Napoleons avisiert, mit seinen 18.000 Mann bereits nahe an die Preußen herangekommen war. Der macht nun kehrt und marschiert wieder nach Quatre-Bras, wo er zu spät kommt, um Neys Mißerfolg aufhalten zu können, während sein Eingreifen bei Ligny von vernichtender Wirkung hätte sein können. Wenn nun Blücher hier trotzdem die Schlacht verlor, so geschah es

nicht ohne sein eigenes Verschulden. Denn, war schon, mit Rücksicht auf die erhoffte Unterstützung, die Aufstellung der Preußen keine günstige — von St. Amand über Ligny nach Sombreffe und von da nach Tongrinne — so mußte der Kampf durchaus defensiv geführt werden, bis der Alliierte in denselben eintrat, und mußte defensiv bleiben, wenn er nicht erschien.*) Aber das entsprach nicht Blüchers Temperament und nicht seiner auf Wellington gegründeten Hoffnung. Nachdem mehrere Stunden um St. Amand und, besonders hartnäckig, um Ligny gestritten worden war, wobei die Preußen viel mehr Verluste erlitten als die geübten alten Kämpfer Napoleons, unternahm der greise Feldmarschall mit den Reserven der Mitte einen Vorstoß auf dem rechten Flügel. Die Franzosen parierten ihn. Da hat aber auch schon ihr Kaiser die Schwächung des gegnerischen Zentrums wahrgenommen. Er durchbricht es, indem er alle seine Garden einsetzt, und wirft den Feind, dessen Reiterei versagt, in Flucht von Ligny auf Brye zurück. Blücher ist in dem Getümmel gegen den Schluß der Schlacht mit seinem verwundeten Pferde gestürzt; man hält ihn für verloren, und Gneisenau muß die Richtung des Rückzugs angeben. Er nennt dem 1. und 2. Korps, die bei Ligny gefochten hatten, Tilly, jenseits der großen Straße, als Sammelpunkt. Hier wollte er die Abteilungen ordnen und die beiden andern Korps heranziehen: das 3. unter Thielmann, das, bei Sombreffe von überlegenen feindlichen Kräften im Schach gehalten, wenig tätig gewesen und schließlich nach Gembloux retiriert war, und das 4. unter Bülow, das man nach Ardenelle dirigiert hatte. Doch die Flüchtigen ließen sich in Tilly nicht aufhalten. Sie strömten in der Richtung gegen Wavre weiter, so daß man, nach einer Beratung im Hauptquartier, diesen Ort zur Ralliierung bestimmte. Daß man dabei an der Kooperation mit den Engländern festhielt, sollte den Feldzug entscheiden.

Napoleon sah jetzt ein, wie sehr er sich getäuscht, als er die Preußen in ihrer Konzentration überrascht und auf ihrer

*) Die Preußen hatten 83.000, die Franzosen 79.000 Mann in der Schlacht. Zehntausend der Letzteren (Mouton) blieben zurück und nahmen am Gefecht nicht teil, während von den Preußen hinwieder 20.000 Mann auf ihrem linken Flügel wenig engagiert waren.

Operationslinie zurückweichend gewähnt hatte. Durch die Schlacht des 16. war er belehrt. Nun, er hatte sie gewonnen und hatte den Feind fliehen sehen; alles war wieder gut und gewiß auch kein Zweifel mehr, daß Blücher jetzt auf seiner Rückzugslinie abmarschierte, um sich, etwa bei Namur, zu sammeln. Man meldet aus Gembloux ein starkes feindliches Korps — es war das Thielmannsche — und der auf der Straße nach Namur mit zwei Reiterdivisionen zur Verfolgung ausgeschickte General Pajol trifft auf zahlreiche Flüchtlinge, die ostwärts eilen — 5000 Versprengte zählte man — was den Kaiser in seiner Meinung vollends befestigt, er habe sich die Preußen gründlich vom Halse geschafft und könne, ohne von ihnen im geringsten belästigt zu werden oder sich sonderlich beeilen zu müssen, gegen Wellington vorrücken.*) Er gönnt seinen braven, durch den Kampf herabgebrachten Truppen am Vormittag des 17. Ruhe und gibt erst um Mittag Grouchy Befehl, mit 33.000 Mann, d. i. den Kavalleriekorps von Pajol und Exelmans, den Infanteriekorps Vandamme und Gérard und einer Division Moutons, Blücher aufzusuchen und zu ergründen, wo er sich sammle, ob er Namur bereits geräumt habe und was er überhaupt beabsichtige. „Marschieren Sie“, hieß es in der Instruktion, „mit allen Ihnen überwiesenen Leuten nach Gembloux. Klären Sie den Marsch des Feindes auf und melden Sie mir seine Bewegungen, damit ich durchschauen kann, was er tun will. Es ist wichtig, zu erfahren, was Blücher und Wellington zu unternehmen gedenken, ob sie beabsichtigen, ihre Armee zur Deckung von Brüssel und (!) Lüttich zu vereinigen und eine Schlacht zu wagen.“ Grouchy solle, sobald die Preußen Namur geräumt hätten, es besetzen lassen, im übrigen aber in steter Verbindung mit dem Hauptquartier bleiben, das nach Quatre-Bras verlegt wird. Daraus geht hervor, daß Napoleon sicher meinte, Blücher sei mit allen seinen Truppen bis Namur zurückgegangen, könne aber immerhin — er kannte den Alten — bald wieder im Begriffe sein, etwa auf der großen Straße, die nach Löwen führt, gegen

*) Am Morgen des andern Tages schreibt Soult an Ney u. a.: „Die preußische Armee ist in die Flucht geschlagen (en déroute); General Pajol verfolgt sie auf den Straßen nach Namur und Lüttich.“

die Engländer hin zu marschieren. In diesem Falle mußte Grouchy über Gembloux hinaus auf ihn treffen und konnte ihn beschäftigen, während Wellington besiegt wurde. All das nahm gewiß längere Zeit in Anspruch, denn daß die auseinandergerissenen preußischen Truppen an einem einzigen Tage auf dem Marsche wieder in Ordnung gebracht und versammelt werden könnten, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist, das glaubte Napoleon nimmermehr. Und so kam in ihm auch gar kein andrer Gedanke zur Geltung, selbst nicht der nächstliegende, daß die von Ligny nach Brye zurückgeworfenen Preußen, dem wuchtigen Stoße nachgebend, in d i e s e r Richtung weiter nordwärts retiriert seien, und am wenigsten der, daß sie, die einen Verlust von mehr als 20.000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten zu beklagen hatten, mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte gleich vom Schlachtfelde weg zu dem Verbündeten hingestrebt hätten, um ihn in dem ihm bevorstehenden schweren Kampfe nicht untergehen zu lassen, sondern ihm siegen zu helfen.

Als Grouchy nach Osten aufbrach, waren die andern französischen Truppen, spät genug, auf dem Marsche nach Quatre-Bras, um sich mit Ney zu vereinigen und Wellington zu folgen, der auf die Nachricht vom Unfall der Preußen über Genappe bis nach Mont Saint Jean nordwärts zurückging und sein Hauptquartier in Waterloo nahm. Dort fanden sie ihn am 17. Juni in kampfbereiter Stellung. Daß er aber hier in Stellung war und es auch blieb und die Besorgnis Napoleons, er könnte ihm am Ende nicht Stand halten, keineswegs rechtfertigte, das hatte seinen Grund darin, daß ihm Blücher aus Wavre, wo dessen Armee vor Mitternacht bereits wieder leidlich geordnet stand, die Versicherung zukommen ließ, er werde ihn, wenn es am folgenden Tage zur Schlacht kommen sollte, zunächst mit zwei Korps — Wellington hatte nicht mehr verlangt — dann aber auch mit seinen anderen Kräften unterstützen. Von dieser Lage der Dinge hatte der Franzosenkaiser natürlich keine Ahnung, sonst hätte er — immer besorgt, Wellington könnte doch wiederum aufbrechen — seine Armee nicht in Marschkolonnen biwakieren lassen. Und auch am nächsten Morgen kannte er die Sachlage noch nicht,

als er den Beschluß faßte, die Engländer anzugreifen und auseinanderzuwerfen, wie ehegestern die Preußen. Zwar war in Berichten Grouchys, die einliefen, die Rede, daß nur eine preußische Kolonne gegen Osten nach Perwez abmarschiert, eine andre aber nach Wavre zu gerückt sei; aber das war nur eine einzelne Kolonne, welcher der Marschall folgte, der er sicher gewachsen war und die er beschäftigte, während man Wellington zermalmte, jedenfalls, wie er am Abend des 17. an den Kaiser schrieb, von den Engländern fernhielt. Und wenn Grouchy auch am nächsten Vormittag berichten muß, daß drei preußische Korps „in der Richtung auf Brüssel" marschierten und ein viertes, „welches von Lüttich kam" (Bülow ist gemeint) sich mit ihnen vereinigt habe, die Sache mit dem Rückzug nach Osten demnach unrichtig war, so weiß er doch „positiv" zu melden, daß diese Masse östlich von Wavre, an der Löwener Straße lagere und er am Abend zwischen ihr und Wellington massiert stehen werde. So wenig Bedrohliches gewahrte daraufhin Napoleon, daß er am 18. Juni nicht am Frühmorgen, wie er sonst pflegte, die Schlacht begann, sondern das Einrücken der Truppen — es sind 73.000 Mann — in ihre Stellungen erst für neun Uhr anbefahl, was sich dann, des durch Regen aufgeweichten Bodens wegen, bis über Mittag verzögerte. Hätte er vermuten können, daß zur gleichen Zeit sich das Korps Bülows durch denselben Lehmboden und auf ungebahnten Wegen heranquälte, und hinter ihm die Geschlagenen von Ligny, um ihm eine Katastrophe zu bereiten, wie sie wohl selten rascher über einen Gewaltigen dieser Erde hereingebrochen ist, wie hätte er sich beeilt, zu fechten und zu siegen!

Um 11 Uhr Vormittag reitet Napoleon von Caillou, wo er genächtigt hatte, an Plancenoit vorüber auf der Brüsseler Straße vorwärts bis zu dem Grundstück La Belle Alliance, wo die Chaussee sich mählich in eine Mulde hinabsenkt, um etwa 2000 Schritte weiter, hinter dem Gehöfte La Haye Sainte, den Hügel hinanzusteigen, der hier querüber zieht und an dessen nördlicher sanfter Abdachung das Dorf Mont St. Jean liegt. Diesen Hügel hatte sich Wellington für seine Defensivstellung ausgesucht. Und nur in der Defensive gedenkt er zu schlagen;

schon seiner geringeren Kräfte wegen, denn er hat nur 69.000 Mann und weiß auch nicht, daß ein Drittel der Macht seines Gegners in der Ferne weilt. Aus übergroßer Vorsicht hatte er 19.000 Mann nach Hal detachiert, um von Westen her nicht umgangen zu werden. In Wirklichkeit war Napoleon bloß um 4000 Mann Kavallerie und Artillerie stärker. Allerdings sind es die besten Truppen, die er seit langem befehligte. Sie werden — denn es ist ja so ganz vornehmlich ihre Sache, die sie hier verfechten — mit Hingebung kämpfen und sich den Sieg nur in der Verzweiflung entreißen lassen. Der Kaiser hat sie zu gleichen Teilen rechts und links von der Straße in drei Treffen aufgestellt: am Südrande der erwähnten Mulde, bei Belle-Alliance, zwei Korps, und zwar links bis an die Straße Nivelles—Mont Saint Jean dasjenige Reilles, rechts bis in die Nähe des Schlosses Frichermont das d'Erlons — es sind die Truppen, die unter Neys Kommando stehen; dahinter, in zweiter Linie, zwei Kavalleriekorps (Kellermanns und Milhauds) an den Flügeln, und in der Mitte als erste Reserve an der Chaussee zwei Infanterie- und zwei Reiterdivisionen des Moutonschen Korps; endlich im dritten Treffen die Garde als zweite Reserve in der Mitte und mit ihrer Kavallerie zur rechten und linken Hand hinter den Reiterkorps der zweiten Linie. Von dem Gehöft von Belle-Alliance aus rekognosziert Napoleon seinen Gegner. Er kann dessen Aufstellung nicht völlig überblicken, sondern nur was er auf der Terrainwelle, die er besetzt hält, ins vorderste Glied gerückt hat; die andern Linien verbirgt die Anhöhe seinem Auge ebenso sicher, wie sie Wellington gestatten wird, seine einzelnen Reserveabteilungen gedeckt und unbemerkt während der Aktion zu verschieben und dort einzusetzen, wo der Stoß des Feindes augenblicks starken Widerstand erfordert. Darauf reitet der Kaiser die Fronten ab, um die Truppen durch Blick und Wort zu begeistern und dem Engländer, der das ganze französische Heer überschauen kann, zu zeigen, was ihm droht. Er mochte wissen, daß ein Teil der Wellingtonschen Truppen aus unzuverlässigen Leuten bestand, wenn auch das Urteil ihres Führers übertrieben war, der sie noch vor wenig Wochen „die schlechteste (infamous) Armee, die je auf die Beine

gestellt worden", nannte. Dann erst, nach Mittag, läßt er den Kampf beginnen. Wie sehr kam dieser Zeitgewinn den Verbündeten zustatten! Napoleon will — so läßt es sein um 11 Uhr erteilter Schlachtbefehl*) durchblicken — das Zentrum des Feindes forcieren, der seine Hauptstärke westlich von der Straße postiert hat, will auf dieser Straße bis Mont Saint Jean vordringen, dadurch die gegnerischen Streitkräfte auseinanderwerfen, Brüssel gewinnen und Wellington zugleich von dieser Stadt und von den Preußen nach Westen hin wegdrängen. (Die Proklamation an die Brüsseler hat er schon, aus Laeken (!) datiert, gedruckt bereit.) Um dies zu erreichen, läßt er zunächst, noch bevor die Aufstellung ganz vollendet ist, seinen linken Flügel das vom Feinde besetzte Schloß Hougoumont mit Entschiedenheit angreifen, damit sich hierher die Aufmerksamkeit Wellingtons und von der Mitte ablenke; dann erst, um halb zwei Uhr, soll der „Hauptangriff" erfolgen. Aber schon diese erste Berechnung des Kaisers wird nicht zutreffen. Die Gegner haben jenes Schloß zur Zitadelle umgewandelt und verteidigen es mit unerhörter Kaltblütigkeit gegen immer neue Angriffe, bis schließlich zwei Divisionen des französischen Vordertreffens sich daran verbluten werden, ohne etwas zu erreichen. Und da Hougoumont sich hält, ohne daß Wellington es nötig hätte, seinen rechten Flügel auf Kosten des linken und der Mitte zu verstärken, müssen die Franzosen ihren Hauptangriff hier gegen ungeschwächte Kolonnen unternehmen. Doch nicht genug daran; gerade, wo sie sich dazu anschicken, erfährt der Kaiser aus einem aufgefangenen Briefe, daß er auch mit den Preußen zu tun bekommen, daß ihm Bülow in die rechte Flanke fallen werde, und da, wie um jeden Zweifel auszuschließen, erscheinen auch bereits rechts bei dem eine Meile entfernten Chapelle St. Lambert Truppenmassen, die ein ausgeschickter Adjutant als Preußen erkennt. Da stand eine Gefahr, mit der er so ganz und gar nicht gerechnet hatte, plötzlich in drohender Nähe; schon in ein paar Stunden kann Bülow in die Schlacht eingreifen. Um ihm die Flanke nicht darzubieten, muß der größte Teil der ersten Re-

*) Corresp. XXVIII, 22.060.

serve unter Mouton nordöstlich von Plancenoit gegen ihn aufgestellt werden. Diese Kräfte — bei 10.000 Mann — fehlen natürlich für den nachdrücklichen Stoß, der Wellington über den Haufen werfen soll. Und wenn es nur bei Bülow allein blieb; wenn nur Grouchy die andern Preußenkorps festhielt! Wie viel lieber, wenn er zur Stelle wäre und Bülow bezwingen könnte. „Versäumen Sie keinen Augenblick, sich uns wieder zu nähern und sich mit uns zu vereinigen, um Bülow zu vernichten, den Sie auf frischer Tat ertappen werden", läßt jetzt Napoleon an ihn schreiben.*) Aber wird ihn die Nachricht noch erreichen? Sicher nicht vor drei oder vier Stunden. Und wenn, wird ihn der Feind loslassen, den er doch beschäftigen soll? Vergebliche Hoffnung. Grouchy stand jetzt wirklich bei Wavre, wohin er viel zu spät aufgebrochen war, mit einem Preußenkorps (Thielmann) im Kampfe, während zwei andre hinter Bülow zu Wellington unterwegs waren und langsam zwar, doch unerbittlich vorrückten. Er kam nicht los. Später half er sich mit einer schlechten Ausrede.

So genau aber erkannte Napoleon noch nicht, was ihm drohte, als er beschloß, nun aufs rascheste mit dem Gegner vor ihm fertig zu werden, ehe von rechts her der erste Kanonenschuß fiel. Da gingen denn die vier Divisionen des Korps d'Erlon in geschlossenen Kolonnen staffelweise, die zunächst an der Straße vorauf gegen das linke Zentrum des Feindes bei La Haye Sainte, die andern gegen Papelotte und La Haye vor.

*) Später, auf St. Helena, hat der Kaiser in seinen Diktaten über den Feldzug behauptet, er habe schon am Spätabend vorher, um 10 Uhr, an Grouchy einen Befehl nach Wavre erteilt, wo er ihn vermutete: er solle vor Tagesanbruch von dorther eine Division nach St. Lambert dirigieren und damit seine Vereinigung mit der Armee herstellen. (Corresp. XXXI. p. 179). Das ist nachträglich erfunden, da der Kaiser damals noch gar nicht wußte, daß sich Grouchy nach Wavre wenden wolle, und ihm erst um 10 Uhr vormittags am 18. schreiben läßt: „Der Kaiser wünscht, daß Sie ihre Bewegungen gegen Wavre hin richten." (Zit. von Lettow-Vorbeck, I. 415). Das war die Antwort auf einen nach Mitternacht eingelangten Bericht des Marschalls, worin ein Vorgehen nach Wavre nur unter der Bedingung in Aussicht gestellt war, „wenn sich nach der Meldung der (von Gembloux nach Sart-à-Walhain ausgesandten) Reiterei die Hauptmasse der Preußen auf Wavre zurückzieht". (Houssaye, „1815" II. 249).

Das erstere, an der Chaussee liegende Gehöft ward erstürmt. Da es aber nicht gehalten werden konnte, und auch der darauffolgende Angriff auf die Höhe abgeschlagen wurde, mußten die Divisionen, von den englischen Kürassieren angefallen, retirieren. Darauf versuchte Napoleon, der sich bei Belle-Alliance aufhielt, die rechte feindliche Mitte durch eine Kavallerieattacke im größten Maßstabe zu durchbrechen. Das Kürassierkorps Milhauds stürzt sich auf die Position der Engländer, aber es hat wenig Erfolg; seinen Ansturm lähmt der aufgeweichte Boden der Niederung; und wenn es auch auf der Höhe die feindliche Artillerie zum Schweigen bringt, so erwarten dahinter zwanzig Karrees die französischen Reiter und halten Stand. Denn Wellington hatte die Gefahr kommen sehen und das Zentrum verstärkt, was er um so leichter tun konnte, als der linke Flügel sich des Angriffs bereits erwehrt hatte und rechts Hougoumont noch immer Widerstand leistete. Noch ehe Ney, der den überstürzten Angriff kommandierte, zur Unterstützung Infanterie nachrücken lassen konnte, mußten die tapferen Kürassiere weichen. Eine neue, verstärkte Attacke von sechsunddreißig Schwadronen erfolgt. Ein wahres Meer von Reitern ergießt sich in wiederholten Anstürmen über den Plan und spült in fürchterlichen Wogen um die feindlichen Bataillone. Gar manche werden überschwemmt, manche bröckeln ab, im rechten Zentrum sind die Brigaden der Hannoveraner und der Deutschen Legion so gut wie außer Gefecht gesetzt, und eine weite Lücke klafft in der Aufstellung der Briten; und schon — um 6 Uhr — ist auch La Haye Sainte von den Franzosen erstürmt, desgleichen Papelotte und La Haye, und immer weiter nach oben dringen die französischen Infanteriekolonnen vor. Wenn jetzt der Kaiser das unverbrauchte Fußvolk in jene Lücke schob, so konnte der Erfolg des Tages leicht auf seiner Seite sein. Napoleon hatte seine Reserven bereits verausgabt, bis auf die alte Garde. Die wollte er noch nicht daran setzen. Und er wollte dies nicht, weil um fünf Uhr Bülows Batterien zu spielen begonnen und Mouton nach Plancenoit zurückgenötigt hatten. Dieser Platz mußte um jeden Preis gehalten werden, sonst geriet der Feind auf die Rückzugslinie und eine Katastrophe war die Folge. Deshalb hielt Napoleon

die alte Garde in dem einzigen Moment zurück, der die Entscheidung noch zu seinen Gunsten hätte wenden können. Inzwischen gelang es Wellington mit einigen Brigaden seines linken Flügels das Zentrum wieder zu sichern, was freilich nur möglich geworden war, weil bereits das preußische Korps Zietens auf die Linke zumarschiert kam. „Die Bataille ist verloren," rief General Müffling den anrückenden Verbündeten zu, denen er entgegengeeilt war, „wenn das Korps nicht im Marsch bleibt und die englische Armee sofort unterstützt." Es blieb im Marsch.

Unterdessen hatten sich die junge und ein paar Bataillone der alten Garde damit beschäftigt, Blücher, der mit den Bülowschen Truppen Plancenoit endlich erobert hatte, wieder daraus hinauszuwerfen. Das gelang um 7 Uhr abends. Nach diesem Erfolg läßt Napoleon noch einmal die ganze Linie gegen Wellington avancieren. Und jetzt nimmt er auch von den 5000 Garden, die er noch übrig hat, alles bis auf ein paar Bataillone zu einem letzten Stoß ins britische Zentrum zusammen. Es war die Tat eines Verzweifelten, denn im Grunde hatte er schon nach den mißlungenen Kavallerieattacken die Schlacht verloren und mußte sich zurückziehen, solange die Schlinge bei Plancenoit noch offen stand. Freilich war er dann besiegt, und was galt er noch, wenn er besiegt war? Darum wagte er alles, was noch den Schein von Rettung blicken ließ. Mit „Vive l'Empereur!" rückten die Triarier des Heeres, von ihm selbst bis La Haye Sainte geführt, vor. Als jetzt die Kanonen Zietens ihr Feuer gegen die von den Franzosen eroberten Stützpunkte bei Smohain und Papelotte richten, wird den Kämpfern, um ihren Mut unerschüttert zu erhalten, mitgeteilt, das sei Grouchy, der ihren Angriff unterstütze. Im Sturm dringen die Garden in der Mitte bis an des Feindes letzte Linie. Doch hier, von einem sicheren Feuer dezimiert, verlieren auch sie Kraft und Haltung und gehen zurück. Und soeben ist auch das Fußvolk des Zietenschen Korps in den Kampf eingetreten, hat die längst ermatteten Franzosen aus den eroberten Ortschaften wieder vertrieben, unter denen die rasch gewonnene Überzeugung, daß man es hier mit neuen Feinden zu tun habe, eine Panik ohnegleichen erzeugt. Sie erfaßt alsbald alle Reihen,

und alles retiriert ohne Ordnung. Jetzt kann die arg zusammengeschmolzene Wellingtonsche Armee sogar daran denken, die Offensive zu ergreifen, zu der ihr Führer vor ihrer Front das Zeichen gibt. Es ist acht Uhr geworden. Nur drei Karrees der Garde halten noch vor La Haye Sainte zusammen, wo der Kaiser in ihrer Mitte im Feuer der englischen Geschütze den Erfolg des letzten Stoßes abgewartet hatte; auch sie müssen nun, von Feinden umringt, die sie heroisch abwehren, zurück bis auf die Höhe von Belle-Alliance.*)

Von hier aus versucht Napoleon durch seine Adjutanten die Fliehenden zum Stehen zu bringen; umsonst. Während der Sturm auf die englische Stellung mißglückte, war rechts auch noch das dritte Preußenkorps eingetroffen; und nun geht den Franzosen Plancenoit aufs neue verloren. Es war etwa halb neun. Bald ist die Straße unpassierbar, da die preußischen Kugeln sie bereits bestreichen, und so flutet westlich davon das geschlagene Heer in wilder Hast zurück. Napoleon selbst muß auf seine Sicherheit bedacht sein und reitet, da sein Wagen in Caillou nicht mehr zu erreichen ist, mit Soult, Drouot und einer kleinen Suite nach Genappe, nur noch von einer Abteilung der Garde gedeckt. Aber auch hier ist, bei der heftigen Verfolgung durch die Preußen, kein Anhalten möglich, und der Kaiser, dem sonst jeder kurze Ritt schon Schmerzen verursachte, muß bis fünf Uhr morgens im Sattel bleiben, bis er endlich in Charleroi ein Gefährt findet, das ihn nach Philippeville bringt. Erst dort kann er sich einige Stunden Ruhe gönnen. Dann erläßt er Befehle an die nicht am Feldzug beteiligt gewesenen Korps, verfaßt die Bulletins über Ligny und Mont Saint Jean, wie er die Schlacht bei Waterloo nennt, und diktiert an Joseph nach Paris einen Brief, der beweist, daß

*) Eines der beiden Karrees löste sich dann auf. Das zweite entkam, doch wurde der General, der es kommandierte, Cambronne, verwundet und zur Ergebung gezwungen. Daß dieser die ihm in den Mund gelegten Worte: „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht“ („La garde meurt et ne se rend pas“), nicht gesprochen hat, ist längst erwiesen. Bertrand will, wie er auf St. Helena erzählte, dieselben Worte von General Michel vernommen haben. Zuverlässigere Zeugen als er legen Michel, andere den Soldaten, einen viel kürzeren und drastischeren Ausdruck in den Mund.

dieser Mann die Hoffnung erst mit seinem letzten Lebenshauche aufgeben wird. Noch sei nicht alles verloren, versichert er. Gelinge es ihm nur, sämtliche disponible Kräfte zu vereinigen, so habe er noch immer 150.000 Mann, ja, mit den Nationalgarden und den Depotbataillons sogar 300.000 Mann. Wenn Grouchy nicht gefangen ist, denn er habe noch nichts von ihm gehört, sei es ihm möglich, schon hier 50.000 Mann zu sammeln und den Feind aufzuhalten, bis Paris und Frankreich ihre Schuldigkeit getan haben. Der Bruder möge dafür sorgen, daß die Kammern ihm in würdiger Weise beistehen. Er schloß das Schreiben, indem er eigenhändig hinzufügte: „Mut, Festigkeit!“*)

Sechstes Kapitel.

Sankt Helena.

In Paris hatte man nach der Abreise des Kaisers zur Armee ängstlich auf Nachrichten gewartet. Und was das Drückende der Lage bezeichnete: man befürchtete einen Erfolg des Kriegsfürsten fast ebenso sehr wie eine Schlappe des Heeres, das er befehligte. Nicht bloß, weil er, siegreich, wieder der alte unumschränkte Herrscher werden und sich der Fesseln, die er sich jetzt auferlegt, entledigen konnte, sondern weil der Krieg damit erst recht begann und wer weiß wann endete. Schon längst hatte man ja das schreiende Mißverhältnis zwischen dem Ruhme der heimischen Waffen und der Notlage der Nation erkannt. Und war nicht in den letzten Jahren der napoleonischen Regierung auch diese Glorie recht auffallend verblaßt? Doch da ertönten am 18. Juni — just als bei Mont Saint Jean der Donner rollte — die Kanonen vor dem Invalidenhotel und verkündeten einen neuen ersten Sieg: es war der bei Ligny. Also waltete doch noch immer die alte Gunst des Kriegsgottes. Wer sich darüber freuen konnte, freute sich. Das waren die Revolutionäre und die auf-

---

*) Fleury de Chaboulon, II. 195 zitiert den Wortlaut des Briefes, der ihm vom Kaiser diktiert worden war. Ich sehe keinen Grund, seinem Zeugnis zu mißtrauen. Vgl. Houssaye. „1815“, II. 434.

geregten Arbeitermassen von Paris, weil die Anwälte der Legitimität und der Bourbons gedemütigt waren, die Bonapartisten, da ihr Abgott triumphierte, und wohl auch die urteilslose Menge derjenigen, die sich bei dem stolzen Gefühl eines französischen Sieges begnügten. Die rechnenden Köpfe freilich ließen die Staatsrente um volle vier Franken fallen. Aber schon am zweitnächsten Abend war das Bild gänzlich verändert. Dumpfe Gerüchte von einer grausigen Niederlage liefen umher, und jetzt blieben die Invaliden stumm. Am 21. schien kein Zweifel mehr möglich: das Heer war zertrümmert, der Kaiser auf der Flucht. Ja, es hieß sogar, er sei schon wieder in Paris. Wie? er hatte also die Armee verlassen, anstatt sie zu sammeln und mit ihr dem Feinde den Marsch auf die Hauptstadt zu erschweren? Man geriet hierüber außer sich — doch der Rentenkurs notierte um zwei Franken höher.

In der Tat, Napoleon befand sich seit dem Morgen des 21. Juni im Elysée, wo er schon vorher gewohnt hatte. Er hatte in Laon mit den Offizieren seiner Umgebung die nächsten Maßregeln erwogen und sich für die Fahrt nach Paris entschieden. Grouchy vermutete er in Kriegsgefangenschaft und übersah erst jetzt die ganze Wirkung der unseligen Sonntagsschlacht. Sie hatte den Franzosen über 30.000 Mann gekostet.*) Die Übrigen waren zerstoben, und nur mit Mühe ließen sich einige Tausend sammeln. Und wie leicht hätte er dies vermeiden, zum zweiten Male siegen können, wenn er ohne Zaudern nach der Affaire von Ligny die Preußen nicht aus den Augen verloren, sie ohne Rast verfolgt und sich erst dann auf die Engländer geworfen hätte, wie er im Jahre 1796 in Italien getan. Der gefährlichste Gegner war ja schon geschlagen, und der andere, welcher der neuen Kriegskunst ungelenk gegenüberstand und seine Kräfte schlecht zusammenhielt, völlig isoliert verloren, wenn er sich überhaupt zum Kampfe stellte und nicht nach Antwerpen zurückwich. Und dann? War es dann nicht möglich, daß die Politik den Spuren

*) Die Armee Wellingtons hatte 8000, die Blüchers 7000 Mann (die meisten vom Bülowschen Korps) verloren.

der Waffen folgte und den Mächtebund trennte, ehe er noch zu siegen verstand? „Es gibt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance“ — schrieb Gneisenau am 22. Juni an Hardenberg — „entscheidend ebensowohl durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst, als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit allen ihren Kongreßerinnerungen?“*) Aber nicht auf die Feinde allein, auch auf die Franzosen mußte der Ausgang des Kampfes am 18. Juni mächtig einwirken. So rasch hatten sie sich das Ende nicht gedacht. Nur der schlaue und intriguante Fouché, den Napoleon durchblickte und doch nicht zu beseitigen wagte, hatte ihm seine Frist bis auf den Tag bestimmt, als er am 20. März zu seinem Freunde Gaillard sagte, er werde in drei Monaten mächtiger sein als dieser „furiose Narr“, und richtig prophezeit, als er sich zu Pasquier im Mai äußerte: „Der Kaiser wird eine oder zwei Schlachten gewinnen, die dritte verlieren, und dann ist unsere Zeit gekommen.“**) Napoleon sah einem Sturm im Innern entgegen, der ihn nur zu leicht hinwegfegen konnte, wenn er ihn nicht noch im letzten Augenblicke zu beschwören verstand. Darum war er nach Paris geeilt, und darum sitzt er jetzt mit seinen Brüdern und Ministern zusammen, um — selbst aufs äußerste erschöpft und verstört — das Mittel hierzu zu erwägen.

Er schien es gefunden zu haben. Nachdem er die Lage der Verteidigungskräfte als eine nicht ganz hoffnungslose zu schildern versucht, kam er zu dem Schlusse: er bedürfe, um das Vaterland zu retten, einer zeitweiligen Diktatur; er könnte sich ihrer bemächtigen, doch wäre es nützlicher und der Nation würdiger (plus nationale), wenn sie ihm von der Kammer übertragen würde. Aber kaum hatte er dies vorgebracht, so mußte er von einem seiner ergebensten Anhänger, Regnauld de Saint-Jean d'Angély, hören, daß die Kammer ihn nicht mehr für berufen halten dürfte, das Vaterland zu retten, und daß sie das Opfer seiner Abdankung verlangen werde. Und so war allerdings die Lage. In der Deputiertenkammer, deren Mitglieder

*) Delbrück, Gneisenau, II. 225.

**) Madelin, Fouché, II. 344; Pasquier, Mémoires, III. 195.

seit dem Morgen versammelt waren, hatte die von Fouché heimlich vermittelte Kunde, daß man im Elysée über ihre Auflösung diskutiere, eine Aufregung sondergleichen hervorgebracht, die Regnauld nicht hatte beschwichtigen können. Nun riet Davout, den Gesetzgebenden Körper in eine andere Stadt zu verlegen; Lucian sprach eifrig vom Ergreifen der Gewalt, von Auflösung des Parlaments und Belagerungszustand, und auch Napoleon begann sich bereits diesem Gedanken zuzuneigen: da traf die Botschaft ein, die Kammer habe sich in Permanenz erklärt, halte jeden Versuch, sie aufzulösen, für Hochverrat und werde den, der ihn wage, vor Gericht stellen; die Minister des Äußern, des Innern, des Kriegs und der Polizei hätten allsogleich vor den Deputierten zu erscheinen. Das war ein Staatsstreich von unten, der den befürchteten von oben parieren sollte. Die Abgeordneten des Volkes — Lafayette an ihrer Spitze — empörten sich gegen Napoleons Gesetz und Willen, dem nach der neuesten Verfassung das Recht zustand, die Kammern aufzulösen. Und so mächtig war diese Strömung des Widerstandes, daß sie auch die Pairs erfaßte, die den Beschluß der Repräsentanten zu dem ihrigen machten. Was war da zu tun? Noch saß Napoleon mit seinen Ministern beisammen, denen er verbot, dem Rufe der aufrührerischen Abgeordneten zu folgen, als man vernahm, diese seien drum und dran, den Antrag auf Absetzung des Kaisers zu stellen, wenn die Geladenen nicht sofort erschienen. Nun fügte sich Napoleon. Freilich erst, nachdem Davout unter dem Eindruck des Kammerbeschlusses erklärt hatte, er könne die bewaffnete Macht für Maßregeln gegen die Volksvertretung nicht zur Verfügung stellen. Er selbst sandte — um den Schein zu retten, daß er nicht gezwungen handle — die Minister und Lucian als seine Bevollmächtigten zu den Abgeordneten mit einer Botschaft, in der er mitteilte, er habe aus Caulaincourt, Carnot und Fouché eine Kommission gebildet, um mit den Feinden Unterhandlungen anzuknüpfen und den Krieg zu beenden, sofern es mit der Ehre und der Unabhängigkeit des Landes vereinbar sei; er rechne auf den Patriotismus des Parlaments. Doch damit gab sich die Kammer nicht zufrieden. Die Mächte hätten ihn geächtet und

wollten mit ihm nicht unterhandeln; seine Kommission sei demnach unnütz; das Parlament selbst müsse als Unterhändler auftreten. „An Napoleon allein“, rief der Abgeordnete Lacoste aus, „hat Europa den Krieg erklärt. Ich sehe nur einen einzigen Mann zwischen uns und dem Frieden. Er gehe fort (nach anderen Berichten: „er spreche ein Wort“) und die Ruhe ist gesichert.“ Andre drohten mit Entthronung, wenn er nicht abdanke. Für heute aber begnügten sich die Deputierten, aus ihrer Mitte fünf Kommissare zu wählen, die mit fünf Pairs und den Ministern gemeinsam die Mittel zur Rettung des Staates zu erwägen hatten.

So verging der 21. Juni. Am nächsten Tage verschärfte sich die Lage derart, daß nun selbst die Brüder zur Abdankung rieten. Die Abgeordneten hatten den Beschluß ihrer Kommission, eine Abordnung der Kammer mit den Verbündeten in Verhandlung treten zu lassen, und eine Erklärung des Kaisers vernommen, er wolle, wenn dann wirklich seine Person das einzige Hindernis des Friedens wäre, jedes Opfer bringen. Aber das war nicht, was man wünschte. Wieder rief man nach der formellen Abdankung Napoleons; wieder forderten Einzelne, daß man ihn einfach absetze, wie im verflossenen Jahr. Endlich nahm man den Antrag des Deputierten Duchesne an, den Kaiser im Namen des Staatswohles um seinen Rücktritt zu ersuchen. Nur eine Stunde Frist bewilligte man noch, damit er spontan seinen Entschluß fassen könne. Da ging dann ein republikanisch gesinnter General, Solignac, der schon unter dem Directoire Volksvertreter gewesen und unter dem Konsulat in Ungnade gefallen war, mit einigen Kollegen ins Elysée, um dem Kaiser gleichsam im Vertrauen die Bitte vorzutragen, er möge durch rasche Niederlegung seiner Würde der Aufforderung dazu zuvorkommen, und Napoleon versprach es. Als aber die Deputierten sich entfernt hatten, tobte er und ereiferte sich mit verzerrten Mienen und bebender Stimme gegen das „Gemisch von Jakobinern, Wirrköpfen und Ehrsüchtigen“, die ihm da Gewalt antun wollten. Nun gerade will er nicht tun, was sie wünschen. Es war als wollte er der Zeit noch die letzten Augenblicke seiner Herrschaft abtrotzen. Da sah man ihn im Park und darauf in seinem Arbeitskabinett mit sich

allein redend auf- und abgehen in unerhörter Bewegung. Seine Einsicht rang offenbar mit seinem Ehrgeiz einen fürchterlichen Kampf. In der letzten Nacht noch — Lafayette gab es später zu — hätte er die einflußreichsten Mitglieder der Kammer verhaften lassen, diese auflösen und die Diktatur ergreifen können. Das war nun versäumt; es hatte ihm dazu die Entschlußkraft gefehlt. Aber war denn damit schon jeder Schritt in dieser Richtung unmöglich geworden? Die Pariser Garnison war nicht unbedeutend, etwa zehntausend Mann von den Depots der Garde und der Linie. Dazu kamen die revolutionären Bataillone aus den Vorstädten; „Föderierte" nannte man sie, wie ehedem. Er hatte zwar bisher nur 3000 von ihnen mit Waffen versehen, aber er konnte allenfalls auf die fünffache Anzahl rechnen. Sie würden ihm wohl, wie die Truppen, folgen, wenn es gegen das Parlament der Besitzenden ging. Freilich würde das nicht sein, wie im Brumaire, und sicher nicht ohne Kampf mit den 20.000 Nationalgarden abgehen, die, aus dem Mittelstande rekrutiert, bereit standen, die Kammern zu verteidigen. Und wäre das nicht der Beginn eines Bürgerkrieges, aus dem er im besten Falle als Parteimonarch hervorginge, unterstützt und damit abhängig von Elementen, für die er sich längst das Wort „Canaille" zurechtgelegt hatte.*) Über seinen tiefen Widerwillen dagegen kam er nicht hinweg — von allen andern Erwägungen, die sich ihm aufdrängten, ganz abgesehen.**) Und so entschied er sich denn für den Verzicht. Am Nachmittag des 22. Juni diktierte er seine Abdankung „zugunsten seines Sohnes Napoleon II.".

Ob die Repräsentanten von dieser Klausel Notiz nehmen werden? Vorläufig lassen sie zwar dem Kaiser durch eine

*) „Mit der Canaille hätte ich mich in Paris halten können", sagte er auf St. Helena. Gourgaud, Journal, II. 199.

**) Vor Beginn des Feldzuges hatte er einmal zum Polizeipräfekten Réal gesagt: „Ich sehe sehr gut, was man hätte tun sollen, um die Massen in Bewegung zu bringen: ich hätte die rote Mütze aufsetzen und die Leidenschaften entflammen müssen. Aber die rote Mütze würde mir nicht gut stehen; ich wäre nicht mehr, was ich gewesen war, und dann: ich bin zu derlei schon zu alt." (Chastenay, Mémoires, II. 497.) Hinterher gestand er auf St. Helena: „Man muß es am Ende sagen: ich hatte dazu den Mut nicht." (Gourgaud, II. 283.)

Deputation ihren Dank aussprechen für das großmütige Opfer, das er gebracht, ernennen aber sofort Carnot, Fouché und General Grenier, die Pairs Caulaincourt und Quinette zu Mitgliedern einer provisorischen Regierung. Es war wie ein Abbild jenes fünfgliedrigen Direktoriums, das er damals beseitigt hatte, als er sich zu der Herrschaft aufschwang, die er jetzt endgültig verlor. Und auch das gleichgültige Publikum fehlte nicht, das diesen Dingen jetzt wie jenerzeit von ferne zusah, ohne just tief erregt zu werden. Ein Augenzeuge meldet: „Vollständige Ruhe herrschte in der Stadt und wurde nicht einen Augenblick gestört. Von Regierung zu Regierung hin- und hergeworfen, hatte das Volk weder Neigung für den, den es verlor, noch für den, den es bekommen sollte. Es schlief, in der Erwartung, daß man ihm bei seinem Erwachen sagen werde, ob es Napoleon II. oder Ludwig XVIII. zu gehorchen habe.“ Keinesfalls aber Napoleon I. Sein Regiment der „Hundert Tage“ war zu Ende.

Nur aus jenen untersten Schichten der Bevölkerung, insbesondere aus den Vorstädten, zeigten sich in den nächsten Tagen Trupps vor dem Palais, riefen nach der Diktatur des Kaisers und ließen ihn hoch leben. Waren es diese Kundgebungen oder war es im allgemeinen die Verlegenheit, die der nun abgetane Imperator durch seine bloße Gegenwart der provisorischen Regierung immerhin bereitete, nachdem bekannt geworden war, daß Grouchy seine Korps gerettet, Soult bei Laon die Trümmer von Waterloo gesammelt hatte und daß etwa 50.000 Mann nach Paris auf dem Wege waren, die — wenn man von einem Teile der Offiziere absah — alle nach ihrem Führer verlangten? man suchte ihn zu bestimmen, daß er sich aus der Hauptstadt entfernte. Dies gelang schließlich Davout, der, vom Kaiser mit Vorwürfen gegen die abtrünnigen Minister empfangen, sich kühl und förmlich seines Auftrages entledigte. Napoleon weigerte sich nicht Am 25. Juni vertauschte er den Pariser Palast mit dem Lustschloß von Malmaison, wo ihn die Exkönigin Hortense, die es von ihrer Mutter geerbt hatte, empfing. Hier verbrachte er die folgenden Tage, scheinbar in Erinnerungen versunken an die Zeit, wo er in denselben Räumen als Konsul die Pläne zu seiner Weltherrschaft entwarf,

und das Projekt seiner Niederlassung in Nordamerika erwägend, da ihn Frankreich von sich stieß. Und nicht nur ihn allein, sondern auch den, zu dessen Gunsten er sich der Macht entäußert hatte. Denn war nicht schon die Einsetzung einer provisorischen Regierung am 22., anstatt der Wahl einer Regentschaft, ein widerstrebender Zug der Volksvertretung gewesen? Und wenn es am Ende den Bonapartisten der zweiten Kammer auch noch am Tage darauf gelungen war, diese dazu zu bringen, daß sie Napoleon II. als Kaiser von Frankreich anzuerkennen beschloß, so beschloß sie doch in einem Atem, daß die provisorische Regierung als „eine Bürgschaft der Freiheit und der Ruhe der Nation" nebenher bestehen blieb.*) Und wenn dann gleich eine aus den Kammern gewählte Deputation ins Hauptquartier der Verbündeten entsendet wurde, um ihnen den Frieden auf der Grundlage der Integrität Frankreichs und der Herrschaft des jungen Bonaparte nahezulegen, so wußte Fouché, der hinterhältige Präsident der Fünfmänner, der längst mit einem Vertrauten Ludwigs XVIII. angeknüpft hatte, nur zu gut, daß der Sohn des gestürzten Kaisers bei keiner der Mächte, auch bei Österreich nicht, auf Anerkennung zählen durfte.**) Und jene Sendboten wußten es auch. Als sie auf den Kammerbeschluß aufmerksam gemacht wurden, antworteten sie, man möge ihn als eine Farce betrachten, sie hätten die Hände frei und könnten tun, was sie wollten.***) Darum läßt Fouché auch die Regierungsdekrete nicht im Namen Napoleons II., sondern nur in dem des französischen Volkes promulgieren.

Inzwischen war aber der Feind, Blüchers Preußen den

*) „Moniteur" vom 24. Juni 1815.

**) Daß Österreich nicht daran dachte, ergibt sich aus der Weisung Metternichs an den Agenten Ottenfels aus dem April: „Österreich ist, vor allen andern, weit davon entfernt, sie (die Regentschaft) zu wünschen" (Nachgelassene Papiere II. 515), aus dessen Weisung an Merveldt in London: „Der Kaiser werde sie nie als eins der Ziele der Anstrengungen der Mächte zulassen" (Wertheimer, Reichstadt, S. 184), aus Marie Luisens jeden Gedanken daran mit tiefer Abneigung fortweisenden Briefen in jener Zeit (Marie Luise und der Sturz Napoleons, S. 415).

***) Metternich an Hudelist, 26. Juni 1815 (W. St. A.). Marie Luise u. d. Sturz Napoleons, S. 415 Anm.

Engländern weit voran, immer näher gekommen, und Malmaison wird bald bedroht sein. Da beschließt Napoleon im letzten Augenblick, am 29. Juni — soeben war ein französisches Regiment mit „Vive l'Empereur!" vorübergezogen — sich der provisorischen Regierung als einfacher General zur Verfügung zu stellen, nur um die Hauptstadt zu retten und die getrennten Gegner zu schlagen, wie er sagen ließ. Fouché aber gab dem Überbringer der fast naiv klingenden Botschaft zur Antwort, Napoleon sei durchaus irriger Ansicht, wenn er die Mitglieder des Gouvernements für so verrückt halte, auf seinen Vorschlag einzugehen. Man könne ihm nur raten, schleunigst abzureisen, da man für seine Sicherheit nicht mehr einstehe. Und das war nicht unwahr. Wissen wir doch, daß ein preußisches Detachement geradezu Befehl erhalten hatte, sich seiner Person zu versichern und ihn zu erschießen. Kaum war der Bote nach Malmaison zurückgekehrt, so befahl der Kaiser die Abreise. Er war schon in Paris dazu bereit gewesen. Damals hatte sie Fouché durch allerlei Weiterungen hintertrieben, vielleicht um mit der Auslieferung Napoleons den ersehnten Waffenstillstand zu erkaufen. Wellington wenigstens wußte von solchen Anerbietungen nach Hause zu berichten. Als aber dann die Verbündeten die Waffenruhe unter jeder Bedingung ablehnten, während die heimkehrenden Truppen den Kaiser zu einem neuen Abenteuer verleiten konnten, da mahnte Fouché selbst mit allem Eifer zur Abfahrt. Napoleon zog seinen Soldatenrock aus und fuhr in bürgerlicher Kleidung mit Bertrand, Savary und dem General Becker, der von Regierungs wegen zu seinem Begleiter bestellt war, von dannen.

Die Reise ging über Tours nach der Hafenstadt Rochefort, wo zwei französische Fregatten bereit lagen, um ihn nach Amerika zu bringen, vorausgesetzt, daß es möglich war, den Engländern zu entkommen, denn die begehrten Geleitscheine hatten diese, wie begreiflich, abgelehnt. In Niort wurde der Kaiser von den Offizieren eines Husarenregiments erkannt, das ihn bestürmte, an seiner Spitze nach Paris zurückzukehren und das Kommando über die Armee zu übernehmen. Ob damals wirklich, wie ein Getreuer des Kaisers berichtet, Briefe mit den Generalen Clauzel und Lamarque gewechselt

wurden, die in Bordeaux und in der Vendée kommandierten, um einen Militäraufstand gegen die Pariser Regierung ins Werk zu richten, läßt sich nicht weiter nachweisen. Jedenfalls wurde die unmögliche Idee sogleich wieder aufgegeben.*) Am Tage darauf — am 3. Juli — gelangte man nach Rochefort. Hier entstand aus der Schwierigkeit, an dem blockierenden englischen Kreuzer, dem „Bellerophon“, vorbeizukommen, ohne daß die Fregatten Schaden litten, eine neue Verzögerung. Bis zum 8. überlegt Napoleon täglich und umständlich im Verein mit seiner Umgebung, in der sich auch General Gourgaud, der Kämmerer Graf Las Cases, der junge Generaladjutant Graf Montholon, General Lallemand u. a. befinden, die Mittel, wie die Briten zu täuschen wären. Es werden ausführbare Vorschläge gemacht. Man will ihn auf kleinen Schiffen heimlich über den Ozean bringen. Aber er lehnt dies ab. Gegen den Vorschlag eines der Kapitäne der beiden Fregatten, den „Bellerophon“ zu beschäftigen und damit dem zweiten Segler den Weg zu öffnen, mußte sich Becker wenden, der den Kaiser nicht ohne Mühe dahin bringt, daß er sich am 9. nach der nahen Isle d'Aix hinüberfahren läßt und auf der Fregatte „Saale“ Quartier nimmt. Hier sucht ihn Bruder Joseph auf, der sich in Bordeaux auf einem Amerikaner seine heimliche Fahrt gesichert hat. Er will ihm diese Gelegenheit angeboten haben, um hier seine Rolle weiterzuspielen. Aber die Sache ist nicht verbürgt. Jedenfalls ging Napoleon auch darauf nicht ein. Inzwischen war eine Nachricht aus der Hauptstadt eingetroffen, die aller Säumnis ein jähes Ende bereitete. Am 8. Juli, einen Tag nach dem Einzuge der Preußen, war Ludwig XVIII. unter Englands Protektion und der Zustimmung der andern Monarchen nach Paris zurückgekehrt, und zwei Tage später sind auch diese dort eingetroffen. Jetzt muß jedes weitere Zaudern Napoleon verderblich werden. Er

*) Montholon, Captivité de St. Hélène, p. 33, spricht sehr bestimmt davon. Gourgaud (Journal, II. 559) erwähnt nur einer Art Kriegsrat am Abend des zweiten Juli: „Man ist der Meinung, nach Orléans zurückzukehren, wo sich die Armee befindet.“ Er erzählt aber auch, daß ihm Napoleon schon um 9 Uhr seine Instruktionen für Rochefort diktierte.

will sich nun geradezu mit dem Kommandanten des englischen Schiffes, Kapitän Maitland, in Verkehr setzen und von seinen Feinden ein Asyl ansprechen. Mit diesem Gedanken hatte er sich bereits in Paris getragen; jetzt sollte er zur Tat werden. Als Maitland ihm sagen ließ, man werde ihn nach seinem Wunsche nach England bringen, und als die meisten Personen seiner Umgebung, Gourgaud voran, zurieten, entschloß er sich, das Beispiel jenes Atheners nachzuahmen, der, von seinen Landsleuten verbannt und verurteilt, bei den Persern, die er blutig bekämpft hatte, eine Zuflucht suchte und fand. Er habe seine politische Laufbahn vollendet, schrieb er an den Prinzregenten nach London, er komme gleich Themistokles, um am Herde des britischen Volkes niederzusitzen, und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze. Und damit ging er am 15. Juli an Bord des feindlichen Fahrzeuges.

Hatte Napoleon vergessen, daß der Vertreter Großbritanniens nicht dahinter geblieben war, als man auf dem Wiener Kongreß die Acht über ihn aussprach? Der Admiral, zu dessen Kommando der „Bellerophon" gehörte, hatte lange den strikten Befehl, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Plymouth zu bringen. Worauf rechnete er also? Denn daß er rechnete, ist wohl gewiß. Nun, seine Unterhändler hatten aus ihrer zweiten Unterredung mit Maitland dessen Äußerung mitgebracht, der Kaiser werde in England aufmerksam behandelt werden, denn dies sei ein Land, wo der Monarch und seine Minister keine willkürliche Gewalt üben und wo die Hochherzigkeit des Volkes und dessen freisinnige Meinung noch über der Souveränität stehen. Darauf rechnete er, wenn er sich freiwillig auslieferte. Aber sein Kalkül war falsch. Als er den französischen Boden verließ, war er nicht der Gast, sondern der Gefangene der Macht, die er stets aufs eifrigste bekriegt hatte.*)

*) Es ist heute durch die Forschungen Houssayes („1815" III. 398) erwiesen, daß Napoleon, wenn er nun einmal nicht sein Heil in heimlicher Flucht suchen wollte, sich noch immer für das kleinere Übel entschieden hatte, als er sich freiwillig England auslieferte. Denn bereits waren Boten der königlichen Regierung nach Rochefort unterwegs mit dem Auftrage an den Kommandanten der „Saale", ihn dem Engländer gefangen zu übergeben. Nur als Kuriosum sei hier er-

Und wie ließ er das Land zurück, in das ihn seine unüberwindliche Herrschsucht noch einmal geführt! Im Felde besiegt, von Feinden überschwemmt, von Parteien, die sein Erscheinen vollends widereinander entfesselt hatte, zerrissen: das war Frankreich nach dem Tage von Waterloo. Kaum war die Kunde von der verlorenen Schlacht nach der Provence gelangt, so brach dort die royalistische Furie los und begann unter den Bonapartisten, Republikanern und Protestanten von Marseille, Nîmes, Avignon, Toulouse und Toulon eine Schlächterei, die den Schandtaten des jakobinischen Schreckens nichts nachgab. Und wie der Pöbel unten, so wütete die Kamarilla oben gegen alle, die der Verführung des Korsen erlegen waren. Eine Proskriptionsliste sammelte die Namen seiner Getreuen, und wer nicht zu fliehen vermochte, ward hingerichtet. So Labédoyère, der ihm vor Grenoble sein Regiment zugeführt, so Ney, den bei Waterloo der Tod verschmäht hatte, selbst als er ihn in Verzweiflung suchte. Und die Familie, deren Mitglieder die Throne Europas bevölkert hatten, solange das allgebietende Zepter desjenigen die Welt verschüchterte, der jetzt auf der Reede von Plymouth zum Schauspiel für englische Gaffer diente, sie war bald in alle Winde zerstoben, heimatlos wie damals, als sie vor zweiundzwanzig Jahren aus Ajaccio flüchten mußte.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juli war der „Bellerophon“ in See gestochen und am nächsten Morgen an die Küste Englands gelangt, wo das Schiff unter strenger Bewachung blieb, bis aus London die Entscheidung über das Schicksal des Gefangenen eintraf. Dort hätte man es am liebsten gesehen, er wäre Ludwig XVIII. in die Hände gefallen und als Rebell hingerichtet worden, wie der britische Premier Liverpool noch am 21. Juli an Castlereagh schrieb.*) Dem aber war Napoleon entronnen, und man mußte sich wohl oder übel mit seinem künftigen Lose beschäftigen. Am 30. ward es ihm verkündet. Da es sich mit den Pflichten gegen England selbst und die Verbündeten seines Königs schlecht vertragen würde,

---

wähnt, daß er einmal auf St. Helena meinte, er hätte besser getan, sich nach Österreich als nach England zu begeben. (Gourgaud, I. 579.)

*) Wellington, Suppliamentary dispatches, XI. 47.

hieß es, wenn „General Buonaparte“ Mittel und Gelegenheit behielte, nochmals den Frieden von Europa zu stören, so sei es notwendig, ihn in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken. Man habe daher zu seinem künftigen Aufenthalt die Insel St. Helena bestimmt, deren Klima gesund sei und deren isolierte Lage es erlaube, ihn mit mehr Nachsicht zu behandeln als dies anderwärts die notwendigsten Vorkehrungen zulassen würden. Man gestatte ihm drei Offiziere, einen Arzt und zwölf Diener dahin mitzunehmen, die jedoch die Insel ohne Erlaubnis der britischen Regierung nicht wieder verlassen dürften.*) So das Urteil. Allzusehr mag es Napoleon nicht überrascht haben, denn der Name St. Helena war schon zur Zeit der Kongreßverhandlungen, wenn auch nicht offiziell, so doch in Gesprächen genannt worden, und er mußte auf die Entfernung von Europa um so mehr gefaßt sein, da sie ihm doch schon auf Elba gedroht hatte. Wenn er also jetzt protestierte gegen die Gewalt, die man ihm antat, wenn er sich darauf berief, daß er ohne Zwang auf ein englisches Schiff gekommen und daher Englands Gastfreund, nicht Englands Gefangener sei, so konnte er damit nur Eins beabsichtigen: die öffentliche Meinung dieses Landes für sich zu stimmen und auf sie eine Wirkung auszuüben, die, wenn auch nicht sogleich, so doch vielleicht in nicht zu ferner Zeit sich geltend machte und seine Fesseln löste. Wir werden ihn forthin durchaus im Banne dieser Idee leben und handeln sehen. Freilich vergebens. Denn so einfach lagen die Dinge nicht, und nicht von England allein ward sein Geschick bestimmt. Zur selben Zeit, am 2. August 1815, wurde in Paris von Vertretern der Alliierten ein Vertrag unterzeichnet, der Napoleon als Gefangenen all der vier Mächte erklärte, die das Abkommen vom 25. März wider ihn getroffen hatten. Seine Bewachung nur und die Wahl des Ortes seiner Internierung ward England zugestanden; die übrigen Staaten behielten sich das Recht vor, Kommissare an seinen Bestimmungsort zu senden, um sich von seiner Gegenwart zu überzeugen.**)

Am 7. August bestieg Napoleon das Linienschiff „North-

*) Montholon, Captivité, p. 60.

**) D'Angeberg, II. 1478.

umberland“, das ihn nach St. Helena bringen sollte. Er hatte sich Bertrand, Montholon und Las Cases zu Begleitern erwählt, doch setzte es auch noch General Gourgaud durch, mitreisen zu dürfen. Die beiden Ersten nahmen ihre Familien mit. Außerdem begleitete der Schiffsarzt O'Meara vom „Bellerophon“ den Kaiser. Der Abschied von Savary, dessen Begleitung die britische Regierung ausdrücklich verweigert hatte, und den andern Personen der Suite wird als ein tiefbewegter geschildert. „Sie sehen, Mylord,“ sagte Las Cases zu dem kommandierenden Admiral, „hier weinen die Zurückbleibenden“. Drei Tage später, am 10. August, hatte der „Northumberland“ mit zwei Fregatten, welche die Bedeckung trugen, den Kanal La Manche verlassen, und die Küste Europas verschwand vor den Blicken des Verstoßenen.

Am 15. Oktober kam die düstere Felseninsel mit ihren nahezu senkrecht gegen das Meer abfallenden Wänden in Sicht. In dem einzigen Hafen, Jamestown, legte sich der „Northumberland“ vor Anker. Das für Napoleon bestimmte Landhaus zu Longwood, auf einer Hochebene mit etwas kühlerer Temperatur, war noch nicht in Stand gesetzt, und er bezog unterdes eine Wohnung in der nahen „Briars“ benannten Villa des Kaufmanns Balcombe, wo er mit den Hausleuten aufs freundlichste verkehrte, mit den Kindern spielte und sich manchen Scherz gefallen ließ. Erst im Dezember übersiedelte er nach Longwood. Dort ward in einiger Entfernung ein Kordon gezogen, innerhalb dessen er völlig frei sich bewegen konnte; verließ er ihn, so hatte ihn ein englischer Offizier zu begleiten.*) Doch war ihm dies nicht gestattet, wenn Schiffe in Sicht kamen; dann durfte auch weder er noch irgendjemand seines Gefolges mit den Einwohnern verkehren. Alle Briefe, die nach Longwood adressiert waren oder dort geschrieben wurden, unterlagen der Durchsicht durch den Gouverneur. Ein solcher war 1815 noch nicht ernannt, und der in diesen Gewässern stationierte Admiral Cockburn vertrat einstweilen

*) In Seaton, „Napoleons captivity in relation to S. Hudson Lowe“ ist dieses Gebiet auf einer Karte von St. Helena verzeichnet; es umschrieb 13 engl. Meilen.

dessen Stelle. Als Diesem Napoleon im November einen Protest gegen die erwähnten Vorsichtsmaßregeln durch den „Oberst-hofmarschall" Bertrand überreichen ließ und ihn zurückerhielt, weil darin von einem „Kaiser" Napoleon die Rede sei und der Admiral nur einen „General" Buonaparte kenne, begann zwischen der Gefangenenkolonie und der Behörde ein kleiner Krieg, der nur noch erbitterter geführt wurde, nachdem der neue Gouverneur Hudson Lowe angekommen war und sein Amt mit mehr Pedanterie, als nötig, zu versehen begann. Auch er ließ den Kaisertitel nicht gelten, da, wie er meinte, England Napoleons Imperatorwürde niemals während seiner Regierung und nur vorübergehend auf Elba anerkannt hätte, nach dem Bruche des betreffenden Vertrages aber keineswegs mehr dazu verpflichtet wäre.*) Lowe hatte einmal Capri — nicht sehr glücklich — gegen die Franzosen verteidigt und war in den Befreiungskriegen dem Hauptquartier Blüchers zugeteilt gewesen. Dort mag er allerdings wenig schmeichelhafte Urteile über den vernommen haben, der jetzt seiner Obhut anvertraut war. Übrigens tat er als Gouverneur seine Pflicht, wenn auch verdrossen und verschlossen, wortkarg und seltsam, immer voll Mißtrauen und um seine Autorität besorgt, aber ohne die Gehässigkeit, die man ihm in Longwood zuschrieb.**)

*) Dies war nicht ganz richtig, da das Protokoll der Châtilloner Konferenz vom 17. Februar 1814, das dem Kaiser seinen Titel gibt und dessen „Erben und Nachfolger" gelten läßt, auch von den englischen Bevollmächtigten unterzeichnet worden war. (S. D'Angeberg, Congrès de Vienne, I. 110, und Rochechouart, Souvenirs, p. 309.) Die Titelfrage kam auch einmal, Ende 1816, zwischen Napoleon und Admiral Malcolm, der Cockburn ersetzte, zur Sprache. Als Dieser ihm vorstellte, daß man ihn doch nicht mehr als Souverän behandeln könne, antwortete er: „Und warum nicht? Man soll mir diese Ehren zu meinem Vergnügen in solcher Lage lassen. Was kann das auf dieser Klippe schaden?" Auf die Frage aber: ob man ihn demnach als Kaiser bezeichnen solle? mußte er mit Nein antworten, da er abgedankt habe; doch General sei er schon seit Ägypten nicht mehr. Er schlug schlechtweg „Napoleon" vor, und dazu verstand sich schließlich auch der Gouverneur. Schlitter, Die Berichte Stürmers (d. österr. Kommissars) aus St. Helena, S. 61 u. 108.

**) Ich vermag heute dieses vor sechzehn Jahren niedergeschriebene Urteil nicht zu ändern. Lord Roseberrys in seinem Buche „The last phase" unternommener Versuch, im Sinne der alten Parteitradition

24*



Hier hatte man den Kaiser in dem größten ebenerdigen Hause, einem ehemaligen Meierhofe, schlecht und recht untergebracht. Darin fand sich für ihn neben einem wenig freundlichen Schlafzimmer mit einem Baderaum, ein Salon mit einem Billard, worauf er gerne spielte, ein Speisezimmer und ein Gemach, das man, wie in vergangenen Zeiten, das „topographische Kabinett“ nannte. In anstoßenden Nebengebäuden wohnten noch die beiden Las Cases, Vater und Sohn, das Ehepaar Montholon und General Gourgaud; Bertrand mit seiner Familie hatte ein etwas entfernteres Haus bezogen.*) So weit die Kräfte reichten, wurde der Schein des Hoflebens aufrecht erhalten. Bertrand behielt seinen Titel eines Obersthofmarschalls, Gourgaud bekam — wenn auch wohl nur scherzweise — den eines Oberststallmeisters und mit ihm die Fürsorge für die vier Wagen- und acht Reitpferde des Marstalls und eine Kutsche, in der Napoleon gegen Abend mit den beiden Frauen ausfuhr, d. h. wenn er sich überhaupt draußen sehen ließ, was oft monatelang nicht der Fall war. Graf Montholon überwachte das innere Hauswesen als eine Art Obersthofmeister. Und auch dieser kleine Hof hatte seine Etikette. Niemand trat beim Kaiser ohne Befehl ein und ohne eine Audienz nachgesucht zu haben. Niemand durfte in seiner Gegenwart sitzen, den er nicht dazu aufforderte, und oft stand Bertrand stundenlang bis zur Erschöpfung. Zur Dinerstunde erschienen die Damen in Toilette, die Herren in voller Uniform, der Kaiser selbst trug das Großkreuz der Ehrenlegion.

Anfangs hatte Dieser den Vormittag im Bette zugebracht, dann allein gefrühstückt und um 7 Uhr gespeist. Das hatte zur Folge, daß er oft des Nachts das Bett verließ, um zu lesen, oder auch um ein Bad zu nehmen, dessen Zeitdauer er jetzt,

zugunsten des Gefangenen gegen die Maßnahmen der torystischen Regierung und Lowes aufzutreten, hat vor der unbefangenen wissenschaftlichen Kritik (durch Rose, in „Napoleon“ II. 539 ff., und in „Napoleonic studies“, p. 305 ff., und durch Seaton in „Napoleons captivity in relation to Sir Hudson Lowe“ (1903) nicht standzuhalten vermocht.

*) Zu des Kaisers persönlicher Bedienung waren Marchand, der erste Kammerdiener, der „Mameluck“ St. Denis, zwei Reitknechte und einige Lakaien mitgenommen worden. Für den Haushalt sorgten ein Maître d'hôtel, ein Kellermeister, ein Koch und ein Tafeldecker.

immer in der Annahme, daß es ihm besonders zuträglich sei, maßlos ausdehnte. Erst später gewöhnte er sich an etwas mehr Regelmäßigkeit, stand — von den Ärzten zu mehr Bewegung ermahnt — früh am Morgen auf und arbeitete mit Hilfe seiner Diener und einer Anzahl gemieteter Chinesen in seinem Garten. Ziegen und anderes Getier, das eindrang, schoß er nieder. Da trug er gewöhnlich einen bequemen Pflanzeranzug, den er Nachmittags mit seiner ehedem gewohnten Uniform oder einem grünen Jagdanzug vertauschte. Diese Kleider wiesen mit der Zeit Spuren ihrer Dienstleistung auf, er legte sie aber doch nicht ab, um nicht englische Stoffe tragen zu müssen. Seine übrige Zeit teilte er zwischen Arbeiten an seinen Memoiren, die er meist Las Cases, Gourgaud oder Montholon, oft viele Stunden lang ohne zu ermüden, diktierte, Billard- oder Schachspiel, der Lektüre der englischen Zeitungen, die er jetzt erst lesen lernte, und der neuer Bücher, die ihm zugeschickt wurden. Des Abends, nach dem Speisen, las er wohl auch selbst aus Voltaire oder Corneille, aus der Odyssee oder der Bibel vor und war dann nicht eben erbaut, wenn eine oder die andre der zuhörenden Frauen ganz respektswidrig einschlief.

Weitaus fesselnder allerdings mag es für seine Umgebung gewesen sein, wenn er über unterschiedliche ernste Lebensfragen, über Menschen und Dinge, seine Meinung äußerte. Diese Meinung war nicht immer die gleiche, sie wechselte oft je nach seiner Stimmung, aber sie war doch stets interessant. So zum Beispiel wenn er sich in Hypothesen über die ewigen Dinge erging und die Frage nach der Herkunft der Seele und ihrem Schicksal nach dem Tode aufwarf. Er war dabei durchaus Materialist. „Wo ist die Seele bei einem Säugling? Wo bei einem Verrückten?“ fragte er. „Ein Nagel in Euren Kopf getrieben, macht Euch wahnsinnig. Wo ist da Eure Seele? Sie begleitet den Körper, sie wächst mit dem Kinde und geht mit dem Greise abwärts... Ich kann mich nicht erinnern, was ich vor meiner Geburt war. Und was wird aus meiner Seele nach dem Tode? Was den Körper betrifft, nun, der wird zur Steckrübe oder zur Karotte... Wer einmal tot ist, ist gründlich tot... Was ist Elektrizität, Galvanis-

mus, Magnetismus? Da liegt das große Geheimnis der Natur. Der Galvanismus arbeitet in der Stille. Ich, für mein Teil, glaube, daß der Mensch das Produkt dieser Fluide und der Atmosphäre sei, daß das Gehirn diese Fluide aufsauge, was das Leben schafft, daß die Seele sich aus diesen Fluiden zusammensetze, die nach dem Tode in den Äther zurückkehren, von wo sie dann durch andre Gehirne aufgesogen werden... Allerdings ist der Gedanke an einen Gott das nächstliegende: Wer hat das alles gemacht? Da ist der Schleier, den zu lüften unsere Seele und unser Verständnis nicht ausreichen. Die einfachste Idee wäre die, die Sonne anzubeten, die alles befruchtet. Ich wiederhole, ich glaube, daß der Mensch das Produkt der von der Sonne erwärmten Atmosphäre ist und daß nach einiger Zeit diese Wirkung aufhörte... Hätte ich eine Religion zu wählen, so würde ich die Sonne verehren, die alles belebt; sie ist der wahre Gott der Erde... Ich würde am Ende auch an eine Religion glauben, aber nur an eine, die vom Anfang der Welt an bestünde; doch da ist Sokrates, Plato, Moses, Mahomet, und da glaube ich nicht mehr. All das wurde von Menschen erfunden. Ich weiß, um religiös zu sein, zu viel von der Geschichte und habe selbst genugsam mit Religionen operiert... Ich liebe diejenige Mahomets besonders, denn sie ist weniger lächerlich als die unsrige; die Türken nennen uns nicht umsonst Götzendiener. Auch hat sie in zwanzig (ein andermal: in zehn) Jahren die halbe Welt erobert, was dem Christentum erst nach drei Jahrhunderten gelang... Ich bin nicht überzeugt, daß Jesus je gelebt habe, und würde an die christliche Religion nur glauben, wenn sie von jeher existiert hätte.“ Übrigens sei der Katholizismus dem Anglikanismus vorzuziehen usw. Als der gläubige Gourgaud meinte, der Kaiser werde auch noch einmal in Frömmigkeit enden, antwortet Dieser, man werde erst fromm, wenn der Körper schwach werde und man seinen Kopf nicht mehr in der Gewalt habe... Religion sei allerdings nötig, aber nur um die Menschen gesellschaftlich zu festigen.*) Und dann erging er sich

*) S. Gourgaud, Journal I. 409, 435, 440, 451, 354; II. 22, 270, 275, 437 u. a. a. O.

in zahllosen Gesprächen über Kirche und Staat und über des Letzteren beste Einrichtung, wobei er sich von der konstitutionellen Wendung, die er zuletzt in Frankreich genommen hatte, mitunter recht weit entfernte. „Ich hatte vielleicht Unrecht, Kammern zu bilden; ich glaubte, es werde mir nützen und mir Mittel verschaffen, über die ich, wenn ich Diktator blieb, nicht verfügen konnte. Ich hatte Unrecht, eine kostbare Zeit mit einer Konstitution zu verlieren, um so mehr, als es von vornherein meine Absicht war, die Kammern fortzuschicken, sobald ich mich als Sieger und außerhalb jeder Verlegenheit (hors d'affaire) sah... Ich folgte auch nur der Mode, als ich mich mit einer Verfassung beschäftigte. Denn eine beratende Versammlung ist eine schauderhafte Sache. Die englische Verfassung taugt eben nur für England... Beratschlagende Körperschaften muß man nicht einführen; die Menschen darin, auf die man rechnet, wechseln zu rasch ihre Meinung. O, Waterloo! Waterloo!.. Alles hing von Waterloo ab... Ich bin der Meinung, daß für Frankreich gar keine Verfassung taugt; das ist ein rein monarchischer Staat; das will sagen: keine beratende Versammlung!, keine gesetzgebende Körperschaft! Will man in einem Lande eine Revolution anzetteln, dann braucht man nur eine repräsentierende Körperschaft einzuberufen, und sofort bilden sich zwei Parteien und es entstehen Haß und Leidenschaften."*) Und wie aufmerksam hörte man ihm zu, wenn er von seiner Jugend und seinem Emporkommen erzählte. Freilich nicht immer ganz richtig, so zum Beispiel wenn er seinem „Discours" über die Lyoner Preisfrage**) nachrühmte, er sei tatsächlich mit einem Preise im Werte von fünfzig Louis gekrönt worden. Seine großen Erfolge in Frankreich hat er übrigens nicht bloß seiner Persönlichkeit zugeschrieben. Als er einmal Voltaires „Mahomet" vorlas und auf den Propheten zu sprechen kam, sagte er, Dieser habe die Bedingungen für seine welthistorische Stellung vorgefunden, und fuhr fort: „Das ist so wie bei mir. Auch ich fand alle Elemente für ein Kaiserreich vor. Man

---

*) **Ebenda**, I. 93, 99, 103, 135, 325.

**) S. Band I, S. 37.

hatte die Anarchie satt und wollte sie los sein. Wäre ich nicht gekommen, so hätte wahrscheinlich ein Andrer das Gleiche getan; Frankreich hätte immer die Welt erobert. Ich wiederhole: ein Mensch ist nur ein Mensch. Seine Mittel sind nichts, wenn ihn nicht Umstände und Stimmung (opinion) begünstigen. Die Stimmung beherrscht alles."*) Und so sprach er, der so gerne im Reden sich gehen ließ, auch über die Personen, die ihm gedient hatten und über die er nicht immer sich vorteilhaft äußerte, und über tausend unterschiedliche Dinge. Unter anderem auch über die Frauen im Allgemeinen und die seinigen insbesondere, über die Anmut, Schwatzhaftigkeit, Verschwendungssucht und Verlogenheit Josephinens und über die Naivität, Verschwiegenheit und Wahrheitsliebe Marie Luisens, von der er gelegentlich andeutete, daß sie ihm in Amsterdam das Leben gerettet habe.**) Und dann erzählte er nicht ohne Behagen von seinen kleinen Abenteuern daneben, zuletzt noch in Lyon. Aber er ist den Frauen für ihre Gunst nicht sonderlich dankbar, denn er erklärt, daß er eine etwas tiefere Neigung vielleicht nur einer einzigen, Josephinen, in seinen jungen Jahren entgegengebracht habe; er behauptet auch, daß man ihnen in Frankreich viel zu viel Wichtigkeit (considération) beilege; sie dürften nie als den Männern gleichwertig angesehen werden und seien in Wahrheit auch nur Maschinen zur Kindererzeugung. Er fand es lächerlich, daß man einem Manne nur e i n e legitime Frau gestatte. Ein andermal urteilt er besser über sie. Es sei gut, sie zu Rate zu ziehen, sagte er, und wenn er noch einmal wieder auf den Thron kommen sollte, würde er zwei Stunden im Tage dem Gespräch mit klugen Frauen widmen. Und daß er wieder auf den Thron kommen werde, das schien ihm durchaus nicht

---

*) Gourgaud, II. 78.

**) Gourgaud, II. 196, 278: „Österreich hat mich gestürzt, jedoch die Kaiserin hat mir in Amsterdam das Leben gerettet ... Ich war ohne Hilfe; sie schickte mir ihren Arzt, ihre Pagen." In den Memoiren der begleitenden Personen und in M. Luisens Briefen findet man über diesen Krankheitszufall nichts. Auch die Kleinkunst Massons (M. Louise, p. 346 ff.) scheint hier versagt zu haben; er nimmt von der Anmerkung Gourgauds keine Notiz.

unmöglich. Er dachte noch „etwa dreißig Jahre“ zu leben und hielt „seine Karriere noch nicht für abgeschlossen“.*)

Nicht wenig nahm die Fehde mit Lowe den Kaiser in Anspruch. Diesem gegenüber geriet er mitunter in höchst ungerechten Zorn. Einmal drohte er ihm, dem Ersten, der ohne seine Zustimmung über seine Schwelle treten würde, eine Kugel vor den Kopf zu schießen, ein andermal nannte er ihn seinen Henker, so daß der Gouverneur gar nicht mehr erschien, sondern sich nur täglich durch den diensttuenden Offizier, der übrigens seinen Schutzbefohlenen auch nur selten sah, über die Anwesenheit Napoleons rapportieren ließ.**) Napoleon verfolgte dabei ein ganz bestimmtes System, dem die Hoffnung auf seine Erlösung zugrunde lag. Er wollte nicht fliehen und auch nicht gewaltsam befreit werden. Die Gelegenheit hierzu ward ihm wiederholt in Aussicht gestellt; namentlich glaubten einige nach Amerika entkommene Getreue, von dorther einen Überfall auf St. Helena wagen zu können. So wollte im August 1816 ein Marineoffizier namens Fournier mit vier Schoonern herüber segeln, um den Gefangenen zu entführen. Das lag aber keineswegs im Sinne Napoleons. Es erschien ihm seiner nicht würdig, und dann war er auch zu sehr um seine persönliche Sicherheit besorgt. „Nicht sechs Monate“, sagte er zu Montholon, „könnte ich in Amerika sein, ohne von den Mördern überfallen zu werden, welche die im Gefolge des Grafen von Artois nach Frankreich zurückgekehrten royalistischen Komitees gegen mich gedungen haben. In Amerika sehe ich nichts als Mord und Vergessenheit, ich bleibe also lieber auf St. Helena.“ „Mord und Vergessenheit“; er fürchtete das Eine wie das Andre. Aber damit war keinerlei Resignation ausgesprochen, nein, er erwartete vielmehr zuversichtlich seine Befreiung von einem Siege der britischen Opposition oder der Vertreibung der Bourbons aus Frankreich. Als Lowe bald nach seiner Ankunft sich anheischig machte, ein neues bequemeres Haus für ihn

*) Gourgaud, passim. Die Äußerungen über die Frauen, I. 390; II. 8, 81. Vergl. damit oben S. 325.

**) S. Briefe eines solchen Offiziers bei Rose, Napoleonic studies, p. 395 ff.

erbauen und binnen zwei Jahren herstellen zu lassen, erwiderte er: „Ach, in zwei Jahren gibt es einen Ministerwechsel in England oder eine neue Regierung in Frankreich, und ich bin nicht mehr hier.“*) Dieser Überzeugung entsprach völlig seine zwiefache Absicht: einerseits für sich Stimmung unter den Engländern zu machen, und anderseits das verlorene Zutrauen der Franzosen wiederzugewinnen.

Das Erstere meinte er zu erreichen, wenn es ihm gelang, den Beamten des Toryministeriums zu diskreditieren und sich als das Opfer unerhörter Willkür hinzustellen. Darum wurde jede der behördlichen Verordnungen in ihrer Tendenz verdächtigt und in ihrer Wirkung übertrieben. Die Anordnung, daß dem Gefangenen weitere Spazierritte nur in Begleitung eines englischen Offiziers gestattet waren, ward mit dem Entschluß erwidert, völlig darauf zu verzichten und die für seine Gesundheit nachteiligen Folgen davon auf das Kerbholz des Gouverneurs zu setzen, der ihn der freien Bewegung beraube, und der Regierung, die ihn in einem so verderblichen Klima zugrunde gehen lasse. Als Lowe einmal die Verpflegungsfrage — vielleicht nicht allzu delikat — berührte, ließ Napoleon einen Teil seines Silbergeschirres zerschlagen, um durch dessen Verkauf, wie man erklärte, in den Besitz von eigenen Geldmitteln zu gelangen, d. h. um zu zeigen, zu welchen Opfern der Geiz dieses Regimes ihn treibe. „Es blieb uns nichts übrig,“ schrieb Las Cases schon am 30. November 1815 in sein Tagebuch, „als moralische Waffen. Um von ihnen den wirksamsten Gebrauch zu machen, war es notwendig, unser Verhalten, unsere Empfindungen, selbst unsere Entbehrungen, in ein System zu bringen: das war unerläßlich, damit ein großer Teil der Bevölkerung Europas uns eine lebhafte Teilnahme widmete und die Opposition in England nicht verfehlte, das Ministerium

*) Lowe gab dem französischen Kommissar Montchenu sein Ehrenwort, daß Napoleon, der später diese Worte ableugnete, sie gesprochen habe. Der Neubau wurde dann doch begonnen und 1820 fertiggestellt, von Napoleon aber nicht bezogen. Bei Gourgaud (II. 129) findet sich eine Stelle, wo er, 1817, dem König Ludwig XVIII. nur noch drei Jahre Lebens prophezeit, worauf eine Krisis erfolgen werde. In England hatte er viel Hoffnung, wie er sagte, auf die Prinzessin Charlotte gesetzt, die zu rasch dahinstarb. (Ebenda, I. 82.)

wegen seines Benehmens gegen uns anzugreifen."*) Von „Entbehrungen" war natürlich nicht entfernt die Rede. Napoleon hatte, nach Montholons Zeugnis, 400.000 Franken in Gold, fast ebensoviel in Diamanten und Millionen in Kreditbriefen mitgenommen. Man hatte auch von dem Silberservice ein Dutzend Schüsseln und Teller für Napoleon zurückbehalten, dem ein auf Steingut serviertes Diner Unbehagen verursachte. Im übrigen lebte man, wie der Kaiser selbst im vertrauten Kreise eingestand, recht gut.**) Aber das durfte nicht nach außen dringen; für die Außenwelt lebte man in einem mörderischen Klima, nährte sich kärglich, war bedrängt und bedrückt von einem hartherzigen Diener der englischen Politik, der den Kerkermeister nur zu wahr spielte. All das mußte dann rasch und weithin bekannt werden. Das geschah in der Weise, daß Napoleon „Briefe vom Kap der Guten Hoffnung" entweder selbst diktierte oder durch Las Cases abfassen ließ, die all die Sünden Lowes und die Leiden seiner Schutzbefohlenen in einem langen Register darstellten. Diese Briefe gelangten dann heimlich nach London und erschienen dort im Jahre 1817 in Übersetzung als das vorgebliche Produkt eines Engländers.***) Da wurde die Temperatur als heiß und kalt in

*) Forsyth, Captivity I. 5. Las Cases hat die Stelle, die Lowe im Original des Manuskriptes kannte, später unterdrückt.

**) „Wir sind hier ganz gut daran," sagte er, „haben eine gute Tafel, und wenn wir uns beklagen, so ist es, weil man sich immer beklagen muß" (Gourgaud, I. 342). In einem Vierteljahre, vom Januar bis März 1817, vertilgte die kleine Kolonie ein paar tausend Flaschen Wein, wobei jeder Lakai täglich eine Flasche Kapwein erhielt. Der Verbrauch für den Tag weist achtzig Pfund Fleisch, eine entsprechende Anzahl Hühner u. s. w. auf.

***) Die „Letters from the Cap of Good Hope in reply to M. Warden, Lettres written from Saint-Helena" (London, Picadilly, 1817) sind in Rückübersetzung als „Lettres du Cap de Bonne Espérance" in die Sammlung der Werke Napoleons aufgenommen worden, die den Abschluß seiner offiziell edierten Korrespondenz bildet (Band XXXI). Sie wenden sich an eine Lady C. und knüpfen an ein 1817 erschienenes Buch des Schiffsarztes Warden vom „Northumberland" an. Mit Lady C. ist wohl jene Lady Clavering, eine Französin, gemeint, an die Las Cases einen auf der Insel aufgelesenen Diener heimlich absenden wollte, der aber die Sache verriet und Las Cases' Arretierung und Trennung von Napoleon herbeiführte. (Schlitter, Stürmers Berichte, S. 49.)

jähem Wechsel geschildert, obgleich Napoleon selbst einmal zu seiner Umgebung im Vertrauen geäußert hatte, wenn man schon im Exil leben müsse, sei St. Helena am Ende noch der beste Ort, die Witterung zwar einförmig und nicht gesund, aber die Temperatur doch mild und angenehm.*) Und was den Aufenthalt — hieß es in den Kapbriefen — noch verderblicher in seinen Wirkungen mache, das sei die Beschränkung der freien Bewegung und des Verkehrs, die der neue Gouverneur dem Gefangenen auferlege, der keineswegs ein Gefangener sei, da er sich freiwillig unter Englands Schutz begeben habe, wo es doch in seiner Macht gestanden hätte, sich an die Spitze der Armee zu stellen und den Krieg weiterzuführen. „Es waren irrige Vorstellungen, die Napoleon sich von dem Einfluß eines freien, großen und hochherzigen Volkes auf dessen eigene Regierung gemacht hatte, die ihn dazu verleiteten, den Schutz der englischen Gesetze dem eines Schwiegervaters oder eines alten Freundes (Alexander I.) vorzuziehen.“ Das war an dieselbe Adresse gerichtet, an die sich auch die Schlußphrase wendete, in der man den Stil Bonapartes kaum verkennen wird: „Das Schauspiel der Verfolgung und der Ungerechtigkeit hat mich stets empört. Urteilen Sie, was ich empfand, als ich in so feiger Weise einen Mann quälen sah, der in sechzig Schlachten Sieger und einst der Gebieter so vieler Nationen und Könige gewesen war. Da sagte ich bei mir selbst: „Ich achte dich noch höher mit deiner Dornenkrone, die fremde Gewalt auf deine Stirn gedrückt, als mit den vielen Diademen, die sie ehedem geschmückt haben.“

Aber dieser Appell wird vergeblich sein. Denn schon im März 1817, als Lord Holland von der Opposition die Klagen Napoleons, wie sie durch Montholon in einer Beschwerdeschrift zusammengefaßt worden waren, vor das Oberhaus brachte, ergriff dieses die Partei des Ministeriums, und selbst hervorragende Parteigenossen Hollands stimmten gegen dessen Antrag, dem Parlamente die Korrespondenz mit Lowe zur Beurteilung vorzulegen. Damit war die Sache Napoleons in England fürs erste abgetan, und die „Briefe vom Kap“ blieben

*) Las Cases, Mémorial, 1. Februar 1816.

wirkungslos. Denn wenn auch die Whigs für ihn geltend machten, daß nur er an der Spitze Frankreichs imstande wäre, Rußland, dem aufstrebenden Rivalen Britanniens, auf dem Kontinente die Wage zu halten, so war man jetzt jeder Feindseligkeit so sehr überdrüssig, daß man diesen Grund für eine Befreiung des Gefangenen nicht zureichend fand.*) Vielmehr verband sich das Kabinett Liverpool-Castlereagh mit den Festlandstaaten auf dem Kongreß von Aachen zu einer Übereinkunft „in betreff der in England entstandenen und in einigen andern Teilen Europas wiederholten Gerüchte von der Behandlung, die man jenem Manne angedeihen ließ, dessen düstere Berühmtheit noch nicht aufgehört hat, die Welt aufzuregen". Die Vertreter Rußlands, Österreichs, Preußens und Englands erklärten in einem Protokoll vom 31. November 1818: „daß die (verschärften) Instruktionen der britischen Regierung für Hudson Lowe die einmütige Zustimmung der Signatarmächte gefunden haben", und „daß aller Briefwechsel mit dem Gefangenen, jede Geldsendung oder sonstige Mitteilung, die nicht der Aufsicht des Gouverneurs unterworfen werde, als ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit angesehen und bestraft werden müßte".

So machte der Kontinent Hand in Hand mit England, Rußland an der Seite der Briten, Napoleons Hoffnung auf eine Wendung der Dinge zu seinen Gunsten zunichte. Er selbst hatte bisher von seiner Taktik nur Nachteile gehabt. Denn durch den heimlichen Verkehr der Kolonie von Longwood mit Europa und Amerika, der Lowe nicht verborgen blieb, war dieser zur Verdoppelung seiner Vorsichtsmaßregeln veranlaßt worden, und wie er sich genötigt sah, schon im November 1816 Las Cases zu verhaften und von der Insel abzuschaffen, so

*) S. Schlitter, K. Franz I. und die Napoleoniden, S. 32. Es liegt eine auffallende Übereinstimmung darin, daß auch Napoleon in seinen Gesprächen mit Engländern, die ihn auf St. Helena mit Pässen des Gouverneurs besuchten und die er sämtlich in der gewinnendsten Weise empfing, dieses Moment zur Sprache brachte. „Rußland", sagte er z. B. im Sommer 1817 zu Lord Amherst, „ist die Macht, die jetzt am meisten zu fürchten ist. Frankreich und England sind die einzigen Staaten, in deren Interesse es liegt, sich ihren Plänen zu widersetzen." (W. Scott, Napoleon, 9. Bd. Anhang IX.)

war er anderthalb Jahre später O'Meara gegenüber zu dem gleichen Verfahren bemüßigt. Vielleicht hatten es beide auf ihre Entfernung angelegt, um als Apostel für die Sache des Verbannten zu wirken.*) Unter den Beschränkungen, die sich Napoleon in seinem kleinen Kriege mit dem Gouverneur auferlegt hatte, gab es welche, die ihm geradezu schädlich wurden. So namentlich der Mangel an Bewegung. Er wurde ernstlich krank. Die Symptome seines vom Vater ererbten Leidens, des Magenkrebses, äußerten sich in immer häufigeren stichartigen Schmerzen und Übelkeiten. Er selbst war sich darüber nicht unklar, vollends als er später hörte, daß auch seine älteste Schwester an derselben Krankheit verschieden sei. Da er nun die ihm von Lowe zugewiesenen Ärzte verschmähte, ward durch Fesch ein Italiener, namens Antommarchi, ein junger Chirurg von korsischer Herkunft, nach St. Helena gesandt, der dort im September 1819 anlangte. Er war es namentlich, der Napoleon zu einer Änderung seiner Lebensweise bewog und ihn bestimmte, im Garten zu arbeiten, Ausflüge zu Pferde zu machen und eine Art Waffenruhe mit dem Gouverneur zu schließen, der auch seinerseits entgegenkam, indem er das seinem Gefangenen zugewiesene und ohne Wache zugängliche Gebiet erweiterte. Was hätte nun auch noch die Fehde genützt? Die öffentliche Meinung Englands ließ sich ja doch nicht gewinnen, Napoleons Zustand aber war inzwischen unheilbar geworden und verschlechterte sich trotz dem veränderten Körperregime von Tag zu Tage.

In der Sylvesternacht des Jahres 1820 erzählte er zum letzten Male in vertraulicher Weise aus vergangenen Zeiten. Dann nahm seine Krankheit einen raschen Verlauf. Der stets unruhige, stets arbeitsame Mann wurde matt und müde, lag auf seiner Bergère und fand keinen Geschmack mehr an irgendwelcher Beschäftigung, zu der er sich gleichwohl noch zwang, indem er ab und zu diktierte und seine Papiere ordnete. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, ins Freie zu gehen. Er magerte zusehends ab, da er keine Nahrung mehr vertragen konnte. Sein Puls, der gewöhnlich nie mehr als 60 bis 65

*) Auch Gourgaud verließ ihn, angeblich wegen eines Zwistes mit Montholon. (Schlitter, Stürmers Berichte, S. 122, 127.)

Schläge gezählt hatte, wurde nun fieberhaft. Antommarchi beurteilte das Leiden unrichtig, und Napoleon erbat sich einen älteren und erfahrenen Arzt der Pariser Klinik. Bevor aber sein Wunsch den Kontinent erreichen konnte, sollte er zu leben aufgehört haben. Am 15. April, nachdem endlich ein englischer Feldscher wenigstens die Gefährlichkeit des Zustandes erkannt hatte, diktierte er Montholon sein Testament, worin er die sechs Millionen Franken, die vor seiner Abreise von Malmaison bei dem Pariser Bankier Lafitte hinterlegt worden waren, und andere Reliquien unter seine getreuesten Anhänger verteilte. Kurz darauf wurden die Brechanfälle so häufig, daß man bei dem jähen Schwinden der Kräfte den Tod in drohendster Nähe vermuten mußte. Am 3. Mai verwirrte sich sein bis dahin klares Bewußtsein; in der zweitnächsten Nacht begann der Todeskampf; am Abend darauf, am 5. Mai 1821, zehn Minuten vor sechs Uhr, starb er. Nach der von ihm befohlenen Sektion ward der Leichnam einbalsamiert und mit der Uniform bekleidet, die der Kaiser ehedem zu tragen pflegte; in der Nähe von Longwood wurde er bestattet. Die Kanonen von St. Helena grüßten den toten Feind, und Britanniens Offiziere standen in bewegter Ehrfurcht um sein frisches Grab.

Der Geschichtschreiber Napoleons I. darf hier, nachdem die geistdurchglühten Augen des außerordentlichen Mannes sich für immer geschlossen haben, die Feder noch nicht fortlegen. Er hat noch mit einem reichen Nachlaß abzurechnen, der sich seiner Beurteilung um so weniger entzieht, als er geradezu eine Berufung an das Gedächtnis kommender Geschlechter bildet. Denn nur der Kampf mit dem Tode hat in dem Verstorbenen den um seine Geltung abgelöst, und vielleicht nirgend hat er diesen mit mehr Eifer und Unermüdlichkeit geführt, als auf dem Felseneiland im Atlantischen Ozean. Wir wissen bereits, wie emsig er sorgte, einen Umschwung in England zu seinen Gunsten hervorrufen zu helfen; die „Briefe vom Kap“ sind in diesem Sinne abgefaßt, und jedes Gespräch mit englischen Besuchern war darauf angelegt. Aber wir wissen auch, daß er noch ein zweites Ziel verfolgte:

in Frankreich, und hier vor allem, sollte man den Glauben an ihn wiedergefunden haben, wenn wieder einmal das französische Volk das Joch der Bourbons abwarf. Und in dieser Absicht ist er rastlos tätig, seitdem er den Fuß auf den „Northumberland“ gesetzt hat. Immer wieder finden wir in seinen Gesprächen die Sorge ausgedrückt, die Geschichte könnte, wegen seiner letzten Niederlage, nicht genug Notiz von ihm nehmen, und er meint wohl auch, es wäre für seinen Nachruhm besser gewesen, an der Moskwa, vor Dresden oder bei Waterloo zu fallen. Da konnte er dann auch zuweilen ganz offenherzig von den Fehlern seiner Politik sprechen, unter denen er insbesondere die Expedition nach San Domingo und die nach Spanien anführte, und wie er besser getan hätte, den Waffenstillstand von 1813 nicht zu schließen oder auf dem Prager Kongreß nachzugeben und die Bedingungen von Châtillon anzunehmen.*) Aber in seinen Schriften durfte davon nichts stehen, die er schon auf dem Schiffe und später in Briars und Longwood oft in eiligster Hast, als gäb' es etwas zu versäumen, diktierte. Darin mußte vor allem sein Ansehen als Kriegsmann untadelhaft wieder zu Ehren kommen. Deshalb wurde an dem Flecken von Waterloo geschabt und gescheuert, bis in der Tat nicht mehr Napoleon es war, der die Schlacht verloren hatte, sondern Grouchy, der, obwohl auf die Straße gegen Wavre (!) den Preußen nachgeschickt, durch schlechte Operationen den ganzen Erfolg von Ligny illusorisch machte. Und daß dieser Erfolg nicht noch entscheidender gewesen war, daß Blücher zwei Tage später wieder fechten konnte, das hatte auch keineswegs Napoleon, das hatte einzig Ney verschuldet, der am 16. trotz aller Weisung nicht eilig genug herankam. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen die genialen Entwürfe des Kaisers scheiterten?**) So diktierte Napoleon,

*) Gourgaud, I. 199, 402; II. 71, 265, 346, 506.

**) Man vergleiche z. B. mit den heute erwiesenen Tatsachen, wie sie im vorigen Kapitel in Kürze dargelegt wurden, folgende Stelle in Napoleons „Campagne de 1815“: „Der Marschall Grouchy ging mit der Kavallerie von Exelmans und Pajol, dem dritten und vierten Infanteriekorps und der Division Teste vom sechsten ab. Es war ihm empfohlen, der preußischen Armee auf den Fersen zu bleiben und sie am Sammeln zu verhindern, und er erhielt den bestimmten Auftrag,

und so schrieben es seine Offiziere nieder. Das war der Lohn Grouchys, der sich in Amerika den Kopf zerbrach, wie er seinen Herrn aus der Gefangenschaft befreien könne, und Neys, der, kaum daß seinen Leichnam die Erde deckte, auch von demjenigen verurteilt ward, für den er den Tod erlitten.*) Das Manuskript des „Feldzugs von 1815“ gelangte ebenso heimlich wie die „Briefe vom Kap“ nach Europa und erschien dort im Jahre 1818 im Druck. Als Autor war Gourgaud genannt, doch verriet jede Zeile den wahren Verfasser. Nun, das Werk erfüllte seinen Zweck, und so vollständig, daß noch mehrere Jahrzehnte später Historiker von Ansehen den Vorspiegelungen des Gefangenen von St. Helena sich blindlings überließen. Aber auch seine andern Mißerfolge im Felde mußten vertuscht werden. In Rußland, gegen das der Krieg „aus einem Mißverständnis“ entsprang, erzählte er O'Meara, sei eben nur die zu frühe Kälte schuld an dem Unglück der Armee gewesen. Er hatte eine Berechnung des Wetters auf fünfzig Jahre nach rückwärts gemacht und gefunden, daß die strengste Kälte nie vor dem 20. Dezember, also zwanzig Tage später begonnen habe als 1812. Bei 18 Grad Réaumur seien in einer Nacht 30.000 Pferde umgekommen. Man habe die Artillerie, den Schießbedarf und die Lebensmittel nicht mehr befördern, den Feind nicht rekognoszieren können, worauf die Truppen in

sich immer nur zwischen der Chaussee Charleroi-Brüssel und dem Marschall Blücher zu halten, um fortwährend in Fühlung mit der Armee und in der Lage zu sein, sich mit ihr zu vereinigen. Es war wahrscheinlich, daß sich der Marschall Blücher auf Wavre zurückziehen werde; er mußte zur selben Zeit dort sein.“ S. oben S. 353.

*) Aus Anlaß der Exekutionen Neys und Labédoyères sagte Napoleon von ihnen: „Man darf sein Wort niemals brechen; ich verachte die Verräter“ — als ob er nicht selbst sie dazu verleitet hätte. Ein andermal: „Ney hat sich entehrt. Er hätte nach Paris zurückkehren sollen, was viel nobler gewesen wäre.“ Und über Labédoyère: „Er handelte aus Fanatismus und beging Verrat, da er dem König Treue geschworen hatte.“ Also war es richtig, was er selbst von sich sagte: „Ich liebe nur diejenigen, die mir nützlich sind, und nur solange, als sie es sind!“ Dann war es wohl auch nicht unrichtig, wenn Bertrand zu Gourgaud bemerkte: „Dieser Charakter ist die Ursache, warum er keine Freunde und so viele Feinde hat und warum wir hier auf St Helena sitzen.“ (Gourgaud, I. 77, 136, 223, 491 f.; II. 444.)

Unordnung geraten seien. Die Schlacht an der Moskwa habe er mit 90.000 Mann gegen 250.000 Russen gewonnen, in der brennenden Metropole sich mitten in die Flammen gewagt, sich Haar und Brauen und die Kleider versengt usw. All das ward gläubig angehört und aufgeschrieben, um bald nachher als historische Wahrheit in die Welt zu gehen.

Nebenher diktierte Napoleon noch unterschiedliches Andere: die Erzählung von den Anfängen seiner militärischen Karriere, seinen Anteil an der Belagerung Toulons, an den italienischen Kriegen, sein Unternehmen in Ägypten, den Feldzug von 1800, kurz all seine Leistungen im Dienste der Revolution. Aber auch nur diese. Warum? Warum nicht auch seine Großtaten bei Austerlitz und Jena, bei Friedland und in Bayern? Schnitt etwa der Tod den Faden der Erzählung durch? Nein, denn wir erfahren, daß er im letzten Jahre kriegsgeschichtliche Werke zur Beurteilung der Taten Cäsars, Turennes, Friedrichs des Großen verfaßt hat, die uns gleichfalls überliefert sind. Was konnte ihn wohl abgehalten haben, nicht noch mehr und Größeres von sich zu berichten? Ein einfaches Raisonnement, das ihn schon bei seinem Entweichen von Elba geleitet hat: die Bourbons mußten durch die Revolution gestürzt werden; nun, er war der Mann der Revolution gewesen, seht, wie er für sie gestritten hat, man kann keinen besseren finden. Darum aber auch kein Wort von der Zeit, in der er als Selbstherrscher Frankreich regierte, und auch nichts von den Eroberungskriegen, die seine Universalherrschaft begründen sollten und Europa gegen ihn aufbrachten: alles nur Freiheit und Weltfriede! das war die Tendenz. Allerdings konnte es passieren, daß sich in die Berichte Montholons ein Gespräch Napoleons mit einem englischen Offizier einschlich, wo er meinte, je weniger Freiheit die Monarchen zu geben wünschten, um so mehr müßten sie davon sprechen, denn die eiserne Rute, mit der man die Menschen regiere, müsse vergoldet sein. Aber derlei war selten. Im Ganzen geht durch all diese Gespräche das eine Thema hindurch: die Bourbons wird man verjagen, denn sie repräsentieren nur ein Königtum des Adels und der Priester, nicht des Volkes; dieses selbst dürfe die Herrschaft nicht an sich

reißen, davor bewahre Frankreich die Erinnerung an die Schreckenszeit des Konvents und an die Jämmerlichkeit des Direktoriums; den einzigen Ausweg biete also nur die volkstümliche Monarchie. Daß er sich diese freilich möglichst uneingeschränkt dachte, wissen wir bereits aus seinen vertraulichen Äußerungen zu Gourgaud, dem er sogar einmal auf die Bemerkung, daß in China der Herrscher wie ein Gott verehrt werde, antwortete, so sollte es auch sein. „Bei einer monarchischen Verfassung", sagte er zu seiner Umgebung im Sommer 1816, „kann nur in der Herrschaft meiner Dynastie eine Bürgschaft für die wahren Interessen des Volkes liegen, weil sie die Schöpfung des Volkes ist."

Als er so sprach, war er noch voll Hoffnung für sich selbst. Fünf Jahre später, zwei Wochen vor seinem Tode, äußerte er sich ähnlich, doch jetzt nur noch im Interesse seines Kindes. „Die Bourbons," meinte er da zu Montholon, der die Worte seinem Sohne weitergeben sollte, „die Bourbons werden sich nicht halten. Wenn ich tot bin, wird überall, selbst in England, eine Reaktion zu meinen Gunsten stattfinden. Mein Sohn wird nach bürgerlichen Unruhen auf den Thron gelangen. Man verrichtet nur Großes in Frankreich, wenn man sich auf die Massen stützt. Mein Sohn muß ein Mann der neuen Ideen und der Sache sein, die ich überall habe obsiegen machen; er muß überall die neuen Ideen ausführen, welche die Spuren des Feudalwesens vertilgen, die Würde des Menschen sichern und die Keime der Glückseligkeit entwickeln, die seit Jahrhunderten schlummern; er muß der Allgemeinheit zuteil werden lassen, was bis jetzt das privilegierte Besitztum von Wenigen gewesen ist; er muß Europa in unauflösbare Föderativbande vereinigen und in allen bis jetzt noch unzivilisierten Teilen der Welt die Wohltaten des Christentums und der Zivilisation verbreiten. Das muß das Ziel aller Gedanken meines Sohnes sein, das ist die Sache, für die ich als Märtyrer sterbe. An dem Hasse, mit dem mich die Oligarchen verfolgen, möge er die Heiligkeit meiner Sache ermessen." Gut. Aber was war das mit den „unauflösbaren Föderativbanden"? War es wieder die weltbürgerliche Föderation, wie er sie erstrebt hatte? Das konnte seine Meinung

nicht mehr sein, und sie war es auch nicht. Die nationalen Kräfte eines ganzen Erdteils hatten Frankreich aus der Politik des „Grand Empire“ in seine von seinem Volkstum umschriebenen Grenzen zurückgedrückt. Diese Kräfte heischten Anerkennung. Und darum sagte er jetzt auch: „Es gibt nationale Wünsche, die früher oder später befriedigt werden müssen; auf dieses Ziel muß man losgehen.“ Und wie er sich das dachte, hatte er bereits einmal Las Cases anvertraut: „Man zählt in Europa, obwohl zerstreut, dreißig Millionen Franzosen, fünfzehn Millionen Spanier, fünfzehn Millionen Italiener, dreißig Millionen Deutsche. Ich hätte aus jedem dieser Völker einen einigen nationalen Körper (un seul et même corps de nation) machen wollen.“ So empfahl er — gewitzigt und belehrt durch den Sieg eines mächtigen Prinzips — dem künftigen Beherrscher Frankreichs ein nationales System im Innern und nach Außen.*)

Und wie seine Werke und Diktate sein Bild aus der rauhen Wirklichkeit der Tatsachen in eine ideale Sphäre erheben sollten, so suchte er dies auch mit seinem letzten Willen zu erreichen, immer im Hinblick auf die Zukunft seiner Dynastie in Frankreich und mit der gleichen Geringschätzung der Wahrheit. „Ich wünsche,“ heißt es da, „daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt.“ Dann: „Ich empfehle meinem Sohne, nie zu vergessen, daß er ein geborener französischer Prinz ist, und sich niemals zum Werkzeug in den Händen der drei Herrscher gebrauchen zu lassen, welche die Völker Europas bedrücken. Er darf Frankreich niemals bekämpfen, ihm auf keine Weise schaden, er muß meinen Wahlspruch annehmen: „Alles für das französische Volk.“ Ja, um in Frankreich gar keines der der breiten Masse des Volkes heiligen Gefühle zu verletzen — und wohl auch aus einem schließlich erwachten Bedürfnis — hat er, der ehedem Ungläubige, Priester nach St. Helena kommen, an seinem Sarge beten lassen und in sein Testament geschrieben: „Ich sterbe in der apostolischen und

*) Montholon, S. 266 ff. der deutschen Ausgabe; Las Cases, Mémorial, VII. 169—176.

römischen Religion, in deren Schoß ich vor länger als fünfzig Jahren geboren wurde."*) Sollte es aber Franzosen geben, die mit den Grundsätzen eines religiösen Gemütes die Hinrichtung des Herzogs von Enghien nicht vereinbar hielten, so sollten sie jetzt gleichfalls aus dem Testamente von St. Helena erfahren, „daß sie notwendig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes zu einer Zeit, als der Graf von Artois nach seinem eigenen Geständnis sechzig Meuchelmörder in Paris besoldete", derselbe Graf von Artois, der nächstens als Karl X. König von Frankreich werden wird.

Dies war die geistige Hinterlassenschaft des Kaisers, dessen Ehrgeiz selbst am Rande des Grabes darauf bedacht war, sich zu genügen, und zu diesem Zwecke mitunter selbst zu unerlaubten Mitteln griff. Und mit reichem Erfolg. Als das Regiment Ludwigs XVIII. zu Ende ging und das seines Bruders begann, dessen sich jeder tüchtige Franzose schämte, und als dann eine neue Revolution nur zu erreichen wußte,

*) Schon einige Jahre früher hatten sich in seine Gespräche über das Wesen der Religionen einzelne Aussprüche eingeschlichen, die Bertrand auf die Meinung brachten, daß er im Grunde religiös sei, was freilich damals noch nicht zutraf. So sagte er einmal, in den ersten Monaten des Jahres 1817: „Die Vergebung der Sünden ist ein schöner Gedanke, er macht die Religion schön und unvergänglich. Niemand kann sagen, er glaube nicht oder werde nicht eines Tages glauben." Ein andermal meinte er: nur ein Narr könne behaupten, daß er ohne Beichtvater sterben werde; gäbe es doch so viele Dinge, die man nicht wissen und sich nicht erklären könne. Später äußerte er sich zu Antommarchi: „Nicht jeder ist Atheist, der es sein will." Im Jahre 1820 finden wir zwar noch den Ausspruch: „Obgleich ich fühle, wie ich jeden Tag schwächer werde, so bin ich doch noch nicht so weit herunter, um den Trost der Religion zu bedürfen." Doch er fügte hinzu: „Aber wer weiß? Selbst Voltaire verlangte vor seinem Tode die Tröstungen der Religion, und vielleicht könnte auch ich viel Trost und Erquickung in der Gesellschaft eines Priesters finden, der fähig wäre, mir Geschmack an religiösen Gesprächen einzuflößen und mich fromm zu machen." (Gourgaud, I. 474; II. 43 u. a. a. O.) In der Tat konnte einer der Geistlichen, die Fesch ihm nach St. Helena geschickt hatte, Abbé Vignali, nach seinem Tode Marie Luise nach Parma melden: „ihr Gatte sei gestorben, nachdem er sieben Tage vor seinem Ende mit den Sterbesakramenten versehen worden war, und mit den religiösesten Gefühlen im Herzen." (Neipperg an Metternich, 1. Oktober 1821. S. Anhang.)



daß eine Politik selbstsüchtigen Krämergeistes die der Unvernunft ablöste: da sproßte die Saat von St. Helena auf dem von Haß und Unzufriedenheit durchpflügten Boden Frankreichs jäh empor. Die besten Dichter der Nation brachten die junge Legende in Verse, und so mächtig waren die Gemüter von der Erinnerung an die ruhmvolle Zeit eines größeren Herrschers erfüllt, daß auch der ernste Beruf des Historikers der Strömung unterlag. War es nicht, als ob man sich nach Napoleons eigener Vorschrift gehalten hätte, um seine Geschichte zu schreiben? „Ein französischer Historiker, der das Empire schildern will,“ hatte er im Jahre 1816 einmal gesagt, und seine Worte zogen durch die Welt, „wird, wenn er sonst Mut besitzt, mir mein gut Teil Geltung zugestehen müssen. Ich habe den Krater der Anarchie geschlossen und das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution von ihrem Schmutze gereinigt, die Völker veredelt, die Könige befestigt. Ich habe einen allgemeinen Wetteifer angeregt, jedes Verdienst belohnt, die Grenzen des Ruhmes weit hinaus erstreckt. Das ist wohl etwas. Und weswegen könnte man mich angreifen, wo ein Geschichtschreiber mich nicht zu verteidigen vermöchte? Etwa wegen meiner Absichten? Da weiß er genug, um mich loszusprechen. Oder wegen meines Despotismus? Da wird er zeigen, daß die Diktatur notwendig war. Wird man sagen, ich hätte die Freiheit verhindert, so wird er beweisen, daß Zügellosigkeit, Anarchie und Unordnung noch vor der Tür standen. Wird man mich anklagen, ich hätte zu sehr den Krieg geliebt, so wird er darlegen, daß nur immer ich der Angegriffene war. Wird man mich beschuldigen, daß ich die Weltherrschaft für mich gewollt, so wird er sie als das Werk der Umstände dartun und wie es meine Feinde selbst waren, die mich Schritt für Schritt dahin gebracht. Oder endlich, soll mein Ehrgeiz der Schuldige sein? Nun, er wird davon ohne Zweifel viel in mir finden, aber vom höchsten und erhabensten der je gewesen, vom Ehrgeize zu begründen und zu heiligen, kurz die Herrschaft der Vernunft und die freie Ausübung aller menschlichen Fähigkeit. Und da wird der Historiker nur bedauern müssen, daß ein solcher Ehrgeiz unerfüllt geblieben ist.“*)

*) Las Cases, Mémorial, 1. Mai 1816.

Das war die Parole für die Geschichtschreiber, und so bestimmt klang das Kommando des unsterblichen Generals, daß man ihm noch dezennienlange nach seinem Tode gehorchte. Es kam die Zeit, es war im Jahre 1840, wo seine Leiche im Triumph nach Paris gebracht und im Dome der Invaliden beigesetzt wurde, und wo ein Minister Louis Philipps in der Kammer mit den Worten an ihn erinnerte: „Er war Kaiser und König, der legitime Souverän unseres Landes; als solcher könnte er in Saint-Denis ruhen. Aber ihm gebührt mehr als die gewöhnliche Grabstätte der Könige.“ Ja, es kam der Augenblick, wo die Legende von St. Helena selbst den Thron von Frankreich bestieg, und erst als die Herrschaft Napoleons III. nicht zu halten vermochte, was die sorgsam gehegte bonapartistische Tradition so freigebig versprochen hatte, da gelangte endlich auch die Wissenschaft zu ihrem Recht, die auf dem Bilde des Imperators die Schatten nicht tilgen darf, wenn sie gleich in ihm der Größten einen, die je gelebt, nie verkennen wird.

Unter den Vorschriften des Gefangenen von Longwood für denjenigen, dem er den Weg zu bereiten meinte und dessen baldiges Ende er nicht ahnte, findet sich auch die folgende: „Möge mein Sohn oft die Geschichte studieren und darüber nachdenken, denn sie ist die einzig wahre Philosophie.“

Aber gewiß nur dann, wenn sie selbst wahr ist.

Anhang.

I.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Über die Verhandlungen mit dem Papste und das Konzil von 1811, an Darstellungen: Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, vol. III. und IV. (grundlegend) und ergänzend (nach Akten des Pariser Nationalarchivs); Welschinger, Le Pape et l'Empereur, 1804—1815, Par. 1905; ferner: Artaud, Pie VII. II.; Majol de Lupé, Un pape prisonnier, im „Correspondant" von 1887; H. Chotard, Le Pape Pie VII. à Savone, 1887 (nach der Korrespondenz des Generals Berthier mit Borghese und den Memoiren Lebzelterns); De Pradt, Les quatre concordats (unzuverlässig; vergl. Napoleons Bemerkungen dazu in Corresp. XXX); die Memoiren Talleyrands, II.; Paccas, II.; Rance-Bourray, Memoire inédit de Consalvi sur le concile de 1811 (Université cathol. XIV); Ricard, Le concile nationale de 1811; Derselbe, Correspondance diplomatique et mémoires inédits du card. Maury, II; Gosselin, Vie de M. Emery; Grandmaison, Napoléon et les cardinaux noirs; Aulard, Napoléon et le clergé hollandais (La Révol. fr., 1902); Dudon, Napoléon et les congrégations (Études de la Comp. Jésus, 1901); Madelin, La domination française à Rome, 1809 à 1813 (Rev. d. d. m. 1905); Derselbe, La Rome de Napoléon, Par. 1906; Metternich, Nachgelassene Papiere II.; Beer, Zur Sendung Metternichs nach Paris, 1810 (Mitth. d. Inst. f. öst. Gesch. XVI); Demelitsch, Metternich I (nach Lebzelterns Nachlaß). Über die Beziehungen zu Spanien außer den Briefen Napoleons: Memoiren Josephs, Miots v. Melito, Massenas, VII., Jourdans, Suchets, Thiébaults, IV, Reisets, II, Delagraves (Par. 1902), Gonnevilles, Lejeunes, II, Marbots (Vorsicht!), Fririon, Journal historique de la campagne de Portugal; Foy, Histoire de la guerre de la Péninsule (dazu Girod de l'Ain, Le Géneral Foy); Azanzas Rechtfertigungsschrift (Franz. Par. 1815); die Depeschen Wellingtons (ed. Gurwood). An Darstellungen: Baumgarten, Geschichte Spaniens I.; Thiers, Consulat et Empire, XII; Sorel, VII; Masson, Napoléon et sa famille, VI; Maxwell, Wellington; Pertz, die politische Bedeutung des Jahres 1810 (Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1861, wo die Verhandlungen mit Azanza aus Stein'schen Papieren mitgeteilt werden); Latino-Coelko, Hist. polit. e militar de Portugal; Atkinson, The composition and organisation

of the British forces in the Péninsula (Engl. hist. Review, 1902); Andrews, Massenas Lines of March in Portugal etc. (English hist. Rev. 1901); Butler, Wellingtons operations in the Peninsula (1808—1814) Lond. 1904, 2 Bde.; Costa de Serda, Opérations des troupes allemandes en Espagne de 1808 à 1813, Par. 1874. Über das Kontinentalsystem und Napoleons Industriepolitik: Duvergier, Collection des lois, vol. XVI; die „Correspondance“ XXI; Kiesselbach, Die Kontinentalsperre in ihrer ökon.-polit. Bedeutung, 1850; Art. „Kontinentalsperre“ von Lexis in Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften; Clément, Histoire du système protecteur en France, Par. 1854 (nicht ohne Fehler); Lumbroso, Napoleone e l'Inghilterra (mit einer Bibliographie); Rocke, Die Kontinentalsperre und ihre Einwirkungen auf die französische Industrie (Diss. 1894); P. Darmstädter, Studien zur napoleonischen Wirtschaftspolitik (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1904, 1905), namentlich für die Geschichte der Krisis von 1810 wertvolle Untersuchung; Ch. Schmidt, L'Industrie dans le Grand-Duché de Berg en 1810 (Revue d'hist. mod. 1904, nach Aufzeichnungen Beugnots noch vor der Krisis); Derselbe, Le Grand-Duché de Berg (1905); Hitzigrat, Hamburg und die Kontinentalsperre (Hamb. 1900); Fisher, Studies; Servières, L'annexion et l'organisation des départements hanséatiques, 1810 (La Grande Revue, 1902); Mollien, Mémoires, III (für die Finanzgeschichte Hauptquelle); D'Ivernois, Napoleon administrateur et financier, London 1812 (Streitschrift mit statistischen Daten); Rupelle, Les finances de la guerre, 1796 à 1815 (Annales de l'Ecole politique, 1892); die Memoiren Pasquiers, Miots, Chaptals; Rose, Napoleon and British commerce (in Napoleonic studies, 1904). Über das Verhältnis zu Holland: Jorissen, Napoléon I. et le roi de Hollande, 1868; F. Rocquain, Napoléon et le roi Louis, 1875; (Louis Bonaparte), Documents historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande 1820, vol. III (deren Authentizität Napoleon in seinem Testament leugnete, die aber gleichwohl durch die Forschung völlig sichergestellt wurde); Du Casse, Les rois frères de Napoléon I. (Appendice); Wichers, De Regeering van Koning Lodewijk Napoleon, 1806—1810, Utrecht 1892. Bezüglich der geheimen Verhandlungen mit England außerdem auch noch: Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, Madelin, Fouché II, und die Memoiren Ouvrards (Par. 1827). Über die deutschen Nordseestaaten: Häußer, Deutsche Geschichte, III., die „Correspondance“ XXII. Bd.; Havemann, Das Kurfürstentum Hannover unter zehnjähriger Fremdherrschaft 1803—1813; Mönckeberg, Hamburg unter dem Drucke der Franzosen 1806—1814; Wohlwill, Die Verbindung zwischen Elbe und Rhein durch Kanäle und Landstraßen nach den Projekten Napoleon I. (Mitteilungen des Vereins für Hamburger Geschichte 1884, 4. Heft); (Meyer) Erinnerungen an Hannover und Hamburg aus den Jahren 1803—1813. Über die Beziehungen zu Dänemark und Schweden: Garden, Histoire générale des Traités,

vol. IX; Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe V; Thiers XII; Vandal II; Sbornik XXI; Swederus, Schwedens Politik und Kriege, 1808—1814 (deutsch von Frisch, 1866); A. W. Schlegel, Über das Kontinentalsystem und den Einfluß desselben auf Schweden, 1813 (Die von Lumbroso zitierte Schrift der Staël, Le système continental et ses rapports avec la Suède, die in demselben Jahre 1813 erschien, ist mir nicht bekannt. Sie dürfte wohl mit der Schlegel'schen identisch sein); Wetterstedts Erinnerungen (herausgegeben von Forsell in den Schriften der Stockholmer Akademie 1886); Schinkel, Minnen ur Sveriges nyare historia, Upsala 1880 (enthaltend Briefe des schwedischen Gesandten aus Paris im Jahre 1810, leider in schwedischer Übersetzung); Suremain, Mémoires Par. 1902; Ahnfelt, La diplomatie russe à Stockholm en 1810 (Revue historique, 1888, XXXVII); Pingaud, Bernadotte, Napoléon et les Bourbons; Hochschild, Désirée, reine de Suède. Betreffs Neapels: Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sizilien, 1878 (wo auch die frühere Litteratur angeführt ist); Derselbe, M. Karolina von Österreich; Anklagen und Verteidigung, 1884; O. Browning, Caroline of Neapel in der English historical review 1887 Nr. 6 (auf Grund der Depeschen Bentincks); Strongoli, Memorie intorno alla storia del regno di Napoli, 1805—1813; Devernois, Mémoires; Masson, Napoléon et sa famille, VI; Chavanon et Saint-Yves, Joach. Murat, Par. 1905; Bonnefons, Marie Caroline, Reine des Deux-Siciles, Par. 1905 (unzulänglich).

Über die Verwicklung mit Rußland: Die „Correspondance" Bd. XXI. bis XXIII. und die anderen Briefsammlungen; die Depeschen Kurakins und Tschernischeffs im Sbornik, XXI. (dazu Harnack, Zur Geschichte und Vorgeschichte des Krieges von 1812 in der Historischen Zeitschrift 1889); Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, Bd. III und VII; Nesselrode, Lettres et papiers, III, (Par. 1904, Briefe an Speranski u. A.); die Memoiren Ségurs IV, Villemains I, Czartoryskis II, Oginskis III, Kozmians (polnisch), der Gräfin Edling, der Gräfin Choiseul-Gouffier; Bignons Souvenirs d'un diplomate; Metternichs Nachgelassene Papiere; Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten; Brays Denkwürdigkeiten (1901); Mordwinows Archiv (Petersb. 1901, russisch). An Darstellungen: Vandal, III (grundlegend); Sorel, VII; Ernouf, Maret; Tatistcheff, Alexandre et Napoléon; Schilder, Alexander I., III.; Schiemann, Nikolaus I., I; Wassiltschikow, Les Razoumowsky (Französische Ausgabe), 4. Bd.; Bernhardi, Geschichte Rußlands, II; Tegnér, Gust. Mauritz Armfelt, 3. Bd.; Pingaud, Un agent secret (D'Antraigues); Rüther, Napoleon und Polen, 2. Teil; Skarbek, Geschichte des Herzogtums Warschau, Pos. 1876 (2. A. polnisch); Finkel, Das Großherzogtum Warschau (in Przewodnik naukowy, 1896); Ghika, La France et les principautés danubiennes, 1789—1815. (Annales de l'école politique, 1896). Über die russischen Rüstungen 1810 und 1811 handelt die vom russischen Generalstab herausgegebene Geschichte des Feld-

zuges von 1812 (Französische Ausgabe) in den ersten Bänden; über die französischen: Margueron, Campagne de Russie, I—III. Vergl. auch Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812; Jähns, Das französische Heer von der Revolution bis zur Gegenwart; Liebert, Die Rüstungen Napoleons für den Feldzug 1812 (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1888); Lettow-Vorbeck, Die französische Konskription unter Napoleon I. (ebenda, 1892); Leymarie, La conscription impériale. (La Nouvelle Revue, 1901); Schmeisser, Die Refraktärregimenter unter Napoleon I. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1890); Derselbe, Die kroatischen, illyrischen und dalmatinischen Kontingente in der Armee des österreichischen Kaiserreiches (Programm 1888); Boppe, La Croatie militaire (1809—1813), Par. 1900. Über die Verhältnisse im Innern: Die „Correspondance“ und namentlich die Sammlung Lecestres, II.; dann: Thiers, XIII; Forneron, Histoire générale des émigrés; Madelin, Fouché; Taine, Le régime moderne, I; Grouchy, Complots contre l'empereur, 1810, 1811 (Nouvelle revue rétrosp. 1898); Morvan, Le soldat impérial, II; Barral, Histoire des sciences sous Napoléon Bonaparte, Par. 1889 (unvollkommene Lösung einer schönen Aufgabe); Welschinger, La censure sous le premier Empire; Derselbe, La direction générale de l'imprimerie et de la librairie (in der Zeitschrift „Le Livre“ 1887 und 1890); Ch. Schmidt, La Réforme de l'Université impériale en 1811 (Par. 1905); Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris, I.; Fievée, Correspondance et relations avec Bonaparte, III. (1809 bis März 1813); die Memoiren von Barante, I, Bourgoing, Pasquier, I, Mollien, III und Savary. Über das Verhältnis zu den Rheinbundstaaten: Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, Bd. II; Winkopp, Der Rheinische Bund, Jahrg. 1810—1812; Mémoires et correspondance du Roi Jérôme; Du Casse, Les rois frères de Napoléon; Goecke, Das Königreich Westfalen; (Lehsten-Dingelstädt), Erinnerungen eines westfälischen Pagen, Berlin 1905; Charles Schmidt, Le Grand-Duché de Berg; Goecke, Das Großherzogtum Berg; Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit; Darmstaedter, Das Großherzogtum Frankfurt, (Frankf. 1901); (über die im Texte berührte Denkschrift Dalbergs von 1811 vgl. das Augustheft 1903 der Zeitschrift „Vom Rhein“); Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt, 1882; Schloßberger, Politische und militärische Korrespondenz Friedrichs von Württemberg mit Kaiser Napoleon I. (1805 bis 1813.) 1889; Derselbe, Briefwechsel der Königin Katharina von Westfalen, 1887; Montgelas, Denkwürdigkeiten; „La Baviere en 1812 et 1813“ (Revue contemporaine, 1869); Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, 1875. Über die Allianzen mit Preußen und Österreich: Häusser, III; Ranke, Hardenberg (SS. WW. 48); Duncker, Preußen während der französischen Okkupation (Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III.), vielfach berichtigt durch Lehmann, Scharnhorst II, Delbrück,



Gneisenau I, A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit (1807—1813); Bailleu, Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander I.; Dazu: Thimme, Zur Geschichte Friedrich Wilhelms III. und der Krisis von 1811; Boyens Erinnerungen (her. v. Nippold, II); Ernst, Denkwürdigkeiten von Amalie und Heinrich von Beguelin; Ompteda, Politischer Nachlaß; Meinecke, Boyen, I; Gebhardt, Wilh. von Humboldt als Staatsmann, I; Goldschmidt, Kunth; Fournier, Stein u. Gruner, Zur Vorgeschichte der Befreiungskriege (D. Rundschau, 1887); Cavaignac, La formation de la Prusse contemporaine II; Wachter, Berichte des Grafen Beugnot über die Stimmung in Preußen (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte IX.). Dazu: Martens, Recueil des traités conclus par la Russie III., VII; Bignon, Histoire de France X; Metternich, Nachgelassene Papiere II; (Binder von Krieglstein), Précis des transactions du Cabinet de Vienne de 1809 à 1816 (Steiermärk. Geschichtsblätter, 1884); Ernouf, Maret; Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege II; Demelitsch, Metternich, I; Beer, Die orientalische Politik Österreichs. Über den Aufenthalt in Dresden: Vandal, III; das Journal Castellanes; die Memoiren Baussets, II, des Grafen Senfft-Pilsach, Ménevals, II, der Mm. Durand; das Hofjournal in der Nouv. revue rétrospective 1900; das Tagebuch der Königin Karoline (Rev. hist. 36. Bd.); Guglia, Kaiserin Maria Ludovica; Welck, Napoleons Aufenthalt in Dresden 1812 (Neues Archiv für sächsische Geschichte, XX.).

Zum zweiten Kapitel. Die Litteratur über den russischen Feldzug ist unübersehbar. Hier nur das Wesentlichste. Außer dem 24. Bande der Correspondance de Napoléon kommen die Memoiren seiner Generale, die Aufzeichnungen der feindlichen Heerführer, Mitteilungen deutscher und französischer Offiziere, dann die amtlichen russischen Quellen in Betracht, die neueren kriegsgeschichtlichen Werken zugrunde gelegen haben. Von dem amtlichen französischen Material mag viel auf dem Rückzuge verloren gegangen sein.

I. Denkwürdigkeiten und Dokumente: *a*) französischerseits vom Generalstab herausgegeben: Margueron, Campagne de Russie, Ière partie. Par. 1899 ff. Sammlung aller dienstlichen, auf die Vorbereitung des Feldzugs bezüglichen Schriftstücke. Von dem auf sieben Bände berechneten Werke sind bisher drei — bis zum 31. Januar 1812 reichend — erschienen; Fabry, Campagne de Russie, IIème partie; Opérations militaires. Fortsetzung der früher genannten Sammlung für die Zeit nach dem 24. Juni 1812. Bisher vier Bände und ein Supplementband, bis Ende August 1812 reichend. Murats Berichte nach des Kaisers Abreise im Dezember sind in „Souvenirs et mémoires“, 1901, veröffentlicht. Eine Nachlese der kaiserlichen „Correspondance“ durch Grouchy, Lettres, ordres et décrets, 1812 à 1814, non insérés dans la Correspondance, Par. 1897, bietet für 1812 nichts wesentliches. Ferner: Du Casse, Mémoires du Prince Eugène, die Memoiren von

Rapp, S. Cyr, Dumas, Ségur (im 4. und 5. Bande der Histoire et Mémoires), Bausset, Constant; Gourgaud, Napoléon et la Grande Armée en Russie ou examen critique de l'ouvrage de Ségur; Fain, Manuscrit de 1812; Villemain, Souvenirs contemporains I (nach Erinnerungen des Grafen Narbonne); Davout, Correspondance (ed. Mazade) III; Blocqueville, Le maréchal Davout, III. (Briefe desselben an seine Frau); die Erinnerungen Oudinots, Macdonalds, Vandammes, des Chirurgen Bourgeois (1814); Peyrusse, Mémorial et Archives; Derselbe, Lettres inédites (Rev. pol. et lit. 1894); Castellane, Journal, I (bis 6. Dezember Tag für Tag aufgezeichnet); Fézensac, Souvenirs militaires; Dutheillet de Lamothe, Mémoires, Par. 1899; Roy, Les Français en Russie. Souvenirs, Tours, 1891; Séruzier, Mémoires (erste Ausgabe 1823); Marbot, Mémoires, III; Lejeune, Souvenirs d'un officier de l'Empire; Pion des Loches, Mes campagnes; Girod, Dix ans de mes souvenirs militaires, 1805 à 1815; Berthezène, Souvenirs; Roguet, Mémoires (alte Garde); Faure, Souvenirs du Nord (Arzt beim Korps Davouts); Lemoine, Souvenirs anecdotiques; Sauvage, Relations de la camp. de Russie; Duverger, Mes aventures dans la camp. de Russie; Mailly-Nesle, Mon journal pendant la camp. de Russie. Vergl. Bertin, La campagne de 1812 d'après des témoins oculaires, Par. 1895 (worin Mailly-Nesle, Duverger u. A. enthalten sind). Andere in Beauchamp, Mémoires secrets et inédits II. Bd.; Denniée, Itinéraire de l'Empereur Napoléon pendant la campagne de 1812; Coignet (der in diesem Feldzug schon Offizier ist), Cahiers; Léher, Lettre d'un capitaine de cuirassiers sur la campagne de Russie. Par. 1885; Sergeant Bourgogne, Mémoires 1812, 1813, Par. 1898 (auch deutsch); Vionnet, Campagnes de Russie et de Saxe. Souvenirs, Par. 1899; Grenadier Pils, Journal de marche 1804—1814 (éd Cisternes); Méjan, Lettres sur la camp. de Russie (Misc. napol. II. nahezu wertlos); Jolly, Souvenirs sur la camp. de Moscou (Revue hebdom. 1903); D. de Gelder, Mémoires, Par. 1900; Gamiers, De Paris à Vilna, 1812, d'après la corresp. d'un aide-major (Rev. d. quest. hist. 1895); (Vaudoncourt), Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie en 1812, Lond. 1815; Labaume, Relation circonstantiée de la campagne de Russie en 1812 (auch deutsch); Larrey, Mémoires de chirurgie militaire; Colombe, Mémoires reéd. Par. 1896; Puibusque, Lettres sur la guerre de Russie; Sérang, Les prisonniers français en Russie (éd. Puibusque, 1836). *b*) Von verbündeter Seite: v. Loßberg, Briefe in die Heimat geschrieben, während des Feldzuges 1812 in Rußland, Cassel 1844; Wolzogen, Memoiren des Generals von Wolzogen, Leipzig 1851. (Pönitz) Militärische Briefe eines Verstorbenen; Roos, Ein Jahr aus meinem Leben; Linsingen, Auszug aus seinem Tagebuch, 1812 (Beihefte zum Mil.-Wochenblatt, 1894); v. Meerheimb, Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzuges in Rußland im Jahre 1812; Martens, Vor 50 Jahren,

Stuttg. 1862; Goethe, Aus dem Leben eines sächsischen Husaren; Tiedemann, Tagebuch und Briefwechsel, 1812 (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 24. Bd.); Funck, Erinnerungen aus dem Feldzug des sächsischen Korps 1812; Legler, Denkwürdigkeiten aus dem russischen Feldzuge; Leisnig, Erinnerungen eines sächsischen Dragoneroffiziers; Rotenhan, Denkwürdigkeiten eines württembergischen Offiziers, 1812. 3. A. Münch. 1900 (reicht nur bis Moskau); Thurn-Taxis, Tagebuch eines Offiziers im Generalstab der bayrischen Armee, 1812 (Mitth. d. k. u. k. Kriegsarchivs, 1893); O. Redlich, Tagebuch des Leutnants Vossen, vornehmlich über den Krieg in Rußland 1812, Marb. 1892; Haars, Ein Braunschweiger im russischen Feldzug. Erinnerungen neu herausg. von Hänselmann, 1897; Markgraf Wilhelm von Baden, Denkwürdigkeiten, Karlsr. 1864; Graf F. W. v. Bismarck, Aufzeichnungen, 2. Aufl., Karlsr. 1850 (in württembergischen Diensten); Tagebuch Jos. Steinmüllers (herausg. von K. Wild), 1904; Röder von Bomsdorf, Mitteilungen aus dem russischen Feldzuge; Soltyk, Napoléon en Russie, 1812; Albrecht Adam, Aus dem Leben eines Schlachtenmalers (im Hauptquartier Eugens bis Moskau); Faber du Faure, Blätter aus meinem Portefeuille im Laufe des Feldzuges von 1812 in Rußland an Ort und Stelle gezeichnet. (Erste Ausg., Stuttg. 1831., franz., Par. 1896). *c*) Aus dem russischen Lager: Liprandi hat in einem „Versuch eines litterarischen Katalogs über den Vaterlandskrieg" in den Schriften der russ.-histor. Gesellschaft von 1874 und 1875 über 400 russische Publikationen namhaft gemacht. Ergänzungen dazu lieferte Dubrawin in den Denkschriften der russischen Akademie von 1883. Auch der russische Generalstab gibt die amtlichen Kriegsakten heraus. Davon sind bisher zwei Bände in französischer Übersetzung (bis Ende 1810 reichend) erschienen. Vergl. insbesondere: Herzog Eugen von Württemberg, Memoiren, 1862; (Helldorf), Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Württemberg; Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll, 1. und 2. Bd.; Tschitschagoff, Mémoires inédits, Berlin 1855; ausführlicher Par. 1862; dann in Russkaja Starina 1886; (Dazu: Harnack, Zur Vorgeschichte und Geschichte des Krieges von 1812, in der Historischen Zeitschrift 61. und 62. Bd.); Mitarewsky, Erinnerungen von 1812, Mosk. 1871 (russ.); Langeron, Mémoires 1812—1814, publ. p. L. G. Fabry, Par. 1902; Loewenstern, Mémoires éd. Weil, Par. 1903. (Eine ältere deutsche Redaktion, in kürzerer Fassung, wurde von Smitt unter dem Titel „Denkwürdigkeiten eines Livländers", Leipzig und Heidelberg, 1858, in zwei Bänden herausgegeben). Vergl. Bilbassow, Memoiren von Zeitgenossen über 1812 (Histor. Monographien, Bd. II, russisch); Boris Galitzyn, Souvenirs d'un officier russe, 1812, 1813, 1814, Petersb. 1849; Comtesse Edling, Mémoires, Mosk. 1888. Das „Russische Archiv" der Jahrgänge 1863—1892 enthält, ebenso wie die „Russkaja Starina" von 1870—1890, zahlreiche Mitteilungen von Augenzeugen, Briefe Rostopschins, Memoiren von Zeitgenossen u. dgl. Die zahlreichen ungedruck-

ten Journale russischer Generale sind von Bogdanowitsch (s. unten) benutzt worden. Vergl. auch Charkiewitsch, Das Jahr 1812 in den Tagebüchern, Aufzeichnungen und Memoiren der Zeitgenossen. Wilna 1900 (russ.). Eine gute bibliographische Übersicht findet man in Lavisse und Rambaud, Histoire générale, IX, 1809—1812; Wilson, Narrative of events during the invasion of Russia, Lond. 1860 (deutsch von Seybt 1861) ist unverläßlich.

II. Geschichtliche Darstellungen des Feldzuges: Chambray, Histoire de l'expédition de Russie. 3 vols. (besonders in den späteren Auflagen grundlegend), dann die russischen Geschichtswerke von Buturlin, Michailowsky-Danilewski, Smitt, sämtlich überholt durch die umfassende Darstellung von Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812, 3 Bde., 1861—1863 (deutsch von Baumgarten) nach den authentischen Quellen im russischen Archiv für Militärtopographie, jedoch ohne Benutzung der Korrespondenz Napoleons, durch welche die Darstellung bei Osten-Sacken, Der Feldzug von 1812, Berlin 1901, in manchen Punkten weitergeführt erscheint. Dazu Charkiewitsch, Der Krieg von 1812 (Vom Niemen bis Smolensk), Bukarest 1901 (russ.); Skugarewski, Das Jahr 1812, 1898. Außerdem Thiers XIII und XIV; Schilder, Alexander I., III. Bd.; Jomini, Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814; Clausewitz' hinterlassene Werke, VII; Yorck, Napoleon als Feldherr, II; Labeaudorière, La campagne de Russie de 1812, Par. 1902 (eine allzu kurze und ganz unzulängliche Darstellung); besser George, Napoleons Invasion of Russia, Lond. 1899; Leo Tolstoi, Napoléon et la campagne de Russie (französisch von Delines, Paris 1888) ist ein ebenso geistvoller als mißlungener Versuch, dichterische Vorstellungen in die Geschichte einzuführen. Für die Verhältnisse in der französischen Armee: Morvan, Le soldat impérial, II; Martinien, Tableau par corps et par batailles des officiers tués et blessés pendant les guerres de l'Empire, Par. 1899. Speziell *a*) über die Vorbereitungen und den Beginn des Feldzuges: De Pradt, Histoire de l'ambassade dans le Grand-Duché de Varsovie en 1812; Bignon, Souvenirs d'un diplomate; Lensky, Notice historique sur les armements qui eurent lieu en Lithuanie pendant l'occupation française en 1812; Ernouf, Maret, duc de Bassano; Comtesse Potocka, Mémoires; Zusammenstellung der diplomatischen und militärischen Maßnahmen Napoleons I. zur Einleitung des Feldzuges von 1812 (Jahrb. für die deutsche Armee und Marine, 1878); Liebert, Die Rüstungen Napoleons für den Feldzug 1812 (Beihefte zum Militär-Wochenblatt, 1888, 9. Heft); Die Verpflegung der großen Armee 1812 in Rußland (Neue milit. Blätter, 39. Bd.); die Aufzeichnungen des Militärarztes Blanc (bis Wilna) in d. Revue d. quest. hist. 1897; Ullmann, Studie über die Ausrüstung und das Verpflegs- und Nachschubwesen im Feldzuge Napoleons gegen Rußland, Wien 1891; Marenzi, Kritische Beiträge zum Studium des Feldzugs 1812, Wien 1896; Skugarewski, Praktische

Winke für das Studium der Kriegsgeschichte von 1812 (bis Smolensk, Streffleurs Zeitschrift 1899 I). *b*) über die Schlacht bei Borodino: Pelet, La Bataille de la Moskwa (Spectateur militaire 1831); Galizyn, Die Schlacht bei Borodino, Petersb. 1840; Hofmann, Die Schlacht bei Borodino, Coblenz 1846; Ditfurth, Die Schlacht bei Borodino, Marburg 1887; Roth von Schreckenstein, Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa; Über die Mitwirkung der sächsischen Kürassierbrigade in der Schlacht an der Moskwa (Österr. Militär-Zeitschrift, 1824). *c*) Über den Brand von Moskau: Histoire de la destruction de Moscou en 1812; Rostoptchine, La vérité sur l'incendie de Moscou, Paris 1823; Alex. Ségur, Vie du Cte Rostoptchine, Par. 1872; Rostoptschins Briefe an Woronzow u. A. im Woronzow-Archiv, 1876, 1878; seine „Oeuvres inédites" herausg. von seiner Tochter Lydia mit einer wichtigen Einleitung; seine Briefe an Alexander I. in „Le Carnet", 1903. Dazu das Manuscrit de 1812 Fains, Castellanes Journal, die Memoiren Baussets, II, des Sergeanten Bourgogne, Dumas', III, Fézensacs, Boyens, Wolzogens, (Lecointe de Laveau), Moscou avant et après l'incendie, Par. 1814; Idanof (russ. Kaufmann), Mouvement de la présence des Français, Petersb. 1813; Yzarn (franz. Emigrant), Relation du séjour des Français à Moscou, (éd. Gadarnel, Brüssel 1871); Mme Fusil (franz. Schauspielerin), L'incendie de M. Par. 1817; Aufzeichnungen des deutschen Nichtmilitärs Klee („Pilgerschaft durchs Leben"). Andere, namentlich russische, Litteratur verzeichnet: H. Schmidt, Die Urheber des Brandes von Moskau 1812 (Greifsw. 1904, gründliche Untersuchung). Vergl. auch Pierre de Ségur, Rostoptchine en 1812 (Revue de Paris, 1902) und Tzenoff, Wer hat Moskau 1812 in Brand gesteckt? (Berl. 1900, mit unhaltbaren Ergebnissen). *d*) Über die Vorgänge an der Beresina vergl. die erwähnten Memoirenwerke, insbesondere Castellane, Bourgogne, Langeron, Fézensac, Linsingen, Löwenstern, Tschitschagoff u. A.; dazu Rochechouart, Souvenirs sur la Révolution, l'Empire etc.; Solignac, La Bérézina, Souvenirs d'un soldat de la Grande armée, Limoges 1890. Von allgemeinen Geschichtswerken: Bogdanowitsch und Chambray. Von Einzelstudien: Charkiewitsch, 1812, Beresina, Petersb. 1893 (russisches Hauptwerk), danach Krahmer, Die Operationen der russischen und französischen Armee im Kriege 1812 von der Schlacht bei Krasnoi bis zur Beresina (Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1894). Vergl. ebenda: Hartmann, „Der Übergang über die Beresina", nach den im „Avenir militaire" veröffentlichten Berichten des französischen Obersten Chapelle und des Genieobersten Paulin; Lenoir, Recherches sur le passage de la Bérézina (Rev. du génie mil. 1894); (Ségur et Blancard), Note relative au passage de la Berézina (Carnet hist. 1898). Außerdem: Mosbach, Der Übergang über die Beresina aus ungedruckten Denkwürdigkeiten des polnischen Obersten Bialkowski (Streffleurs Österr. militär. Zeitschrift 1875); Clausewitz

(der sich bei Wittgenstein befand), Über die Schlacht an der Beresina (Brief an Stein, mitgeteilt in der Histor. Zeitschrift, Jahrg. 1888); Pfuel, Der Rückzug der Franzosen aus Rußland (herausg. von Förster, Berlin 1867); Lindenau, Der Beresina-Übergang, Berlin 1896. *e*) Über die Rückfahrt Napoleons: Ernouf, Maret; Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls; Bernays, Die Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen; Bourgoing, Itinéraire de Napoléon de Smorgoni à Paris; Senfft, Mémoires. Ein gedruckter Bericht von Dunin-Wansowicz, dem Kommandanten der Eskorte, dessen Bourgoing (p. 20) und Ernouf (p. 467) Erwähnung tun, ist mir unbekannt geblieben. *f*) Über den Anteil der Verbündeten: Welden, Der Feldzug der Österreicher gegen Rußland im Jahre 1812, Wien 1870; Angeli, Die Teilnahme des österr. Auxiliarkorps im Feldzug Napoleon I. gegen Rußland (Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs 1884); Dittrich, Schwarzenbergs Marsch auf Wolkowysk, 1812 (Jahrbb. für die d. Armee und Marine, 90. Bd.); Droysen, Leben des Feldmarschalls Yorck; Guretzky-Cornitz, Geschichte des 1. Brandenburg. Uhlanenregiments; Seydlitz, Tagebuch des Yorckschen Korps, 2 Bde., 1823 (auch französisch); Die Teilnahme des preußischen Hilfskorps am Feldzug von 1812 (Kriegsgesch. Einzelschriften, 24. Heft, 1898); Pfister, Aus dem Lager des Rheinbundes, 1812, 1813; Exner, Der Anteil der sächsischen Armee, 1812, Leipz. 1896; Röder, Der Kriegszug Napoleons gegen Rußland, Leipz. 1848 (mit Benutzung des Tagebuches des Prinzen von Hessen); (Cerrini), Die Feldzüge der Sachsen 1812 und 1813; Zezschwitz, Die Feldzüge der Sachsen 1812 und 1213; Burkersroda, Die Sachsen in Rußland; Holtzendorff, Geschichte der königl. sächsischen leichten Infanterie; Liebenstein, Die Kriege Napoleons gegen Rußland 1812 und 1813; Minkwitz, Die Brigade Thielmann im Feldzuge von 1812; Krauß, Geschichte der bayrischen Heeresabteilung im Feldzuge gegen Rußland; Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede; Derselbe, Die bayrische Kavalleriedivision Preysing im Jahre 1812 (Jahrbb. für die deutsche Armee und Marine, 7. Bd.); Miller, Darstellung des Feldzuges der französischen verbündeten Armee gegen die Russen im Jahre 1812 mit besonderer Rücksicht auf die Teilnahme der königl. württembergischen Truppen; Bernays, Die Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen; Büdinger, Die Schweizer im Feldzug von 1812 (Histor. Zeitschrift XIX.); Maag, Die Schicksale der Schweizer Regimenter in Rußland 1812, 3. Aufl., Biel 1900. *g*) Über die Stimmung am Petersburger Hofe: C^esse Edling, Mémoires; C^esse Choiseul-Gouffier, Mém. sur Alexandre, 1829; J. de Maistre, Correspondance; Pertz, Stein, III. und VI. 2; Lehmann, Stein, III; E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein; Derselbe, Erinnerungen aus dem äußeren Leben (herausg. von Geerds); Boyen, Erinnerungen II; Fournier, Stein und Gruner in Österreich (D. Rundschau, 1887).

III. Über das Maletsche Unternehmen: Lafon, Histoire de la

conjuration du général Malet, Paris 1814 (unzuverlässig); Saulnier, Eclaircissements historiques sur la conspiration du gén. M., 1834; Histoire des sociétés secrètes de l'armée et des conspirations militaires qui ont eu pour objet la destruction du gouvernement de Bonaparte, Paris 1815; Desmarest, Quinze ans de haute police; Savary, Mémoires, VI; Fiévée, Correspondance et relations avec Bonaparte, III; Fain, Manuscrit de 1813; Pasquier, Mémoires, II; Grousset, La conjuration etc., 1869; Hamel, Histoire des deux conspirations du général Malet, Paris 1875; Passy, Frochot préfet de la Seine, Evreux 1867; A. Duruy, La conspiration du général Malet (in der Revue d. d. mondes, 1879); Guillon, Les complots militaires sous le Consulat et l'Empire, Paris 1894. Die Berichte Pelets de la Lozère und Pasquiers an Savary in der „Nouv. revue rétrospect.", 1901. Ältere Litteratur verzeichnet auch Monod, Fragment des souvenirs du Comte d'Argout (Rev. napol. 1902). Dazu George, Public opinion at Paris, 1812 (Engl. hist. rev. 1901).

Zum dritten Kapitel. I. Vor dem Frühjahrsfeldzuge. *a*) Über die Rüstungen Napoleons und seine darauf zielende innere Politik: außer der Correspondenz des Kaisers die bereits erwähnte des Staatsrates Fiévée III, die Memoiren Molliens, Pasquiers, Savarys; Fains Manuscrit de 1813, Thiers, XV und Lanfrey-Kalckstein, VI; Welschinger, Le pape et l'empereur; Lumbroso, Miscell. nap. VI; dann Rousset, La Grande Armée de 1813; Pelet, Tableau de la Grande Armée en 1813, am eingehendsten jedoch: (Osten-Sacken), Die französische Armee im Jahre 1813, Berlin 1889. *b*) Über die Schwenkung Preußens: Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelms III.; Droysen, Yorck, I; Eckart, Yorck und Paulucci; Natzmer, Aus dem Leben O. v. Natzmers; Henckel-Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben; Aus den Papieren Schöns, VI. Bd. (dessen Selbstbiographie, zu deren Kritik eine ganze von Maurenbrecher in der allg. deutschen Biographie verzeichnete Litteratur, namentlich Lehmann, Knesebeck und Schön); Clausewitz, Hinterlassene Werke, VII; Seydlitz, Tagebuch des Yorckschen Korps; Mitteilungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Fr. Dohna; Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna, Bd. IV; Denkschriften des Ministers Canitz; Rühle, Briefwechsel Th. v. Schöns mit Pertz und Droysen, Leipzig 1896; Boyen, Erinnerungen II, III (werden neuestens in ihrer Zuverlässigkeit angezweifelt); Ancillons Denkschrift vom 4. Februar 1813 (mitg. v. Lehmann, Hist. Zeitschr., 68. Bd.); (Prittwitz), Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813; Ompteda, Nachlaß II. Dann: Ranke, Hardenberg (SS. WW. Bd. 48); Duncker, Preußen während der französischen Okkupation (Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III.); Lehmann, Scharnhorst II; Derselbe, Stein III; Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, 2 Bde.; (Gedrängte Darstellung in desselben: „Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege" II); Ca-

vaignac, La formation de la Prusse contemporaine, II; Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit (die Berichte des französischen Gesandten in Berlin enthaltend); Aegidi, Knesebecks Sendung in das russische Hauptquartier (Historische Zeitschrift XVI); Pertz, Das Leben Steins, III; Meinecke, Boyen I; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, VII und III; Ernouf, Maret. *c*) Über die Konvention von Tauroggen stehen sich heute zwei Auffassungen gegenüber: die der selbständigen Handlungsweise Yorcks ohne Vorwissen und gegen die wahrscheinliche Willensmeinung des Königs, vertreten durch Droysen (Yorck), Lehmann (Scharnhorst), Derselbe, Ein Vorspiel der Konvention von Tauroggen (Hist. Zeitschr. 64. Bd.), Delbrück, Gneisenau, I, Grobbel, Die Konvention von Tauroggen (Diss.), Marb. 1892, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des preußischen Generalstabs, Heft 24 (Teilnahme des preußischen Hilfskorps am Feldzug gegen Rußland) Berl. 1898, Schiemann, Zur Würdigung der Konvention von Tauroggen (Hist. Zeitschr., 84. Bd.), und die zweite, daß Yorck nicht ohne alle Instruktion des Königs und deshalb auch nicht gegen dessen innerste Überzeugung gehandelt habe, vertreten durch Max Schultze, Zur Geschichte der Konvention von Tauroggen, 1898, Oncken, Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris. (Deutsche Revue, 1899), Blumenthal, Die Konvention von Tauroggen, Berl. 1901, namentlich aber Thimme, Zur Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen (in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 13. Bd., 1900) und Derselbe, König Friedrich Wilhelm III, sein Anteil an der Konvention von Tauroggen und an der Reform von 1807—1812 (Ebenda 18. Bd. 1905) mit sehr guten, aus dem unedierten Tagebuch Ludwigs von Wrangel geholten Gründen. *d*) Über die deutschen Aufstände und Rüstungen: Gildemeister, Finks und Bergers Ermordung, Bremen 1814; Rists Lebenserinnerungen; Wohlwill, Die Befreiung Hamburgs am 18. März 1813; Derselbe, Zur Geschichte Hamburgs im Jahre 1813 (Mitteilungen des Vereines für Hamburger Geschichte, 1888); (Holzhausen), Davout in Hamburg; Varnhagens Denkwürdigkeiten III; Lefebvre, V. *e*) Über die preußischen Rüstungen insbesondere: die betreffende Partie in Häußers deutscher Geschichte IV; Ompteda, Nachlaß, III.; Steffens, Was ich erlebte, VII; Lehmann, Borstell und der Ausbruch des Krieges von 1813 (Hist. Zeitschr. XXXVII); außerdem die Biographien Gneisenaus von Pertz-Delbrück, Jahns von Euler, Scharnhorsts von Lehmann, Blüchers von Wigger, Niebuhrs von Eyßenhardt, Bülows von Varnhagen, Grolmans von Conrady, Tettenborns von demselben, etc; Ziehlberg, Ferdinande von Schmettau; Koberstein, Lützows wilde verwegene Jagd in „Preuß. Bilderb.“, 1887; K. v. L. Adolf Lützows Freikorps, 1884. *f*) Über die Verhältnisse in den Rheinbundstaaten: Schloßberger, Korrespondenz König Friedrichs von Württemberg; Pfister, Aus dem Lager des Rheinbundes, 1812, 1813; Darmstaedter, Frankfurt;

Goecke, Westfalen; Charles Schmidt, Le Grand-Duché de Berg; Heilmann, Wrede; Montgelas' Memoiren; Senfft, Memoiren; Flathe, Geschichte Sachsens, III; Bonnefons, Un allié de Napoléon. *g*) Über Österreichs Politik: Metternichs Papiere, dann: Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, mehrfach berichtigt durch Luckwaldt, Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges von 1813; dazu: Gebhardt, Wilh. v. Humboldt als Staatsmann I; Criste, Der Beitritt Österreichs im Jahre 1813 (Mitth. des k. u. k. Kriegsarchivs 1894); Wertheimer, Die Revolutionierung Tirols 1813 (Deutsche Rundschau 1904); Ulmann, Eine Denkschrift von Gentz aus dem Juni 1813 (Neue Jahrb. für das klassische Altertum, Geschichte etc. 1904); Thiers, XV, XVI; Lefebvre, V; Sorel, VIII. *h*) Über die Beziehungen zu den andern Staaten und die Anfänge der neuen Koalition: Castlereaghs Korrespondenz; Hormayr, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege; Bernhardi, Geschichte Rußlands II; Aperçu des transactions politiques du cabinet de Russie (im Sbornik der russ. hist. Gesellschaft XXXI.); Bignon, XII; Jackson, Diaries in Bath Archives II; Nesselrodes Autobiographie; Ernouf, Maret; *i*) Über die Episode Murat: Weil, Le Pce Eugène et Murat, I; Chavanon et Saint-Yves, Murat. *k*) Über Bernadotte: Pingaud, Bernadotte, Napoléon et les Bourbons; Suremain, Mémoires; Woynar, Österreichs Beziehungen zu Schweden und Dänemark, 1813, 1814 (Archiv für österreichische Geschichte, 77. Bd.); Nielsen, Bidrag til Sveriges politiske historie 1813, 1814; v. Schmidt, Schweden unter Karl XIV. Johann; Touchard-Lafosse, Hist. de Charles XIV, und das im ersten Kapitel erwähnte Werk von Swederus.

II. Der Frühjahrsfeldzug von 1813: Von Memoiren sind nur wenige zu verwerten: die Marmonts, Macdonalds und S. Cyrs bieten nicht viel; Ségur, Thiébault und Fézensac befinden sich nicht auf dem deutschen Kriegsschauplatze; das Mémorial Peyrusses ist hier unbedeutend; nur die Memoiren Eugens (von du Casse), die Papiere Davouts (ed. Mazade und Blocqueville), die beiden Werke Jominis, „Précis politique et militaire de 1812 à 1814“ und „Vie politique et militaire de Napoléon“, und die Erinnerungen des sächsischen Offiziers v. Odeleben, „Napoleons Feldzug in Sachsen“, sind französischerseits von größerer Bedeutung. Wichtig als Quellenwerke sind: Fains Manuscrit de 1813, Norvins' Portefeuille de 1813 und allem voran die Correspondance de Napoléon I. XXV mit den Nachträgen bei Lecestre, II. Ferner: Foucart, Bautzen, Par. 1897; Fabry, Journal des opérations des 3ème et 5ème corps d'armée, Par. 1902. Von nichtfranzösischer Seite: Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals von Toll; Müffling, Aus meinem Leben (2. Ausgabe 1855); Eugen v. Württembergs Memoiren III; Wolzogen, Memoiren; Helldorff, Aus dem Leben des Prinzen Eugen von Württemberg; (Prittwitz), Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813; Wilson, Private diary of 1812, 1813, 1814 (unverläßlich); die Memoiren von Boyen,

III., von Löwenstern (ed. Weil), von Langeron (ed. Fabry). Von historischen Darstellungen des Feldzuges: Schütz und Schulz, Geschichte des Feldzuges von 1813, 2 Teile; Müffling, Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814; Friccius, Geschichte des Krieges in dem Jahre 1813 und 1814; Michailowski-Danilewski, Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813 (deutsch 1837); Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814; Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege (2. Ausgabe von Goldschmidt); Charras, Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne (Fragment); Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges von 1813 (deutsch von A. S.), sind sämtlich älteren Datums. Von neueren Werken sind zu erwähnen: Treuenfeld, Das Jahr 1813 bis zur Schlacht bei Groß-Görschen (Leipz. 1901); Osten-Sacken, Militär.-polit. Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813, Bd. IIa: Der Frühjahrsfeldzug (bis zum Elbeübergang der französischen Armee, Berl. 1904); Holleben, Geschichte des Frühjahrsfeldzugs 1813, 2 Bde (Berl. 1904 f); Lanrezac, La manoeuvre de Lützen, 1813 (Par. 1904; umfaßt in enger präziser Darstellung den ganzen Frühjahrsfeldzug); Clément, Campagne de 1813 (ohne besonderen Wert, da auf alten Darstellungen beruhend). Vergl. auch Ulmann, Die neueste militärische Literatur über den Befreiungskrieg während des Frühjahrs 1813 (Beilage zur „Allg. Zeitung", 21. Februar 1905). Speziell über die Schlacht bei Bautzen neben Foucard: Meerheimb, Die Schlachten bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813 (1873). Nach Bautzen: Foucard, De Bautzen à Plöswitz (Revue de Cavalerie, 1898 ff. selbst. Par. 1901); dazu „Neue milit. Blätter", XXXI. Über einzelne kleinere Gefechte: Militär-Wochenblatt von 1843 und 1847.

III. Die Zeit des Waffenstillstandes und des Prager Kongresses: Correspondance de Napoléon, XXV, XXVI; Lecestre, II; Fain, Manuscrit de 1813, II; Bignon, Histoire de France, XII; Thiers, XVI (nach Metternichschen Mitteilungen), dagegen Ernouf, Maret (mit Aufzeichnungen dieses Ministers); Metternich, Nachgelassene Papiere I und II. Der 1820 niedergeschriebene Bericht über die Dresdener Unterredung vom 26. Juni bei Helfert, Marie Louise (im Anhang); Broglie, Souvenirs I; Sbornik, XXXI; Radetzky, Denkschriften milit.-polit. Inhaltes, 1858 (dazu Wehner, Über zwei Denkschriften Radetzkys aus dem Frühjahr 1813); Radetzkys Selbstbiographie (in Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs, 1887); Hormayr, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, III; Gentz, Dépêches inédites aux Hospodars de la Valachie (ed. Prokesch) I; Desselben, Briefe an Pilat; De Clercq, Recueil des traités de la France, II; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie III. Von historischen Darstellungen: Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II; Ranke, Hardenberg (SS. Werke, 48 ff.); Lefebvre, V; Luckwaldt, Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges; Bailleu, Caulaincourt négociateur de l'armistice en 1813 (in den Schriften des Haager Historikerkongresses 1899); Meerheimb, Der Waffenstillstand vom 4. Juni bis

17. August (Z. f. preuß. Gesch., X); Gebhardt, Humboldt, I; Sorel, VIII. Über das Leben am Hoflager Napoleons in Dresden: Odeleben, N.s Feldzug in Sachsen; vgl. auch Schimpff, Napoleon in Sachsen (Dresden 1894).

IV. Der Herbstfeldzug 1813. Zu den vorhin genannten Werken treten hier französischerseits die Memoiren Marmonts, Fézensacs, Ségurs, Saint-Cyrs, Macdonalds, Norvins' und Berthezènes wieder hinzu; daneben Bertin, La campagne de 1813 d'après des témoins oculaires (Par. 1896); Rogniat, Considérations sur l'art militaire, Par. 1816; Du Casse, Vandamme. Von seiten der Verbündeten: Reiches Memoiren (herausg. von Weltzien); Colomb, Aus dem Tagebuche des Rittmeisters v. Colomb 1813 und 1814 (1854, dazu Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1855); Blasendorff, Fünfzig Briefe Blüchers (Hist. Zeitschr. LIV); Radetzky, Erinnerungen (in den Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs, 1887); desselben Denkschriften; Barclays Briefe (in der Baltischen Monatsschrift von 1888); Radetzky im Feldzug 1813 (Jahrbb. für die deutsche Armee und Marine 1896, 1897); Wolzogen, Memoiren; Kayserlingk, Erinnerungen a. der Kriegszeit; Nostitz, Tagebuch (Kriegsgesch. Einzelschriften, V); Briefe eines Neumärkers über seine Erlebnisse 1813—1815 (herausg. von Bardey, 1903); Granier, Schlesische Kriegstagebücher aus der Franzosenzeit (insbesondere des Landwehrmajors Doercks) Berl. 1904; Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten v. Schwarzenberg (Neue Ausgabe 1861); Rochechouart, Souvenirs; die Memoiren von Langeron und Löwenstein; Thielen, Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee, 1863; Bernhardi, Toll, III; Heilmann, Fürst Wrede; Metternich-Klinkowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, 1887 (mit Briefen von Gentz, Metternich und Schwarzenberg). Von historischen Darstellungen im Besonderen: das neueste zusammenfassende Hauptwerk von Friederich, Der Herbstfeldzug 1813, 3 Bde. (1903—1905); (Grouard), Stratégie napoléonienne. La camp. d'automne 1813. Par. 1897. Von älteren Schriften: Pelet, Des principales opérations de la campagne de 1813 (Spect. milit. 1826, 1828); Londonderry, Narrative of the war of 1813 and 1814 (deutsch 1836); Burghersh, Die Operationen der verbündeten Heere unter Schwarzenberg und Blücher (deutsch 1844); Hofmann, Zur Geschichte des Feldzuges von 1813 (1843); Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und um Dresden; Wagner, Die Tage von Dresden und Kulm; Lüdtke, Die strategische Bedeutung der Schlacht bei Dresden (Diss. 1904), (dazu: Dresdener Geschichtsblätter, 1905); Zahn, Das Verhalten Napoleons I. nach der Schlacht von Dresden (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 1902); Bégue de Germiny, La bataille de Dresde (Revue des quest. hist. 1901, mit dem Tagebuch Gersdorffs u. A.); Jomini, Réplique à Lord Londonderry sur les événements de la camp. de Dresde; Aster, Schilderung der Kriegsereignisse zwischen Peters-

walde, Pirna, Königstein und Priesten und die Schlacht bei Kulm; Helfert, Die Schlacht bei Kulm; Kleist, Von Dresden nach Nollendorf (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1889, 3); Helldorf, Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm; Pierron, Napoléon de Dresde à Leipzig; Fabry, Journal des opérations du III. et V. corps en 1813, Par. 1902; Weil, La cavalerie des armées alliées, 1813, Par. 1886; Pajol, Pajol en 1812—1814, Par. 1874; Conrady, Grolman; O. Harnack, Die Ursachen der Niederlage Napoleons I. 1813 (Hist. Zeitschr. 39. Bd. 1902); Waas, Napoleon und die Feldzugspläne der Verbündeten 1813 (Hist. Vierteljahrschrift 1900). Über die Nordarmee der Verbündeten: Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813 (Berl. 1854), insbesondere: Quistorp, Geschichte der Nordarmee, 1813, 3 Bde., 1894; Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813; (Bernadotte), Recueil des ordres de mouvement etc. de S. A. R. Charles Jean, Prince royal de Suède, Stockholm 1838. Zu der Frage der Beurteilung Bernadottes vgl. man auch Pingaud, Bernadotte, Napoléon et les Bourbons; Meinecke, Zur Beurteilung Bernadottes im Herbstfeldzug 1813 (Forsch. zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 1894); Pflugk-Harttung, Bernadotte im Herbstfeldzug 1813 (D. Rev. 1905); Pallmann, Die Schlacht bei Großbeeren (Progr. Berlin 1872); Quistorp, Zum Herbstfeldzug 1813 (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 1904), Meinecke, Boyen, I. Über die schlesische Armee vgl. Müffling, Zur Kriegsgeschichte von 1813 und 1814, und die Aufsätze im Militär-Wochenblatt 1844 und 1845; dazu Freytag-Loringhoven, Aufklärung und Armeeführung bei der schlesischen Armee 1813, Berl. 1900; Wedelstädt, Die Schlacht an der Katzbach (Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 1893); Droysen, Yorck; Delbrück, Gneisenau, I; Widdern, Die Streifkorps im deutschen Befreiungskriege, II; Petersdorf, Thielmann; Mirus, Das Treffen bei Wartenburg; Schels, Die Operationen des Korps Bubna (Österr. mil. Zeitschrift, III. Jahrg.). Vor der Schlacht bei Leipzig: Kerchnawe, Kavallerieverwendung, Aufklärung und Armeeführung bei der Hauptarmee in den entscheidenden Tagen vor Leipzig, Wien 1904; Bremen, Die entscheidenden Tage vor Leipzig (Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1889); Kaulfuss, Die Strategie Schwarzenbergs am 13., 14., 15. Oktober 1813 (Diss. 1902). Über die Schlacht bei Leipzig: vor allem Aster, Die Schlachten bei Leipzig 2 Bde. (2. Ausgabe 1856); außerdem die Werke von Hofmann (1835), Naumann und Wuttke (1863). Eine zusammenfassende Darstellung nach neuesten Ergebnissen steht noch aus. Nach Leipzig: Kerchnawe, Von Leipzig bis Erfurt (Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs, 3. Folge, 4. Bd., 1906) konnte leider nicht mehr benützt werden; Dörr, Die Schlacht bei Hanau; Bockenheimer, Geschichte der Stadt Mainz 1813 und 1814.

Zum vierten Kapitel. I. Vor Erneuerung des Krieges. *a*) Über die ersten Unterhandlungen des Friedens wegen: Castlereaghs Korrespondenz; Lord Burghersh, Memoirs (Deutsche Ausgabe, 1844);

Martens, Recueil III., XI.; Metternichs Nachgelassene Papiere I, II (dazu Bailleu, „Metternichs Memoiren" in der Histor. Zeitschrift XLIV.); Metternich-Klinkowström, Österreichs Teilnahme etc.; Fain, Manuscrit de 1814; Ernouf, Maret; Bignon, Hist. de France, XIV; Angeberg, Le Congrès de Vienne, I; Oncken, Aus den letzten Monaten des Jahres 1813 (Histor. Taschenbuch 1833); Derselbe, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege 2. Bd.; Fournier, Zur Geschichte der polnischen Frage (Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, XX. Bd.); Derselbe, Der Kongreß von Châtillon, Wien, 1900; Roloff, Politik und Kriegführung während des Feldzuges von 1814, 1891. *b*) Über die inneren Verhältnisse Frankreichs: Correspondance de Napoléon, XXVI und XXVII; Lecestre, II; Brotonne, beide Sammlungen; Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la révolution fr. XXXIX; Bulletin des lois; die Memoiren von Mollien, Miot, Bausset, Savary (neue Ausgabe, 1900), Méneval, Pasquier II, Barante, Broglie, der Frau v. Coigny (éd. Lamy), der Chastenay (2. Bd.), Molés (in der Revue de la Révolution, 1888). Dazu: Béranger, Ma biographie; Rodriguez, Relation de ce qui s'est passé à Paris à l'époque de la déchéance de Buonaparte (1814); Journal d'un prisonnier anglais (in d. Revue brittanique V, VI); Journal d'un officier anglais pendant les quatre premiers mois de 1814 (ebenda IV); Montaignac, Journal d'un français depuis le 9 mars jusqu'au 15 avril 1814; Wehle, Vertraute Briefe über Frankreich, 1814; Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris, I; Engerand, Paris et les alliés en 1814 (Nouv. Revue, 1896); Thiers, XVII; Vaulabelle, Hist. des deux restaurations; Lubis, Hist. de la restauration; Houssaye, „1814" (grundlegend für die innere Geschichte, worin auch die Litteratur für die Departementalgeschichte des Jahres verzeichnet ist); dazu Chuquet, L'Alsace en 1814; Pingaud, Bernadotte, Napoléon et les Bourbons; Welschinger, Le pape et l'empereur.

II. Der Krieg in Frankreich. *a)* Über den Feldzug vgl. man neben d. Correspondance, XXVII: Mémoires du roi Joseph, die Memoiren von Marmont, Macdonald, Belliard, Lavalette; Fabviers Journal des opérations du 6ème corps; Bertin, La campagne de 1814 d'après des témoins oculaires (Par. 1897); Percy, Journal. An Darstellungen: Girard, La campagne de Paris en 1814; Beauchamps, Histoire des campagnes de 1814 et 1815; Vaudoncourt, Histoire des campagnes de 1814 et 1815; insbesondere: Koch, Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, 3 vols.; Du Casse, Le gén. Arrighi; Pajol, Pajol gén. en chef; Nollet, Oudinot; Masson, Flahaut; Hauptwerk: Weil, La campagne de 1814, 4 Bde. Von nichtfranzösischer Seite zu den im früheren Kapitel aufgeführten Quellenwerken von Bernhardi, Plotho u. A.: (Damitz), Geschichte des Feldzuges von 1814, 4 Bde.; Schels, Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris (Österr. milit. Zeitschrift 1845); Thielen, Der Feldzug der verbündeten Heere;

Derselbe, Erinnerungen; die Memoiren Eugens v. Württemberg; Boyens Erinnerungen; Müffling, Aus meinem Leben; Reiches Memoiren; Schulz, Geschichte des Feldzuges von 1814, 2 Bde.; Nostiz, Tagebuch (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften Heft 5 und 6); Delbrück, Gneisenau; Meinecke, Boyen; Conrady, Grolman; Heilmann, Wrede; Varnhagen, Bülow; Droysen, Yorck; Ollech, Reyher; Kleist, Kleist; Neues über Leop. v. Gerlach (D. Revue, 1900); Colomb, Blücher in Briefen; Boie, Die Stunde der Entscheidung vor Beginn der unglücklichen Kämpfe im Februar 1814 (Jahrbb. für die deutsche Armee und Marine, 1878); Danilewsky, Der Feldzug in Frankreich; Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges von 1814 (Deutsche Ausgabe 1866); Janson, Der Feldzug 1814 in Frankreich, 2 Bde., 1903 und 1905. (Vergl. dazu Wojnovich, Die Geschichte der Befreiungskriege in Streffleurs Z. 1905); Hiller, Geschichte des Feldzuges in Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der württembergischen Truppen; Oncken, Gneisenau, Radetzky und der Marsch durch die Schweiz (D. Z. f. Geschichtswissenschaft, X); Roloff, Entstehung des Operationsplanes zum Winterfeldzug 1813/1814 (Militär-Zeitschr. 1894); Waas, Napoleon I. und die Feldzugspläne der Verbündeten von 1813 (Hist. Vierteljahrschrift, 1900); Sauer, Blüchers Rheinübergang bei Caub, 1892; Oechsli, Die Verbündeten und die Schweiz; Rouvier, Les premiers combats de 1814 (Par. 1895); Petzel, Die Operationen Napoleons von La Rothière bis Bar-sur-Aube (Beih. zum Mil.-Wochenblatt 1900); Sothen, Das Gefecht von Etoges (Beih. zum Militär-Wochenblatt 1894); Dechend, Das Treffen bei Bar-sur-Aube (Beih. zum Militär-Wochenblatt 1897); Der Fall von Soissons; Das Nachtgefecht bei Laon (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften, Bd. II). *b)* Über die diplomatischen Unterhandlungen während des Krieges neben den oben angeführten Quellen: Fains Manuscrit de 1814; Sbornik XXXI; Gentz, Lettres aux hospodars de la Valachie I; Ernouf, Maret; Metternichs Memoiren (unzuverlässig; vgl. Bailleu in der „Histor. Zeitschrift", 1888); Nesselrode, Selbstbiographie (deutsch, 1866); Arneth, Wessenberg, II; Oncken, Lord Castlereagh und die Ministerkonferenz zu Langres (Hist. Taschenbuch 1855); Derselbe, Die Krisis der letzten Friedensverhandlungen mit Napoleon I. (ebenda, 1886); Houssaye, „1814", mit unrichtiger Auffassung der Politik der Verbündeten; Sorel, VIII; dazu: Fournier, Der Kongreß von Châtillon; (Die Schrift von Pons de l'Hérault, Le congrès de Châtillon, ist eine auf Fains Manuscrit basierte Anklageschrift gegen Caulaincourt ohne historischen Wert); Trapp, Kriegführung und Diplomatie der Verbündeten 1814; Weil, Le P[ce] Eugène et Murat; Chavanon et Saint-Yves, Murat; Lehmann, Stein, III; Pertz, Stein, VI; Gebhardt, Humboldt, II; Lady Burghersh, Lettres from Germany (auch deutsch). *c)* Über den Sturz Napoleons außer den genannten allgemeineren Werken: Die Memoiren von Bourrienne, dazu A. B., Bourrienne et ses erreurs, II. Bd.; Talleyrands Memoiren, II; Desselben Lettres

inédites à la Princesse de Courlande (Revue d'histoire diplomatique II); Vitrolles, Mémoires et relations politiques, I (über seine Sendung teilweise unwahr); die Memoiren von Rochechouart, Semallé, Hyde de Neuville, Moriolles, Ségur, Plancy (éd. Masson 1904); De Pradt, Récit des événements qui ont amené la restauration de la royauté; Rapetti, La défection d'Essonnes; Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe und dessen Pamphlet „Bonaparte et les Bourbons"; die Memoiren von Joseph, Pasquier, Macdonald, Savary, Méneval, Bausset, Fains Manuscrit, Ernouf, Maret, Gourgaud, Journal inédit. Die „Souvenirs du Duc de Vicence" par Mme Sorr sind nicht authentisch; es sind Artikel, die ursprünglich unter dem Titel „Napoléon et le Duc de Vicence" in der „Nouvelle Minerve" von 1838 erschienen waren. Caulaincourt schrieb zwar an Memoiren, war jedoch über den Anfang nicht weit hinausgekommen, als ihn 1827 der Tod überraschte. (Sorr, Napoléon en Belgique et Hollande, p. 5). Von Zeitungen: Moniteur, Journal de l'Empire, Gazette de France, Journal des Débats. Die Pamphlete wider Napoleon sind überaus zahlreich. Eine Sammlung derselben verzeichnet mit Auszügen daraus: Germond de Lavigne, Les pamphlets de la fin de l'Empire, des Cent-Jours et de la Restauration (Par. 1879). (Die Berliner Bibliothek enthält an 130 Flugschriften dieser Zeit). Von Darstellungen, außer den genannten Geschichtswerken über die Restauration: Thiers, XVII, Sorel, VIII, Masson, Marie Louise, und derselbe, Napoléon et son fils; dagegen Fournier, Marie Luise und der Sturz Napoleons (D. Rundschau, Sept. 1902, französisch: Revue historique, 1903); Dazu: Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt; Helfert, Marie Luise; Wehle, Vertraute Briefe über Frankreich und dessen Hauptstadt in der ersten Hälfte des Jahres 1814.

III. Napoleon auf Elba. *a*) Über die Fahrt dahin: Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba, 1874 (nach den Berichten des österreichischen Kommissars Koller); Waldburg-Truchseß (Bevollmächtigter Preußens), Napoleon Bonapartes Reise von Fontainebleau nach Fréjus, Berl. 1815 (im 6. Band von Schoell, Recueil des pièces officielles); Campbell (Bevollmächtigter Englands), Napoleon at Fontainebleau and Elba, 1869; Ussher (Kapitän des „Undaunted"), A narrative of events etc. (Neu aufgelegt in „Napoleons Last Voyages", 1895, deutsch: „Von Fréjus nach Elba" von O. Simon, 1894); J. Fabre, De Fontainebleau à l'île d'Elbe, 1887 (wertlos); Laborde, Napoléon et sa garde, ou relation du voyage de Fontainebleau à l'île d'Elbe, Par. 1840. *b*) Über den Aufenthalt auf der Insel: Correspondance, XXVII. (Die Ergänzungswerke von Lecestre und Brotonne enthalten nichts für diese Zeit); Pélissier, Le registre de l'île d'Elbe, Par. 1897 (mit 184 Briefen); Peyrusse (des Schatzmeisters) Mémorial; am ausführlichsten: Pons de l'Hérault (Direktor der Bergwerke), Souvenirs et anecdotes de l'île d'Elbe (éd. Pélissier, Par. 1897); dazu: Mémoire de Pons de l'Hérault aux puissances (éd. Pélissier, Par. 1899, ein

apologetisches Pamphlet, wie es der Herausgeber richtig bezeichnet). Die Erinnerungen von Labadie, Larabit und Sellier Vincent hat Pélissier in der Nouvelle Revue rétrosp. 1894, 1895 veröffentlicht. G. Firmin-Didot, Royauté ou Empire (Par. 1897, enthält u. A. die Berichte der geheimen Agenten der Pariser Regierung); Fleury de Chaboulon, Mémoires de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815 (Lond. 1820; schildert seine Sendung im Auftrage Marets). Über Unterredungen Napoleons mit reisenden Engländern: Ebrington, Memorandum of two conversations, 1824 (französisch bei Capefigue, Histoire des Cent-Jours; auch deutsch); Vernon, Sketch of a conversation with Napoleon (in Miscellanies of the Philobiblion Society, 1863); anderes bei Holzhausen, Bonaparte, Byron und die Briten (Frankf. 1904). Von Darstellungen: Lancelotti, Napoleon auf Elba, Dresd. 1815; Pichot, Napoléon à l'île d'Elbe (nach Peyrusse, Campbell u. A.); Foresi, Napoleone all' isola d'Elba, 1884; Livi, Napoleone all' isola d'Elba, 1888; Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, Par. 1888 (die beiden letzteren mit zu viel Vertrauen auf geheime Polizeinoten); Houssaye, „1815", I; Larrey, Madame Mére; Brunschwig, Cambronne; Madelin, Fouché, II; jüngst: P. Gruyer, Napoléon, Roi(!) de l'Ile d'Elbe (Par. 1906, mit vielen Illustrationen). Napoleon selbst diktierte die Geschichte seines Aufenthaltes u. d. T.: „L'île d'Elbe et les Cent-Jours" (in Bd. XXXI der Correspondance; wie fast alle seine Diktate tendenziös und unzuverlässig). *c)* Über Marie Luise: Fournier, Marie Luise und der Sturz Napoleons (D. Rundschau, 1902; französisch in der Revue hist. von 1903); Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt; Helfert, Napoleon und Marie Luise im Sommer 1814 („Dioskuren", Jahrg. 1874). Die irrigen Angaben bei Masson, Marie Louise, und Houssaye, „1815" beruhen zum großen Teile auf einem Pamphlet: „Marie Luise und der Herzog von Reichstadt" (1843). *d)* Die Litteratur über den Wiener Kongreß gehört nicht hierher. Doch für die Haltung Talleyrands in der Elba-Frage: Pallain, Correspondance de T. avec Louis XVIII (deutsch von Bailleu, 1881) und M. Lehmann, Tagebuch des Freiherrn vom Stein während des Wiener Kongresses (Hist. Zeitschr. 1888); Blennerhasset, Talleyrand; Fournier, Talleyrand (in der deutschen Rundschau, 1888); Pasquier, Mémoires III. *e)* Über Murat: Helfert, J. Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende (1878); Dufourcq, Murat et la question italienne en 1815; andere Litteratur bei Chavanon et Saint-Yves, Murat.

IV. Napoleons Rückkehr und Zug nach Paris. Hierfür die Correspondance, XXVIII; die Darstellung bei Monier, Une année de la vie de l'Empereur Napoléon (1815; panegyrisch und unvollständig); Peyrusse, Mémorial; Laborde, Napoléon et sa garde; namentlich aber Fleury de Chaboulon, Mémoires. Dazu vgl. man: Napoleons Schilderung in Gourgaud, Journal inédit I 379 ff.; Berriat Saint-Prix, Napoléon à Grenoble; am eingehendsten: Houssaye, „1815" I; Thiers, XIX. Über die Stimmung in Frankreich: die Memoiren von

Broglie, I; Pasquier, III; Barante, II; Vitrolles, II; Véron, I; B. Constant, Mémoires sur les Cent-Jours (die ersten Briefe); Hobhouse, Letters written from Paris, Lond. 1816 f. (Französ. Ausgabe 1817, 1819).

Zum fünften Kapitel. I. Die Herrschaft der hundert Tage: Correspondance XXVIII und XXXI; dazu: Portefeuille de Buonaparte" (deutsch: „Napoleons Brieftasche" (1815) enthält bei Waterloo erbeutete Briefe von und an Napoleon). Zu den im früheren Abschnitt genannten Memoirenwerken: Molés Memoirenfragment in der Revue de la Révolution, 1888; Carnot, Exposé de ma conduite politique; die Mémoires sur Carnot par son fils, II; Carnot, Correspondance avec Napoléon; Desselben Exposé de la situation de l'Empire im „Moniteur", 15. Juni 1815; (dazu vergl. man die Studie von Welvert in der Rev. historique, 1905); die Erinnerungen Lavalettes, Savarys VII, Fouchés (mit der bereits angemerkten Einschränkung); Molliens, III; Villemains, VI; Vitrolles', II; Barras', IV; Lucians, III; Lafayettes, V; der Staël, III; dazu: Alexandre I et Mme de Staël 1814—1817 (Revue de Paris, 1897); Laborde, Quarante-huit heures de garde aux Tuileries; Barry, Cahier d'un rhétoricien en 1815; Helene Williams, Relation des événements etc.; Sismondi, Notes sur l'Empire et les Cent-Jours (Revue historique IX); Desselben Briefe an seine Mutter (Revue historique VI, unverläßlich); Desselben Examen de la Constitution (1815); Hobhouse, Letters (dazu Napoleons Bemerkungen in der Correspondance XXXI); Davout, Correspondance IV (ed. Mazade); Blocqueville, Le maréchal Davout, IV; Vigier, Davout (Par. 1898); Béranger, Ma biographie; Lord Holland, Reminiszenzen; Picaud, Carnot (1885); F. v. Weech, Französische Zustände während der hundert Tage und der Okkupation (Hist. Zeitschr. XVI, 1866, nach Wellingtons Supplementary dispatches X). Dazu die Geschichtswerke von Houssaye, I; Thiers, XIX; Vaulabelle, II; Lubis, III; Thibaudeau, Hist. du Cons. et de l'Empire, X; Bignon, XIV; Baudouin, Anecdotes historiques du temps de la restauration; Hélie, Les Constitutions de la France; Pölitz, Europäische Verfassungen III; Bulletin des Lois, 1815; die Dispatches Wellingtons XII und Castlereaghs X; die Archives parlementaires, 2ème série; Germond de Lavigne, Les pamphlets de la fin de l'Empire etc. Zu den im vorigen Kapitel genannten Zeitungen treten hinzu: „L'Aristarque", „L'Indépendant", „Le Patriote de 89" und „Le Nain Jaune" als Witzblatt. Die Brochürenlitteratur verzeichnet Houssaye, I, 533 bis 535, 546 ff. Für die Verhältnisse zum Ausland: Die bereits erwähnte Korrespondenz Talleyrands mit Ludwig XVIII; Pozzo di Borgo, Correspondance; Romberg et Malet, Louis XVIII et les Cent-Jours à Gand (Par. 1898, 1902); Metternich, Nachgelassene Papiere, II; d'Angeberg, Congrès de Vienne, I; Hansard, Parliamentary debates, XXX, XXXI; Sorel, VIII; Madelin, Fouché, II. Die Litteratur über Murat siehe zum vorigen Kapitel.

II. Der Feldzug von 1815. Hiefür kommt die Correspondance de Napoléon I. nur wenig in Betracht. Über die Rüstungen: Couderc de Saint-Chamant, Napoléon, ses dernières armées, Par. 1902; Mauduit, Les derniers jours de la Grande Armée. Des Kaisers Darstellung des Krieges, wie er sie auf St. Helena Gourgaud in die Feder diktierte, unter dessen Namen dann „La campagne de 1815" im Jahre 1818 erschien, ist die Grundlage für viele historische Darstellungen, u. A. Thiers' geworden, obgleich alsbald berichtigende Gegenschriften erschienen; unter diesen insbesondere: Grouchy, Observations sur la relation de la camp. de 1815 publiée par Gourgaud, Paris 1819. Vgl. auch Heymès, Relation de la campagne de 1815 pour servir à l'histoire du maréchal Ney (in d'Elchingen, Documents inédits sur la campagne de 1815); Janin, Campagne de Waterloo (1828); Jomini, Précis politique et militaire de la camp. de 1815 (Bruxelles 1846). Dazu: Lefol, Souvenirs; Répecaud, Napoléon à Ligny; Salle, Souvenirs (Nouvelle Revue, 1895); Gérard, Quelques documents sur la bataille de Waterloo und desselben „Dernières observations" gegen Grouchy, worauf: Grouchy, Fragments historiques, 1829 und später „Relation succincte de la camp. de 1815", 1843. Grouchys Memoiren sind dann von seinem Enkel (Paris 1873) mit vielen Dokumenten in Bd. IV publiziert worden. Doch stimmen die Texte der letzteren nicht immer mit den Originalen überein, wie denn auch alle Mitteilungen des Marschalls (und seines Nachkommen) ebenso sorgfältig geprüft werden müssen wie die Napoleons. Vgl. dazu die Memoiren von Berthezène, Lamarque, Fleury de Chaboulon, Bertons Précis historique, Tagebuchartige Aufzeichnungen des Generals Foy in Girod de l'Ain, Vie militaire du gén. Foy (Par. 1900), Berichte Flahauts bei Masson, Le gén. Flahaut, die Pajols in Pajol, P., dazu: Baudus, Études sur Napoléon, Par. 1840; die Memoiren Jérômes; Erinnerungen einzelner Offiziere, wie Petiet, Pontécoulant, Lemonnier, Larrey (Chefarzt), eines Ungenannten über die Schlacht bei Waterloo (Nouvelle Revue rétrosp. 1896). Amtliche Berichte über die Schlacht bei Waterloo von französischer Seite sind nicht veröffentlicht. Was die englischen Quellen betrifft, so stehen Wellingtons Dispatches XII und Supplementary Dispatches X obenan. (In den letzteren sind die Berichte der Untergenerale über die Entscheidungsschlacht mitgeteilt.) Dazu Stanhope, Notes of conversations with the duc of Wellington. Ohne alle Wellingtonschen Papiere zu kennen, hat Siborne seine streng englisch gefärbte „History of the war in France and Belgium 1815" (deutsch, Berlin 1846, 1847) verfaßt. Später, 1891, hat sein Sohn „Waterloo Letters" herausgegeben, die als Erinnerungen von Teilnehmern an der Schlacht immerhin einen illustrierenden Wert besitzen. Dazu Kennedy, Notes on the battle of Waterloo, Lond. 1865; Woodberry, Journal; Mercer, Journal of the Waterloo Campaign; Tomkinson, The Diary of a cavalry officer; Cotton, A voice of Waterloo; Beamish, History of the Kings German legion, Lond. 1832, 1837. Von nieder-

ländischen Quellen ist heute das Buch von Löben-Sels, Précis de la camp. de 1815 (1846) überholt durch de Bas, Prins Frederik der Niederlanden, 3 Bde., 1896 ff. mit vielen Dokumenten. Von preußischer Seite bot, nach den zeitgenössischen Mitteilungen von Müffling, Geschichte des Feldzuges usw. (1817), desselben, Aus meinem Leben, Clausewitz, Der Feldzug von 1815 (Hinterlassene Werke VIII), Plotho, Der Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1815 (1818), Wagner, Pläne der Schlachten und Treffen, Hofmann, Zur Geschichte des Feldzuges von 1815 (2. Auflage 1849), Schulz, Geschichte der Kriege, XIV, XV, Damitz, Geschichte des Feldzuges von 1815 (1837), zuerst Königer, Der Krieg vom Jahre 1815 und die Verträge von Wien und Paris (Leipz. 1865), und dann Ollech in seiner Geschichte des Feldzuges von 1815, Berl. 1876) eine zusammenfassende Darstellung nach archivalischen Quellen, deren Publikation sich aber nicht immer als einwandfrei herausgestellt hat. Beide Werke sind heute überholt durch Lettow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815, I (einschließlich der Schlacht bei Waterloo, Berl. 1904), und Pflugk-Harttung, Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance (Berl. 1903); dazu desselben, Verhandlungen Wellingtons und Blüchers auf der Windmühle bei Brye (Hist. Jahrb. 1902). Vgl. auch: „Zur Geschichte des Feldzuges von 1815 in „Neue milit. Blätter“, 1903. Hierbei kommen an privaten Quellen in Betracht: Colomb, Blücher in Briefen aus den Feldzügen von 1814 und 1815; v. d. Marwitz, Nachlaß; Henckel v. Donnersmarck, Erinnerungen; Nostiz, Tagebuch (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften VI), Memoiren des Generals Reiche (herausg. von Weltzien) u. A. Außerdem die Berichte an den König von Württemberg in Pfister, Aus dem Lager der Verbündeten. Dazu vgl. man: Delbrück, Gneisenau, II; Conrady, Grolman; Starklof, Bernhard von Sachsen-Weimar; Treuenfeld, Die Tage von Ligny und Belle-Alliance (1880, überholt); M. Lehmann, Zur Geschichte des Feldzuges von 1815 (Hist. Zeitschrift 1877); Bernhardi, Geschichte Rußlands I. Was insbesondere die Schlacht bei Waterloo betrifft, so wurde die auf Napoleons Aufzeichnungen basierte Legende von der ausschließlichen Schuld Grouchys und Neys durch Charras, Hist. de la camp. de 1815 (1857) vernichtet, der jedoch in der Verurteilung Napoleons zu weit ging. Dazu: Quinet, Hist. de la camp. de 1815 (Par. 1862, neue Ausgabe 1877; auch deutsch). Nach der anderen Seite hat Houssaye „1815“, Bd. II (Par. 1902) in einer sehr eingehenden, auf zahlreiche noch ungedruckte Quellen begründeten Darstellung sich um die Entlastung des Kaisers bemüht, jedoch in jüngster Zeit an Grouard, La critique de la camp. de 1815 (Par. 1904) einen scharfsinnigen Gegner gefunden, der sich wieder — nicht immer mit Recht — dem Standpunkt Charras' nähert. Vgl. auch Navez, Pourquoi Napoléon a-t-il perdu la bataille de Waterloo? (Brux. 1899); Derselbe, Les Belges à Waterloo (Brux. 1900). Von englischen Darstellungen ist die unparteiischeste: Chesney, Waterloo-Lectures (deutsch 1869). Vgl. außer-

dem: O'Connor-Morris, The campaign of 1815 (Lond. 1900); Wood, The cavalry in the Waterloo-Campaign; Boulger, The Belgians at Waterloo (1901); Oman, The french losses in the Waterloo Campaign (English hist. rev. 1904); Wolseley, The decline and fall of Napoleon, 1894 (ziemlich wertlos); Ropes (Amerikaner), The campaign of Waterloo (Lond. 1893); Bustelli, L'enigma di Ligny e di Waterloo, 3 vols, Viterbo 1897. Über den Beginn der Franzosenflucht: Büdinger, Wellington (im Anhang). Über Cambronne und die Katastrophe der Garde: Knesebeck, Leben des Freiherrn Hugh v. Halkett; Poten, Artikel „Halkett“ in der Allg. d. Biographie; Fransecky im Militär-Wochenblatt von 1876, Nr. 47.

Zum sechsten Kapitel. I. Über die letzten Tage in Frankreich: Fleury de Chaboulon, II; Sismondi; Benjamin Constant, Lettres à Mme Récamier; desselben „Mémoires sur les Cent-Jours“ II; Josephs Memoiren X; Lucians III; desselben, „Vérité sur les Cent-Jours“; Pasquiers III; „Esquisse sur les Cent-Jours“ (nach Aufzeichnungen Lafayettes); Savary, VIII; Hobhouse, Letters II; Carnot, Mémoires sur Carnot, II; die Memoiren von Villemain, II, Fouché, II, Méneval, III, Thiébault, V, Lafayette, V, Barante, II, Broglie, I, Doulcet Pontécoulant, III, Vitrolles, III, Gourgaud, Journal II (Pièces annexes). Dazu: Becker, Relation de ma mission auprès de Napoléon; Metternich, Nachgelassene Papiere, II; Wellington, Supplem. dispatches X; La Brettonière, Souvenirs du vieux Quartier latin; Peyrusse, Mémorial; „Les deux Chambres de Buonaparte“; Regnaut-Warin, Cinq mois de l'histoire de France; Lamarque, Souvenirs; Maitland, Narrative of the surrender of Buonaparte (auch deutsch); Jourdan de la Passardière (Kommandant der Brigg „Epervier“), Relation (in Nouvelle Revue rétrospective, 1897), Montholon, Récits de la captivité de Ste Hélène (auch deutsch), Comtesse Montholon, Souvenirs de Ste Hélène (1815, 1816, publ. par Fleury); General Lallemands Aufzeichnungen und Briefe über die Einschiffung in Rochefort u. d. T. „Embarquement de l'Empereur à Rochefort“ (in Nouvelle Revue rétrosp. 1899). Die ausführlichste historische Darstellung findet man im 3. Band von Houssayes „1815“ (La seconde abdication — La terreur blanche, Par. 1905), wozu dem Verfasser, neben den Documenten der Pariser Archive, auch wichtige handschriftliche Aufzeichnungen privater Natur, insbesondere der Königin Hortense (von H. als „Mémoires de Madame X.“ bezeichnet), Davouts, Gaillards, Rousselins und des Kammerdieners Marchand zur Verfügung standen. Man vgl. jedoch auch: Thibaudeau, X; Thiers, XX; Madelin, Fouché, II; Silvestre, Malmaison, Rochefort, Ste Hélène (nach Aufzeichnungen in Rochefort). Die Kammerverhandlungen liest man im „Moniteur“.

II. Über den Aufenthalt auf S. Helena. In erster Linie kommen hier die Aufzeichnungen der Begleiter Napoleons in Betracht, u. zw. Las Cases' Mémorial de Ste Hélène, Par. 1823; Montholons Récits de la captivité de Napoléon à Ste Hélène, Par. 1847, und Gourgauds

Journal inédit de 1815 à 1818, Par. 1899, wovon das letztere das meiste Vertrauen verdient. Dann die „Souvenirs“ der Gräfin Montholon für 1815 und 1816 (Par. 1901) und für die letzte Lebenszeit des Kaisers: Antommarchi, Derniers moments de Napoléon, Bruxelles, 1825, 2 vols. Auch die Berichte der Kommissare sind veröffentlicht: die des Österreichers Stürmer in Schlitter, Die Berichte des k. k. Kommissars Frh. von Stürmer aus St. Helena 1816—1818 (Wien 1886), des Franzosen Montchenu von Firmin Didot in „La captivité de Ste Hélène d'après les rapports inédits du Marquis de Montchenu“, Par. 1894, und des Russen Balmain in „Le Prisonnier de Ste Hélène“ (Revue bleue von 1897). Von Zeugnissen anderer auf der Insel anwesender Personen sind bekannt geworden: Mrs Abell (ehedem Betsy Balcombe), Recollections of the emperor Napoleon during the first three years of his captivity (Lond. 1844, 3. Ausgabe 1873); Leutnant Jackson, Recollections of S. Helena (in „United Service Magazine, 1843); Militärarzt Henry, Events of a military life, Lond. 1843; Glovers (Sekretär Cockburns) Tagebuch in „Napoleons last voyages“, Lond. 1895; Jackson, „Notes and reminiscenses of a staff officer“ (ed. Seaton, Lond. 1903); Dr. Stokoes (Schiffsarztes auf dem Admiralschiff „Conqueror“), aus zweiter Hand gesammelte, wenig verläßliche Notizen in Frémeaux, „Napoléon prisonnier“ (Par. 1896, auch englisch); Lady Malcolms Tagebuch von 1816, 1817 (Lond. 1899). Die von Napoleon diktierten „Lettres du Cap de Bonne Espérance“ (in Correspondance, Bd. XXXI), welche 1818 erschienen, begründeten die Märtyrerlegende, die namentlich Nahrung erhielt durch O'Meara, „Napoleon in exile or a voice from St. Helena“, Lond. 1822 (in fast alle europäischen Sprachen übersetzt), nachdem schon vorher, 1816, Warden (Arzt des „Northumberland“) mit seinen „Letters written on board his majestys ship the „Northumberland“ and at S. Helena“ (Lond. 1816) dieselbe Richtung eingeschlagen hatte und in der Quarterly Review n. XXXI und XXXII (1817) als unverläßlich widerlegt wurde. Die übrigen Diktate Napoleons zur Geschichte seiner Zeit erschienen zuerst als „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste Hélène par les généraux qui ont partagé sa captivité et publiés sur les manuscrits corrigés de la main de Napoléon“, Paris 1823, 8 Bde., später als Anhang zu der Correspondance, Bd. 29—32. In Band 32 am Schluß sind die letztwilligen Anordnungen Napoleons mitgeteilt. Das unter dem Namen Lowes 1830 in Paris erschienene „Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à Ste Hélène“ ist apokryph. Von Darstellungen ist das grundlegende Werk: Forsyth, History of the captivity of Napoleon at S. Helena, 3 Bde., 1853 (nach den Akten der englischen Regierung). Wertvolle Ergänzungen dazu bietet Seaton, Napoleon and Sir Hudson Lowe, Lond. 1898, und Derselbe, Napoleons captivity in relation to Sir Hudson Lowe, Lond. 1903; außerdem: Rose, Life of Napoleon im 2. Band und Derselbe in „Napoleonic studies“ (mit Briefen des englischen Majors Gorrequer

von S. Helena). Beide wenden sich gegen die schlecht begründete Auffassung Lord Roseberrys in dessen „Napoleon, the Last Phase", Lond. 1900. Wertvolle Beiträge findet man auch in Walter Scotts „Life of Napoleon", IX, in Lord Hollands „Foreign Reminiscences", in Yonge, The life of L. Liverpool II, in Schlitter, Kaiser Franz und die Napoleoniden vom Sturz Napoleons bis zu dessen Tode (Wien 1888). Vgl. auch Advielle, La bibliothèque de Napoléon à Ste Hélène (Par. 1896); Héreau, Napoléon à Ste Hélène, opinion d'un médecin (Par. 1829, über die Krankheit Napoleons); Holzhausen, Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse; Capeletti, La leggenda napoleonica, Turin 1903; Sorel, L'épopée Napoléonienne. (Revue bleue, 1904).

II.

Beilagen.

1. Briefe Napoleons an Maret.[1])

1

Paris, le 29 janvier 1813.

M. le Duc de Bassano, je vous envoye un article traduit des journaux anglais qui paraît ministériel et qui est très remarquable.[2])

Napoléon.

2.

Goerlitz, le 21 mai 1813.

M. le Duc de Bassano, écrivez au Baron de Serra[3]) pour qu'il voye le ministre saxon, afin de compléter d'abord le contingent du Roi, mais avant tout, pour organiser le plus promptement possible l'artillerie du corps saxon. Il faut à ce corps 36 bouches à feu, et dans ce moment il n'y en a que 12. Il faut un approvisionnement et demi attelé, et il n'y a qu'un demi approvisionnement. Dans les bouches à feu il faut une batterie de 6 pièces de 12. C'est un objet très important et cela peut se faire très promptement. On doit veiller à ce que dans peu de jours toute cette artillerie, personnel et matériel, parte de Torgau pour joindre le corps du général Reynier. Vous ferez aisément comprendre que ce manque d'artillerie expose les hommes à une plus forte perte. Il faut également compléter la cavalerie. Outre ce qui en est revenu de Bohème, il y a plusieurs centaines de chevaux qu'on peut employer à l'armée.

Napoléon.

3.

Neumarkt, le 4 juin 1813.

M. le Duc de Bassano, je vous renvoye les dépêches qui arrivent de M. Alquier.[4])

Napoléon.

---

[1]) Die auf dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv verwahrte Sammlung von Briefen Napoleons an seine Minister des Auswärtigen, aus der in den beiden ersten Bänden eine Anzahl unedierter Stücke veröffentlicht werden konnte, enthält nur noch aus dem Jahre 1813 mehrere Schreiben des Kaisers an Maret, sämtlich in Abschriften. Die Inedita aus dieser Reihe werden hier mitgeteilt.

[2]) Die Beilage fehlt.

[3]) Französischer Gesandter in Dresden.

[4]) Gesandter in Dänemark. Vgl. Corresp. XXV. 20, 088.



4.

Neumarkt, le 4 juin 1813,
à 4 heures du soir.

M. le Duc de Bassano, vous trouverez ci-joint la copie de l'armistice qui vient d'être signé. Il n'y a pas d'inconvénient à le faire mettre dans le journal de Dresde et dans celui de Leipsick. Envoyez-le à Alquier par un courrier qui, en passant, le remettra au Pce d'Eckmühl. Envoyez-le en Italie par un courrier qui, en passant, le remettra à Munich. Je ne crois pas qu'il faille, à cette occasion, envoyer un courrier extraordinaire à Vienne. Je serai demain, le 5, à Liegnitz, et je vais, de ma personne, avec ma vieille garde m'approcher de Dresde. Toute l'armée restera à Liegnitz et sur la ligne. Faites écrire par les ministres du Roi de Saxe à Luckau et à Torgau. Je suppose que l'état-major aura déjà envoyé l'armistice au général Durosnel; si ce général ne l'avait pas encore reçu, remettez-lui en une copie pour qu'il l'envoye à Leipsick, à Dessau et partout. Il le signifiera aux avant-postes et aux quartiers russes. Napoléon.

5.

Dresde, ce 6 juillet 1813.

M. le Duc de Bassano, faites connaître, par mon ministre à Würtzbourg, que je désire que le Grand-Duc envoye à l'armée un nouveau bataillon de 1000 hommes. On pourra y incorporer les détachements composés de vieux soldats qui avaient été laissés pour la garde des forts sur le Mein. Napoléon.

6.

Magdebourg, le 12 juillet 1813.

M. le Duc de Bassano, mon intention est que, sur l'extraordinaire de votre budget, un million soit mis à votre disposition pour donner des secours aux refugiés espagnols. Il faudra nommer une commission pour la répartition de ces secours. Je désire qu'elle soit présidée par le Comte Otto,[1]) qui verra, avec l'ambassadeur d'Espagne, comment cette commission doit être composée et quels sont les réfugiés auxquels il est le plus urgent de donner des secours. Napoléon.

7.

Dresde, le 18 juillet 1813.

M. le Duc de Bassano, écrivez au Baron Reinhard[2]) afin de connaître ce qui retarde le départ des 1ères et 2des compagnies du 10ème bataillon des équipages militaires qui s'organisent à Cassel.

Napoléon.

---

[1]) Otto wurde nach seiner Abberufung von Wien Staatsminister.
[2]) Französischer Gesandter in Kassel.

8.

Dresde, le 3 septembre 1813.

M. le Duc de Bassano, faites connaître à mon ministre à Cassel que j'ai autorisé le Duc de Valmy à fournir 500 h. de cavalerie légère du dépôt de Francfort pour le régiment de Jérôme Napoléon.

Napoléon.

9.

Dresde, le 30 septembre 1813.

M. le Duc de Bassano, faites connaître au Bon de S'Aignan[1]) qu'il sonne mal à propos l'alarme sur tous mes derrières. La lettre du bailli elle-même montre que ce n'est qu'un parti peu important qui rôde de ce côté. Sa nouvelle de Thielemann est controuvée.

Napoléon.

Comment depuis le temps que ce ministre est là a-t-il si peu . . . . . .[2]) et si peu de moyens d'être instruit.[3])

---

2. Aus Briefen Metternichs an Hudelist.[4])

1.

Zur Geschichte der Dresdener Begegnung, 1812.

Dresden, den 23. May 1812.

. . . Wir haben in der größten Ausdehnung Ursache, mit unserem Aufenthalte zufrieden zu sein. Kaiser Napoleon ist voll Coquetterie gegen den Unsrigen. Sie gefallen sich wechselseitig, und das gute Resultat der Zusammenkunft wird sein, daß Beide sich in Zukunft so beurtheilen werden, wie sie sind. Kaiser N. sagte mir gestern: „Vous aviez raison, votre empereur est à cent pour cent au dessus de ce que je croyais. Il me réduit à tous moments au silence avec ses 20 ans d'expérience." Eine allerliebste Anekdote ist die folgende: Vorgestern war unser Kaiser bei seiner Tochter. Kaiser N. kam dazu. „Auf einmal hörte Kaiser N." — erzählte mir unser Kaiser — „eine Thüre in einer hinteren

---

[1]) Französischer Gesandter an den sächsischen Herzogshöfen.

[2]) Lücke im Manuskript.

[3]) Das Postskript von Napoleons Hand. Notiz des Kopisten: „On a souligné ces dernières lignes parce qu'elles étaient ajoutées de la main de Napoléon."

[4]) W. St. A. Aus der umfangreichen Korrespondenz des österreichischen Ministers mit dem in seiner Abwesenheit die Geschäfte in Wien leitenden Staatsrat sind hier nur wenige Stücke und aus ihnen auch nur dasjenige veröffentlicht, was den Zwecken dieser Biographie unmittelbar dienen mag. Für die Zeit nach der Schlacht bei Leipzig und während des Winterfeldzuges findet man Mitteilungen aus diesem Briefwechsel in meinem „Kongreß von Châtillon", S. 241—266. Die Briefe sind eigenhändig geschriebene Originale. Sie haben die Tendenz, die Führung der politischen Geschäfte und die des Krieges in Wien in einem möglichst günstigen Lichte erscheinen zu lassen. Dieses Moment in Rechnung gebracht, gewähren sie immerhin manchen neuen Aufschluß.

Ecke des Zimmers krachen; er erschrack sehr und sah so bedenklich um sich, daß ich ihn gleich fragte: „Si vous voulez, j'irai voir ce que c'est.“ Wie stark ist der alte Kaiser gegen den neuen![1])

Gegen England wird ein neuer Schritt gemacht. Man raccrochirt sich an ein Wort, welches einige Zweideutigkeit darbietet. Im ersten § der Antwort nemlich heißt es, man müsse vorläufig wissen, „si la France entendait par dynastie actuelle le roi légitime Ferdinand VII et les Cortes constitués sous son autorité, ou bien le frère du régulateur de la France“. Dies scheint peremptorisch. In dem folgenden § steht: „le gouvernement agissant au nom de Ferdinand“ als contrahirender Theil vorangestellt. Vorgestern ließ der französische Kaiser mich rufen und bat mich, die Antwort des L. Castlereagh zu lesen. Er machte mir die Distinction und frug mich, ob ich nicht sein Gefühl theile, daß wohl dieses „gouvernement agissant au nom de Ferdinand“ mit Fleiß genannt sei, um die Antwort zu provoziren, ob nemlich Frankreich mit diesem gouvernement unterhandeln wolle oder bloß mit dem K. Joseph. Nun, sagt Napoleon, wolle er eben mit den Cortes und der Régence in Cadiz unterhandeln; er antwortet demnach nach England, daß von Ferdinand und seiner Dynastie keine Rede sein könne, er aber die Cortes von Cadiz zu jeder Negoziation mit England beiziehen wolle und keinen Anstand nehmen würde, selbe als die wahren Nationalrepräsentanten zu betrachten. Heute geht die Antwort ab. . .[2])

Unser Aufenthalt wird sich wahrscheinlich noch 5—6 Tage erstrecken. Man hat vorläufige Nachrichten von Narbonne aus Tilsit. N. erwartet ihn gegen den 24.—25. d. Im Allgemeinen steht N. in seinem politischen Calcül gegen Rußland wie wir, d. h. er versteht nicht ein einziges Wort ihrer Politik! Er glaubt nicht an Negoziationen, sondern an die bataille sans guerre. Er behauptet zu wissen, daß die Russen sich auf eine Bataille bereiten und sie anzunehmen gesonnen sind. Im letzteren Falle fällt er mit 400.000 Mann auf einen Punkt — „et qu'ils devinent ce point s'ils le peuvent“, sagte er mir gestern nach seinem Lever. „J'ai gagné ma bataille la nuit dernière“, fügte er hinzu.

Dresden, den 24. Mai 1812.

Heute ist großes Konzert. Der König von Preußen kommt morgen früh spätestens. Ich kann mich schmeicheln, allein Schuld an dieser Herreise zu sein, da Napoleon den König entweder in Berlin, aber wahrscheinlicher in Glogau sehen wollte. Ich machte ihm Vorstellungen über die unangenehme Lage, in welcher sich der König finden müßte, wenn er entweder gar nicht mit dem Monarchen zusammenkäme, dessen Armeen alle seine Staaten besetzt halten, oder wenn er diesen Monarchen

---

[1]) Den Vorfall hat dann Bernstorff aus Wien etwas verändert nach Hause berichtet. S. Demelitsch, Metternich, I. 537.

[2]) S. oben S. 72. Nach Coquelle, Napoléon et l'Angleterre, p. 289, wäre die Antwort nicht abgegangen.



in seiner Hauptstadt unter einem Spalier fremder Truppen, oder endlich nur en passant in einer ebenfalls besetzten Festung sehen würde. N. entschloß sich alsbald, den König hierher einladen zu lassen. Mit dieser Einladung kreuzte sich eine des Königs an unsern Kaiser und Kaiserin, sich nach Berlin zu verfügen. Wie wenig möglich dieses letztere war, leuchtet von selbst ein. Belieben Sie diese Umstände dem B. Humboldt zu eröffnen und ihm beizufügen, daß die Dispositionen des Kaisers N. gegen den König und B. Hardenberg die besten sind. Ich habe diese Frage auf zu vielen Seiten berührt, um hievon nicht die volle Überzeugung zu haben.

Dresden, den 25. Mai 1812.

Die Abreise der beiden Kaiser ist auf den künftigen Mittwoch den 27. oder den 28. d. festgesetzt. Der französische Kaiser geht gerade nach Posen und Warschau. Narbonne ist noch nicht zurück. Napoleon geht ihm also entgegen. Graf Romanzoff wird einen großen Meisterstreich machen, wenn er nun noch den Frieden zu erhalten im Stande ist . . .

Heute ist große Jagd in Moritzburg, welcher sämtliche hohe Häupter beiwohnen. Gestern war großes Konzert in dem Opern-Saale. Im Sitzen behauptete der Kaiser abermals die Rechte. Die österreichische Kaiserin saß links von der französischen und neben ihr Napoleon, welcher sich, wie ich es vorsah, in eine außerordentliche Coquetterie gegen unsere Monarchin setzte. Die beiden Kaiser sind vollkommen zufrieden voneinander, und unser Aufenthalt wird die gedeihlichsten Folgen haben . . .

Dresden, den 26. Mai 1812.

. . . Aus Rußland nichts neues. Dieses Land liegt bereits außer Europa, denn in Europa ertönt seine Stimme nicht mehr. Wir haben hier auch nicht eine einzige Eröffnung. Welchen Augenblick Romanzoff abwartet, weiß ich nicht. Ich fürchte, sein bénéfice du temps wird außer aller Zeit fallen.

Prag, den 3. Juni 1812.

. . . Ich habe in Dresden alle Gegenstände, welche ich mir vorgesetzt hatte, beendet. Die Aufklärungen über die Militär-Verpflegung unseres mobilen Auxiliar-Korps sind ganz zu unseren Gunsten ausgefallen. Wir haben das Versprechen, daß der Sold des Korps sogar von der französischen Zentral-Kasse wenigstens verhältnismäßig gezahlt werde; nur die Anweisung selbst ist unseres Wissens noch nicht an den payeur général de l'armée ergangen, weil der französische Kaiser sich nicht mit der allgemeinen, mir vom Hofkriegsrate zugeschickten Übersicht begnügen wollte, sondern einige Details zu wissen wünschte, über welche keiner der Generäle und Offiziere, welche unsern Kaiser begleiteten, Auskunft geben konnte. S. M. haben daher befohlen, daß

man das Corps mit einem einmonatlichen Sold in Conventionsgeld versehe, welcher von der österreichische Intendanz aus der allgemeinen Kasse zu ersetzen kömmt, worüber Graf Wallis[1]) jämmerlich schreien wird . . .

Graf Romanzoff ist, wie Sie es bereits directe durch Graf Stackelberg wissen werden, vom Schlage gerührt worden. Der Kaiser Alexander hat Narbonne (welcher am Vorabende der Abreise Napoleons von Dresden aus Wilna eintraf) eröffnet, daß er Kotschubey das Portefeuille übergeben werde. Er hat ihn (Narbonne) gebeten, sich zu Romanzoff zu verfügen und sich zu überzeugen, daß Letzterer dienstunfähig sei, daß er aus seinem eigenen Munde höre, daß er nicht mehr „Gesundheitshalber" dienen wolle noch könne, damit ja Napoleon nicht glauben könne, daß eine Veränderung des politischen Systems jene des Ministeriums zur Folge hätte. Nun wird sicher Rußland so thätig als möglich um Frieden mit der Pforte arbeiten, dies um so mehr, als Narbonne zugleich die Nachricht überbrachte, daß Tschitschagoff mit den ausgedehntesten Vollmachten nach Bucurest abgeschickt worden sei; daß er dort wirklich eintraf, sehen wir aus directen Berichten . . .

Prag, s. d.[2])

Die Lage der Dinge im Allgemeinen ist dieselbe; N. scheint seiner Sache ganz gewiß zu sein und sagte unter Anderm der Kaiserin: „J'espérais vous revoir dans quinze jours, je ne vous reverrai maintenant que dans 3 mois." Beides dürfte wohl an ein Weib gesagt sein, aber in dem Datum des 22. liegt wieder ein Beweis der Richtigkeit seines Calcüls. Am letzten Tage in Dresden sagte ich ihm: „Il est essentiel que je sache vos projets, et si vous ne me les dites pas, vous répondrez au moins à mes calculs: je vous laisse le temps de commencer les hostilités jusqu'au 25 de juin." Er lächelte und sagte: „Vous me laissez au moins 3 jours de trop!" Er schreibt auch der Kaiserin: „Je vais faire une visite au Pce de Schwarzenberg près de Lublin." Floret, welcher in Königsberg sitzt, glaubte, man würde gegen Grodno durchbrechen. Hat er Recht oder nicht? Dieses werden die ersten Tage beweisen . . .

Persebeug, d. 21. July 1812.

(Hudelist solle dem Grafen Stackelberg[3]) im Vertrauen den Inhalt des von Freiherrn v. Baum[4]) aus Warschau eingesandten Bericht mittheilen, daß der Enthusiasmus der Polen sich auf eine kleine Anzahl unruhiger Köpfe beschränke und die Stimmung in Litthauen eine vollständig andere sei als diese vorgäben, daß der Kriegsplan der Russen

[1]) Österreichischer Finanzminister.
[2]) Aus dem Juni, und noch vor dem 30.
[3]) Rußlands Gesandter in Wien.
[4]) Baum war österreichischer Kreishauptmann in Bochnia (Galizien) und von seiner Regierung nach Warschau entsendet worden.



sich als zu fein gesponnen erwiesen habe, daß man einen Flußübergang bei Kowno nicht vorgesehen hätte, K. Alexander in Wilna überrascht worden sei, wo Napoleon Anstalten zu einem längeren Aufenthalte treffe und der litthauische Landtag zusammengerufen wurde.)

Diese Nachrichten können Sie ohne Weiteres dem Grafen Stackelberg mittheilen. Für sich aber die Bemerkung behalten, welche mir Napoleon in Dresden über seinen künftigen Plan machte: „Ils sont bien sots s'ils croyent que j'en veux à Moskou. S'ils m'en faisaient cadeau, je n'en voudrais pas. J'irai à Wilna et j'y finis la première campagne; j'en ferai un second Vienne. Qu'ils essayent de m'en chasser. J'ai la paix toute faite. Tout ce qui est en deçà de la Düna m'appartient et Dieu me garde de vouloir quelque chose au delà. Je ferai toute cette acquisition sans coup férir. S'ils ne sont pas contents de cette cession, nous songerons à la seconde campagne, et j'ignore encore où celle-là me mènera" . . .

Carlsbad, 3. Juli 1812.

. . . Vermög der französischen Kaiserin in der Nacht von gestern zugekommenen Nachrichten ist der K. Napoleon am 24. auf das rechte Niemen-Ufer hinüber, ohne Widerstand und mehr als einige plänkelnde Cosaken, welche sich überall zurückzogen, gefunden zu haben. Er schreibt, es würden aber nur wenige Tage ohne sehr bedeutende Ereignisse vergehen, und war des besten Muthes, wie alle seine nahen Umgebungen.

2.

Zur Geschichte des Herbstfeldzuges 1813.

Prag, 16. August 1813.

Wir haben den letzten Termin unserer Ruhe erreicht. Morgen fangen die Hostilitäten an. Caulaincourt ist demungeachtet immer noch in unserer Nähe. Er befindet sich seit gestern zu Königsaal, ein kaiserl. Schloß, welches wir ihm angewiesen haben, weil er hier nicht bleiben konnte und nicht weggehen wollte. Morgen wird sich wahrscheinlich seine Abreise bestimmen. Seine Anträge der letzten Zeit trugen für den Nichthellsehenden das Gepräge großer Nachgiebigkeit; für den Hellsehenden hingegen hauptsächlich dasjenige des bestimmten Wunsches, alles drunter und drüber zu werfen. So z. B. genüge Ihnen die Bemerkung, daß wir am 10. den Congreß aufgehoben haben, weil wir uns nicht über die Form vereinigen konnten und weil Napoleon nicht durch das Organ Österreichs negoziiren wollte; nun negoziiren wir nicht, weil Napoleon, seitdem wir aufgehört haben, Médiateurs zu sein, nur durch uns negoziiren will. Die Kanonen werden diese Anstände lösen. In Dresden herrscht seit unserer Kriegs-Erklärung eine dumpfe Verzweiflung. Napoleon hat Bubna im Sinne einer mission de dupe, wie anno 1809, hergeschickt . . .

Um 11 Nachts. Soeben ist der letzte Versuch gescheitert und Caulaincourt verläßt uns heute Nacht. Er ist über den Gang der Dinge untröstlich und hat sich vom Anfang bis zum Ende der Negoziationen als ein wahrer Biedermann betragen.

Prag, den 18. August 1813.

Vorgestern ist der General Moreau hier angekommen. Der K. Alexander stellt ihn als General-Adjutanten an und sein Einfluß kann in militärischer Hinsicht nur gut sein. Eine andere merkwürdige Erscheinung ist jene des Generals Jominy, Chefs des Generalstabs des Marschalls Ney, welcher mit allen Plänen durchgegangen und hier eingetroffen ist. Er ist ebenfalls in russischen Diensten. Er ist seit mehreren Monaten bereits in Verhandlung mit der russischen Regierung gewesen.

Unsere Operationen beginnen nun. Da Napoleon aufzupassen scheint, so werden wir wahrscheinlich die Offensive ergreifen. Heute und morgen ist das österreichische Hauptquartier in Schlan, am 20. in Laun, am 21. in Priesen bey Comotau. Nach allen Nachrichten herrscht bey den Franzosen die schrecklichste Consternation über unsere Kriegserklärung. Napoleon hat vor 8 Tagen noch à l'ordre du jour gegeben, daß es sicher zum Frieden kommen oder daß sich Oesterreich für ihn erklären werde...

Postelberg, den 22. August 1813.

... Eine neue politische Scene bietet der Antrag des K. Napoleon dar, unverzüglich — während des Kriegs — einen Congreß zur Herstellung des allgemeinen Friedens zu versammeln. Er hat mir diesen Antrag durch eine offizielle Note des Herzogs von Bassano machen lassen.[1]) Ich habe demselben geantwortet, daß die Mächte, stets mit den lebhaftesten Gesinnungen zu Gunsten des Friedens beseelt, sogleich Rücksprache mit ihren übrigen Alliirten über die mögliche Einleitung des großen Werkes treffen und die getroffenen Maßregeln sodann dem französischen Cabinette durch uns bekannt machen würden. . .[2])

Postelberg, den 23. August 1813,
Abends 8 Uhr.

Folgendes ist die Stellung der Armeen, welche ich Sie bitte dem Hofkriegsraths-Präsidenten mitzutheilen. Es scheint nun ausgemacht, daß K. Napoleon, ganz irregeführt über die wahre Operation der alliirten Armeen, mit seiner ganzen Haupt-Macht gegen Schlesien zu stund. Am 19. engagierte sich ein lebhaftes Gefecht mit dem Blücherschen

[1]) S. die Note Marets vom 18. August bei Fain, Manuscrit de 1813, p. 217, deutsch bei Hormayr, Lebensbilder, III, 481.
[2]) Siehe unten das Schreiben Metternichs an Maret vom 21. August 1813.



Corps in der Gegend von Löwenberg, wo Blücher bis auf den Bober vordrang und die Franzosen alle Übergänge zerstörten. Am 20. geschah ein Angriff der Franzosen auf das Blüchersche Corps, bei welchem K. Napoleon selbst gegenwärtig war und bey welchem man die Stärke des Feindes auf beiläufig 140.000 M. schätzte. Blücher zog sich zurück, um sich keiner Vernichtung auszusetzen und die Offensive wieder ergreifen zu können, sobald der Feind sich von ihm abwenden würde.

Indessen ist Fürst Schwarzenberg mit dem ganzen linken Flügel, dem Klenauschen Corps und dem Centrum nach Sachsen eingedrungen, ohne feindliche Corps zu treffen. Er dehnt seinen linken Flügel bis gegen Freiberg und Dippoldiswalde aus und marschiert in der letzteren Direktion. Gestern früh um 9 Uhr hat Wittgenstein das Lager bey Pirna angegriffen und um 10 Uhr Abends mit stürmender Hand emportiert. Sein Verlust ist beiläufig nur 500 Mann. Gouvion St. Cyr, welcher sich seit Polotzk immer gegenüber Wittgenstein befindet, hat sich nach Dresden zurückgezogen. Diese Nachricht haben wir soeben erhalten; sie wird den Fürsten Schwarzenberg wahrscheinlich zu einem schnellen Vorrücken zum Soutien Wittgensteins bewegen . . .

Brüx, den 26. August 1813.

Ich bin heute aus dem Hauptquartier zu Reichstätt bei Dippoldiswalde, 4 Stunden von Dresden, eingelangt. Wie ich letzteren Ort verließ, brachen eben 30,000 Mann auf, um eine große Reconnaissance zu machen. Heute im Tage sollte Dresden angegriffen und mit Sturm emportiert werden. 60,000 Mann, worunter 20,000 Österreicher, sind zu dem Unternehmen bestimmt, zu welchem alle Chancen vorhanden sind. Ich bitte Sie, das letztere Projekt jedoch bis zum Eintreffen der Nachricht des Gelingens stille zu halten; mißlingt es, so muß man demselben eine andere Wendung geben. Den FM. Bellegarde[1]) können Sie jedoch in jedem Falle benachrichtigen.

Die Lage der Dinge ist die besonderste. Napoleon ist nun bestimmt ganz in der Irre gestanden und sie kann ihm theuer zu stehen kommen. Er war am 24. noch in der Laußnitz. Unser Einmarsch nach Sachsen blieb so geheim, daß N. am 19. dem König schrieb, „er solle in Dresden bleiben, bis er eine Schlacht verloren habe, und da er dem Feinde 200,000 Mann entgegenstelle, so seye für Dresden auch nicht die mindeste Gefahr". Indeß stund er in Schlesien. Ein Brief aus Dresden vom 20. sagt: „Convenez qu'il est assez extraordinaire d'être si près du théatre de la guerre et aussi loin de tout danger que nous le sommes."

Der Kronprinz von Schweden ist in voller Operation gegen die Elbe. Zwei komplette westphälische Husaren-Regimenter sind zu uns übergegangen. S. M. haben sich entschlossen, eine deutsche Legion zu bilden. Die westphälischen Überläufer haben versichert, ihre ganze Armee werde nachfolgen.

[1]) Präsident des Hofkriegsrates in Wien.



Die Bayern haben einige sehr bestimmte Schritte gegen uns gethan, welche kaum einen Zweifel gestatten, daß, wenn Napoleon ein échec erleidet, sie mit uns cause commune machen dürften. Indessen wollen sie neutral sein . . .

Teplitz, den 27. August 1813.

Gestern um 4 Uhr Nachmittags ist ein Angriff auf Dresden geschehen, in welchem man sich aller Avenuen und mehrerer Batterien bemeisterte. Um sechs Uhr machte die Garnison einen sehr heftigen Ausfall auf den Plauenschen Grund. Die daselbst aufgestellten 2 Divisionen mußten weichen. Der commandierende Feld-Marschall ließ alsbald Cavallerie vorrücken, welche die Ausfallenden in der Flanke packte und schrecklich zurichtete; sie wurden in die Stadt zurückgeworfen. Man beschoß diese mit Wurfgeschützen, und sie brannte an mehreren Orten. Heute sollte die Attaque erneuert werden. Man scheint die Stadt coute qui coute nehmen zu wollen. Diese Nachrichten sind offiziell aber mündlich durch einen Adjutanten überbracht. Unser Verlust ist nicht bedeutend . . . Die französische Artillerie soll äußerst schlecht bedient gewesen sein. Während dem Angriffe sah man Cavallerie aus Dresden abziehen, welches vermuthen läßt, daß man die Stadt nicht bis aufs Äußerste zu vertheidigen denkt. Kaiser Napoleon ist gestern in Dresden angekommen. Blücher hat, da er den Rückzug der feindlichen Armee merkte, eine vigoureuse Offensive ergriffen. Sobald wir etwas Schriftliches haben, werde ich es nach Wien schicken. Ich habe es noch nicht dahin bringen können, daß in dem Hauptquartier ordentliche Bulletins geschrieben werden, aus welchen Materialien zu Bekanntmachungen geschöpft werden. Theilen Sie diese Nachricht dem Hofkriegsraths-Präsidenten und dem B. Hager[1]) mit.

Culm, den 31. August 1813,
1 Uhr Frühe.

. . . Nach beispiellosen Fatiguen und einer in ihrem Entstehen vortrefflich geleiteten Operation, welche aber durch die ebenso beispiellose Ineptie des Generalen Barclay de Tolli scheiterte und äußerst compromittierende Folgen für Uns hätte haben können, hat die gesamte Armee ihren Rückzug aus Sachsen am 27. Abends begonnen. Es ist genug, die Defileen des Erzgebirges zu kennen, um sich einen Begriff der mit einem solchen Unternehmen verknüpften Schwierigkeiten zu machen. Der Rückzug hätte jedoch ohne eine abermalige Abgeschmacktheit des russischen Generals keine anderweitigen Anstände erlitten; Barclay, welcher den Befehl hatte, die Teplitzer Straße mit beyläufig 80,000 M. zu decken und zu verfolgen, warf sich mit anderen Armeecorps in die Defileen und überließ diese so wichtige Straße dem einzigen kleinen Corps des Generals Ostermann, aus russi-

[1]) Baron Hager war Präsident der Polizeihofstelle, d. i. Polizeiminister.



schen Garden bestehend. Napoleon benutzte den Fehler auf der Stelle, und zugleich mit unserer Armee hätte das Vandammesche Corps von beiläufig 40.000 M. in die Ebene debouchiert, es hätte Prag vor uns gewinnen können und würde die schrecklichste Confusion in die Armee geworfen haben, hätte nicht den ganzen 29. das kleine Ostermannsche Corps Wunder der Tapferkeit gewirkt. Es hielt den so überlegenen Feind nicht nur vollkommen auf, sondern es warf ihn noch vor einbrechender Nacht in die Defileen bei Culm zurück. Das heutige Resultat[1]) liefert das (beiliegende) Extrablatt ...

Ich begreife, daß Sie einige harte Tage ausgestanden haben müssen. Für uns hier waren es allein der gestrige und der heutige (30.) in der Furcht des Gelingens des französischen Unternehmens. Nun stehen die Sachen wieder sehr gut, da Napoleon zwischen drey Siegen in der Mitte liegt, deren Resultate sich noch nicht berechnen lassen. So viel ist sicher, daß seine Armee sich en masse sehr gut und en détail elend schlägt. Sie besteht fast aus lauter Kindern. Unter den Gefangenen ist mehr als die Hälfte nicht über 17 Jahre alt. Zu den besonderen Geschicken gehört die Verwundung Moreaus. Er hat die beyden Beine auf 10 Schritte von dem Kaiser Alexander emportiert gekriegt. Er lebt und scheint sogar davon kommen zu sollen.[2]) Ich habe ihn erst heute Abend eine ganze Stunde gesprochen . . .

Von meiner Klage über Barclay de Tolly sagen Sie nichts, da ich sie nicht verbreiten will, obgleich die ganze österreichische Armee gegen ihn aufgebracht ist. Ohne ihn wären wir in Sachsen . . .

Teplitz, den 3. September 1813.

. . . Die Lage, in der sich der große Feldherr befindet, muß ihm neu sein. Seine Armee schlägt sich sehr gut in Massen. Wie sie getrennt sind oder es an einen Rückzug geht, wirft alles die Flinten weg. Auf drei Seiten stehen Armeen, welche ihm in jeder Rücksicht überlegen sind. Wie er sich auf die eine oder die andere Seite wendet, operieren die Armeen in seinem Rücken, und er muß entweder umkehren oder sich schlagen lassen. Wie lange er dieses Spiel in einem Lande treiben wird, wo er bereits von Pferdefleisch lebt, ist schwer zu bestimmen. So viel ist in jedem Falle sicher, daß er große Gefahr läuft, ganz aufgerieben zu werden, und unser Krieg, welcher auf die Vermeidung sehr großer Feldschlachten gerichtet ist, ist ganz hierzu geeignet . . .

Teplitz, den 9. September 1813.

K. Napoleon hat sich, wie ich Ihnen bereits geschrieben zu haben glaube, von Blücher wieder abgewendet, nachdem er erfahren, daß dieser General alle Brücken auf der Neiße zerstört hatte. Er schien gegen

---

[1]) Der Sieg bei Kulm am 30. August.
[2]) Moreau starb in Laun am 2. September.

den Kronprinzen ziehen zu wollen, ist aber au dernier résultat in Dresden geblieben, wo er heute noch war. Seine Armee stirbt Hungers und verliert durch die Märsche und Contra-Märsche das Unglaubliche. Er scheint jetzt Miene zu machen, als wolle er die Elbe verlassen, welches das Vernünftigere wäre, obgleich es ihm sehr theuer zu stehen kommen wird, da alle Dispositionen so getroffen sind, daß alle drei alliirten Armeen ihm auf dem Fuße folgen. Seine Armee ist in dem übelsten Stande nach dem Zustande der Leipziger Straße zu berechnen, auf welcher mehr als 30 Tausend Marodeurs und Flüchtlinge sind. Wir haben nun mehrere Tausend Cosacken in dieser Direktion abgeschickt . . .

Teplitz, den 28. September 1813.

. . . Gott hat mir Kaltblütigkeit genug gegeben, das Ding politisch so weit zu führen, und nun führe ich die Sache auch noch militärisch aus. Die Lage der Armee ist die vortrefflichste. Die größte Einigkeit herrscht zwischen den Oberen. K. Alexander, welcher auch im Anfange etwas schnell zu Werke gehen wollte und glaubte, Napoleon müsse in 8 Tagen gefressen sein, ist nun ganz und gar mit mir und Schwarzenberg einig. Sobald die Stunde der Schlacht gekommen sein wird, werde ich der Erste sein, welcher dazu rathen wird; ich wollte aber N. ohne Gefahr für uns die Hälfte seiner Armee verlieren sehen, Bennigsen heranziehen, damit Böhmen und unsre Hauptcommunication auf der Elbe gesichert ist, und nun können wir auf den Rhein, wenn das Glück uns nur halb gut will.

Kein größerer Beweiß, wie schlecht N. seine eigene Lage bereits ansieht, kann mehr gegeben werden, als seine Schritte gegen uns. Flahault ist erst vorgestern wieder als Parlamentair mit einem Schreiben N.'s an unsern Kaiser bey Graf Bubna gewesen, in welchem derselbe ganz natürlich um Frieden bittet, „parceque la continuation de la guerre ferait le malheur de la France et de l'Allemagne". Unsere Antwort ist ganz einfach: An einen Separatfrieden ist nicht mehr zu denken und für den allgemeinen sind die ersten Einleitungen bereits getroffen. Wir erwarten nur die Antwort von England.[1]). Nach allen Nachrichten ist die französische Armee so gut wie aufgelößt . . .

Altenburg, den 15. Oktober 1813.

. . . Die Depeschen, welche uns in die Hände gefallen sind, beweisen die äußerste Demoralisation der Armee. N. soll wie ein Eber schäumen. Der Armee hat man gestern durch einen Tagbefehl kund gethan, daß Blücher und der Kronprinz wieder auf das rechte Elbeufer zurückgekehrt seien und die Armee nur mit einer Armee zu thun haben werde. Er hat zugleich versprochen, sie nach Prag zu führen. Das Ereigniß mit Bayern suchte man auf alle Art und Weise zu verbergen . . .

---

[1]) S. oben S. 230 Anm.



Rötha b. Leipzig, den 19. Oktober 1813,
früh 10 Uhr.

... Nun werden die Schreyer doch endlich einsehen, daß unser Operationen sehr berechnet und gut berechnet waren. Wenn man bedenkt, welchen Schwierigkeiten das Zusammentreffen 4 aus allen Weltgegenden herbeiziehender Armeen auf einem und demselben Schlachtfeld unterliegt, und wie viel dazu gehörte, die Sachen so zu stellen, daß keine dieser Armeen en détail geschlagen und ein Feldherr wie Napoleon zwischen Alle gedrängt wurde, so unterliegt das Verdienst des FM. Fürsten v. Schwarzenberg wohl keinem Zweifel.

Gen. Graf Merfeld (!), welcher am 16. durch einen Zufall ganz allein gefangen wurde, ist gestern, auf Parole entlassen, zurück eingetroffen. Napoleon hat mit ihm Stunden lang gesprochen und ihm aufgetragen, uns zum Frieden einzuladen. Er war in der Stellung des geschlagenen Feldherrn und zeigte sich bereit über sehr viel — wo nicht über alles nachzugeben. Wir werden am Rhein antworten, wohin uns die Wredesche Armee voraneilt. Wrede trifft am 24. Oktober in Würzburg ein. Also nach Mainz kömmt N. nicht mehr, und was er über Wesel nach Hause bringen wird, ist sehr problematisch.

Ordruf im Thüringer Walde,
den 28. Oktober 1813.

... Die französische Armee löst sich ganz auf. Heute sahen die Straßen aus wie jene zwischen Moskau und der Beresina ausgesehen haben mögen. Hunderte sterbender Menschen lagen auf denselben. Die Desertion, welche die französische Armee erleidet, ist ungeheuer. Es wird N. schwer werden, einen anderen Übergang-Punkt über den Rhein zu erreichen als Wesel. Wie er aber diesen erreichen wird, ist nicht zu bestimmen, da ein Schwarm von Kosaken ihm alle Straßen und Brücken im Rücken zerstört und er auf eine einzige schmale Straße eingeengt ist, auf welcher er täglich Gefechte liefern muß ...

---

3. Kaiser Franz an den König von Preußen und den Kaiser von Rußland.[1])

Gitschin, le 3 juillet 1813.

Monsieur mon frère! Je charge le Comte de Stadion e soumettre à V. M. les motifs puissans, qui m'ont engagé à proposer à V. M.[2]) un article additionel à la convention du 27 juin, qui proro-

[1]) W. St. A., Prager Kongreßakten. Konzept. Die beiden Schreiben sind, bis auf einzelne Varianten im Eingang und Ausgang, ganz gleichlautend. Hier ist der Wortlaut mitgeteilt, wie er an Friedrich Wilhelm adressiert wurde. Vgl. Luckwaldt, Oesterreich und die Anfänge des Befreiungskrieges, S. 332.

[2]) Russische Variante: „Le Comte de Metternich que j'envois conférer avec le Comte de Nesselrode développera à celui-ci les motifs puissans qui m'ont porté à proposer à V. M. J. ...“



gerait au 10 août prochain l'époque du 20 juillet, fixée comme terme de la négociation qui va s'ouvrir à Prague entre les plénipotentiaires des puissances belligérantes sous ma médiation. Je me flatte que V. M. voudra bien partager avec moi la conviction que la faible perte de tems qui, d'un côté, résulte pour les opérations actives des armées alliées de cette prolongation, se trouve d'un autre côté très compensé par l'éloignement de tout danger imminent pour ma capitale — circonstance du plus haut intérêt — à l'ouverture de la campagne, et par un plus grand développement que je pourrai donner aux forces que je m'empresse d'activer sur plusieurs points exposés de ma monarchie, sans affaiblir l'armée principale destinée à agir de concert avec celles de V. M., au cas où mes efforts pour amener la paix seraient infructueux et n'auraient pu être couronné de succès dans le terme indiqué. Je prie V. M. d'être bien assurée, qu'il m'a fallu des considérations telles qu'Elle les trouvera exprimées dans un mémoire militaire que je charge le Comte de Stadion de Lui soumettre, et la certitude que les mesures militaires françaises se trouveront aussi prêtes le 20 juillet qu'elles le seront le 10 août et n'obtiendront aucune augmentation dans ce court laps de tems, pour avoir pu me déterminer à cette légère extension de l'article premier stipulé dans la convention de Reichenbach.

La sagesse qui caractérise V. M. ne me laisse pas lieu de douter qu'Elle appréciera la valeur de ces raisons, et peut-être trouvera-t-Elle également des avantages à ce délai en ce qu'il facilitera l'organisation ultérieure de ses propres mesures et le rassemblement des corps détachés de la grande armée aux lieux où Elle les aura destinés, surtout dès qu'il n'améliore pas la forte attitude de l'Empereur des Français.

Si V. M. devait juger utile de se faire accompagner par le Comte de Stadion dans la course qu'Elle va faire à Trachenberg, je m'estimerais heureux, si la commission dont je charge ce ministre près du Prince Royal de Suède pouvait influer favorablement sur les résolutions de ce Prince. Je regarde une forte opération dirigée par lui dans un accord parfait avec Nos Armées comme du plus haut intérêt, et je crois que le faible éloignement du renouvellement des hostilités ne sera pas inutile au concert militaire et politique sur lequel il s'agira de s'entendre au plutôt avec lui.

Il est superflu sans doute que je renouvelle à V. M. plus que je ne l'ai fait l'assurance des voeux que je forme pour le prompt rétablissement d'une paix telle que nous la désirons et que l'exige le bonheur de Nos Etats et de ma détermination la moins sujette à varier, de défendre la justice de Notre cause par la somme de moyens les plus imposants possibles.[1])

Unis par principes et par un commun intérêt, mais plus encore par les sentimens d'amitié inaltérable que je voue à V. M., j'aime à croire qu'Elle appréciera la confiance entière[2]) avec laquelle je m'adresse

[1]) Russische Variante: „ . . la justice de la cause pour laquelle V. M. deploye de si beaux et de si génereux efforts par la somme de . .“

[2]) Russische Variante: „la confiance entière et la franchise“



à Elle et qu' Elle agréera les assurances du plus sincère attachement comme de la considération très distinguée avec laquelle je suis etc.[1])

4. Metternich an Maret.

Prague, le 21 Août 1813.[2])

Je m'empresse d'adresser à V. E. un office qui lui prouvera que les Cours de Russie et de Prusse ont accueillie avec le même sentiment que l'Empereur mon Maître la proposition de S. M. l'Empereur des Français. Le courrier porteur de la proposition à l'Angleterre partira encore aujourdhui. Comme c'est à cette puissance principalement à se déclarer sur le grand objet en question, nous partirons dans nos ouvertures de tout ce qu'il peut y avoir de points de vue conciliatoires. Quel est l'endroit que V. E. jugerait le plus propre à la réunion des négociateurs? Je désire beaucoup connaître les idées du cabinet français sur cet objet pour tâcher de les combiner le plus possible avec les nôtres. Je prie V. E. de bien vouloir faire passer l'incluse à M. de Floret à Paris. Je la Lui envoye sub volanti pour qu'Elle puisse prendre connaissance de son objet. M. de Lablanche et les autres individus attachés à l'ambassade de France à Vienne ont à l'heure qu'il est pris la route de la Bavière. Nous dirigerons sur la même route M. d'Aubernon. Je me flatte que M. le Duc de Vicence aura prévenu l'Empereur Napoléon que l'Empereur mon Maître adressera toujours au quartier général de S. M. I. ses lettres pour son auguste fille et qu'Elle désire recevoir de ses nouvelles par la même voye Recevez . . .[3])

---

[1]) Russische Variante: „. . les assurances du plus sincère et cordial attachement comme de la haute considération avec . .“

[2]) W. St. A. Prager Kongreßakten Eigenhändiges Konzept Metternichs mit der Anmerkung: „Lettre particulière au Duc de Bassano. Expédiée le 3 Septembre, passée aux avant-postes le 3 septembre.“ Das Schreiben war bestimmt, die Note vom gleichen Tage (gedruckt bei Fain, Manuscrit de 1813, p. 221) zu begleiten und diejenige Marets vom 18. August (Fain, ebenda, p. 217) zu beantworten, mit der Dieser Verhandlungen während der Feindseligkeiten vorgeschlagen hatte. S. oben den Brief Metternichs an Hudelist vom 22. August.

[3]) Auf dieses Schreiben erfolgte noch den 3. September die nachstehende, im Original erhaltene, eigenhändig geschriebene Antwort:

Dresde, le 3 septembre 1813.

Monsieur le Comte.

Je reçois en ce moment la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 21 août et l'office qui y était joint. Je ne pouvais apprendre, M. le Comte, qu'avec beaucoup de satisfaction l'accueil fait à la proposition contenue dans ma note du 18 du mois dernier. Quant à l'endroit le plus propre à la réunion des négociateurs, le choix en lui-même me paraît indifférent; que ce choix tombe sur un lieu quelconque situé sur les limites réciproques, ou entre Prague et Dresde, ou entre Prague et Würzbourg, il nous conviendra également. S. M. a écrit à l'Empereur d'Autriche après la bataille de Dresde. Les Russes ont arrêté le parlementaire porteur de cette lettre. S. M. l'Empereur Alexandre a fait exprimer des regrets de cet incident. Nous avons été obligés d'envoyer la lettre de l'Empereur à Zittau, d'où nous pensons qu'elle sera parvenue sans obstacle. A la date de nos dernières nouvelles de France,

5. Schwarzenberg an K. Franz.

Hauptquartier Altenberg,
am 28. August 1813.[1])

Eure kais. kön. Majestät geruhen aus der beiliegenden Beschreibung unserer zeitherigen Bewegungen das Detail hierüber des mehreren zu erfahren.[2]) Der gegenwärtige alleruntertänigste Vortrag hat den Zweck, Allerhöchstdieselben über unsre Lage im allgemeinen und über die meinige insbesondere aufzuklären.

Es ist nicht zu verhehlen, daß die Affairen bei Dresden, noch weit mehr aber unser gegenwärtiger Rückzug uns einen sehr bedeutenden Verlust bereits zugezogen haben, und ich kann leider noch nicht berechnen, wie weit derselbe gehen dürfte. Erst hinter der Eger ist diese höchst nöthige Uebersicht möglich. Ich werde mich hinter diesen Fluß bei Budin[3]) aufstellen und alles anwenden, um die von Hunger, Nässe und Anstrengungen jeder Art zerrüttete Armee zu sammeln und dadurch fürs Erste Böhmen[4]) zu decken. Wir bedürfen jedoch unumgänglich notwendig Menschen, Pferde und Kanonen. Die beiden erstern, weil wir davon bedeutend verloren, letztere mehr noch, weil wir davon überhaupt von Anbeginn des Krieges an — im Verhältniß zu den Franzosen — viel zu wenig hatten. Ich bitte und beschwöre E. M. daher, die nöthigen Befehle dahin zu geben, daß, mit Beseitigung aller und jeder Schwierigkeiten, die großen Kräfte aufgeboten werden, welche Allerhöchstdieselben in der Kraft und dem guten Willen ihrer Unterthanen besitzen.

Der Kaiser Napoleon führt den Krieg fast mehr mit Kanonen als mit Menschen, er setzt unserer Artillerie stets fast das Doppelte entgegen. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß E. M. die strengsten Befehle ungesäumt erlassen, daß aus den nächsten Depots 8 12pfündige, 8 6pfündige Positions- und 8 Cavallerie-Batterien ausgemustert und zur Armee gesendet werden. Fast ebenso wichtig ist die Ernennung eines Artillerie-Commandanten, der, mit dem Verdienste früherer Erfahrungen, Kraft, Thätigkeit und guten Willen verbindet.

S. M. l'Impératrice était à Cherbourg où Elle jouissait d'une bonne santé et d'un spectacle qui l'intéressait beaucoup. S. M. l'Impératrice n'a point encore envoyé de lettres pour son auguste père; aussitôt qu'il en parviendra, elles seront adressées au quartier général du Pce de Schwarzenberg. Celles qui arriveront pour S. M. l'Impératrice au quartier gén. de l'Empereur seront expédiées sur le champ. J'ai l'honneur de vous renvoyer la lettre que vous m'avez adressée pour M. de Floret. Je prie V. E. de permettre que je place sous ce pli ma réponse à une lettre très obligeante qu'il m'a écrite au moment de son départ de Paris. Veuillez agréer, M. le Comte, tous mes remercîmens des soins que vous avez bien voulu donner au retour des personnes attachées à l'ambassade de France à Vienne et à celui de M. Aubernon. J'ai l'honneur... Le Duc de Bassano.

[1]) W. St. A., Kriegsakten. Konzept, von der Hand Schwarzenbergs korrigiert. Der Sieg von Kulm dürfte die Schwierigkeiten behoben und den Feldmarschall beruhigt haben.

[2]) Die Beilage fehlt. Ein Bruchstück findet sich im Wiener Kriegsarchiv.

[3]) Ms.: Bidin.

[4]) Soll wohl heißen: Prag.

Ich schlage dazu nochmals in der Ueberzeugung der unbedingtesten Nothwendigkeit den Erzherzog Maximilian und unter ihm den FML. Reisner vor, denen wenigstens noch 10 Artillerieoffiziere zugegeben werden müßten. Unsere Feinde haben 3 bis 4mal mehr Artillerieoffiziere als wir, und alles, was wir an Artillerie auf unserem Rückzug verlieren dürften, liegt zum größten Theil an dem Mangel der möglichen Aufsicht der Offiziere.

Mein eigenes Verhältnis betreffend, bin ich E. M., dem Staate und meiner Ehre folgende Bemerkungen schuldig. S. M. der Kaiser von Rußland, für seine eigene Person mit dem besten Willen und der besten Einsicht begabt, verläßt mich weder im Hauptquartier noch selbst in den Augenblicken des Gefechtes; er erlaubt mit der höchsten Nachgiebigkeit fast jedem General in den dringendsten Augenblicken jeden Rath und jede Bemerkung, theilt sie mir dann mit und setzt mich dadurch häufig in einen Zustand von Verwirrung und von einander widersprechenden Ansichten, der an sich schon und ganz besonders dadurch den Geschäften nachtheilig wird, daß ich öfters, aus unumstößlichen Gründen veranlaßt, zu einer Nachgiebigkeit, selbst in Hauptansichten, genöthigt bin, deren Nachtheil wir jetzt leider schon zu deutlich sehen. Der General Barclay hat durchaus weder Sinn für Gehorsam, noch für Geschäfte und ist dabey im hohen Grade eifersüchtig. Es entsteht daraus das große Unglück, daß nicht allein auf ihn und seine Truppen durchaus nie mit Bestimmtheit zu rechnen ist, sondern auch daß die Generäle Wittgenstein und Kleist meine Befehle einfür allemal zu spät und häufig so ganz widersprechend erhalten, daß daraus bereits jetzt die allerunglücklichsten Folgen entstanden. Alles dieses, verbunden mit 1000 dabey unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, macht es mir rein unmöglich, für die so hochwichtigen Folgen einer Unternehmung zu stehen, wo von dem Wohle und der Existenz der Monarchie die Rede ist. Ich finde mich daher in der unbedingten Nothwendigkeit, E. k. k. M. allerunterthänigst zu bitten, entweder den Kaiser von Rußland zu vermögen, daß er die Armee verläßt, den General Barclay entfernt und die Corps von Kleist, Wittgenstein und Miloradowitsch, jeden für sich, an meine unmittelbaren Befehle verweißt, oder einem andern das Commando der Armee anzuvertrauen, der mit den Talenten eines Generals die übermenschlichen physischen und moralischen Kräfte verbindet, die zur möglichen Ausführung wichtiger Operationen unter so ganz widrigen Umständen gehören.

---

6. Graf Neipperg an Metternich.[1])

Florence, le 1er Octobre 1821.

L'abbé Vignali, comme j'ai eu l'honneur d'en faire mention dans mon rapport, n'a pas voulu accepter les secours en argent que S. M.

[1]) W. St. A., Parmesanische Akten. Schlitter, Die Stellung der österr. Regierung zum Testamente Napoleons I. (Archiv f. öst. Gesch., Bd. 80), S. 27, zitiert aus diesem Brief eine das Testament betreffende Stelle.



Mme l'Archiduchesse m'avait ordonné de lui faire passer pour la continuation de son voyage à Rome.[1]) Cette auguste princesse, voulant pourtant faire quelque chose pour celui qui avait assisté son déffunt époux sur son lit de mort, m'ordonna de lui remettre une bague sans chiffre à peu près de la valeur de mille francs, en lui faisant promettre de n'en faire mention vis-à-vis de personne, ce qu'il fit sans difficulté. Voyant que ce prêtre était très touché des bontés de S. M., je lui fis encore diverses questions auxquelles il me répondit avec beaucoup de franchise.

Je lui dis derechef que S. M. savait parfaitement qu'il existait quelque part un testament de feu son époux mais qu'Elle ignorait où il était et son contenu, que ce qui l'étonnait qu'Elle avait été instruite que plusieurs membres de la famille Bonaparte en connaissaient les détails et ne s'en cachaient point. Sur cette assertion je vis que l'abbé Vignali se troublait assez visiblement, et il me répliqua à diverses reprises que c'était impossible, que ce ne pourrait pas être, vû que personne, excepté les exécuteurs testamentaires, le général Bertrand et le Comte de Montholon, ne pouvait en être instruite, qu'ils avaient besoin encore de quelque temps pour mettre ordre à une affaire aussi importante, que S. M. ait seulement l'extrême bonté de prendre patience, qu'Elle serait instruite exactement des dernières volontés du déffunt. Il y ajouta encore que, tant que MM de Bertrand et de Montholon seraient en Angleterre, il leur serait impossible de mettre la main à l'ouvrage, qu'à son départ de Londres le Comte de Montholon avait déjà eu la permission de rentrer en France, et que le Maréchal Suchet avait fait part au Comte de Bertrand que le Roi était trés bien disposé pour lui, et qu'infailliblement l'arrêt prononcé contre lui serait levé sous peu. L'abbé Vignali me répliqua à diverses reprises qu'il ne fallait pas s'attendre à des richesses parceque l'Empereur n'en possédait pas, qu'à Ste Hélène il recevait ses fonds de la Compagnie. (Il m'assura qu'à commencer du gén. Bertrand toute la suite était payée sur le même pied que jadis en France, et exactement jusqu'au dernier instant).

Je le questionnai en suite sur les fragments de mémoires que le déffunt pouvait avoir laissé. Il me répondit positivement qu'il y avait plus que des fragments, et même des mémoires écrits avec suite. Je ne pus jamais obtenir de lui qu'il me dît où ils se trouvaient et par quels moyens ils avaient été soustraits à la surveillance du gouverneur de Ste Hélène et envoyés en Europe. A la demande que je lui fis, pourquoi le docteur Andromacchi(!) n'avait pas voulu signer avec les médecins anglais le rapport fait lors de l'ouverture du corps du déffunt, il me répondit que ce médecin, quoique ce fut lui qui était chargé de l'opération, n'avait point été invité par les chirurgiens anglais à signer l'acte, que d'ailleurs le docteur n'était point du même avis qu'eux, qui attribuaient la cause de la mort à une lésion de l'estomac, tandis que lui croyait quil était mort d'une maladie au foie, que d'ailleurs le

[1]) Über den Bericht vom 29. September, auf den sich Neipperg hier beruft vgl. Schlitter, a. a. O. S. 26.



docteur Andromacchi publierait un mémoire circonstantié sur la maladie et la mort du déffunt.

L'abbé Vignali me chargea de dire à S. M. que son époux avait reçu les sacrements sept jours avant sa mort et avait montré les sentimens les plus religieux.

L'abbé Vignali retourne à Rome où il m'a dit qu'il comptait reprendre ses anciennes fonctions dans une école où il avait été employé avant son départ pour Ste Hélène. Peut-être que, si le Comte Apponyi[1]) cherchait à faire sa connaissance, il pourrait en avoir des détails sur lesquels je n'ai pas cru devoir trop appuyer dans ce moment. Il a été ici chez Louis Bonaparte à sa campagne à 4 mille de Florence, et aussi chez Mad. de Possé, fille de Lucien, qui se trouve ici avec son mari.[2]) Aucun de ces personnages n'a demandé à se présenter à S. M. qui en tout cas les leur aurait refusé.

Je suis persuadé, mon Prince, que le ministère anglais aurait pu se procurer plus de lumières dans toute cette affaire de la succession de Napoléon, pour peu qu'il eût donné plus de suite à ses recherches, et que le testament, à l'heure qu'il est, se trouve dans les mains de quelque individu de la famille Bonaparte, peut-être même en Amérique près de Joseph. Le mystère qu'on a répandu sur cet objet tient sans contredit à des vues politiques, et encore plus à des vues particulières d'intérêt de quelque membre de la famille du déffunt qu'il sera difficile de pénétrer.

Daignez agréer, mon Prince, l'hommage de mon très-profond respect.

Le Lieutenant Général
Comte de Neipperg,
Chevalier d'honneur de S. M.

---

[1]) Österreichs Gesandter in Rom.

[2]) Christine, die zweite Tochter Lucians, hatte 1818 den schwedischen Grafen Arvid Posse geheiratet.

Berichtigungen und Zusätze zum II. Band.

Seite IV Zeile 20 von unten lies „Titularherzoge" statt „Titularsherzoge";

„ VI „ 11 „ „ „ „Fontana Fredda" statt „Fonta Fredda";

„ 63 „ 2 „ „ Einen Brief Fultons an Napoleon vom 6. September 1801 veröffentlichte Duboc in der Rev. des Rev., September 1896.

„ 86 „ 6 „ „ lies „wollte" statt „wolle";

„ 89 „ 4 „ oben „ „Generalintendanten" statt „Generals";

„ 95 „ 1 „ unten: Frau v. Chastenay sagt in ihren Memoiren, II, 244: „Ich kann nicht glauben, daß er epileptisch war, wenigstens hat er öffentlich nie einen Anfall gehabt".

„ 124 „ 12 „ „ lies „allerdings" statt „allerding";

„ 137 „ 1 „ oben „ „zu Cleve und Neufchatel" statt „zu Neufchatel";

„ 211 „ 1 „ unten: Später wurden Herzoge: Junot, Herzog von Abrantés, Suchet, Herzog von Albufera, Arrighi, Herzog von Padua, Reynier, Herzog von Massa, Kellermann, Herzog von Valmy, Dalberg und Decrès.

„ 235 „ 11 „ „ lies „11. November" statt „14. Oktober";

„ 235 „ 3 „ „ „ „1807" statt „1806";

„ 260 „ 20 „ „ „ „zu nötigen" statt „nötigen";

„ 303f. wäre darauf hinzuweisen, daß, nach den Erinnerungen des Grafen Eugen Czernin (teilweise mitgeteilt von Helfert in der „Heimat", Jahrg. 1877), Napoleon nach der Schlacht bei Aspern zu Friedensverhandlungen mit Österreich geneigt gewesen wäre, wenn von diesem ein erster Schritt geschah. Namentlich habe sich Savary um den Grafen Czernin als Mittelsperson bemüht. Es kam nicht dazu.

„ 325 Anm. wäre für die Frage der Initiative in der Angelegenheit einer dynastischen Verbindung Österreichs und des napoleonischen Frankreich auf die von Helfert, „Heimat", Jahrg. 1877, S. 862 mitgeteilten Stellen aus dem Czerninschen Tagebuch zu verweisen, wonach kurz vor dem Abschluß des Friedens die Sache von französischer Seite berührt worden wäre. Graf Laborde hätte dem Fürsten Liechtenstein vertrauliche Eröffnungen gemacht, und „es wurde klar, daß bei dieser vor-

geschlagenen Heirat Napoleon selbst der Bräutigam sein wollte". Graf Czernin erklärte sich Liechtenstein gegenüber bereit, den französischen Antrag nach Totis zu überbringen. Der Fürst blieb aber dabei, von der Sache vorläufig keinen Gebrauch zu machen, „da die Heiratsproposition die ohnehin so aufgeregte Kaiserin Luise Beatrix und ihren leidenschaftlichen Ratgeber Baldacci aufs äußerste erzürnen und daher der Friede umso weniger zustande kommen würde". Damit erklärt sich auch die Stelle in dem Briefe Liechtensteins an den Kaiser: „Binnen kurzer Zeit dürfte Napoleon um Ew. M. Freundschaft bitten." (Criste, Liechtenstein, S. 147.)

Seite 330	Zeile	7	von	oben	aufzunehmen:	Miß Berry, Journals and correspondance, (London 1865, ein Auszug im Correspondant, 1904, das Jahr 1802 betreffend).
„ 331	„	18	„	„	„	Driault, Napoléon Ier et l'Italie (Revue hist. 1905);
„ 333	„	18	„	unten	„	De la Faye, La Pesse Charlotte de Rohan et le Duc d'Enghien, Par. 1904.
„ 333	„	20	„	oben	„	Picard, Bonaparte et Moreau (Par. 1905; bis zum Bruch).
„ 333	„	24	„	unten	„	Ern. Daudet, La police et les Chouans sous le Consulat et l'Empire.
„ 334	„	16	„	„	„	Plancy, Mémoires (Par. 1904).
„ 336	„	20	„	oben	„	Criste, Johann Fürst zu Liechtenstein, Wien 1905.
„ 337	„	22	„	„	„	Auriol, La France, l'Angleterre et Naples de 1803 à 1806. Par. 1904. 2 vols.
„ 339	„	23	„	„	„	Doerries, Friedr. v. Gentz' „Journal de ce qui m'est arrive au quartier de S. M. le roi de Prusse" als Quelle preußischer Geschichte (Greifswald 1906, Dissertation).
„ 339	„	15	„	unten:		Die Relationen von Ebra und Eberstein über die Schlacht von Auerstedt veröffentlichte Treuenfeld, Das Jahr 1813, Beilage 16.

Seite 339 Zeile 22 von unten lies „1881“ statt „1882“;

„ 340 „ 16 „ oben aufzunehmen: Die Memoiren von Saint-Chamans (Par. 1896) und Paulin (Par. 1895).

„ 340 „ 13 „ unten „ Sommerfeldt, Die preußisch-österreichische Politik d. J. 1807 (Forsch. z. brandenb. u. preuß. Gesch. XVIII).

„ 340 „ 10 „ „ lies „Lumbroso“ statt „Lombroso“;

„ 341 „ 24 „ „ aufzunehmen: Froidevaux, La politique coloniale de Napoléon (Revue des quest. hist. 1901).

„ 342 „ 14 „ „ „ Charles Schmidt, La réforme de l'Université en 1811 (Par. 1905), wo die einschlägige Literatur verzeichnet ist.

„ 343 „ 10 „ oben „ Coquelle, Sébastiani à Constantinople, 1806 à 1808 (Revue d'hist. dipl. 1904).

„ 343 „ 21 „ unten „ Lumbroso, Correspondance de Joachim Murat (1791—1808) Turin, 1899; Chavanon et Saint Yves, J. Murat, Par. 1905;

„ 343 „ 1 „ „ „ Sèze, Baylen et la politique de Napoléon (Par. 1904, bestätigt Titeux' Urteil zu Gunsten Duponts).

„ 344 „ 12 „ oben ist „Lucas, Erfurt etc.“ zu streichen.

„ 344 „ 3 „ unten aufzunehmen: Robinson, Wellingtons campaigns. Moores campaign of Coruña, 1808—1810 (Lond. 1904).

„ 346 „ 11 „ „ „ Helfert, „Das Kriegsjahr 1809“ in der „Heimat“, Jahrg. 1877.

„ 346 „ 23 „ „ „ Bonnal, La manoeuvre de Landshut. Etude sur la stratégie de Napoléon (Par. 1905); Chélard, Les armées françaises jugées par les habitants d'Autriche (Par. 1893).

Seite 347 Zeile 8 von oben aufzunehmen: Criste, Liechtenstein; Hoen, Aspern, Wien, 1906

„ 349 „ 11 „ unten „ Imbert de St. Amand, Les beaux jours de Marie Louise;

„ 393 „ 1 „ „ lies „Vertrag“ statt „Vortrag“.

Von jüngst veröffentlichten Werken, die sich mit dem Leben Napoleons I. im ganzen beschäftigen, ist ein kleines, reich illustriertes Buch des Berliner Universitätsprofessors Dr. Max Lenz zu nennen, das in der Sammlung „Monographien zur Weltgeschichte“ als 24. Band (Bielefeld und Leipzig, 1905) erschien. Es ist in seinem ersten Teil — Jugendgeschichte — eingehend gearbeitet und weist da den einen und andern hübschen Gedanken auf. In seinem weiteren Verlaufe freilich verliert es durch die apologetische, auf jede Kritik verzichtende Auffassung des Helden und durch zahlreiche Flüchtigkeitsfehler fast allen Wert. Im letzten Teile vollends, insbesondere vom russischen Feldzug ab, erweist sich der Verfasser, nicht nur was den dargestellten Stoff betrifft, sondern nicht selten auch im Wortlaut, so sehr abhängig von meinem Buch in dessen erster, 1889 erschienener Ausgabe, daß ich, weniger zur Wahrung meines geistigen Eigentums, als vielmehr, um nicht am Ende in den Verdacht zu geraten, ich hätte mich mit einer fremden Feder geschmückt, einige auffällige Stellen hierhersetzen muß. Man vergleiche:

Fournier.	Lenz.
III, 85:	S. 169:
Seit Anfang November begannen sich die Nachtfröste immer fühlbarer zu machen. Die Soldaten waren meist zu leicht gekleidet und litten nicht wenig. Auch vom Hunger, denn was man aus Moskau von Lebensmitteln mit fortgenommen, war bald völlig aufgebraucht. . .	Seit Anfang November gab es stärkere Nachtfröste; um so schlimmer in den leichten Kleidern der Hunger zu ertragen. Denn die Lebensmittel, die von Moskau mitgenommen, waren bald aufgebraucht.
III, 216:	S. 181:
Bald wurde es öde um den gestürzten Kaiser . . . (Napoleon zu den Garden:) Er hätte seine Existenz enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Großtaten seiner Krieger zu verkünden. Dann küßte er den General Petit, der die Garden kommandierte, küßte ihre Fahne, rief seinen „alten Brummbären“ noch einen letzten Gruß zu und fuhr von dannen.	Nun ward es öde um den Kaiser . . (Napoleon zu den Garden:) Daß er seine Existenz hätte enden können, aber er wolle weiterleben, um zu schreiben und der Nachwelt die Taten seiner Krieger zu verkünden. Er küßte den General, küßte die Fahnen, rief seinen Braven noch einen letzten Gruß zu und fuhr davon.

III, 229:	S. 186:
Er näherte sich auf Schußweite, lüftete seinen grauen Überrock und rief, seine Brust darbietend, hinüber: „Wer von Euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ Da nahmen die Soldaten ihre Mützen ab, steckten sie auf ihre Bajonette und riefen „Vive l'Empereur!“ . . .	. . . und seinen grauen Überrock lüftend, die Brust den Grenadieren darbietend, ihnen zuruft: „Wer von Euch wird auf seinen Kaiser schießen wollen?“ Ein brausendes „Vive l'Empereur“ ist die Antwort.
III, 270:	S. 190:
. . . sich der provisorischen Regierung als einfacher General zur Verfügung zu stellen, nur um die Hauptstadt zu retten und die getrennten Gegner zu schlagen, wie er sagen ließ. . .	. . . als einfacher General wolle er kommen, nur um die Hauptstadt zu retten und die noch getrennten Feinde zu schlagen.
III, 271:	S. 191:
Er habe seine politische Laufbahn vollendet, schrieb er an den Prinzregenten nach London, er komme gleich Themistokles, um am Herde des britischen Volkes niederzusitzen, und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze.	Er habe, so schrieb er dem Prinzregenten, seine politische Laufbahn vollendet; er komme gleich Themistokles, am Herde des britischen Volkes niederzusitzen und stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze.

Und das sind keineswegs alle Stellen, auf die das bekannte Verfahren der vergleichenden Quellenforschung mit Erfolg angewendet werden kann, und man sucht vergeblich nach einer Erklärung für solchen, in der deutschen Gelehrtenwelt glücklicherweise vereinzelten Vorgang. Man könnte allenfalls meinen, daß Herrn Professor Lenz der große Stoff über den Kopf gewachsen und er — nicht mehr fähig ihn zu meistern — schließlich genötigt gewesen sei, nach dem ersten besten Behelfe zu greifen. Aber auch diese Erklärung trifft nicht zu, da schon in den frühesten Abschnitten von Lenzens Buch sehr starke Anklänge an das meinige unterlaufen. So z. B. wenn ich (I, 41, 2. A.) über die bekannte Episode auf Korsika im Jahre 1792 schreibe: „Es war sein erster Staatsstreich“ und Lenz (S. 21) dafür setzt: „Sein erster Staatsstreich, könnte man sagen.“ (Unbezahlbar dieses „könnte man sagen“!) Oder wenn aus meinem (I, 77): „Au destin“ hieß jetzt sein Wahlspruch, den er der Lebensgefährtin, die er sich erkor, in den Brautring schrieb“, bei Lenz (S. 46) der Satz wird: „Au destin“, so lautete der Denkspruch, den Napoleon in Josephinens Brautring hatte eingraben lassen.“ Oder wenn eine Stelle zum Jahre 1800 bei mir (II, 1) lautet: „Zahllose Fremde pilgerten nach Paris, um die zu unsterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu

besuchen und den großen Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte", und dann bei Lenz (S. 97): „Aus ganz Europa strömten die Fremden nach Paris, um den Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte." Doch ich will nicht weiter danach forschen, wie ein Mann in angesehener wissenschaftlicher Stellung dahin gelangt sein mochte, so ganz sans phrase Teile eines fremden Buches in das seinige hinüberzunehmen; ich überlasse das den Psychologen und halte auch mit meinem Urteil über solches Vorgehen zurück. Aus Dankbarkeit. Denn die an sich ernste Sache verschaffte mir nebenbei einen sehr heiteren Eindruck. Herr Dr. G. Roloff, Privatdozent an der Berliner Universität, derselbe, an den ich, was ich heute bedauere, am Schlusse meines zweiten Bandes mehr als vier Seiten sachlicher Erörterungen gewendet habe, Herr Dr. Roloff hat im letzten Januarheft der „Preußischen Jahrbücher" diesen Band meines Werkes und unter einem den „Napoleon" von Lenz besprochen. Dabei kommt nun mein Buch natürlich sehr schlecht weg. „Insbesondere ist der vorliegende Band," heißt es da, „zum Führer für den Laien so wenig geeignet wie der erste. Denn in den Einzelheiten geht Fournier infolge falscher Forschungsmethode häufig in die Irre und die Gesamtanschauung ist verfehlt, nicht einmal ohne innere Widersprüche." Nun, ich war, wie meine Leser wissen, auf dieses Verdikt gefaßt und trage es mannhaft. Ich bin auch gar nicht überrascht, es mit keiner einzigen Zeile begründet zu sehen. Denn Herr Dr. Roloff hatte in dem Aufsatze viel Wichtigeres zu tun: er hatte für das Buch des Herrn Professors Lenz kräftig in die Posaune zu stoßen und tat es virtuos. „Grundverschieden nach Inhalt und Form ist das Buch von Lenz... daher ist denn der Napoleon Lenzens ein ganz anderer als der Fourniers", was dann zum höchsten Lobe des Ersten und zum bittersten Tadel des Zweiten weiter ausgeführt wird. Wer nun weiß — und sollte Herr Dr. Roloff es nicht wissen? — daß das Lenz'sche Buch lange Strecken weit nichts als ein oberflächlicher Auszug des meinigen, in einzelnen Fällen noch etwas Schlimmeres ist, auf den kann die Wirkung all der lobenden Tiraden und die eifrige Feststellung der „Grundverschiedenheit nach Inhalt und Form" nur eine belustigende sein. Außerdem aber hat die hieraus erwachsene Erfahrung für mich persönlich das Nützliche, daß ich mich forthin gegenüber solchen Elementen der wissenschaftlichen Kritik jedes polemischen Wortes überhoben fühle, ein Entschluß, dem sicher kein Mann von Geschmack seine Billigung versagen wird. Herr Dr. Roloff wird in Zukunft über mich und mein Werk schreiben können wie, wo und was er will: ich werde nicht darauf reagieren. Nur heute noch und nur in einem Punkte will ich ihm erwidern. Dort, wo er meine Ausführungen im zweiten Bande zu entkräften sucht, bemängelt er auch die Gründe für meine Weigerung, seinen „Napoleon I." in meine „Litterarischen Notizen" aufzunehmen, indem er mir verrückt, ich hätte einmal in der „Deutschen Litteraturzeitung" (Jahrg. 1900) nicht allzu übel darüber geurteilt. Richtig. Ich summierte damals mein Urteil

über den kleinen 215 Seiten starken Band dahin, daß ich ihn trotz der nach meiner Meinung ganz falschen Gesamtauffassung und seinen unterschiedlichen Fehlern im Einzelnen, doch noch einen „zureichenden Wegweiser für alle" nannte, „die das Wissenswürdigste über den außerordentlichen Mann unter Verzicht auf eingehendere Schilderungen und Erläuterungen und unter Verzicht auch auf jeden Nachweis der benützten Quellen kennen lernen wollen". Und das unterschreibe ich heute noch. Aber das konnte mich doch nicht veranlassen, das Buch in meinem bibliographischen Apparat zu verzeichnen, der, wie es im Vorwort heißt, „nur in der Absicht dargeboten ist, jene Leser, die mein Buch zu erweiterter Lektüre und tiefer gehender Beschäftigung mit dem Gegenstande anzuregen vermag, auf Werke zu verweisen, welche ihnen dabei am zuverlässigsten dienen werden". Zu Werken solcher Art habe ich allerdings das Opusculum des Herrn Dr. Roloff nie gerechnet. Und damit basta.

Wien, im Februar 1906.

